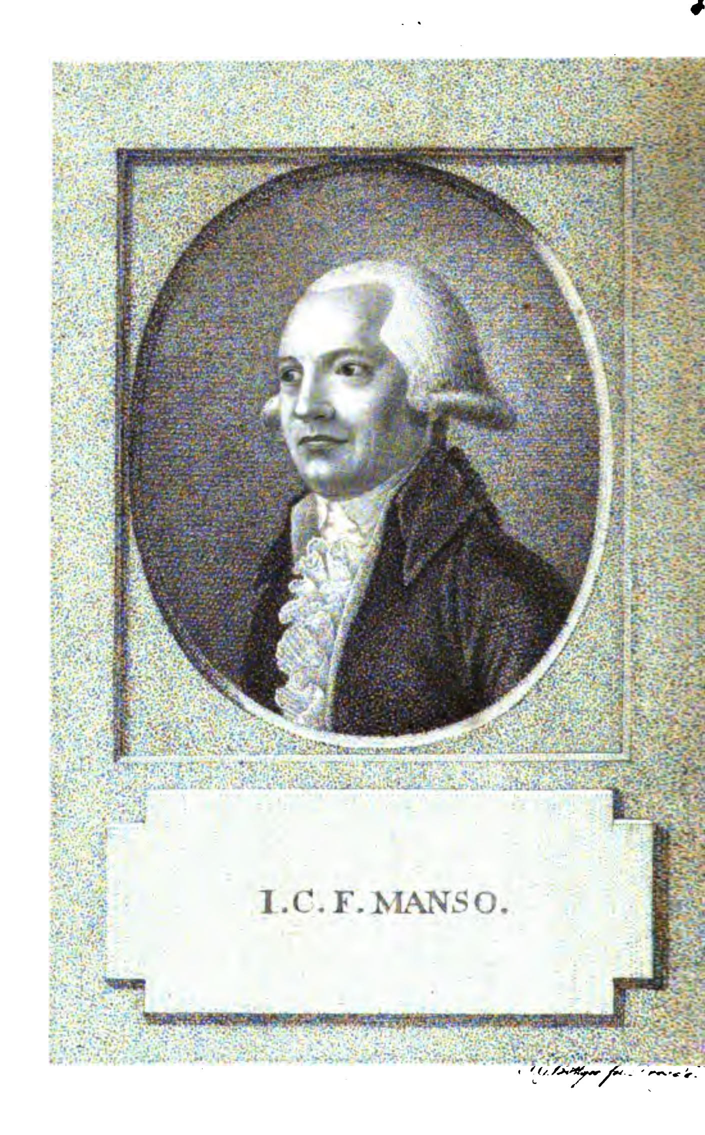

I. C. F. MANSO.

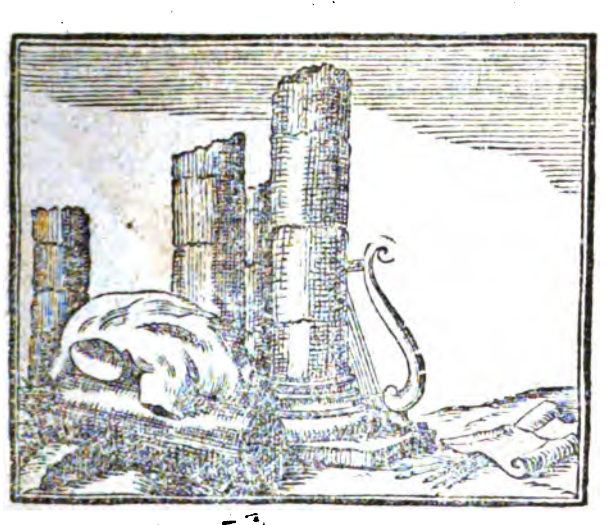
Neue Bibliothek

der schönen

Wissenschaften

und

der freyen Künste.



Drey und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1794.

In der Dyckischen Buchhandlung.

I.

Von Ovids Bildnisse auf Gemmen und Münzen.

Auf verschiednen geschnittenen Steinen und Münzen kommt der Kopf des Ovidius Naso vor. Die Aechtheit einiger unter diesen hat man bereits bezweifelt oder gar verworfen. Eine Sammlung dieser zerstreuten Nachrichten mit einigen Zusätzen über eine noch nicht gehörig beschriebne Ovidische Münze ist der Gegenstand dieses Beytrags zu den Literärnotizen über den Ovid.

Auf das ehemalige Daseyn geschnittner Steine mit Ovids Bildnisse spielt der Dichter selbst an, indem er aus Pontus den übrig gebliebnen Freunden seines Unglücks etwas witzelnd zuruft: Si quis habes nostris similes in imagine vultus, Deme meis hederas, Bacchica serta, comis. *) Der Epheuzweig sey nur ein Schmuck glücklicher Dichter; seinem Bilde zieme er nicht. Daß Ovid hier wirklich an Gemmen dachte, welche einer oder der andre von seinen Freunden in Siegelringe

 gefaßt

*) Trist. 1, 7, 1 f.

gefaßt hatten, beweisen die folgenden Verse: Haec tibi dissimulas, sentis tamen, optime, dici, In digito qui me fersque refersque tuo, Effigiemque meam fulvo complexus in auro, Cara relegati, qua potes, ora vides. Noch itzt würde es den Freunden des Dichters interessant seyn, wenn sich einer von jenen ächten Köpfen auf uns vererbt hätte. Masson hat zuerst eine Ovidische Gemme vor seinem Leben Ovids stechen lassen. Sie stellt Ovids Kopf mit einem Lorbeerkranz dar. Die Vorrede enthält nur diese sehr unbefriedigende Nachricht von ihr: sie sey aus einem alten geschnittnen Stein entlehnt, den Jul. Agapitus dem Herc. Ciofanus geschenkt habe: er habe sie in Ermangelung andrer aufgenommen, ungeachtet er an ihrer Aechtheit zweifle. Ob der V. Grund zum Zweifeln hatte, läßt sich nicht weiter bestimmen, da es ihm nicht gefallen hat, die Beschaffenheit der Gemme zu charakterisiren: Allein das hätte ihm keinen Verdacht erregen sollen, daß diese Gemme mit dem Lorbeer, und nicht, wie Ovid von den sein Bild tragenden Ringen sagt, mit dem Epheu geschmückt ist. Denn wie darf man aus jener Stelle des Ovid folgern, daß die Steinschneider stets die Stirn des Dichters mit Epheu werden geziert, und nie mit dem Lorbeer oder gar ohne Kranz werden vorgestellt haben? Und sagt nicht Ovid *), wenn anders die Stelle unverdorben ist, selbst einmal von sich: gestata est laurea nobis? Eine zweyte Gemme mit Ovids

*) Pont. 2, 5, 67.

Ovids Kopfe findet sich in der Lippertschen Dactyliothek*) wo Lippert von ihr sagt: „Carneol. Der Kopf des P. Ovid. Naso. Er kömmt genau mit einer Menge Münze überein, die ehedem in der Rondanini Cabinet zu Rom war." So einsylbig diese Angabe ist, so reicht doch der Wink, daß sie mit der Rondanini'schen (itzt als untergeschoben anerkannten) Münze übereinstimme, hin, sie für unächt zu erklären. Außer den angeführten zwey Gemmen hat sich aber noch keine andre mit Ovids Bildnisse gefunden.

Gegen die Aechtheit der Münzen, welche Ovids Namen und Bild an der Stirn tragen, läßt sich vorläufig die gegründete Erinnerung machen, daß sich in Ovids Lebensgeschichte keine Veranlassung finde, wegen der man eine Münze auf ihn hätte prägen können. Die am häufigsten erwähnte Münze war ehmals im Cabinet der Felicia Rondanini, und N. Heinsius ließ sie zuerst seiner Ausgabe von Ovids Werken vorsetzen. Es ist eine Bronze mit Ovids Kopf ohne Kranz, mit der Umschrift: ΟΥΗΙΔΙΟΣ ΝΑΣΩΝ. Spanheim **) beschrieb sie genauer und ließ sie zugleich mit der Kehrseite stechen, auf welcher ein bärtiger Kopf mit der Umschrift: MEN. ΑΣΙΟΥ befindlich ist. Diese deutete man auf einen Menander Parrhasius, den vermeintlichen Urheber der Münze, von welchem daher Spanheim,

A 3 kein

*) II. 565. (Mill. III. P. 2. n. 248.)

**) De Vſ. et Pr. Num. I, 53.

kein sehr kritischer Forscher des Münzstudiums, in einer Anwandlung von Begeisterung sagt: Ut levis terra sit huic Parrhasio, qui sacros vultus Musarum Venerumque omnium sacerdotis intercidere non est passus, quos, bona cum Augusti venia, omnes Musis Gratiisque initiati in sacrariis suis recondant! Nach Spanheim hat sie Bellori *) nachgestochen, der sie doch irrig eine goldne Münze zu nennen scheint, da sie bey Heinsius und Spanheim aereus numus heißt. Bellori giebt dem Kopfe einen Lorbeerkranz, wovon er einige, wiewohl verwischte, Spuren zu entdecken glaubte. Masson entdeckte zuerst den mit dieser Münze vorgegangenen Betrug in seiner Lebensbeschreibung Ovids **) und zeigte hierauf in einer eignen Abhandlung ***) daß ΝΑΣΩΝ auf der Münze durch einen Verfälscher aus ΚΑΙΣΑΡΕΩΝ gebildet worden, und daß diese Worte auf einen Vedius oder Veidius Pollio zu Cäsarea bezogen werden müssen. Spanheim selbst erkannte in der Folge seinen Irrthum. Die übrigen Münzen mit Ovids Namen, deren Geßner ****) noch viere nennt, brauche ich nicht weiter zu charakterisiren, da sie

*) Imagg. Poëtar. P. 2. n. 57. nott. p. 10.

**) p. 3 ff.

***) Ovid. Burm. T. 4. p. 122 ff.

****) Numi VV. Ill. ad tab. 3, 30-2 p. 101. Vgl. Rasche Lexic. numar. v. *Ovidius*.

sie offenbar auf denselben Vedius gehen, und auf der Kehrseite denselben bärtigen Kopf (wahrscheinlich einen Jupiterskopf) mit dem Namen Menander Parrhasius zeigen.

Einer genauern Anzeige scheint eine noch wenig bekannte Münze auf den Ovid, welche einer meiner Anverwandten aus Italien mitbrachte, werth zu seyn. Sie ist von Silber, von der Größe eines Louisd'or, aber stärker. Es scheint ein Guß zu seyn: die Arbeit ist gut; die Figuren erheben sich stark über die Oberfläche; die Form der Kehrseite ist verkehrt ausgeprägt. Auf der Vorderseite Ovids Brustbild ohne Kranz, mit einem faltigen Gewande, das an der rechten Schulter mit einem Knopfe befestigt ist. Das Haar kraus; die Nase sehr gebogen; das Gesicht hat sehr sprechende Züge, die aber ganz von dem auf den angeführten Gemmen und Münzen befindlichen Bilde abweichen. Umschrift: OVIDIVS NASO. Die Auslassung des Vornamens Publius scheint nichts befremdliches zu seyn, da die Alten den Dichter bald Naso, bald Ovidius, bald Ovidius Naso nannten. *) Auffallend ist die Vorstellung der Kehrseite. Eine Pompa Bacchica, unten eine Exergue ohne Inschrift. Die Hauptperson des feyerlichen Zugs Bacchus auf dem Esel, zurückgelehnt und sich mit der rechten Hand auf das Thier stützend, in der linken die Leyer haltend. Die kleinere Figur des Reiters und die hinterher gehende größere eines bärtigen

*) Masson p. 1 ff.

Alten, der mit der Rechten ein herabwallendes Gewand, mit der aufgehabenen linken etwas, vermuthlich einen Kranz, über des Reiters Kopf hält, bestimmen mich, den Begleiter für den Silen, den Reiter für den Bacchus zu halten. Daß Bacchus auf dem Esel mit dem Silen daneben zuweilen auf Gemmen vorgestellt wird, ist bekannt. *) Die Lyra, eigentlich das Attribut des Apoll, wurde auch bisweilen bey Bacchusfesten vom Silen oder von Satyrn gespielt, und Callistratus S. 899 erwähnt selbst einer Statue des Bacchus, der die Lyra auf den Thyrsus stützt. Zur linken Seite des reitenden Bacchus gehen auf der Münze drey bekleidete Weiber hinter einander mit Thyrsusstäben, vor ihnen ein alter Mann mit einer Fackel. Den Zug führt eine männliche Figur mit auf den Schultern herabfließendem Gewande an, welche, wie es scheint, die crotala schlägt. Beym Nachforschen, ob nicht irgendwo von dieser Münze Meldung geschehen, fand ich, daß sie Geßner **) wahrscheinlich schon vor Augen gehabt: „In *Thesauro Hollanderiano*, p. 227. sequens numus, quem *fusum* esse puto, Ovidio tribuitur. OVIDIVS NASO. caput. — Figurae variae ante templum.“ Die Angabe, daß die Münze vermuthlich ein Guß sey,

*) 2 B. Montfauc. Antiq. expl. T. 1. p. 238. Mariette Pierres-grav. T. 2. fig. 34.

**) Numismm. regg., popp. et urbb. Commentar. p. 99.

sen, so wie die Hauptseite überhaupt, stimmt vollkommen mit meiner Münze überein, und die sehr unbestimmte Bezeichnung der Kehrseite läßt sich ebenfalls damit vereinigen, wenn man nur annimmt, daß Geßner den feyerlichen Aufzug des Bacchusdienstes als vor einem Tempel vorgestellt dachte. Ausser der oben im Allgemeinen angedeuteten Unwahrscheinlichkeit, daß jemals Münzen auf den Ovid ausgeprägt worden, erregt das sonderbare Süjet einer Bacchischen Procession auf dieser Münze noch besondern Verdacht. Da dieser Gegenstand so häufig auf Gemmen vorkommt, so entstand hieraus die Vermuthung, die Kehrseite könne von einer Gemme copirt seyn. Dieses hat sich bestätigt, und das Exemplar, welchem die Münze unstreitig nachgebildet worden, findet sich bey Lippert. *)

Schon aus Lipperts nicht ganz genauer Beschreibung wird man die Identität beider Stücke wahrnehmen: „Silen auf seinem Esel, aber er hält in der linken Hand eine Leyer. Vor ihm her geht eine schöne Mannsperson, welche auf einer Flöte bläßt, zur Seite aber gehen drey Weibspersonen in modester Stellung und Bekleidung, und neben ihnen ein Mann mit einem Barte, und hinten beschließt den Zug ein andrer langer und ansehnlicher Mann, der halb bekleidet ist.“ In der That finde ich bey einer genauen Vergleichung der Münze mit der Gemme, die ich in einem Abdruck vor mir habe, keinen andern Unterschied, als daß die Figu-

 ren

*) Abschn. 7. S. 168. (Mill. I. P. I. n. 166.)

ren der Gemme etwas kleiner und zierlicher sind und daß hier die Gegenstände größtentheils weit deutlicher sichtbar sind und, sich besser erhalten haben, als auf der schon sehr verwischten und abgeschliffenen Münze. Wo ich daher nicht irre, so hat irgend ein Falsarius diese Ovidsmünze aus ein paar einzelnen Gemmen zusammengesetzt, wovon die eine einen alten Kopf, vielleicht mit Ovids Namen, vorstellte, die andre einen Bacchuszug. Wofern dieser Verfälscher anders etwas dabey gedacht hat, daß er gerade eine solche Scene mit Ovids Bilde zusammensetzte, so könnte er damit auf den Schutz haben anspielen wollen, dessen sich die Dichter vom Bacchus zu erfreuen hatten, dem sie daher vornemlich an den röm. Liberalien ihre Lieder darbrachten. An diesen nahm Ovid immer den lebhaftesten Antheil, wie er dem Gott Liber selbst erzählt: *) Inter quos (poëtas) memini, dum me mea fata sinebant, Non invisa tibi pars ego saepe fui.

Celle.

Lenz.

II.

*) Trist. 5, 3, 5.

II.

Lettere a Lesbia Cidonia sopra gli Epigrammi del Signor Abate *Saverio Bettinelli* sotto il nome di Diodoro Delfico. Bassano 1792. 280 p. 8.

Bettinelli ist den Kennern und Liebhabern der italienischen Litteratur längst als ein vorzüglich guter Dichter, und noch mehr als scharfsinniger und geschmackvoller Kunstrichter bekannt. Ganz gegen die gemeine Sitte begann er seine poetische Laufbahn mit größern Gedichten, Trauerspielen u. d. g. nicht mit kleinen flüchtigen Poesien, und nun beschließt er sie, womit andere anzufangen pflegen, mit Epigrammen.

„Schon seit einigen Jahren (sagt er selbst) ist „es in Erhohlungsstunden meine angenehmste Be„schäftigung, Epigrammen zu machen, zu über„setzen und nachzuahmen. Die Zeit des Bücher„machens ist für mich vorbey; Ruhe und Freyheit, „diese schönsten Güter der Menschheit, sind auch „der Lohn und Trost des Gelehrten am Ende seiner „Laufbahn, wenn er im Schoos der Einsamkeit und „leichter und kurzer Geschäfte ausruht. Die Men„schen ziehen sich von dem Alter zurück, man muß „ihnen zuvorkommen, und ihrer entbehren lernen,

„ehe

„ehe sie selbst uns dazu nöthigen. Auch ich habe „mich mit meinen, vielleicht zu zahlreichen Schrif„ten einigermaßen um meine Nation verdient zu ma„chen gesucht; jetzt ist es hohe Zeit, auf den Rück„zug aus der schönen Welt zu denken, wenn es „noch mit Ehren geschehen soll.“ Der V. schickte diese Kinder seiner Musse von Zeit zu Zeit einer geistreichen Freundinn, der Gräfinn Suardo Grismondi, mit Briefen zu, in welchen er ihr seine Ideen über diese Dichtungsart, und die Verdienste der Alten und Neuen um dieselbe mittheilte, und gelegentlich Betrachtungen über Sprache, Poesie überhaupt, so wie Anekdoten u. d. g. einstreute. Es versteht sich von selbst, daß man hier keine tiefeindringenden Untersuchungen erwarten darf. Der V. schrieb an eine Dame; er durfte also nur in so weit belehren, als er zugleich unterhalten und vergnügen konnte. Er ließ die Dornen des Gegenstandes unberührt und pflückte dafür die Blumen, die zunächst am Wege blühten. Diese seine Briefe wurden einzeln in das Giornale di Modena eingerückt, und aus diesem endlich in eine Sammlung gebracht, die 1790 unter dem Druckort London erschien, und die wir in dieser Bibliothek (43. B. 2. St. S. 320) mit ein paar Worten anzeigten. Wir ergreifen die Gelegenheit gegenwärtiger neuen und verbesserten Ausgabe, unsern Lesern das Interessanteste aus einem Buche mitzutheilen, das in Deutschland doch nur in sehr wenige Hände kommen dürfte. Es ist eine alte und wahre Bemerkung, daß unser Stolz gewöhnlich mit unserer Unwissenheit

wächst.

wächst. Dieß gilt von ganzen Nationen, wie von Individuen. Die Deutschen, die sich am meisten um die Litteratur fremder Völker bekümmern, hegen im Durchschnitt auch die gemäßigste Vorstellung von dem Werth ihrer eigenen; die übrigen cultivirten Nationen Europas hingegen, die nächst ihrer mehr oder weniger unvollständigen Bekanntschaft mit den Alten, sich größtentheils ganz auf ihre eigene Litteratur einschränken, sind auch im gleichen Grad ausschweifender mit den Lobeserhebungen, die sie derselben ertheilen. Nirgend aber ist dieses Nationalvorurtheil mächtiger und allgemeiner, als bey den Italienern. Wenn man ihren Schriftstellern und vorzüglich ihren Kunstrichtern glauben wollte, so hätten sie, wie fast in sämmtlichen Künsten und Wissenschaften, so auch in allen Gattungen der Poesie den Gipfel der Vollkommenheit erreicht, und alle neuere Nationen unendlich weit hinter sich zurückgelassen. Bettinelli ist einer von den Wenigen, die sich von diesem lächerlichen Vorurtheile, wenigstens in etwas, losgerissen haben. Seine vertraute Bekanntschaft mit der französischen Litteratur überzeugte ihn, daß seine Landsleute den Franzosen doch in dieser und jener Gattung nachstehen müßten, und eine eben so genaue Kenntniß der englischen und deutschen Sprache würde ihn belehrt haben, daß in andern Gattungen die Italiener von den Dichtern dieser Nationen weit übertroffen werden. Bettinelli gesteht, daß die italienische Poesie einen gänzlichen Mangel an guten Epigrammatisten habe, einen eben so großen Mangel als die französische Littera-

tur

tur daran einen wahren Ueberfluß habe. Ein Hauptgrund davon ist ohnstreitig der Genius der italienischen Sprache, der für leichte Spiele des Witzes nichtsweniger als geschickt, und der vorzüglich ganz die Kürze und Gewandheit fehlt, die die Seele des Epigramms ist. Unser Verfasser sucht diese Erscheinung, wie natürlich, lieber aus andern Ursachen zu erklären. Eine derselben ist ihm der ernste Charakter der Nation (Und doch ist Italien das Vaterland der Bouffons, der Harlekine, des Carnevals!) Eine andre findet er in dem früh sich entwickelten Hang der Schriftsteller zu großen und gelehrten Werken. Die Novellen selbst, sagt er, machten bey uns ganze Bände aus, obgleich Boccaz für die Unterhaltung des schönen Geschlechts schrieb. Dieser Geschmack an den Novellen, und die Art von Witz, die Boccaz in dieselben einführte, war Schuld, daß das feinere Epigramm bey den Italienern keinen Eingang fand. Drey ganze Jahrhunderte hindurch blieben die Novellen Lieblingslectüre der Nation, und der Decamerone erhielt unzählige Nachahmer. Und nicht genug. Genau dieselbe Art des Witzes drang in das Lustspiel und die erzählenden komischen Gedichte: in diesem Ton lachten Berni, Bibiena, Macchiavel und ihre Nachfolger. Sie sind voll beißender, schlüpfriger, freyer, aber nicht epigrammatischer Einfälle. Nur Alamanni und einige wenige andere machten Versuche im ächten Sinngedichte, allein sie verließen den gebahnten Weg, verirrten sich von der richtigen Straße, und wurden schaal und platt. Wagten

sie

ſie Ueberſetzungen griechiſcher Epigrammen aus der Anthologie; ſo raubten ſie ihnen ihre ganze Anmuth. So fiel dieſe Gattung in Italien in eine Verachtung, aus der ſie ſich bis itzt noch nicht hat erhohlen können.

Der Begriff, den Bettinelli von den Epigrammen giebt, iſt nichts weniger als beſtimmt und genau, ſondern äußerſt ſchwankend und willkührlich. „Alle Definitionen dieſer Gattung, die ich kenne, „ſind nur halbe Definitionen. Doch, darauf „kömmt auch weniger an, als auf ihren Zweck, den „man weder allein auf Erregung von Lachen, noch „allein auf Zärtlichkeit und Rührung (tenerezza), „auf welche letztere die Griechen ſo viel hielten, ein„ſchränken darf. Da das Epigramm der ältere „Bruder der Fabel, oder (um allen Streit zu ver„meiden, und keinen entſcheidenden Ausſpruch zu wa„gen) die Fabel ältere Schweſter des Epigramms „iſt, ſo ſollte es vorzüglich der Belehrung gewidmet „ſeyn. Meiner Meinung nach ſollte die Moral „die Seele von beyden ſeyn; die Moral, die immer „einer Einkleidung bedarf, wenn ſie eine günſtige „Aufnahme finden will. Uebrigens umfaßt das „Epigramm Alles, und ſein weites Gebiet macht „eine genaue Definition unmöglich. Lob und Tadel, „Tugend und Laſter, Schönheit und Häßlichkeit, „Pöbel und Helden, Herz und Geiſt, Erhabenheit „und Einfalt, nichts iſt ihm fremd.“ (Freylich, wenn man alle kleinen Gedichte noch ſo verſchiedener Art unter dem Namen Epigramm zuſammenfaßt, ſo wird es unmöglich, eine allgemein geltende

Beſtim-

Bestimmung des Begriffes Sinngedicht aufzustellen; allein, wodurch ließe sich wohl jenes Verfahren rechtfertigen? Bettinelli ist in der Kritik dieser Gattung ein solcher Latitudinarius, daß er folgenden Vers: Carminibus quaero miserarum oblivia rerum, in vier italienische Zeilen überträgt:

Del tristo viver mio
Co' versi miei col canto
Cerco di farmi incanto
Cerco un amico obblio.

und dieses Ding dann ohne Bedenken ein Epigramm nennt!)

Bey der Schilderung des epigrammatischen Geistes der Franzosen im 2ten Brief wird jeder Freund der Sprache und Litteratur dieses jetzt so unglücklichen, der Barbarey mit schnellen Schritten zueilenden Volkes, mit trauriger Rührung und einem tiefen Seufzer das Tempi passati! aussprechen. Doch, je schrecklicher die Szene ist, die Frankreich jetzt dem Blick des Beobachters darbietet, desto lieber wird er ihn in die Vergangenheit zurückwerfen, desto willkommner wird ihm jeder Beytrag zu einer treuen Schilderung jenes frühern und bessern Zustandes seyn, wo der unvertilgbar komische Geist der Nation sich in Schwachheiten und Thorheiten und gaukelndem Leichtsinn, nicht wie jetzt unter Mord und Greueln aller Art, zeigte.

S. 12. „Die Franzosen haben, wenn ich mich so ausdrücken darf, einen nie zu löschenden Durst nach Epigrammen. Paris ist ihr Geburtsort, wo sie

sie schnell von Mund zu Munde gehen, und von wo aus sie sich mit unglaublicher Geschwindigkeit über das ganze Reich verbreiten. Auf den Posten und in den Wirthshäusern regalirte man mich gewöhnlich mit den neuesten beym Deßert, als wären es frühzeitige Früchte... Ich befand mich zu einer Zeit in Frankreich, die für die Nation nicht unglücklicher hätte seyn können. Sie ward zu Lande und zur See geschlagen, ihr Handel war zernichtet, sie erlag unter der Last von Auflagen — allein ich fand hier die Wahrheit des Ausspruchs bestätigt: daß ein satyrischer Einfall einen Franzosen für alles mögliche Uebel tröste. Noch sind mir mehrere Epigramme im frischen Andenken; so oft hörte ich sie damals wiederhohlen; Epigramme gegen die Pompadour, die Generale, die sich so fleißig von den Preußen und Engländern schlagen ließen, gegen die Minister, die Geistlichkeit, den Erzbischoff und das Parlament, die in einem nicht minder heftigen Krieg begriffen waren. Auch ich hatte, bey Gelegenheit der Vorfälle in Portugall, des la Valette und der Jesuiten überhaupt, die nebst den Jansenisten an die Reihe mußten, wenn man über die Unfälle in Canada und bey Rosbach genug gespottet und gewitzelt hatte, die Ehre, der Gegenstand von Vaudevilles und Epigrammen zu seyn. Allein, ich gestehe gern, daß meine Eitelkeit dadurch nicht sehr geschmeichelt ward, und ich beschloß, mich nach den Grenzen zu ziehen, und Voltairen, der mich eingeladen hatte, einen Besuch abzustatten. Ich verließ dieses Land, das gewiß eines der merkwürdigsten

moralisch-politisch-komischen Phänomene darbot; ein Volk, das beym Donner der Kanonen und unter Niederlagen sang und lachte! Ein anderes Phänomen war Paris, wo man Jeden, der ein erträgliches Epigramm an das Licht brachte, als einen berühmten schönen Geist mit Fingern zeigte. Auf einmahl ward er der Modeautor, in den besten Gesellschaften gesucht und ausgezeichnet; selbst der berühmteste Schriftsteller ward an diesem Tage neben ihm nicht bemerkt. Aber sein Ruhm dauerte gewöhnlich auch nur Einen Tag; denn am folgenden beschäftigte man sich mit einem andern Bonmot, das dann gleichfalls nach einem glänzenden Lebenstag in Vergessenheit sank. Sie glichen den Schmetterlingen, so wie Alles in diesem sonderbaren Lande; alles entstand und verging, wie seine Epigrammen. Es ist wahr, sie lebten alle, der Reihe nach, wieder in dem Merkur und den Journalen auf; aber wie ganz anders erschienen sie da, als bey ihrem ersten Auftritt. Sie schmachteten, hatten mehr das Ansehn von Todten als Lebendigen, es fehlte ihnen alles — der Reiz der Neuheit."

„Nur der allerkleinste Theil von diesen Epigrammen hatte wahren innern Werth. Die besten waren ohnstreitig die von Voltaire. Und das ist kein Wunder. Ich suchte ihn auf seinem Landgute bey Genf auf, und fand ihn in der Unterhaltung vollkommen so, wie in seinen Schriften. Das Epigramm schien auf seinen Lippen zu wohnen, und aus seinen Augen zu blitzen, die wie zwey helle Sterne leuchteten. Das Feuer derselben bestand, so wie seine Worte, aus einer Mischung von Anmuth

much und Bosheit. Er hatte sich einen eignen Styl gebildet, den er im Sprechen wie im Schreiben beybehielt; selten sprach er natürlich, wie andere Leute; alles hatte bey ihm eine sinnreiche oder witzige Wendung. Ohnerachtet seiner wiederhohlten Einladungen hätte ich ihn doch vielleicht nicht aufgesucht, denn ich gestehe, ich fürchtete seine veränderliche Laune und seine ungebundenen Grundsätze; allein ein Zufall führte mich ihm zu. Ich war über Lüneville gegangen, dem König Stanislaus meine Aufwartung zu machen. Eines Tages kam die Rede auf Voltaire. Dieser hatte dem König geschrieben, er sey gesonnen, eine halbe Million in lothringischen Landgütern anzulegen, und (wie er sich ausdrückte) in der Nähe seines Marc Aurel zu sterben. Zugleich schrieb er dem Pater de Menoux (Beichtvater des Königs) Mon âge et les sentimens de religion, qui n'abandonnent jamais un homme élevé chez vous, (den Jesuiten) me persuadent que je ne dois pas mourir sur les bords du lac de Geneve. Der König hätte ihn gern wieder an seinem Hof gehabt, und wegen seines geliebten Lothringens, für welches er seine Millionen verwendete, lag ihm jene halbe Million nicht wenig am Herzen. „Aber ich traue ihm nicht, sagte der König, ich habe ihn genug kennen lernen; ich sehe, daß er sich gern eine Thüre öffnen möchte, nach Frankreich zurückzukehren, und drum nimmt er gegen Menoux die religiöse Maske vor. Indeß, wenn er wirklich klug geworden wäre, so sollte er mir willkommen seyn.“ Bey meiner Abreise nach Lyon sagte der König:

Da könnten sie ja einen Abstecher nach Genf machen, und sehen, ob es Voltairen ein Ernst ist? Ich gehorchte, und fand ihn bey meiner Ankunft zu Delices in seinem Garten. Ich ging auf ihn zu, und gab mich zu erkennen... „O, rief er aus, ein Italiener, ein Jesuit, ein Bettinelli, erzeigen meiner kleinen Hütte nur zu viel Ehre. Ich bin ein Bauer, wie Sie sehen (hier zeigte er mir seinen Stock, der an dem einen Ende eine kleine Hacke und an dem andern eine kleine Hippe hatte) mit diesem Instrument säe ich die Frucht, wie den Sallat, Körnchen für Körnchen, und so ist die Aernte davon reicher, als von dem, was ich in Büchern für das Beste der Menschheit ausgesäet habe.“. Einen überraschenden Eindruck machte seine sonderbare und groteske Figur auf mich. Eine schwarze Sammtmütze ging ihm hart an die Augen, und unter dieser hatte er eine dicke Perücke auf, die einen großen Theil des Gesichts bedeckte, auf dem die Nase uud das Kinn noch ungleich spitziger hervorragten, als auf den meisten Gemälden, die man von ihm hat. Der Körper war übrigens von Kopf zu Füßen in Pelzwerk gehüllt. Sein Blick und sein Lächeln waren voll Ausdruck. Ich äußerte mein Vergnügen über den guten Zustand seiner Gesundheit, die ihm erlaube, dem Winter so im Freyen zu trotzen. — „O, ihr Herren Italie-„ner bildet euch ein, wir verkröchen uns wie die „Murmelthiere, die dort oben auf den Gipfeln jener „Gletscher und Eisberge wohnen. Allein diese „sind für uns nur Schauplatz und Perspektive.

„Hier

„Hier am Genfersee, gegen den Nordwind geschützt, „beneiden wir eure Como- und Garda-Seen nicht, „und ich stelle hier an diesem einsamen Orte den „Catull auf seiner kleinen Insel Sirmio vor: Er „machte gute Elegieen und ich mache gute Land-„wirthschaft.“ (et io fo della buona *Georgica*, ein unübersetzliches Wortspiel.) Ich brachte nunmehr meine Briefe vom König von Pohlen zum Vorschein, mit dem ersten Blick darauf war ihm alles klar, und sieh da ein neues Epigramm auf meinen armen königlichen Auftrag! „Oh, mein lie-„ber, rief er, als er mir diese Briefe abnahm: „bleiben Sie hier bey uns. Hier athmet man die „Luft der Freyheit, die Luft der Unsterblichkeit. „So eben habe ich eine große Summe auf den An-„kauf einer kleinen Herrschaft, Ferney, nicht weit „von hier, verwendet: da denke ich mein Leben „fern von Schurken und Tyrannen zu beschließen. „Doch — lassen Sie uns nach Hause gehn.“ So war mein Lothringer Traktat zu Ende, und diese we-nigen Worte des alten Schlaukopfs trugen meine Großbothschafterwürde zu Grabe. — — Nie konnte er Italiens, das er übrigens an den Himmel erhob, erwähnen, ohne Ausfälle auf die italienische Sklaverey, die Inquisition rc. zu thun. Oft fiel das Gespräch auf den König von Preußen, Berlin und Potsdam. Ich brachte ihm Grüße von der Gräfin Bettink, einer sehr geistreichen Dame, seiner ehemaligen Freundinn am Preußischen Hof, die ich in Lüneville getroffen hatte. Er schien etwas betroffen; vermuthlich weil ihm einfiel, daß sie sehr

geschäftig gewesen war, ihm die Gunst des Königs wieder zu verschaffen, die er durch seine Schuld verscherzt hatte. Sie hatte mir diese Vorfälle ganz anders erzählt, als Voltaire sie in seinem historischen Commentar vorstellt. Es kam jemand mit der Nachricht, der König habe nach seinem letzten Verlust den Herzog von Zweybrück geschlagen, die Belagerungen von Neiß und Leipzig vereitelt, die Oesterreicher nach Böhmen zurückgedrängt u. s. w. Est-il possible? sagte Voltaire, cet homme me surprend, et je suis fâché de m'être brouillé avec lui. Ein andermal bewunderte er an diesem Könige la célérité de César, und dann strömte er wieder die bittersten Epigramme gegen ihn aus. Er hatte einen Affen, Namens Luc, mit dem er spielte, den er *mon Luc*! rief, und eben diesen Namen brauchte er auch bisweilen, wenn er vom König sprach. Ich äußerte mein Befremden über diese Verwechselung von Namen. „Sehen Sie nicht, war seine Antwort, daß mein Affe jedermann beißt und dann lacht?“ —— Auf sein Verlangen hatte ich ihm 1760 meine Bemerkungen über einige Irrthümer mitgetheilt, die sich in seine Histoire universelle Italien und die italienische Litteratur betreffend, eingeschlichen hatten. Er dankte mir in einem Brief, worin er zugleich, nach seiner Art, über die Inquisition, die Sklaverey, die Freyheit der Engländer, die Heucheley der Genfer Geistlichen haranguirt und mit folgenden Worten schließt: Avez-vous entendu parler des poésies du Roi de Prusse imprimées? C'est celui-là

qui

qui n'est point hipocrite, il parle des Chretiens comme Julien en parloit. Il y a apparence que l'Eglise grecque et l'Eglise latine réunies sous Mr. de Soltikof et sous M. de Daun l'excommuniéront incessamment à coups de canon: il se défendra comme un diable. Nous sommes bien sûrs qu' il sera damné, mais nous ne sommes pas encore si certains, qu' il sera battu. Pour nous autres François nous sommes écrasés sur terre, annéantis sur mer, sans vaisselle, sans vaisseaux, sans argent, présque sans esperance, mais nous dansons fort joliment. Je ne danse point, mais je sens tout vôtre mérite etc. —— —— Ich hatte oft meine Betrachtung über die Fruchtbarkeit seines Geistes und die Magerkeit seines Körpers. Es ist wahr, er wiederhohlt sich in seinen Werken oft; allein welcher Schriftsteller hat mehr witzige, sinnreiche Sachen gesagt? Ich glaubte bisweilen, sein langsamer, abgebrochener mündlicher Vortrag rühre davon her, daß er Zeit zu gewinnen suche, einen Einfall zu haschen; allein dieser Vortrag war ihm zur Gewohnheit geworden, und man wähnte, eines seiner Bücher zu lesen, wenn man ihn sprechen hörte. Er mischte oft italienische Brocken ein, und citirte Stellen aus Tasso und Ariost, wiewohl nach französischer Aussprache, von der er sich nicht losmachen konnte. Ich äußerte meine Verwunderung, wie er den Ariost, der so sehr nach seinem Geschmack zu seyn scheine, in seinem Versuch über die epische

Poesie so sehr habe mishandeln können. Wir gingen tiefer in die Materie ein, und es ward mir leicht zu erweisen, was für ein großer Dichter Ariost sey; daß er verdiene, von Voltairen anders als unter dem Charakter eines Possenreißers und Phantasten betrachtet zu werden, und daß seine Fehler die Fehler seines Zeitalters wären. Er versprach mir, ihn von neuem zu lesen, und wirklich ist das, was er in den neuen Ausgaben jenes Versuchs vom Ariost sagt, ungleich billiger und treffender. — Ueber einige Stücke meiner Gedichte (Sciolti) sagte er mir viel Schmeichelhaftes, besonders über die Lobsprüche, die ich dem König von Preußen ertheile, über den Wink Galileo betreffend, die Lobrede auf Newton u. s. w. Er erstaunte über meinen Muth in diesen Zügen. Ich erwiederte, wie er hieraus sehen könne, daß nicht so viel Aberglaube und Sklaverey in Italien herrsche, als er sich einbilde, und daß es daselbst ja mehr Republiken für die Freyheit gebe, als in einem andern Lande. „Ach, „sie haben nur eine halbe Freyheit. Die Engländer, besitzen sie ganz. Ihre Schriftsteller muß „man lesen, wenn man lernen will, denn nur sie „sagen, was sie denken, und von ihnen allein habe „ich gelernt." Auf diese Weise, fuhr er fort, gegen Mönchsgeist, Aberglauben, die Inquisition des römischen Hofs u. s. w. zu sprechen, und führte das Bonmot des Cardinals Paßionei, gegen einen Reisenden, an: „Durch ein Wunder hat die Kirche „dieß Jahr nichts verloren." —

„Eines

„Eines Tages speißte ich mit ihm auf seinem [illegible] Landgute Ferney. Nach Tische sagte er zu mir: „Ich habe zu viel gegessen; ich werde nicht „lange leben, mein neues Haus zu genießen. Allein man muß genießen, und ich bin ein Schlemmer. Horaz war es auch, und jeder geht seinem „Vergnügen nach. Man muß das Kind wiegen, „bis es einschläft.“ Man sieht, er gehörte zur Heerde Epikurs, so wie er im andern Stück Diogenes war. Abwechselnd machte er den Sokrates und Aristipp. Ueber Tronchin und seine Recepte lachte er, ob er ihnen gleich, seinem eignen Geständniß nach, Leben und Gesundheit verdankte. Dieser berühmte Arzt war übrigens mit seinem Patienten übel zufrieden und ich sah ihn nur Einmahl bey ihm. Als ich Tronchin den Tag vor meiner Abreise diesen meinen Vorsatz meldete, versetzte er: Desto besser. Es ist so ein wahres Wunder, daß er Ihnen in diesen Wochen nicht einen von seinen gewöhnlichen Streichen gespielt hat. Nemo sic impar sibi. Partez, mon Pere, bien peu d'honnêtes gens peuvent se vanter d'une telle égalité d'humeur Voltairienne.. —

„Am liebsten und häufigsten richtete Voltaire auch in der Unterhaltung seine Ausfälle gegen die berühmtesten Schriftsteller. Man weiß, wie er Rousseau, Maupertuis, Pompignan &c. mit denen er in offner Fehde lebte, behandelt hat; aber auch selbst seine Freunde, Montesquieu, Duclos, Helvetius u. a. schonte er nicht. Die Schrift de l'Esprit war eben damals erschienen und hatte in

Paris großes Aufsehen gemacht. Voltaire kritisirte sie mit diesen Worten: Le titre louche, l'ouvrage sans méthode, les choses communes ou superficièlles, et le neuf faux ou problématique. Duclos, setzte er hinzu, hat dem Helvetius Muth gemacht, das Buch drucken zu lassen; Duclos caustique et dur et de mauvais goût. Dieses Urtheil schien mir sehr wahr. Ich selbst war in Paris Zeuge gewesen, wie Duclos und die übrigen Philosophen sich scheu zurückzogen, als das Ungewitter gegen Helvetius und sein Werk ausbrach. Helvetius hatte sein Buch selbst den Personen von der königlichen Familie überreicht, und war (da er im Dienst der Königinn stand) allenthalben sehr gnädig empfangen worden. Ich kannte den W. und freute mich mit ihm. Er war ein vernünftiger, sanfter, allgemein beliebter Mann, dem niemand ein solches Buch zugetraut hätte. Allein wenige Stunden darauf wurden mir im Vorzimmer des Dauphins die Augen geöffnet. Der Prinz kam aus seinem Gemach, hatte das Buch in der Hand und sagte: „er gehe zur Königinn, um ihr die „schönen Sachen zu zeigen, die ihr Maitre d'hotel „habe drucken lassen." Nun brach der Sturm los, über den Voltaire sich herzlich ergötzte. „Der Narr, sagte er, am Hof den Philosophen, und in der Philosophie den Hofmann machen zu wollen!" Die sonderbarste Aeußerung aber, die ich in Paris über dieses Buch hörte, kam aus dem Munde der F. v. Graffigny (der berühmten Verfasserinn der Cenie und der Peruanischen Briefe.) Sie war die

Tante

Tante des Helvetius von mütterlicher Seite; ich glaubte sie partheyisch für ihn zu finden, und fand sie neidisch auf den Ruhm ihres Neffen. „Sollten „Sie wohl glauben, sagte sie mir, daß ein guter „Theil des Werks und fast alle Noten Kehricht aus „meinem Apartement ist? Er hat es aus meiner „Unterhaltung zusammengestoppelt, und ein Dutzend „Bonmots von meiner Livree geborgt.“ Voltaire lachte sehr über diese Kritik und erzählte mir eine Menge ähnlicher Züge von Pariser Schriftstellern und schönen Geistern, die alle mehr oder weniger mishandelt wurden, bis auf d'Alembert, la Harpe und noch ein paar seiner enthusiastischen Verehrer. Von den Herren Deguignes und Barthelemi, die keinen Glauben an seine ägyptisch-chinesische Colonie hatten, sprach er mit vieler Verachtung. Die einzige Person, deren er immer mit warmen und uneingeschränktem Lob gedachte, war die Marquise du Chatelet, von der er mehrere Gemälde in seinen Zimmern hatte, und die er mir eins nach dem andern mit den Worten zeigte: Mon immortelle Emilie! — —

Sechster Brief. Ueber einige gewöhnliche Fehler der Sinngedichte. „Man muß wohl auf seiner Huth seyn, wenn man nicht überlistet werden will. Oft blendet das Epigramm durch irgend einen unerworteten Schimmer, oder durch den Namen eines großen oder doch berühmten Dichters. Vorzüglich galt das von Voltaire, dessen Namen man nur zu hören brauchte, um etwas schönes und vortrefliches zu erwarten. Manches Epigramm schlüpft

schlüpft ungerügt durch, obgleich der Gedanke en
weder falsch ist, oder sich auf ein Wortspiel, eine
Gegensatz in Worten rc. gründet. Bald ist de
Einfall weit her geholt, bald gemein und trivial
kurz die meisten sind entweder schmutzig oder frostig
(i più consistono in una freddura o in un
sozzura.) So kann man die hinterlassenen Werk
Martials definiren, die ganz allein aus Epigramme
bestehen, die sich größtentheils um Wortspiele, An
tithesen und Doppelsinn drehen, und der demohnet
achtet ein klassischer Autor ward." Auf dieses offen
bar allzustrenge und ungerechte Urtheil folgt noc
eine sonderbarere Aeußerung: „In der That schein
es mir gegen den guten Geschmack zu seyn, den Epi
grammatisten von Profession zu machen, Epigram
men zu Hunderten zu verfertigen, und kein andere
Denkmahl von sich zu hinterlassen. Das Epigram
matisiren muß man wie ein Spielwerk treiben, ma
sollte nur dann die Feder ergreifen, wenn sich ei
Einfall gleichsam aufdringt, wenn uns ein Gedank
wie ein Blitz durch die Seele geht u. s. w." Rich
tig, aber wenn jemand nun solche gute Gedanken z
hunderten und tausenden hat; (diese Voraussetzung
schließt wenigstens keine Unmöglichkeit ein) warum
sollte er nicht Epigrammen zu hunderten machen
und wenn sein poetisches Talent bloß auf diese Gat
tung eingeschränkt ist; (dieser Fall ist sogar häufig
warum sollte er sich dennoch in andern Gattunge
versuchen? Nur dann, wenn er dem Rath des B
folgte, würde er den guten Geschmack beleidigen
nicht aber, wenn er seinem Genie und seiner Be

stimmung

stimmung folgt. Ist es erlaubt, ein Epigramm zu machen, so muß es auch erlaubt seyn, ganze Bücher davon zu verfertigen, vorausgesetzt, daß sie gut sind. — Der V. zählt nun, aber auch nicht mit hinlänglicher Vollständigkeit und Schärfe, die Fälle auf, in denen man sich des Epigramms als einer erlaubten Waffe des Angriffs oder der Vertheidigung bedienen dürfe.

Ueber epigrammatische Nachahmer und Plagiatoren. „In Frankreich, wo diese Dichtungsart so beliebt ist, werden griechische, römische und andere neuere Dichter ohne Scheu geplündert, weil nur äußerst wenige, außer ihrer Muttersprache, irgend eine andere verstehen. Wie viel fremde Federn könnte man ihren Sängern, wie viel Blumen den Beeten ausrupfen, die in ihren Journalen, Almanachen und den unzähligen Sammlungen flüchtiger Poesien blühen! Ich, der ich sie lese und die Originale ein wenig kenne, stoße auf eine Menge, die wörtlich übersetzt oder doch nur mit sehr geringen Veränderungen nachgeahmt sind. Die Zeit her sind ich unsere lateinischen Cinquecentisten häufig geplündert, die so viel schöne Distichen und Epitaphien in Hexametern oder Hendecasyllaben im Geschmack der elegantesten Latinität verfertigten. Schade, daß sie ihnen in italienischer Sprache nicht eben so gut glückten. Allein damals herrschte die Nachahmung, ja fast eine abgöttische Verehrung der Alten, und man schrieb und dichtete nur für Gelehrte. Unter den Franzosen sind jenes Jahrhundert und jene Sprache gleichsam unbekannte Länder,

wo

wo sie mit Sicherheit auf Raub ausgehen können. Nun ist es zwar allerdings im Epigramm, wie in der Fabel, erlaubt, fremde Ideen nach seiner Art einzukleiden, allein man muß nicht für den ersten Erfinder gelten wollen. Wer einen fremden Gedanken poetischer einkleidet, ihm mehr Schärfe, Kraft, Anmuth giebt, die Ideen besser ordnet &c. hat allerdings eben so viel und oft mehr Verdienst als der erste Erfinder, den nicht selten bloß ein glückliches Ungefähr leitete. Noch ist oft Streit über den Vorzug der verschiedenen Arten und Weisen einen Gedanken vorzutragen. Einer verlängert ihn durch Zierrathen, ein Anderer kürzt ihn ab, um ihn kräftiger zu machen. Wer thut am besten? Dieß hängt oft von dem Geschmack des Lesers ab; Boileau zog folgende berühmte Zeilen allen andern Sinngedichten vor:

> Ci-gît ma femme, oh qu' elle est bien
> Pour son repos et pour le mien!

Denselben Gedanken findet man in folgenden vier Zeilen, aus denen er in jene zwey zusammengezogen ward:

> Ci-gît ma femme, ah qu' elle est bien!
> Pouvoit-on mieux finir notre peine commune?
> Rien à présent ne l'importune,
> Et je crois mon repos aussi grand que le sien.

Dieß heißt nicht plündern, sondern neu machen, indem das erstere ungleich schöner ist, als das leztere. Hier ist meine Uebersetzung:

Mit

Mia moglie è qui: oh come ben ci stà,
Per la sua per la mia tranquillità.

Oder will man es noch kürzer?

Oh come ben mia moglie qui sen giace
Per la sua per la mia pace!

Das erstere, weniger kurze, gefällt mir gleichwohl besser. Und warum? O, wer kann immer das warum angeben? Ich sage, es ist mehr nach meinem Geschmack, und der Geschmack legt keine Rechenschaft von seinen Urtheilen ab."

S. 59. Ueber die Nachahmungen der griechischen Anthologie: „In Werken des Genies ist es, wie in Sachen der Mode. Hundert Frauenzimmer setzen einen und denselben Hut auf dieselbe Weise auf, und doch steht er sicher unter allen Einer am besten. Der Grund, der in unendlichen Kleinigkeiten liegt, ist gleichwohl vorhanden, und muß vorhanden seyn, wenn er sich schon nicht in Worten ausdrücken läßt. Die Mode selbst ist oft eine hundertmal copirte Antiquität, und man könnte fast berechnen, wie viel Jahre verfließen müssen, eh ein alter Gebrauch wieder als neu auftreten kann. Oft darf der Zwischenraum nicht einmahl eine ganze Generation betragen. Wir Italiener, die wir an den Anblick alter Statuen, Gemälde, Basreliefs, Medaglien und Kameen gewöhnt sind, sehen oft in Damen, die auf das prächtigste nach der neuesten Mode geputzt sind, wahre Antiquitäten. Unserm Jahrhundert gebührt der Ruhm, sie in die Alterthümer Griechenlands eingeweiht zu haben, und

statt

statt sie à la françoise zu putzen, schmückt es sie à la grecque. Unsere Garderoben sind wahre Anthologien. Die Betrachtung eines Frauenzimmers nach der Mode ist, Dank sey dem Genius unserer Zeit! eben so lehrreich, als die Betrachtung alter Medaillen und Basreliefs, und das, was sonst eine Satyre gegen eine Dame war, ist jetzt ein Lob, nämlich, wenn man sie eine alte Münze nennt. Man darf sich daher nicht wundern, daß ein Epigramm aus der Anthologie für modern gilt, wenn es gut und geschickt vorgetragen, das heißt, in einen gefälligen und eleganten Styl gekleidet ist. Dieß ist immer die Hauptsache. Es gleicht dann einer Mode, die eine schöne und reizende Person trägt. Selbst Voltaire verschmähte, als er schon im Besitz manches Lorbeers war, diesen geringern Kranz nicht, und man findet in seinen Werken mehrere Nachahmungen griechischer Sinngedichte u. s. w."

S. 66. „Die Franzosen sind, vermöge ihrer Lebhaftigkeit und der leichten Wortfügung ihrer Sprache, vorzüglich zum Epigramm geschickt. Vermöge ihrer Frivolität, ihres Leichtsinns sind sie überdieß aufgelegter zur Munterkeit und zum Lachen. Es ist nicht wahr, daß sie im vierzigsten Jahre ernst und gesetzt würden: die Veränderung geschieht immer im Verhältniß der natürlichen Grundlage ihres Charakters, und wenn sie gleich in jenem Alter weniger lebhaft sind, so sind sie doch nicht wie die übrigen Europäer ernsthaft, sondern so wie Franzosen. Nirgend sah ich so viele muntere und

lustige

lustige Alten, und wenn die Senatoren ihren Namen von der Bedachtsamkeit und Ruhe des Alters erhalten haben, so wüßte ich nicht, wie man in ganz Frankreich einen Senat zusammenbringen wollte, wie ich ihn in Venedig und Genua gesehn habe. Wie viel komische Scenen fallen nicht bey ihren Parlamentsversammlungen vor, wie mischte sich das Lächerliche nicht immer in ihre Kriege, selbst in den berüchtigten Krieg der Fronde, mitten unter Blutvergießen und die Wuth des Partheygeistes! Zu meiner Zeit erzählte man eine Menge Bonmots, zu denen ein Lit de Justice Gelegenheit gegeben hatte, und gleichwohl ist dieß die höchste und feyerlichste Versammlung der Nation! Sie leben ein frohes und vergnügtes Leben, sind liebenswürdig in der Unterhaltung, die beste Tafel ist ihnen nichts ohne Munterkeit, sie sind in beständigem Treiben nach Galanterie, Witz, Bonmots, kurz nach Stoff zum Lachen. Eine Büffonerie tröstet sie über das größte Unglück. Dieß scheint das Blut zu seyn, das die ganze Nation durchströmt, und der Lebensgeist, der sie beseelt. Ich liebte sie deshalb, und hätte gern das schöne Geheimniß, das vorzüglich in Paris allen Menschenklassen ein so vergnügtes Leben verschafft, mit mir nach Italien genommen. Aber das hieße Paris versetzen, diese aus vielen Städten zusammengesetzte Stadt, oder richtiger, diese Provinz, diese von Mauern eingeschlossene Nation! Man glaube doch den Träumen der neuern Philosophisten von dem allmächtigen Einfluß des Klima nicht. Lutetien war ehedem ein fe-

stes Schloß und der Kaiser Julian fand die Lebensart ernst und streng, und noch vor wenig Jahrhunderten war es die armselige Residenz eines armseligen Königs, der die Herrschaft des Reichs mit einer Menge Suveräne theilte, und heut zu Tage herrscht Paris auch ohne König nicht allein über alle seine Provinzen, sondern über alle Nationen, die hier ihre Colonien haben, so wie umgekehrt Rom seine Colonien aussendete. Mir schien Paris nicht allein die Hauptstadt von Frankreich, sondern von ganz Europa. So wie es von der einen Seite ein Auswuchs des Reichs, ein Geschwür ist, das die Lebensäfte desselben verschlingt und verdirbt, so hat doch auch von der andern die große Bevölkerung, der große Luxus, der Handel, die Menge der Theater, Akademien, Schulen, Manufakturen u. s. w. auf Einem Platze, viel Schönes und Gutes hervorgebracht, und den Talenten aller Art neue und unermeßliche Laufbahnen geöffnet. Mit Erstaunen betrachtete ich oft die Waaren, die von hier aus in alle vier Welttheile versendet werden. Auf Karossen, die eben abgingen, stand: à Petersbourg, auf Ballen Büchern à Quebeck, auf Kisten mit Stoffen ꝛc. à Vienne, Londres, Stockholm etc. Von hier aus verbreiteten sich durch das ganze Reich nicht allein Moden, sondern auch Sitten, Gebräuche, Maximen und Grundsätze, so daß heut zu Tage zwischen Personen, die in Bretagne und Normandie, und andern, die in Provence und Languedoc erzogen worden, sich sehr wenig Verschiedenheit findet, wie ich auf meiner Reise selbst beobach-

beobachtete, als ich absichtlich diese in Rücksicht auf Klima und Ursprung so verschiedenen und entgegengesetzten Provinzen besuchte. Doch besitzen die Franzosen einen, von Paris unabhängigen, allgemeinen Charakter von Kekheit, Muth und Ungestüm, den schon Cäsar und Tacitus an ihnen bemerkten, und den Italien in den neuern Einfällen französischer Heere erfahren hat. Es ist wahr, diese Flamme verlodert schnell, dieß beweißt schon der Ungestüm und die Glut derselben, die nicht von Dauer seyn können, so wie ihre Unfähigkeit zur wahren Kriegszucht, der die Deutschen sich aus Phlegma, und die Italiener, Spanier und Engländer aus Ueberlegung unterwerfen. (!) Zwar bemerkt man einige Verschiedenheiten des Charakters und der Physiognomie unter den Bretagnern, Normannen, Picards und den Bewohnern der südlichen Provinzen, aber weit größer ist die Verschiedenheit zwischen den Franzosen im Ganzen genommen und den übrigen Europäern. Ihr auszeichnender Charakter ist Lebhaftigkeit, Veränderlichkeit, Lustigkeit, Fröhlichkeit, die aber nicht selten in Verwegenheit, Unbesonnenheit, Insolenz, Uebermuth, Einbildung, Leichtsinn und Bißigkeit (mordacità) ausarten. Lebhaftigkeit aber ist und bleibt die Hauptgrundlage aller ihrer guten und bösen Eigenschaften. Diese neigt sich gewöhnlich zur Munterkeit und zum Lachen; daher ihr Hang und ihr Wohlgefallen an Bonmots, Satyren, galanten oder spöttischen Verschen. Auch hierin zeichnen sie sich von andern Nationen aus. Bey keiner gelten die Weiber

so viel, und nirgend sind sie gleichwohl so sehr der ewige Gegenstand der Satyre. Seit Moliere ist der Ehestand ein Objekt der allgemeinen Verspottung. Boccaz und nach ihm die ersten Komiker des 15. Jahrhunderts schilderten auch bey den Italienern unanständige Scenen, die die Ehe in ein lächerliches Licht setzten; aber diese weniger frivole, gesetztere Nation fand nicht so allgemeines, nicht so beständiges Behagen an dieser Entweihung, als die Franzosen. Bey diesen herrscht der Unsinn noch und steigt immer höher, das heiligste und sanfteste gesellschaftliche Band den Verbundenen gleichsam zur Schande anzurechnen, so daß sie gezwungen sind, selbst über die ernsthafteste und wichtigste Angelegenheit des Lebens zu lachen, wenn sie nicht wollen, daß man über sie lachen soll. Wenn Ausländer ihre Dichter und Romanschreiber lesen, so müssen sie glauben, in Frankreich wären alle Ehemänner gleichgültig, und alle Eheweiber ausschweifend: die schöne Frucht ihres übertriebenen Hanges zum Lustigmachen! Allein, wenn man auch nur kurze Zeit unter ihnen lebt, so bemerkt man bald das Gegentheil, und ärgert sich über die Frivolität, deren sie sich selbst anklagen, ohne sich jemals zu bessern. Dieser Gegenstand allein hat bey ihnen tausend Epigrammen hervorgebracht, die aber größtentheils eben so sehr gegen den guten Geschmack, als gegen Anstand und gute Sitten verstoßen. Ein Meister in diesem Fache ist der Marquis de Villette, der Erbe Voltairs, der aber nicht die Anmuth, sondern nur etwas von der Skurrilität seines Geistes und

seiner

seiner Manier geerbt hat. Seine epigrammatischen Gedichte haben etwas Plumpes, sind weitschweifig, und bloß gereimte Prosa.“

S. 74. „Der Nationalcharakter der Franzosen drückt sich auch ihren Tisch- und Trinkliedern ein, die so häufig gesungen werden, und von Mund zu Mund gehen, so wenig auch die Nation im Ganzen Anlage zum Singen hat. Ohne sich zu kümmern, was ein feines Ohr dabey leidet, stimmt jeder Franzos keck sein Liedchen an, weß Alters und Standes er auch seyn mag. Selbst die gesetztesten, übrigens ganz unmusikalischen Damen, wie die berühmte Sevigné, wollen doch wenigstens eine Nodearie wissen, die sie oft, aber ohne alle Prätension wiederhohlen. Auch Greise mit rauhen Kehlen vergessen ihrer Jahre, stimmen ihr Liedchen an, und fürchten nicht, welches anderwärts unausbleiblich der Fall seyn würde, sich lächerlich zu machen. Werden Sie mir glauben? selbst an der feyerlichen Tafel eines vornehmen französischen Ambassadeurs, jetzt berühmten Staatsministers, stimmte täglich beym Deßert ein alter Edelmann aus seiner Suite, mit dem Pokal in der Hand, äußerst rauher Stimme und im falschen schneidenden Tone, ein Liedchen mit einem Refrain von Gregoire und Gregoire, das kein Ende nahm, an. Dieser Edelmann war der Jopas der Bankete Sr. Excellenz. Oft mußte ich lachen, wenn ich bey solchen Gelegenheiten, blos weil ich ein Italiener war, durchaus Musik verstehen sollte. Kein Mensch ließ sich ausreden, daß die Italiener von Natur Lerchen

und Nachtigallen wären, denn la musique Italienne war ja zum Sprüchwort unter ihnen geworden! Wie oft wurde ich sehr höflich ersucht, mich hören zu lassen, und sie vergaßen den ihnen sonst nicht unbekannten satyrischen Einfall gegen die Jesuiten (die sich des Chors und der Psalmodie der übrigen Religiosen nicht bedienten): daß die Raubvögel nicht singen! Mehr als einmahl antwortete ich auf diese Aufforderungen, man erzeige meiner Nation zu viel Ehre, wenn man sie für so musikalisch halte; außer dem Theater und den Kirchen wären wenig Prersonen so verwegen, dieses so schwere Metier zu treiben, wodurch man sich, wenn man nicht reüßire, so leicht lächerlich machen könne. Etwas anders, fuhr ich fort, ist es bey den Franzosen. Diese sind alle Sänger von Profession, scheuen dabey die Kritik der Kunstverständigen nicht, singen Alle und allenthalben, ja sie rauben selbst ihren Künstlern ihren Ruhm, indem in den Opern oft das ganze Parterr mit in eine Arie einfällt. Wir Italiener singen weder im Theater noch bey der Tafel. Ja, unterbrach mich jemand, das wissen unsere Minister wohl, und wenn sie den Verlust einer Schlacht befürchten, so sorgen sie im voraus für ein paar sangbare Chansons, die das Publikum bey guter Laune erhalten.... O wie leicht und gemächlich ist doch die Regierung einer Nation, der man durch ein solches Divertissement ihr Unglück, ihre Laster, und die Bürde des monarchischen, ja oft selbst despotischen Joches vergessen machen kann! Bey andern Nationen, die weniger natürlichen Leichtsinn

und

und weniger Munterkeit besitzen, würden ähnliche Versuche wohl schwerlich gelingen. Bey den Franzosen aber erzeugt und verstärkt dieser Hang die Geselligkeit, die Zusammenkünfte, Festins, die Schauspiele u. s. w. In England bringt die Politik, in Holland der Handelsgeist, in Deutschland das Spiel und der Wein die Menschen zusammen; in Italien und Spanien kömmt man zusammen um zu murren und zu räsonniren: in Frankreich allein sucht man sich zu erheitern und zu belustigen. Dieß gilt nicht allein von Paris, sondern von dem ganzen Reiche, und diesen Geist der Geselligkeit zu nähren, nehmen sie mit jedem Chanson, mit jeder Nouvelle des Mercurs, den Quodlibets, Enigmes, Rebus, Charades, Calembourgs etc. vorlieb. Kein anderes Volk hat so eine glückliche Laune, ist so liebenswürdig im Umgang, so gefällig. Ja, sie lachen oft herzlich über sich selbst, und spotten nicht allein über die französische legéreté, frivolité, inconsequence, sondern auch über ihre étourderie, fatuité, impertinence, pétulance, follie etc. Vielleicht dürfte jemand einwenden, die Italiener und die übrigen Europäer wären nur entfernt von einer solchen komischen Scharlatanerie oder Bisarrerie, wir verstünden uns besser, jedes Ding am rechten Orte und zu rechter Zeit zu thun, wir wüßten, wo Ernst und wo Scherz hingehöre, kurz wir wären Männer und keine Gaukelpuppen oder Affen. Allein dagegen streitet die große Autorität eines Philosophen und Gesetzgebers, von dem man doch erwartet, daß er sich über Nationalvorurtheile

erhebe. „Wenn der Mensch ein geselliges Wesen ist, sagte er, so verdient der Franzose vorzugsweise Mensch genannt zu werden“ (Le françois est l'homme par excellence!) Sollte man glauben, daß ein Ausspruch dieser Art in — Montesquieu steht? Hierin aber stimmt ihm die ganze Nation bey, und daher kömmt das berühmte Sprüchwort: „in Paris lebt, anderwärts vegetirt man.“ Dieß glaubt man denn auch ganz treuherzig in Frankreich; drum läuft alles nach Paris, und in den Provinzen schämt sich Jedermann, wenn er nicht wenigstens einmahl dort gewesen ist. Diese Provinzen betrachten sich gleichsam als strafbar, wenigstens beklagen sie es, daß sie nicht Paris, oder doch zu entfernt von diesem Mittelpunkt irrdischer Glückseligkeit sind. Für dieses Unglück kennen sie nur Einen Trost, wenn auch nicht Pariser, doch Franzosen, das heißt Bewohner des ersten Reichs der Welt, des Musterlandes aller übrigen zu seyn. La politesse, l'art de plaire, la grace, les manieres, le savoir vivre und hundert ähnliche Ausdrücke, an denen ihre Sprache einen Ueberfluß hat, führen sie beständig, und sie ausschließend im Munde. Immer vergleicht sich der Franzose mit den Ausländern, und immer zieht er sich und alles, was ihn umgiebt, vor. Ein liebenswürdiger Mann zu seyn, gilt mehr als Rechtschaffenheit und Verdienst; wer nicht gefällt und unterhält ist ein Pedant. Die häßlichsten, ungestaltetsten Personen thun nicht auf das Gefallen Verzicht; jeder wendet den größten Fleiß auf die Cultur des Körpers, auf Bewegungen,

gen, Gang, Kleidung, jeder will eine angenehme Figur spielen, jeder sucht sich so viel möglich eine offene, frische, lachende, einnehmende Physiognomie zu geben. Er hat guten Ton ist das größte Lob, das man einem Menschen beylegen kann, obgleich dieser Ausdruck eben so dunkel und schwankend ist, als: Ton der guten Gesellschaft; zumahl, da er wie eine Mode wechselt, und jede Klasse der Gesellschaft allein Anspruch drauf macht. Die Hofleute, die Offiziere, die hommes de lettres, alle glauben ihn allein zu besitzen, vorzüglich die Damen von der großen Welt, und Paris; dieß zur Glückseeligkeit ihnen so unentbehrliche Paris, daß einst eine Dame im Gefühl seines hohen Werthes ausrief: „Paris in dieser Welt, und in jener das Paradieß.“

Zehnter Brief. Ueber das Verhältniß der italienischen zur lateinischen Sprache in Rücksicht auf das Epigramm. Der V. gesteht selbst, daß es fast unmöglich sey, eine lateinische Zeile durch Eine italienische auszudrücken. Dieß erfuhren auch die besten lateinischen Dichter des 15. Jahrhunderts, die gewöhnlich ihre Verse selbst in das Italienische zu übersetzen pflegten. So sind z. B. die schönen Epigramme von Navagero (Lusus) ohne Vergleich besser im Lateinischen als im Italienischen. Den andern neuern Sprachen aber wird diese letztere von Bettinelli, wie man erwarten kann, weit vorgezogen. Seine Urtheile über das Französische und Deutsche sind zum Theil sonderbar genug. So behauptet er unter andern, „es sey gewiß, daß die

Franzosen anfangs alle Buchstaben, die sie jetzt noch schreiben, aber in der Aussprache unterdrücken, ausgesprochen hätten z. B. be-a-u-co-up, to-u-jo-urs, A-o-ust!!" Viele Monosyllaben bewiesen immer, daß eine Sprache noch roh und unausgebildet, oder doch ihrer Natur nach keine sonderlichen Harmonie fähig sey. „Das Deutsche und noch „mehr das Englische ist voll einsylbiger Wörter. „God, man, bread — Mond, Kof (Kopf) Prot „(Brod) Wain (Wein) und im Franz. pain, vin, „eau und hundert andere haben weder eigenthüm„liche Farbe noch Charakter, wenn sie nicht von „Beywörtern unterstützt werden. Man vergleiche „damit die italienischen Worte Iddio, uomo, „cielo, mare, vino, fuoco etc. die alle Cha„rakter und mahlerische Physiognomie besitzen. „Que due o aperti di fu-o-co non fan sentir „la forza, non chiamano e scuotono a così „dire? Nel cupo del *tuono* mi par trovare „una pittura, così *grandine* ha dello strepito „col *gran* e la caduta col *dine* *Tonnère* et „grêle dipingono, ma son ben inferiori." ! S. 106. rügt der V. einen lächerlichen Fehler von Marmontel, der in der Encyclopädie behauptet hatte, die o in den Wörtern Capitano, mano, invano, Cristo, acquisto, misto in der ersten Stanze des Tasso wären stumme o, wie das End e der französischen weiblichen Reime — Allein hat er in seinen kecken Aussprüchen über das Englische und Deutsche, das er noch weit weniger zu kennen scheint, als Marmontel das Italienische, nicht

nicht ähnliche Sünden begangen? Gegründeter sind seine Bemerkungen über das Unpoetische und den Prosaismus der französischen Verse und Diction. S. 109. „Ist es wahr, daß ein Madrigal, eine Grabschrift, oder irgend eine Inschrift ausnehmend schön seyn muß, um auf Beyfall Anspruch machen zu dürfen; welche Politur, welche Anmuth der Diction, welche Leichtigkeit und Ungezwungenheit des Ausdrucks wird nun nicht das Epigramm bedürfen, das mehr als jede andere kurze Composition den Dichter nöthigt, einen bloßen scherzhaften Einfall, einen höchst einfachen nackten Gegenstand durch die Reize der Sprache zu schmücken, um ihm eine hervorstechende Schönheit zu geben. Freylich ist es nur eine Kleinigkeit, aber desto mehr bedarf es des Talentes und Styls, um Vergnügen zu machen, so wie Miniaturgemälde nicht den geringsten Flecken und Fehler vertragen, sondern nothwendig das schönste reinste Colorit haben müssen. Diese Eigenschaft aber findet man bey französischen Dichtern, denen ihre unpoetische Sprache im Wege steht, äußerst selten. In den höhern Dichtungsarten zumahl, als der Ode rc. sind die Werke ihrer besten Dichter voll prosaischer Stellen, die schlechterdings unerträglich seyn würden, wenn man sie in das italienische oder eine andere poetische Sprache wörtlich übersetzen wollte. Eine von den schönsten Episteln Voltairs ist diejenige, die sich anfängt: O maison d'Aristippe, o Jardins d'Epicure etc. Die Beschreibung seines Landguts und des Genfersees ist eine der poetischsten Stellen, die man irgendwo findet:

D'un

D'un tranquille océan l'eau pure et transparente,
Baigne les borts fleuris de ces champs fortunés;
D'innombrables coteaux ces champs sont couronnés;
Bacchus les embellit: leur insensible pente
Vous conduit par degrés à ces monts sourcilleux
Qui pressent les enfers et qui fendent les cieux..

Aber wie will man den folgenden Vers übersetzen

Le voilà ce théâtre et de neige et de gloire..

und noch mehr die folgenden: O bizarre Amédeé, wo der Ausdruck ohne Uebergang aus dem Erhabenen in das Prosaische und selbst in das Triviale und Poßirliche fällt? Nachdem er den Lorbeer der griechischen Sieger bey Marathon auf das edelste besungen hat, setzt er hinzu, dieß ist ihr Diadem,

— — ils en font plus de compte
Que d'un cercle à fleurons de marquis et de comte..

Und so geht es abwechselnd weiter. Die schönste Poesie ist mit der niedrigsten Prosa vermischt. Voltaire kannte seine Sprache und Nation, die an diese Armuth edler Ausdrücke gewöhnt sind und eine solche Mischung vertragen. Er kannte überdieß den Hang seiner Landsleute zur Lustigkeit, bey dem sie die Verbindung des Scherzes und der Satyre selbst in der Behandlung der edelsten und erhabensten Gegenstände nicht allein verzeihen, sondern sie beynahe von dem Dichter fordern. — — (S. 153.) Die satyrischen, burlesken, so wie die galanten Sinngedichte machen weniger Ansprüche auf Poesie, als die zärtlichen, moralischen, philosophischen und

und komischen; kein Wunder daher, daß die Franzosen, deren prosaische Sprache, so wie ihr munterer Geist sich mehr zu jenen neigen, auch einen grossen Ueberfluß daran, so wie an den letztern einen grossen Mangel haben. Ihnen genügt der einfache, ungeschminkte Ausdruck eines flüchtigen Scherzes und eines überraschenden Einfalls. Die Schwierigkeit des Reims, mit denen ihre Sprache kämpft, macht überdieß, daß sie wortreich werden, und sich manchen Pleonasmus, manche ganze und halbe Flickzeile erlauben. Die Declamation ihrer Verse entspricht dem Inhalt und Ausdruck derselben. Wer Verse sowohl als Prosa nach ihrem Geschmack vorlesen will, der muß sich eines höchst einfachen und einförmigen Tones befleißigen. Sie hassen alles, was wie Prätension aussieht, so sehr, daß ihr Widerwille gegen alle Affektation selbst zur Affektation wird. Ich konnte wenigstens darin nie Natur finden, so sehr sie sich auch Mühe gaben, natürlich zu scheinen. Doch ist nicht zu läugnen, daß sie selbst aus der Unvollkommenheit ihrer Sprache manchen reellen Vortheil zu ziehen gewußt haben, und daß ihre Schriftsteller in allen Gattungen, wo die sogenannte familiäre Sprache (in Fabeln, Briefen, Dialogen) an ihrem rechten Orte ist, Meisterstücke geliefert haben, dergleichen keine andere neuere Sprache aufweisen kann. Die Epitres von Greßet, Voltaire, Bernard, Dorat u. a. sind einzig in ihrer Art."

Ueber Goldoni finden wir S. 215. eine Aeusserung, die uns desto mehr befremdete, da wir sie

nicht

nicht allein zuerst, sondern auch einzig und allein von
einem Italiener, einem Landsmann des neulich
verstorbenen Dichters hörten. „Goldoni, sag
unser B. ward durch seinen Bourru bienfaisan
in Frankreich zum Terenz, nachdem er bis in sei
hohes Alter in Italien Plautus gewesen war.
Ich nenne dieses Lustspiel sein, obgleich Personen
die ihn genau kannten, nicht begreifen, wie er
der der französischen Sprache so wenig kundig, und
mit dem Geist des höhern und feinern Lustspiels s
wenig vertraut war, auf einmahl und in seinen Jah
ren sich einen Styl erwerben können, den nie ein
Italiener, wenn er gleich von früher Jugend an
diese Sprache getrieben, erreicht hat, und wie e
jenes Lustspiel mit einer Regelmäßigkeit, Feinhei
und in einem so guten und reinen Geschmack vollen
den können, der nicht das geringste mit der Manier
gemein hat, der er so lange Jahre hindurch und in
einer so großen Anzahl dramatischer Werke treu ge
blieben war."

Wir kommen nun auf den Haupttheil des Buchs
die Sinngedichte des B., bey dem wir uns aber aus
guten Gründen nur kurz verweilen werden. Der
größte Theil derselben besteht aus Uebersetzungen und
Nachahmungen griechischer, lateinischer, meistens
aber französischer Epigrammen, unter denen sich
die wenigen eigenen Erfindungen des B. ganz ver
lieren, zumahl da es ihm nicht gefallen hat, sie
näher zu bezeichnen und von den Nachahmungen zu
unterscheiden. Einige wenige Proben werden hin
reichen, Kennern der italienischen Sprache ihren
Werth

Werth oder Unwerth zu zeigen. Epigrammen, die Empfindungen, Bemerkungen, moralische Züge und Sentenzen enthalten, die sich mehr dem Madrigal, dem Liede nähern, sind ihm meistens, und oft in einem hohen Grad gelungen; desto weniger glücklich ist er, unserm Gefühl nach, in den bloßen Spielen des Witzes gewesen. Die meisten Einfälle haben unter seiner Bearbeitung mehr Politur und Glanz erhalten; aber ihren Stachel, die feine Spitze ganz oder doch zum Theil eingebüßt. Zuerst geben wir ein paar Beyspiele von eignen Epigrammen, wiewohl wir aus dem angeführten Grunde bloß Vermuthungen folgen können.

D'un bell'abito rosso a un Cavaliero
Presa misura il Sarto se n'è andato:
Chiamatel', grida il Conte, che ho scordato
Farla pur prender d'un vestito nero.

Amore con maschera di Satiro.

A. Chi sei maschera oscena ed impudente?
B. Non riconosci un Nume a te presente?
A. Ah non sei certo un greco nume antico.
B. Fatto moderno ho tutto il mondo amico.
A. Jo t'odio come un satiro lascivo.
B. Pure sempre a tutti caro e vissi a vivo.
A. Oh l'impostor.
B. Eppur ognun mi loda,
Son detto Amore, e son l'Amor di moda.

Auf einen Autor, der eine Menge Anzeigen von seinem neuen Werke drucken ließ.

Si, leggo nel cartello
Vendersi dal Sempiero
Il tuo libro novello:
Ma che si venda è vero?

Der kluge Entschluß.

Alla ſua figlia Irene
Dicea l'avaro Ardegliò,
Prender marito è bene,
Ma non prender è meglio.
Ed ella a lui, d'inianto
Parlate, ed io v'intendo,
Facciamo il bene intanto,
Al meglio or non pretendo.

All' autor d'un Giornale.

Va un Giornaliſto altero,
Che a' dotti è ſuo meſtiero
Di diſpenſar la gloria;
Riſponde a lui la ſtoria,
Tanta ne dona altrui
Che non ne reſta a lui.

Auf eine Betſchweſter.

Perchè mai Madonna Teſſa
Chiedi, amico, si sovente,
E sì a lungo si confeſſa?
Jo tel dico immantinente,
Ella parla di ſè ſteſſa.

Nun auch einige Beyſpiele von Nachahmungen. Eine glückliche Beſchreibung des Epigramms enthält folgendes lateiniſche Diſtichon:

Omne

Omne epigramma sit instar apis; sit aculeus illi,
Sint sua mella et sit corporis exigui.

Die Uebersetzung von Wieland übertrifft noch das Original:

Das Sinngedicht muß gleich der Biene seyn,
So süß wie sie, so stechend und so klein.

Bettinelli giebt es so:

Qual ape ogni epigramma
Suo pungol abbia acuto,
Di dolce mel sua dramma,
E corpicciuol minuto.

Unserm Gefühl nach hat folgendes schöne Gedichtchen sehr in der Uebersetzung unsers V. verloren:

P. Que fais-tu dans ce bois plaintive tourterelle?
T. Je gemis, j'ai perdu ma compagne fidelle,
P. Ne crains-tu pas que l'Oiseleur
Te fasse mourir comme elle?
T. Si ce n'est lui, ce sera ma douleur.

Tortor dolente a che mettendo lai
Per questi boschi vai?
Perdetti, ahimè, l'amica mia fedele.
E non temi tu pur l'armi omicide
Del cacciator crudele?
Ah senza lui già il mio dolor m'uccide.

Noch stellen wir einige französische und lateinische Epigrammen und Madrigale neben die Nachahmungen unsers V., über deren Werth wir den Lesern das Urtheil überlassen:

Hippolita Torella an ihren abwesenden Gatten vor dessen Gemählde von Raphael.

Sola tuos vultus referens Raphaelis imago
Picta manu curas allevat usque meas;
Huic ego delicias facio, assideoque, jocorque,
Alloquor et tanquam reddere verba queat,
Assensu nutuque mihi saepe illa videtur
Dicere velle aliquid et tua verba loqui:
Agnoscit, balboque patrem puer ore salutat,
Hoc solor longos decipioque dies.

Pinta da Rafael tua immago sola
Tempra gli affanni miei,
Fo vezzi, e giuochi, e rido e parlo a lei
Qual s'abbia la parola:
Parmi non so che spesso
Dirmi, e far cenni in tuo linguaggio espresso;
Ravvisa il padre in quella tela muta
Il fanciul balbettando e lo saluta,
Così consolo, e vo facendo inganno
Ai mesti giorni che sì lenti vanno.

Qu'est ce qu' Amour?

C'est un enfant mon maître,
Et qui l'est, belle Iris, du Berger et du Roi;
Il est fait comme vous, il pense comme moi,
Mais il est plus hardi peutêtre.

Cos' è Amore?

E un fanciul, ch' è mio Signore,
Come del Re pur anco e del pastore:
Tutto, Clori gentil, somiglia a voi,

Sol

Sol ne' pensieri suoi
Ci va del par con me:
Ma forse un po' più ardimentoso egli è.

Notre Curé crie et s'emporte,
Il me défend d'aimer Lubin,
Il me dit d'aimer mon prochain,
Et Lubin demeure à ma porte.

Mamma; perchè gridare,
Ch' a Tirsi io parlo tanto?
Voi dite pur ch' ho il prossimo ad amare,
Ma la casa di Tirsi è qui da canto.

Volez papillon libertin:
Aux fleurs de nos vergers le printems vous rappelle,
Plus pressant qu' amoureux, plus galant que fidele
De la rose coquette allez baiser le sein,
D'aimer et de changer faitez-vous une loi,
A vos douces erreurs consacrez vôtre vie:
Ce sont là des conseils que j'aurois pris pour moi,
Si je n'avois point vu Silvie.

Va pur vaga farfaletta,
Or a questo or a quel fiore,
S'inconstanza ognor t'alletta,
Cambia obbjetto e cambia amore;
Anch' io così farei,
Se Silvia non vedean questi occhi miei.

Bettinelli macht den französischen Epigrammatisten, und nicht immer ohne Grund, den Vorwurf, daß sie den Anstand, die Sittsamkeit und den guten

Geschmack oft allzu gröblich beleidigten; allein er selbst hat sich von diesem Fehler nicht ganz frey erhalten. Z. B. S. 134. Presso ad entrar nel letto nuziale etc. und gar S. 190.

A un poeta di gran fama
Scappa un peto innanzi a Dama.
Ei quel suon scoprir si affanna
Dimenando pur la scranna,
Ma la Dama a lui rivolta,
Dice; amico, questa volta
Benchè bravo e pronto vate,
Voi la rima non trovate.

III.

Zerstreute Blätter von J. G. Herder. Fünfte Sammlung. Gotha 1793. 376 S. 8.

Die vierte Sammlung der zerstreuten Blätter beschäftigte sich größtentheils mit Gegenständen aus der morgenländischen Litteratur. In der gegenwärtigen kehrt der berühmte Verfasser auf vaterländischen Boden zurück, und unterhält seine Leser von Menschen und Geisteswerken, die sie in mehrerer Rücksicht zu lebhafterer Theilnahme auffordern, wenn gleich zwischen dem Entstehen, der Existenz, dem

dem Genius und zum Theil selbst der Epoche ihrer Wirksamkeit, und zwischen uns, unsern Ideen und unmittelbaren Bedürfnissen mehrere Jahrhunderte inne liegen. Wenn ein Mann von Geist, tief eindringenden und vergleichenden Blick auch die entfernteste Vorwelt schildert, so wird doch sein Gemälde seinen Zeitgenossen äußerst lehrreich werden; wie vielmehr erst dann, wenn die dargestellten Gegenstände, die dem Staub und der Vergessenheit entzogenen Compositionen, aus Zeiten stammen, die mit den Begebenheiten und Revolutionen ihrer Tage mehr als Eine große und auffallende Aehnlichkeit haben!

Der erste Abschnitt dieses Bandes enthält einige ausgewählte Dichtungen des berühmten J. V. Andreä, unter der Aufschrift Parabeln. Dieser vortrefliche, aber mehr von seinen schwachen als seinen bessern Seiten bekannte Kopf gab 1619 zu Strasburg Mythologiae christianae sive virtutum et vitiorum vitae humanae libri tres heraus; eine Sammlung Dichtungen oder Apologen, wie er selbst sie nannte. Schon 1786 erschien, auf Herrn Herders Veranlassung und mit einer Vorrede von ihm, eine Auswahl der bessern Stücke in einer guten Uebersetzung, die jedoch wenig bekannt ward. Herr H. hatte selbst in seinen jüngern Jahren eine Anzahl derselben übersetzt, und aus diesen wählte er die hier zusammengestellten Stücke. Ueber den Werth derselben können wir mit Hrn. H. nicht ganz übereinstimmen. Sie sind nicht allein keine Muster der Composition in ihrer Art (dieß räumt er selbst

ein): sie sind, als Werke der Dichtung betrachtet, in jeder Rücksicht höchst fehlerhaft, ohne diese Fehler durch irgend eine Schönheit zu ersetzen. Aus jedem Stück leuchtet Andreás edle, menschenfreundliche Seele, seine genaue Bekanntschaft mit dem Geist, den Mängeln und Bedürfnissen seines Zeitalters, sein heller Blick in die verborgensten Quellen des Uebels, sein Haß gegen das Laster, den Despotismus aller Art, seine Liebe zur Tugend, Weisheit, vernünftiger Freyheit hervor; aber fast jedes Stück ist auch ein Beweiß, daß er nicht zum Dichter geboren war. Seine ohne Ausnahme verunglückten Fictionen unterstützen, beleben und erleuchten nicht seine an sich wahren, zum Theil feinen und treffenden Bemerkungen, Lehren und Sittensprüche. Die Moral wird vielmehr durch dieselben in ihrer Wirkung geschwächt, so wie eine plumpe und ungeschickte Rüstung die Kräfte des Streitenden mehr lähmt, als stärkt. Zu den Namen Parabeln sind sie wir errathen kaum wie gekommen. Parabel, sagt Herr H. ist eine Gleichnißrede, eine Erzählung aus dem gemeinen Leben, mehr zur Einkleidung und Verhüllung einer Lehre, als zu ihrer Enthüllung. Selbst nach dieser Erklärung, gegen die doch so manches einzuwenden wäre (gehört es zum Wesen der Parabel, daß sie ihren Stoff aus dem gemeinen Leben wählt? — ist ihr Zweck wirklich Verhüllung statt Enthüllung?) selbst nach dieser Erklärung verdienen Andreás Dichtungen nicht den Namen von Parabeln. Sie bestehen dem allergrößten Theil nach aus verstümmelten Handlungen

lungen und Dialogen allegorischer Wesen, personificirter Abstractionen, mit der gewaltsamsten Mishandlung der Wahrscheinlichkeit, ja bisweilen selbst der Möglichkeit.

Der Ruf, erzählt Andreä, brachte einst die Bilder berühmter und unberühmter Männer auf den Markt; Männer, die die Landcharte mit dem schärfsten Blick ansahen; Männer, die mit Fernglas und Zirkel das ganze Naturgebäude maaßen; Helden mit der nachsehendsten (?) Kunst Apelles gemahlt u. s. w. Von ohngefähr kam die Gegenwart der Dinge auf den Markt, betrachtete die Bilder der Berühmten mit Lachen, und manche Bilder der Unberühmten mit Mitleid. „Wie manchen ruhmwürdigen Mann vergessen wir, seufzte sie; wie manchen ziehen wir hervor, der ins Dunkel gehörte.“ Sehr wahr; aber was hat diese Wahrheit durch die ärmliche Fiction, wenn sie überhaupt auf diesen Namen Anspruch machen kann, an Licht, Klarheit, Ueberzeugungskraft gewonnen? Wo wäre hier die Gleichnißrede, nicht einmal Allegorie noch Emblem: nichts als frostige, abentheuerliche Personification.

Einige Fremde wandelten im Garten der Wollust und geriethen in unterirrdische Grotten, wo sie von spritzenden Röhren durchnäßt wurden. Die nur von Eitelkeit, Trägheit, Geschwätzigkeit, Meinungssucht bespritzt waren, wurden bald trocken, und ihre Kleider hatten keinen Schaden. Die Hochmuth, Geiz, Neid, Unmäßigkeit genetzt hatten, trockneten langsamer; ihre Kleider verloren den Glanz. Die endlich Wollust und Blutdurst

 besprengt

besprengt hatten, mochten lange und oft ihre Kleider beschämt ans Feuer hängen; die Kleider schrumpften zusammen und behielten ihre Flecken. — Es wäre Beleidigung für den Geschmack und die Einsicht unserer Leser, wenn wir ihnen die Fehler dieser durchaus verunglückten Allegorie erst weitläuftig aus einander setzen wollten. Aber auch der Gedanke an sich ist falsch. Wie? die Menschen würden leichter von Eitelkeit, Trägheit, Meinungssucht geheilt, als von Geiz, Neid, Unmäßigkeit? Geiz und Neid wären minder große und verderbliche Laster, als Wollust? Wollust, ein Zweig der Unmäßigkeit, wäre schlimmer, als der ganze Stamm?

Wo möglich noch widersinniger ist folgende Fiction. Den Schriftstellern ward durch einen höchsten Befehl geboten, daß künftig jeder nichts als in und aus seinem Fache, von seiner Facultät und Handwerkswissenschaft schreiben, niemand aber sich mit Politisiren, mit Raisonniren über Welthändel und Sitten der Zeit abgeben sollte. Das thaten sie nun treulich; vom Geist der Zeiten ward nichts gesagt, oder doch nur hier und da mit Zittern und Zagen ein verstohlner Wink gegeben. Die Nachwelt hörte das und staunte. Sie bat einige rechtschaffene Männer zu sich und flehte sie ängstlich an, sie möchten sich ihrer erbarmen, und ihr mit männlicher Wahrheit und edler Freyheit unverfälschte, nicht trügliche Waaren zukommen lassen u. s. w.!! Bey einer Appellation der Gegenwart an die

die Nachwelt läßt sich etwas denken; diese läßt sich begreifen; aber umgekehrt?

Eine große Wahrheit ist es, daß „wenn die Unwissenheit nur erst ausgerottet ist, nichts schwächeres auf der Welt ist, als das Reich der Gewaltthätigkeit, der Lüge und der Verstellung." Allein, welch eine ungeschickte Dichtung entlehnte Andreä von Thomas Campanella, diese Wahrheit zu versinnlichen! Herkules findet bey einem Besuch auf der Erde drey verderbliche Ungeheuer, Tyranney, Sophisterey und Heucheley. Alles, was er gegen sie thut und unternimmt, ist vergeblich. Endlich nimmt der Tapfere sich einen Streitgehülfen, den Weisen, und zerstört gemeinschaftlich mit ihm die Unwissenheit! Freylich konnte der Tapfere ohne Hülfe des Weisen in diesem Geschäfte nichts ausrichten; aber wozu bedürfte der Weise des Beystandes des Tapfern? Ist der thätige Weise nicht selbst ein moralischer Herkules, der die physische Kraft entbehren kann? Und ist er anders ein wahrer Weiser, selbst dann, wenn sie ihm zu Diensten stünde, gewiß verschmähen würde.

In der Nachschrift zu diesen sogenannten Parabeln, macht Hr. H. einige gute Bemerkungen über den Geist und Geschmack des Zeitalters, in welchem und für welches Andreä schrieb. „Embleme waren sehr beliebt. In Italien und Spanien war die Periode der großen Dichter vorüber; dagegen war theils aus ihren Werken, theils aus den Gemälden mancher großen Künstler eine Liebhaberey an Symbolen, bedeutenden Attributen, Allegorien u. s. w.

 ie

in das Gebiet der Buchstaben uud Gedanken gekommen, die, um die Wahrheit zu gestehen, den menschlichen Geist zwar erweiterte, aber die Kunst verengte. Eine große Menge symbolisch-emblematischer Bücher und Verzeichnisse erschien zu Ende des sechzehnten und zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts. — Warum? Die Geschichte dieser Zeit und dieses Geschmacks liegt noch sehr im Dunkeln. — Den Gedanken im Großen auszubilden, ihn in allen seinen Gliedern sich selbst gleichförmig dergestalt auszuschaffen, daß kein Theil dem andern widerspreche und nur Ein Geist, wie im göttlichen Odem eingehaucht, das ganze schöne Gebilde belebe; diese Poesie schien der damaligen Zeit, entweder zu groß, zu mühsam, oder auf die Gegenstände, mit denen man sich damahls beschäftigte, nicht anwendbar zu seyn. Vielleicht war man der alten simpeln Vorstellungen satt, und weil man sie nicht zu übertreffen vermochte, wandte man an einzelne Theile, oft außer dem Zusammenhange des Ganzen, desto mehr Kunst. Häufig wollte man auch dem Auge darstellen, was ihm nicht darzustellen war, sinnreiche Gedanken und Gleichnisse, selbst Phrasen und Formeln der Rede, Sprichwörter, politische Maximen; und wenn diese durch sich selbst nicht verständlich waren, ward der Bilderwitz durch Sprachwitz erläutert. Der Witz ist ein leichtes, flüchtiges Roß; nicht allenthalben kann und mag ihm die Kunst folgen. Er glaubt, nie fein genug sprechen zu können, zumahl, wo er nicht rein heraus sprechen darf, wie bey politischen Gegenständen. Da

wollte

wollte er also andeuten, wollte den Gedanken fast ohne Körper sichtbar machen, und bey dem kaum angedeuteten Körper wiederum neue Gedanken in Worten hinzumahlen. Die große, offene Poesie erlag also unter Witz und Politik, unter geheimen Winken, dahin geworfenen Bildern, unausgeführten, mit sich selbst kämpfenden Zügen; die Kunst verbarg sich in Embleme. Andreä, der die italienische und spanische Sprache liebte, und alles Witzige kannte, was damals im Gange war, nahm auch an der Form ihrer Einkleidungen Theil; insonderheit scheint Boccalini viel auf ihn gewirkt zu haben. Da sein Gewissen ihn trieb, die Fehler seiner Zeit zu rügen, und sich die nackte Wahrheit nicht sehen lassen durfte; so gab er ihr, wie er in einem eignen Apolog sagt, dieß Fabelgewand, nicht um sie müßig oder gar üppig auszuzieren, sondern vielmehr sie den Augen der groben Menge zu entziehen, und für ihren Schlägen zu sichern. Den wenigern, die eine solche Einkleidung verstünden, traute er schon einen feinern, billigern Geist zu; und doch zeigt leider die Geschichte seines Lebens, daß er auch diesen zu viel zugetraut habe. Für die bösen Deuter, die aus dem Kiesel Funken zu schlagen wissen, hatte er lange nicht emblematisch genug geschrieben. Bey einem solchen Zustande der Welt fällt also jede Vorschrift der Kunst, wenn sie Ausführlichkeit und deutliche Entwickelung gebietet, zu kurz. Wer will die Ruhe seines Lebens der Bestimmtheit eines Kunstwerks aufopfern! Auch hier, wie allenthalben, ist der Gedankenzwang der Vater der Barbarey; der

Despotismus wird des guten Geschmacks Mörder." —

Alles sehr wahr und treffend. Andreäs Fehler sind entschuldigt, aber sie bleiben doch, was sie sind, Fehler; und wir glauben uns nicht im geringsten von der Gerechtigkeit entfernt zu haben, daß wir diesen Dichtungen, als solchen, allen ästhetischen Werth abgesprochen haben. Die gute Absicht, und selbst die Verdienste des Moralisten, des wohlwollenden, hellsehenden, philosophischen Beobachters des Geistes seiner Zeit haben wir nicht verkannt. Wir begreifen, wie ihm das Poetische seiner Compositionen fast misglücken mußte, wir entschuldigen die Mängel derselben und behaupten nur, daß sie dem feinern und reinern Geschmacke unserer Tage in keinem Betracht dasjenige Vergnügen gewähren können, das man von Geisteswerken, die sich auf irgend eine Art als Poesie ankündigen, zu erwarten und zu fordern berechtigt ist. — Die folgenden Vaterländischen Gespräche übergehen wir, da sie durch die Form nicht zu Werken der Kunst erhoben werden, und der Inhalt den Gegenständen dieser Bibliothek fremd ist.

Andenken an einige ältere deutsche Dichter. Briefe. Bey allen Nationen, deren Sprache und Sitten durch fortschreitende Cultur merkliche Veränderungen erhalten haben, müssen nothwendig ihre frühern Dichter, selbst diejenigen, die bey dem größten Theil bekannt und beliebt gewesen waren, nach und nach in Vergessenheit gerathen. Sie erfordern, um verstanden und mit Vergnügen gelesen

zu

zu werden, immer mehr Studium, und eine Menge Kenntnisse, die natürlich nur das Antheil weniger seyn können, zumahl in philosophirenden, politisirenden Zeiten, wo das Interesse der Meisten an gegenwärtige wichtige Ereignisse gefesselt, und die Erwartung auf die Lösung großer Probleme gespannt ist. Daß aber die Deutschen mehr als andere Völker für die Verdienste ihrer Vorfahren, so auch ihrer alten Dichter, fühllos seyn sollten, läugnet Hr. H. und wir mit ihm. Freylich haben wir nicht so schöne und kostbare Sammlungen und Ausgaben von ihnen, als die Engländer und Franzosen von den ihrigen; das aber beweißt nur, daß es bey uns überhaupt weniger Luxus und ungleich vertheilte Reichthümer giebt, und daß im Ganzen auch die Zahl der Liebhaber dieser Art weniger wohlhabend, nicht aber, daß sie weniger zahlreich sey. Man müßte in der That sehr treuherzig seyn, um so folgern zu können: weil die alten englischen Dichter in England ungleich häufiger und selbst mit der größten Pracht gedruckt werden, so werden sie auch mehr gelesen, als die Deutschen von uns. Schriftsteller, die unpartheyisch in der Nähe beobachteten, zeigen die Richtigkeit jenes Schlusses; so sagt, um nur Ein Beyspiel anzuführen, Hume von einem der größten englischen Dichter des sechszehnten Jahrhunderts: Spenser maintains his place in the shelves among our English classics: but he is seldom seen on the table.

Der erste Brief enthält einige zerstreute Bemerkungen über die älteste deutsche Poesie. Die

Lieder

Lieder unserer alten Barden sind ohne Spur vertilgt, allein aus den noch vorhandenen ältesten Versuchen, die deutsche Sprache vers- oder reimbar zu machen, zu schließen, hatte ihre Poesie mit der der Skalden, wenigstens im Ton und Gange der kurzen Verse, Aehnlichkeit. Die längern Sylbenmaaße kamen erst später in die Sprache, theils durch die Cultur derselben mit der Ausbildung der Sitten, vorzüglich aber wohl durch Nachahmung ausländischer Dichter. Ueber das trefliche Siegeslied gegen die Normänner sagt Herr H. so schön als wahr: „Ich halte diesen Gesang als einen äl„tern Bruder der Preußischen Kriegslieder nicht „gering. Es ist Charakter in ihm: deutsche Brust, „deutscher Muth, deutsche Treue; eine Anhäng„lichkeit der Nation an ihre Regenten, wie sie zu „allen Zeiten der deutschen Natur und auch ihrer „Poesie eifrigster Ruhm war. Zu wünschen wäre „es, daß alle Fürsten, wie es die populärsten und „edelsten thun, dieß anerkennen, und sich, wie der „König Artasastha von Persien bey schlaflosen Näch„ten, die Bücher und Geschichten vorlesen ließen, „was ihre Völker von Anbeginn für sie gemeinet, „gewollt und gethan haben."

Der zweyte Brief giebt einen Auszug aus dem bekannten Lobgesang auf den heiligen Anno, der nicht mit Unrecht ein pindarisches Loblied genannt wird. Die Sprache ist nicht mehr modernisirt, als nöthig war, um allgemein verständlich zu werden. „Hätte jeder Heilige einen solchen Lobredner, jedes Kloster einen solchen Dichter gezogen; wie

reich

reich wären wir! wie gern wollten wir diese Heiligen ehren!"

Dritter Brief. Ueber die Dichter des schwäbischen Zeitalters. Man muß die Werke dieser Dichter nothwendig in ihrer Mundart selbst lesen. Jeder harte Buchstabe, den man aus unser rauhern Sprache einschaltet, jedes sanfte Bindewort, das man ausläßt weil es uns ungeläufig ist, tödtet eine Grazie des Dichters. Bodmer hatte Recht, daß er diese Sprache so hoch pries und Umbildungen dieser Gedichte nicht versuchte. Sie sind äußerst schwer, ja fast unmöglich. (Aber eben dieß beweißt wohl auch, daß das größte, wo nicht einzige Verdienst der Minnesinger in einer gewissen Simplicität und Naivität des Ausdrucks und der Empfindung besteht, mit andern Worten, daß sie größtentheils nur mittelmäßige und gemeine Köpfe waren, die aber das Glück hatten, eine sanfte, den niedrigen Gattungen der Poesie vortheilhafte Sprache, ein Zeitalter mit poetischen Sitten und Mustern zu finden, die zwar selbst nur schwach, aber zugleich auch von glänzenden und verführerischen Fehlern frey waren.) Kaiser, Könige, Fürsten, Edle aus den berühmtesten Geschlechtern aller Provinzen Deutschlands und der Schweiz, Bürger rc. treten in diesem Lorbeer- und Myrthenwald auf (ohne jedoch sonderliche Abwechselung hineinzubringen, da Gegenstand und Manier ihrer Lieder, troz der Verschiedenheit des Standes, äußerst einförmig war, und auch unter den Umständen wohl seyn mußte.) Die Gewächse ihrer Poesie sind zwar sehr verschieden, bald ansehnliche

sehnliche Stämme, schöne, fruchtbare Bäume (viel Blätter, weniger Blüthen und noch weniger Früchte!) bald kleine niedliche Gesträuche, hie und da auch ein verworrenes Gebüsch nicht ohne Unkraut; im Ganzen aber ist und bleibt dieß dichterische Zeitalter ein Phänomen in der deutschen Geschichte. Wer ist, der es uns erkläre, wie man die Entstehung eines Homers, Ossians, der Skalden erklärt hat? (Das dürfte doch so schwer nicht seyn. Es war eine Mode, die nur nach damahliger Art etwas länger dauerte, als unsre heutigen Moden. Die Deutschen waren fast von der Zeit an, als sie in Verkehr mit andern Nationen geriethen, das nachahmungssüchtigste Volk der Erde. Vorzüglich traten ihre Großen und Reichen von jeher gern in die Fußtapfen der Ausländer. Denen, von welchen sie das Ritterwesen und einen Theil seines romantischen Geistes entlehnten, leyerten sie auch ihre Liebeslieder nach. Was Wunder, daß die deutschen Fürsten, Grafen und Edlen zu einer Zeit Verse machten, wo die französischen und italienischen Fürsten und Barone eine Ehre darein setzten, in diesem Handwerk — denn viel mehr war auch bey ihnen die Poesie nicht — zu excelliren?) „Warum, fragt Herr H. haben diese merkwürdigen und großentheils angenehmen Gedichte in unserm Vaterlande bisher so wenig Wirkung hervorgebracht, ja selbst so wenig Aufmerksamkeit erregt? Warum liegt Bodmers Ausgabe in unsern Buchläden todt da?" Mit Recht sucht er den Grund hievon nicht allein in dem angeblichen Kaltsinn der Deutschen gegen alles Vater-

ländische

ländische, sondern auch in der Art, wie die Sache behandelt ward. Bodmer gab die ganze Maneßische Sammlung ohne Glossarium, ohne erläuternde Anmerkungen, sogar ohne Unterscheidung der Lieder heraus, blos und genau, wie er sie in der Handschrift fand. Das war nun freylich zu einem leichten, angenehmen und nützlichen Gebrauche dieser Gedichte dem Leser zu viel zugemuthet, und zu viel von ihm erwartet. Die Menge der Verse von 140 Dichtern übertäubte, und es mögen wenige in Deutschland seyn, die das interessante Buch bis zu Ende gelesen, geschweige studiert haben. Und so bleibt der mit Mühe entdeckte Schatz wie begraben. „Ich wüßte, fährt Herr H. fort, eine fügliche Auskunft. In der Jenaischen Universitätsbibliothek liegt ein nicht unbekannter, schätzbarer Codex, zu dessen Ausgabe man neulich Hoffnung gemacht hat. Er enthält nicht nur einige völlig neue Dichter, die in der Maneßischen Sammlung nicht sind, sondern auch von denen in dieser Sammlung vorhandenen neue Stücke, und endlich die schon herausgegebenen (der Maneßische Codex ist viel reicher) in einem andern, dem Thüringischen Dialekt. In alle diesem kann er sehr lehrreich werden. Eine Vergleichung dieser Stücke könnte Materialien zu einer Abhandlung über die allmähliche Bildung der verschiedenen Dialekte Deutschlands geben, die manches aufhellte. Eigentliche Minnelieder sind in ihm wenige; die meisten sind moralisch, lobend oder strafend, satyrisch, geistlich. Dieß führt von selbst auf die Geschichte der Begebenheiten, Meinun-

gen und Sitten der Zeit. Viele Lieder haben Melodieen, woran es dem Maneßischen Codex fehlte; zum Verständniß der Sylbenmaaße und des Versbaues, überhaupt auch zur Geschichte der Declamation und des Tons der Zeiten sind diese ein schätzbares Hülfsmittel, gleichsam ein Aufschluß zur Form der Gedichte. Denn wenn wir unpartheyisch reden wollen, so dünkt uns doch oft, wo das Gedicht nicht eigentliches, muntres Lied ist, der Minnesinger Weise langweilig; die Strophe zieht sich in langen und kurzen Zeilen für uns tonlos und matt dahin, wie sie in späterer Zeit bey den Meistersängern sich fast unausstehlich schleppte. Interessant wäre die Untersuchung wie diese schleichenden Sylbenmaaße in die deutsche Sprache gekommen seyn, die ehedem so kurze, rasche Wortfälle liebte. Am willkommensten wäre ein erläuternder Commentar dieser Gedichte aus den Begebenheiten und Sitten des damaligen Zeitalters. Von selbst würde sich dieser auf Bodmers und Müllers Sammlungen erstrecken müssen, und so würde der Commentar den Dichtern selbst aufhelfen. Jenen zu gut würde man diese lesen. Nothwendig käme man dabey der Sprache auch zu Hülfe, welches jetzt nach Oberlins Glossario leichter ist, als es zu Bodmers Zeiten war. Geschähe dieses durch ein Glossarium, oder durch Noten, oder durch eine prosaische Uebersetzung unter dem Text; auf jede Weise würden diese Gedichte unterrichtend, angenehm, lesbar und lebendig." Allerdings wäre alles das sehr gut und wünschenswerth. Schade nur, daß solche Plane sich

leichter

leichter und sicherer vorschlagen als ausführen lassen. Eher rechnen wir noch auf die Erfüllung eines andern Wunsches, den Herr H. bey dieser Gelegenheit äußert, nämlich daß sich ein deutscher Treßan finden möchte, der angenehm und interessant wie der Französische eine Bibliothek der altdeutschen epischen Romane lieferte. Dieser könnte auf seinen Vorgänger verweisen, und nur bemerken, welche neue Gestalt der fremde romantische Stoff in deutschen Köpfen angenommen, und auf diese Weise ein nicht bändereiches, aber sehr unterrichtendes Buch liefern.

Wahrscheinlich sind unter unsern Lesern nur sehr wenige, die den allegorisch - äsopischen Roman Reineke den Fuchs, dieses Produkt eines barbarischen Zeitalters, aber darum doch nicht ohne Witz, Laune, glückliche Satyre und geistvolle Darstellung von Sitten und Charakteren, nicht wenigstens in ihrer Jugend und in der lateinischen Uebersetzung von Schopper, die am häufigsten gefunden wird, mit Vergnügen gelesen haben: aber schwerlich hat einer von ihnen irgend etwas von der Entdeckung geahndet, mit welcher Herr H. uns hier überrascht. Der gute alte Reineke Fuchs ist nemlich von diesem berühmten Manne zu einer deutschen Epopöe erhoben worden, die dem Homer unmittelbar zur Seite gesetzt zu werden verdiene, zu einer der ersten Compositionen in irgend einer der neuern Sprachen. Das ist etwas stark, aber genug, Herr H. versichert, und zwar im vollen Ernste. Glaube es mit ihm, wer da kann. Wir können es nicht, aber gleich-

wohl sehen wir mit Verlangen der von ihm ange kündigten Göthischen Bearbeitung des alten, aller dings sehr interessanten, wenn gleich nicht mit Ho merischen Genius gedichteten Werkes entgegen Das Uebertriebene in den angeführten Ausdrücken abgerechnet, charakterisirt Herr H. übrigens das alte Volksbuch treffend genug. „Hier ist, sagt er alles fortgehende epische Geschichte; nirgend steh die Fabel stille, nirgend wird sie unterbrochen; di Thiercharaktere handeln in ihrer Bestimmtheit, mi der angenehmsten Abwechselung fort, und Reineke der, in einem großen Theile des Gedichtes, wi Achill in seinem Schloß Malepartus ruhig sitzet ist und bleibt doch das Hauptrad, das alles in Be wegung bringt, in Bewegung erhält, und mit sei nem unübertreflichen Fuchscharakter dem Ganzen ein immer wachsendes Interesse mittheilt. Man liest eine Fabel der Welt, alle Berufsarten, Stände, Leidenschaften und Charaktere. Eine Kenntniß der Menschen, der Höfe, der Geschlechter, des Laufs der Begebenheiten ist in ihm bemerkbar, daß man beständig vor dem köstlichen Spiegel zu stehen glaubt, von welchem der Fuchs so angenehm lüget, und die Scenen der größesten Gefahr wer den natürlich auch die lehrreichsten, die interessan testen. Alles ist mit Kunst angelegt, ohne im mindesten schwerfällig zu werden; die Leichtigkeit des Fuchscharakters half nicht nur dem Reinike, sondern auch dem Dichter aus. Je länger der Fuchs schwätzt und betrügt, je gelehrter und künst licher er lüget, desto angenehmer wird er. Durch

unmerk-

unmerkliche Gradationen wurden wir auf alles zubereitet. Disputiere man von vernunftmäßiger Erhöhung der Thiercharaktere, wie weit sie dem Fabulisten erlaubt oder versagt sey; das Genie spottet dieser unbestimmten Verbote. Es weiß durch innere Regel, wie hoch es den Charakter eines Thieres oder Menschen hie und nicht dort, dort und nicht hie, erhöhen müsse und dürfe. Diese innere Regel ist ihm Gesetz, und die Wirkung auf uns sein sichrer Bürge. Die anmuthige Ruhe endlich, die in diesem ganzen Gedichte herrscht, die Unmoralität, ja sogar die Schadenfreude des Fuchses, die leider zum lustigen Gange der Welt mitgehört; sie machen das Buch zur lehrreichsten Einkleidung eben dadurch, daß sie es über eine enge, einzelne Endmoral erheben: denn eine Epopoe oder Tragödie, die sich zuletzt in einen einzelnen Satz zusammenzöge, wäre zuverläßig arm und elend."

Fünfter Brief. Von jeher hat die deutsche Poesie die Moral geliebt. Den Grund dieser Erscheinung findet Herr H. nicht nur darin, daß sie seit der christlichen Zeitrechnung von den Klöstern ausging, und meist religiösen Inhalts war, sondern auch in dem biedern Charakter und der Rechtlichkeit der Nation. (Allein die Poesie der Franzosen liebte gleichfalls die Moral von den ältesten Zeiten her, eben so und fast noch mehr als die Deutsche. Moralische Tiraden und Sentenzen wurden von dieser Nation bis auf unsre Tage in Lustspielen und Trauerspielen mit Enthusiasmus angehört und beklatscht, nicht blos kalt gebilligt. Die

äsopische Fabel war und ist bey ihnen, wie bey uns, eine Lieblingsgattung, und gleichwohl, welche gänzliche Verschiedenheit in dem Charakter beyder Nationen. Jene wild, feurig, ungestüm, diese ruhig, bedächtig, kalt; diese im Ganzen so gleichgültig für das gemeinschaftliche Vaterland, als jene voll heißen, wenn gleich nicht reinen Patriotismus und Nationalstolz. Die Franzosen im Ganzen verriethen von je einen Hang zur Grausamkeit, sie haben ein feines Gefühl für Ehre, aber wenig Gefühl für Recht und Billigkeit, mehr Phantasie, aber nicht die gesunde Vernunft und den Sinn für Recht und Unrecht, der sich vielleicht bey keinem Volke durch die Kunstgriffe einer listigen und blendenden Beredsamkeit oder andere Verführerkünste so schwer irre leiten, oder ersticken läßt, als bey den Deutschen. Einerley Erscheinung entsteht oft aus sehr verschiedenen Ursachen, und es ist eine äußerst mißliche Sache, den Charakter der Poesie einer Nation auf den so viel, und so viel zufällige, Umstände einwirken, aus dem Charakter der Nation selbst zu erklären, zumahl, da jener im Ganzen nicht von diesem, sondern immer nur von dem Charakter einzelner Personen bestimmt wird. Aber weiter! In die Lobsprüche, die Burkard Waldis erhält dürften wohl wenige einstimmen. Selbst seine ewigen Moralen, seine oft blos durch den Zufall und Reim zusammengeführten Sentenzen und Sprüchwörter findet Herr H. schön, lobens- und so wohl auch nachahmenswerth?

Ei

Ein Narr achtet nicht großer Kunst
Auch ist die Straf' an ihm umsunst.
Das Bös den Bösen ist nicht gut;
Das Gut den Bösen Schaden thut.
Das Heilthum' ist nicht für die Hund'
Perlen sind Säuen ungesund.
Der Muskat wird die Kuh nicht froh;
Ihr schmeckt viel baß grob Haferstroh.
Ein Alter sich zum Alten findt;
Auch mit einander spielen die Kind.
Ein Weib geht zu den andern Frauen;
Ein Kranker will den andern beschauen u. s. w.

Dieß ist ein Theil des moralischen Schweifes seiner ersten Fabel (der bekannten vom Hahn und der Perle) über den Hr. Herder bewundernd ausruft: „Welch ein Reichthum an leichten auseinander fließenden Sprüchen und Lehren!" In der That sehr weise, tiefsinnige Sprüche und sehr lehrreiche Lehren.

Der sechste Brief betrift die Meistersänger, und geht mit ihnen nicht sanfter um, als sie verdienen. Vollkommen gegründet ist es, daß diese langweiligen Sänger, insbesondere der geistlichen Poesie viel Schaden gethan haben, „in welche die Flickwörter, Flicksylben und jedes Nah der Meister unvermerkt überging. Die älteste Poesie der Deutschen war kurz, die Lieder der Kirchenväter kurz und bündig; das Trödeln kam von den Handwerksstühlen her, und wie kommt's auch anders? Ein Mann ohne Gedanken und Kenntnisse soll lange Weile ausfüllen! Ein Mann ohne große, geschweige außerordentliche Empfindungen, soll neue Weisen

erfinden und lehren! Nur unter den Deutschen, zumahl in den Reichsstädten, hat dieser Zunftkram so lange dauern, und von da aus sich so weit verbreiten können: denn der deutschen Art nach wird alles gern langweilig und zünftig." Priameln. Hanns Sachs, der wie billig von dem großen Haufen der Meistersänger ausgenommen und der Meistersänger Meister genannt wird. Herr H. wünscht jedem Jahrhundert in seiner Art einen Hanns Sachs. Ein paar Worte über die emblematische Poesie der Deutschen. Sie trug in Verbindung mit deutscher Kunst viel zur Vorbereitung und Ausbreitung der Reformation bey, und allerdings wäre es der Mühe werth, daß Liebhaber, Kenner und Sammler altdeutscher Kupferstiche, Holzschnitte, Gespräche, Satyren, Verse und Schwänke, dieser Materie weiter nachgingen, und untersuchten, was dieß alles zur Reformation und Aufhellung des Geistes beygetragen habe. Unglaublich frey, dreist und kühn waren die damaligen Zeiten.

Siebenter Brief. Ueber die geistliche Poesie der Deutschen. Luther, dessen Uebersetzungen alter Hymnen hart, aber voll Kraft sind, bewirkte keine poetische Reformation. Der einzige Erasmus Alberus und einige wenige andere traten, aber mit sehr ungleichen Schritten, auf seine Bahn; der Meistersängerton bemeisterte sich des Gesangbuchs der Protestanten und die kläglichen Zeiten, die bald nach Luther folgten, brachten vor allen einen klagenden Ton in die Gesänge. Bald nistete sich auch der dogmatische Geist in sie, und zuletzt ward der

größte

größte Theil derselben Machwerk, so daß nach Luther beynah der einzige Paul Gerhard unter den Liedersängern hervorschimmert. — — Die Briefe über J. W. Andreä deutsche Gedichte und über G. R. Weckherlin sind schon aus dem deutschen Museum bekannt.

Cäcilia. Ueber die christliche Kirchenmusik. „Die ungewöhnliche Art, wie die H. Cäcilia zum „Schutzpatronat der Musik kam, *) veranlaßte zuerst „ein

*) »Sie kam dazu, weil sie auf Musik nicht achtete, ihre Gedanken davon abwandte, und, mit etwas Höherem beschäftigt, sich von ihren Reizen nicht verführen ließ. So schreibt die Legende: »Eine edle Jungfrau Cäcilia hörte »Gottes Stimme und trug das Evangelium »Christi verborgen in ihrer Brust. Mit Thränen »bat sie den Herrn, daß sie unter seinem Schutz »eine unbefleckte Jungfrau bliebe. Ein Jüng»ling Valerian ward ihr Bräutigam, von bren»nender Liebe zu ihr entzündet. Schon war der »Tag ihrer Hochzeit bestimmt, mit goldgestickten »Kleidern ward Cäcilia bekleidet; aber an ihrem »Leibe trug sie ein haarenes Gewand. Eltern »und Bräutigam stürmten auf sie, daß sie die »Liebe ihres Herzens, mit der sie Christum allein »liebte, nicht zeigen konnte. Der Tag der Hoch»zeit kam, das Brautbett war gesetzt, die Instru»mente tönten; sie aber in ihrem Herzen sang »zum Herrn allein und sprach: reinige mein »Herz, mein Leib sey unbefleckt, daß ich nicht vor »dir

„ein kleines Gespräch in ein geschriebenes Journal,
„aus welchem mehrere Stücke dieser Sammlung
„einverleibt worden. Mein Aufenthalt in Italien
„ließ mich über die gottesdienstliche Musik mehr
nach-

»dir erröthe. Sie fastete, lud die Engel in ih-
»ren Gebeten zu sich, und flehte alle Apostel und
»Heiligen des Himmels an, dem Herrn ihre Tu-
»gend zu empfehlen. Sie erhielt diese auch, be-
»kehrte ihren Bräutigam und dessen Bruder, die
»beyde den Engel sahn, der sie begleitete; sie litt
»endlich das Märtyrerthum und ward eine Heilige
»der Kirche.« So sprach die Legende, und ver-
gebens standen die Worte *cantantibus organis* illa
in corde suo soli Domino decantabat, nicht im
Brevier der Kirche. Außer dem Zusammenhange
bey der gewöhnlichen liturgischen Wiederhohlung
dachte man sich an den Hochzeitinstrumenten, von
denen Cäcilia ihr Gemüth abwandte jetzt —
eine Orgel; man machte sie also gar zur Erfinde-
rinn derselben, gab ihr die Werkzeuge dazu in
die Hand, und ließ diese ihr inneres Herzensge-
bet begleiten. So kam sie zur zweyten unver-
hofften Ehre, eine Erfinderinn der Orgel zu seyn,
von der in ihrer Legende gar nicht die Rede seyn
konnte. Endlich ward ihr eine dritte, ihrem Cha-
racter noch fremdere Ehre. Seitdem sie zur
Schutzpatronin der Musik (man weiß nicht wenn?
und wo?) erwählet war, und sich an ihrem Heili-
gentage, den 22. Nov. die Meister und Zunftgenos-
sen derselben versammelten, ihre Schutzgöttinn
musikalisch zu preisen, empfing sie mit der Zeit
Opfer

„nachdenken, als in Deutschland dazu Gelegenheit „gewesen wäre; und so widmete ich aus Dankbar„keit der H. Cäcilia diesen kleinen Aufsatz.“ — Die Hauptideen desselben sind folgende. Lobgesang, Hymnus ist die tiefste Grundlage der heiligen Musik. Es giebt zwey Arten, physische und historische Hymnen. Jene wenden sich an Gegenstände der Natur, diese können nur entstehen, wenn die Religion schon Geschichte, menschliche Geschichte geworden ist. Dem christlichen Hymnus gab vorzüglich das ebräische Psalmbuch Materie und Form, doch trugen auch griechische und lateinische Modulationen zu Bestimmung des christlichen Kirchengesangs bey. Der Hymnus macht indeß nicht allein den Gottesdienst aus; auch das Lied und die Intonation gehört dazu. Die ganze Einfassung der christlichen Liturgie, insonderheit in der griechischen und römischen Kirche, ward Gesang. Dieser christliche Kirchengesang muß von Anfang bis zu Ende eines Gottesdienstes Ein Ganzes seyn, das vom ersten bis zum letzten

Opfer, die sie an ihrem Hochzeittage nicht angenommen hätte, und als eine Heilige des Himmels noch weniger annehmen konnte. Man sang und musicirte vor ihr die Geschichte der Thais und des trunkenen Alexanders, wie er aus Kraft der Musik Persepolis in Brand steckte; die Geschichte Orpheus, den die Liebe ins Höllenreich trieb u. s. w. (Drydens und Pope's Oden auf das Cäcilienfest.) So geht es mit den Nahmen der Menschen, mit ihrem Charakter und ihren Verdiensten!““

letzten Tone Ein Geist belebt. (Aus unsern protestantischen Kirchen ist diese Einheit ziemlich verschwunden.) Die Basis der heiligen Musik ist Chor; nur auf dem Wege des Chors gelangt man zu jener Bewegung und Rührung, die diese Musik erfordert. Der Chor des heiligen Gesanges ist aller Abwechselungen und Veränderungen fähig, die irgend nur in der reichen und weiten Sphäre seines Inhalts liegen. Die Chöre müssen von Hymnen und Liedern unterbrochen, oder gleichsam aufgenommen, besänftigt oder beflügelt werden. (Auch hierin sind wir weit hinter der ältern Kirche zurückgeblieben. Die lateinische hatte nur wenige, kaum neun Hauptsylbenmaaße zu ihren Hymnen, diese sind alle sehr populär und faßlich, und doch sind von ihnen kaum zwey, und das sehr unvollkommen zu uns übergegangen. Das prächtige pange lingua gloriosi, die saphischen und anapästischen Metra wagen sich nicht in unsern Kirchengesang, der größtentheils aus den Meistersängerzeiten seine Melodieen erhalten. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wollte man diesen mit weichern, abwechselnden Sylbenmaaßen vermehren; meistens aber geschah es so ganz ohne Geschmack und Würde, daß sich die neuen polymetrischen Gesänge zum Glück nicht erhalten haben, und die ältern, unter welchen mehrere vortrefliche sind, bleiben immer noch die vorzüglichern ... Da indeß unsere Sprache gegen die Sprache unserer Vorfahren zehnfach ausgebildeter geworden; warum wollten wir fortfahren, nur zwey Saiten zu berühren, da wir ein Instrument von zwanzig, von hundert Saiten in der Hand haben?

Sehn

Sehn wir nicht, daß außer der Kirche die Musik erstaunende Fortschritte gemacht hat, daß durch diese selbst das Ohr des Volks vieltöniger geworden ist, und daß wir folglich nicht mehr wie unsre alten Vorfahren leyern und singen können, weil wir nicht mehr wie sie accentuiren, sprechen und leben? Eine Reformation des Kirchengesangs scheint also ein natürliches Erforderniß der Zeit zu seyn.) Die Recitative können in der Kirchenmusik nichts als die Stelle der lectionen vertreten; sie müssen also nur eingestreut werden, dabey äußerst einfach, kräftig und kurz seyn. Die Kirchenmusik kann auf keine Weise dramatisch seyn, und wenn sie es seyn wollte, so würde sie ganz ihren Zweck verfehlen. Auf dem Theater ist alles auf dramatische Vorstellung, Charakterschilderung, auf das Spiel der Personen eingerichtet; hier hingegen zeigen sich keine Personen, hier wird nichts repräsentirt. Es sind reine, unsichtbare Stimmen, die unmittelbar mit unsrem Geist und Herzen reden. Wollte man biblische Geschichten dramatisiren; so gehören sie nicht für die Kirche, sondern mögen zu Hause in sogenannten geistlichen Cantaten gesungen oder gespielt werden. Vor der Gemeine verliert die einzelne Person, sie möge einen Petrus oder Johannes, eine Marie oder Magdalene vorstellen, nicht nur alles Ansehn mit ihrer Geberde, sondern das Wort ihrer Stimme verliert auch alle Wirkung. Dieß Wort muß ihrem Munde schon entnommen, und allgemeiner Gesang, ein Wort an alle menschliche Herzen geworden seyn: alsdann wird es eine Stimme der heiligen Tonkunst. So z. B. der Ge-

sang Simeons, so selbst die Worte Christi, der Propheten und Apostel. Die heilige Stimme spricht vom Himmel herab; sie ist Gottes Stimme und nicht der Menschen; weh ihr, wenn sie, um sich sichtbar zu machen, ein theatralisches Gewand anlegt! Diese Unsichtbarkeit, wenn man sie so nennen darf, erstreckt sich bis auf die kleinsten Anordnungen und Verhältnisse der geistlichen Tonkunst. Eine Arie, ein Duett oder Terzett, das einzeln glänzt, jede Sylbe, in welcher der Dichter oder Künstler spricht, um sich zu zeigen, schadet der Wirkung des Ganzen, und wird dem reinen Gefühl unausstehlich. Dramatische und Kirchenmusik sind von einander beynahe so unterschieden, wie Ohr und Auge."

Den Beschluß dieses Theils macht das schöne Denkmahl Ulrichs von Hutten, das zuerst im deutschen Merkur erschien, und dann von einem Compilator in einen Nachdruck Göthischer Schriften aufgerafft wurde. „Ich habe, sagt Hr. H., diesem etwas wilden Gewächse so viel entnommen, als sich ihm, daß es noch am Leben bliebe, nehmen ließ, und nebst der Nachschrift auch einige Anmerkungen hinzugefügt." — Mit dem nächsten sechsten Bande soll diese Sammlung zerstreuter Blätter geschlossen werden.

IV.

Principales Figures de la Mythologie, executées en taille douce d'après les pierres gravées antiques qui appartenoient autre-fois au Baron de Stosch, et qui sont aujourdhui dans le cabinet du Roi de Prusse. Premiere livraison. Nuremberg chez Jean Fr. Frauenholz 1792. gr. Fol. 12 Kupfert. und 36 S.

Abbildungen, ägyptischer, griechischer und römischer Gottheiten mit mythologischen und artistischen Erläuterungen. Erste Lieferung. Nürnberg in der Frauenholzischen Kunsthandlung. 1792. 4. 11 Kupfst. und 64 S.

Die, in dem vor angezeigten prächtigen Werke abgebildeten Gottheiten der Alten sind von den geschnittenen Steinen, welche sich in der bekannten zahlreichen Sammlung des B. v. Stosch befanden, oder vielmehr nach Schwefelabdrücken von diesen geschnittenen Steinen, welche der Kupferstecher J. A. Schweikart sich genommen hatte, und die H. Frauenholz jetzt besitzt, verfertiget. Jene Sammlung selbst (wenn gleich nicht gänzlich, doch alles das, was Winkelmann davon beschrieben hat) ist jetzt der Sammlung des K. von Preußen einverleibt; und schon der genannte Künstler wollte Abbildungen davon liefern; und hat nicht allein, auf 6 Blättern

in

in Quart, 36 Steine gestochen; sondern auch, (was Herrn Schlichtegroll, dem Verf. des Textes, unbekannt gewesen zu seyn scheinet) verschiedene Blätter in Fol. (wovon der Recensent 11 vor sich hat,) zum Theil nach Nagel und Rushers Zeichnungen geliefert. Sein Unternehmen gerieth aber, aus Mangel hinlänglicher Unterstützung, ins Stekken; nun hat Herr Frauenholz, aus jeder Section jener Abgüsse, die schönsten Gemmen gewählt, von H. Casanova zeichnen, und, für die französische Ausgabe, von Herrn Klauber stechen, und für die deutsche, die Arbeit des Hrn. Kl. wieder von andern Künstlern, als Schratzenstalle u. a. copiren lassen, und die Erklärungen derselben dem Hrn. Schlichtegroll aufgetragen.

Daß ein Werk dieser Art den lebhaftesten Dank der Liebhaber des Alterthums verdiene, darf wohl nicht erst gesagt werden. Es kömmt indessen manches hiebey auf den Gesichtspunkt an, aus welchem man es betrachtet. Dem Titel nach soll es bloß Abbildungen ägyptischer, griechischer und römischer Gottheiten enthalten; und, ob wir gleich mehrere Werke dieser Art (als z. B. den Montfaucon, und selbst Hrn. Vogels Versuch über die Religion der Aegyptier und Griechen u. a. m.) bereits besitzen; so läßt, als solches, sich ihm denn doch ein großer Werth nicht absprechen. Die, vorzüglich von H. Klauber gelieferten Bilder sind an und für sich selbst von vorzüglicher Güte; die Erklärungen des Hrn. S. werden, wenn sie gleich auch nicht immer alle Leser vollkommen befriedigen sollten, doch gewiß

von

von den mehresten auch deswegen schon mit Vergnügen gelesen werden, weil sie Stoff zu eigenem Nachdenken enthalten. Aber das Werk soll zugleich auch Abbildungen von noch vorhandenen Kunstwerken der Alten, und zwar von einer besondern Art derselben, von geschnittenen Steinen, liefern; und als solches dürften dagegen sich einige Erinnerungen machen lassen. In einem solchen Werke erwartet man vorzüglich das zu sehen und zu finden, was die Kunst, und hier vorzüglich die Steinschneidekunst, gleichsam vermag, oder hervor gebracht hat; was sie, in einem bestimmten kleinen Raum, auf, oder in einem solchen Materiale, mit solchen Werkzeugen, zu leisten im Stande ist: und sollte sich dieses mit den Zusätzen und Verschönerungen, welche die abgebildeten geschnittenen Steine und Pasten, der eigenen Erzählung des Herrn S. zu Folge, (S. 19. 24. 27. 47. 49. der deutschen Ausgabe) in und durch die Zeichnung erhalten haben, so ganz vertragen? Daß der bloße Antiquar durch dergleichen Veränderungen sehr leicht zu Irrthümern verleitet werden könne, zeigt sich an dem, was Natter (Traité de la Methode ant. de graver en pierres fines, S. 52.) von Zanetti erzählt; und Gori trieb diesen lächerlichen Irrthum noch weiter (S. Gemmae ant. Ant. Mar. Zanetti. Taf. 32.) Noch weniger aber kann der eigentliche Liebhaber der Kunstgeschichte damit zufrieden seyn. Diesem ist es, aus den angeführten Gründen, nicht so wohl um ein schönes Bild überhaupt, als um die Ab-

bildung des Kunstwerkes zu thun; er wünscht weniger den Fleiß und die Kunst des Zeichners und Kupferstechers, als die Kunst des Steinschneiders zu sehen; und, wenn jene gleich, bey einer ansehnlichen Vergrößerung des Originales, genöthigt seyn können, etwas hinzu zu setzen oder zu vollenden, weil eine vollkommen treue Darstellung desselben die darauf befindliche Abbildung zu mangelhaft darstellen würde: so ist es, unsers Bedünkens, doch ihre Pflicht, dieses ganz im Geiste und gemäß der Gattung des abgebildeten Kunstwerkes zu thun. Der erste Künstler, der Steinschneider, verliert dadurch, daß sein Werk, in Kupfer gestochen, nicht als ein Ideal erscheint, nichts von seinem Verdienste; er kann durch den engen Raum, durch die Natur des Materiale, welches er bearbeitet, durch seine Werkzeuge u. d. m. genöthigt werden, von gewissen Verhältnissen abzuweichen, gewisse Theille unvollendet zu lassen, u. d. m. und oft zeigt er eben dadurch nur eine desto größere Einsicht in seine Kunst. Auf einem, in dem Natterschen Werk Tab. 2. S. 4. abgebildeten, freylich sonst nicht vorzüglich gearbeiteten Steine, ist sichtlich die Haarlocke der linken Seite des Kopfes verhältnißmäßig zu breit; aber, wer sieht nicht, daß dieses das Mittel war, die Augen, die Nase, den Mund u. s. w. gehörig zu vollenden? Schwerlich würde der Künstler sonst von seinen kleinen Werkzeugen haben gehörigen Gebrauch machen, und so tief mit ihnen haben herabdringen können. Sollten ferner nicht bey derglei-

gleichen Verschönerungen, oder dem Vorsatze überhaupt, blos schöne Bilder zu liefern, sehr oft die Eigenthümlichkeiten der Manier eines jeden besondern Künstlers verloren gehen; und scheinen nicht, wie in den meisten, so auch in dem vorliegenden Werke, die darin abgebildeten Steine, mehr oder weniger, sämmtlich in Rücksicht auf bloße Ausführung, oder Steinschneiderey, gleichsam in Einer Manier gearbeitet zu seyn? Könnte nicht so gar, wer nicht schon weiß, daß darin geschnittene Steine abgebildet sind, in die Gefahr kommen, die Originale der Bilder für eigentliches flaches Schnitzwerk anzusehen? Ueberhaupt scheint die Art und Weise, wie Kunstwerke dieser Art abzubilden sind, noch nicht genau festgesetzt zu seyn; aber, wenn Rec. gleich nicht das Urtheil, welches Mariette von der Arbeit des Picard in seinem Traité des pierres gr. S. 331. fällt, gänzlich unterschreiben, und noch weniger auf das vorher angezeigte Werk anwenden will: so scheint es ihm denn doch, als ob die Kupfer bey den bekannten Werken des Leonardo Agosini (nämlich in der Ausgabe von 1699) und des Mariette die bessern und zweckmäßigern Abbildungen geschnittener Steine wären. Besonders dürften solche sich nicht so sehr ansehnlich vergrößern lassen, ohne daß nicht die Eigenthümlichkeiten derselben, als Werke der Steinschneidekunst, darunter auf irgend eine Art leiden müßten; und auf die, zum Theil ganz unvermeidlichen, Schwierigkeiten bey der Abbildung derselben durch Kupferstiche gründet sich

unstreitig der Vorzug, welchen die Liebhaber der Kunstgeschichte den Abdrücken oder Pasten geben. — Und endlich, sollten nicht, wenn wir das Werk als Abbildungen von geschnittenen Steinen ansehen, diejenigen, welche sichrlich Arbeiten ägyptischer Kunst sind, darin vorangehen, und die ersten seyn? Der Hr. Herausgeber erkennt z. B. den, auf der 7ten Tafel abgebildeten Harpokrates dafür; hätte dieser also nicht vor allen übrigen abgebildet werden sollen? Vielleicht wäre auch, bey einer solchen Anordnung des Werkes, eine Bemerkung des Hrn. Schl. S. 27. der deutschen Ausgabe weggefallen. Er sagt nämlich, „daß, wie der Geschmack der Griechen sich gereinigt, man die Verzierungen auf dem Haupte verworfen habe, weil solche dem Körper ein steifes Ansehn geben, und einer Karyatide ähnlich machen;" aber finden sich nicht ähnliche Verzierungen auf den Köpfen Taf. 6. und Taf. 8. (und Taf. 12. der französischen Ausg.) welche sichtlich, besonders die beyden letztern, Arbeiten griechischer Künstler sind? Finden sich dergleichen nicht sogar auf viel später verfertigten, sonst mit vieler Kunst gearbeiteten, Köpfen römischer Kaiser und Kaiserinnen? Und war der Künstler dieser Art, der Steinschneider, nicht blos als solcher schon genöthigt, die Attribute an diese Stelle zu setzen, wofern er die dargestellten Figuren sonst kenntlich machen wollte? Wo wären, bey so engem Raume, diese Attribute sonst, und wie wären sie schicklich anzubringen gewesen? Würde der alte Künstler

es

es sich nur gestattet haben, in solchen Fällen von dem Gebrauche abzuweichen? — —

Aller dieser kleinen Erinnerungen ungeachtet, die aber überhaupt Werke dieser Art treffen, ist indessen doch gegenwärtiges, das Deutschland Ehre macht, und den prächtigen Museen der Ausländer an die Seite gesetzt zu werden verdient, ein wichtiges Geschenk für das Publikum. Die Zeichnungen, so wie die Kupfer, sind, an und für sich betrachtet, von zu guten Meistern, und geben zu sichtliche Beweise von ihrer Kunst, als daß es nicht mit Recht sollte Anspruch auf den Beyfall der Kunstliebhaber überhaupt machen können. Wir bemerken nur noch, daß, wenigstens in den uns zu Gesichte gekommenen Exemplaren, bey der französischen Ausgabe eine, und bey der deutschen zwey Kupfertafeln fehlen, obgleich die Beschreibungen derselben schon mit abgedruckt sind. Ohne Zweifel wird es der nächsten Lieferung einverleibt werden. Wie sehr wünschen wir dem Verleger die so nöthige und verdiente Unterstützung.

V.

Kurzgefaßte Abhandlung über die Aetzkunst und die geätzten 84 Blätter, welche durch Johann Heinrich Tischbein, Inspector der Fürstl. Bildergallerie zu Cassel, herausgegeben sind. Zur Belehrung für angehende Künstler und Liebhaber. Cassel 1790. 28 Blätter in Folio, mit einer Titelvignette und 84 geätzten Blättern.

Es muß dem Freunde der schönen Künste eine angenehme Erscheinung seyn, wenn er einen Mann auftreten sieht, der mit dem Zauber seiner Kunst eine uneigennützige Redlichkeit und Offenherzigkeit verbindet, jedem, der es wünscht, die Geheimnisse zu offenbaren, wodurch er die wundervollen Würkungen hervorgebracht hat, die unsre Sinne in Erstaunen setzen. Einen solchen Mann hat unser Zeitalter in dem bekannten Inspector Tischbein zu Cassel gefunden. Schon seit mehrern Jahren hat dieser gute Künstler verschiedne Proben von Aetzmanieren gegeben, die dem Auge des Liebhabers geschmeichelt haben. Nach und nach war dar-

daraus eine Sammlung von einigen achtzig Blättern entstanden, welche die mannigfaltigsten Versuche in der Kunst zu ätzen enthalten: und diese Blätter hätte der geschickte Künstler zu keinem edlern Gebrauche bestimmen können, als daß er sie, den Wünschen seiner Freunde zu Folge, in Begleitung einer eignen Abhandlung über die Aetzkunst, öffentlich mittheilte, um jedem Künstler eine lebendige Darstellung von der Vollkommenheit zu geben, zu welcher diese Kunst unter den Händen fleissiger und geschickter Bearbeiter gebracht werden kann. Tischbein wird, so lange diese Kunst ihr Ansehen unter den übrigen zeichnenden Künsten behaupten kann, das seltne Verdienst behalten, ohne alle Geheimnißkrämerey öffentliche Rechenschaft von seinem Verfahren abgelegt zu haben. Und dieß ist von einem Künstler, der es in der Aetzmanier schon bis zu einer solchen Vollkommenheit gebracht hat, obgleich der bescheidne Mann nur erst das A B C zur Aetzkunst geliefert zu haben meynt, gewiß kein geringes Verdienst; da weder Cornelius Plos von Amstel noch le Prince so viel über sich erhalten konnten, die Geheimnisse ihres Verfahrens beym Aetzen den Kunstverständigen zu verrathen.

Das Eigenthümliche der Tischbeinischen Aetzmanier besteht in der gefälligen Verbindung der Radir- und Kupferstecherkunst mit dem eigentlichen Aetzen, oder der Kunst, den Pinsel auf dem Kupfer nachzuahmen. Man könnte dieses letztre auch die Tuschmanier nennen, weil sie mit dem Tu-

Tuschen die meiste Aehnlichkeit hat: so wie man die Art, mit welcher Tischbein einige Köpfe und Figuren behandelt hat, die Kreidemanier nennen könnte.

Tischbein selbst unterscheidet in seinem Werke vier besondre Manieren von einander, von denen allen er in seinen vier und achtzig Blättern hinlängliche Proben abgelegt hat. 1) Das Nadelradieren, 2) die gesandete Manier, 3) die genadelte und gesandete Manier, 4) die Verbindung aller drey Manieren. Eigentlich unterscheidet das Auge auf den 84 Probeblättern drey Manieren, das Radiren mit der Nadel, welches den Schraffirungen oder Umrißen mit der Feder am ähnlichsten sieht; die Sandmanier, wodurch die Kreidestriche am vollkommensten nachgeahmt werden können; und die Staubmanier, wodurch die Zeichnungen völlig das Ansehen ausgetuschter Blätter erhalten. Der verschiedne Gebrauch, den der Künstler von diesen drey Manieren zu machen gewußt hat, und die mannigfaltige Verbindung und Vermischung dieser Manieren mit einander, giebt seinen Blättern das Ansehen, als wenn jedes einzelne in einer besondern Manier gearbeitet wäre.

Wir glauben den Liebhabern der Künste einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir sie einigermassen mit dem Verfahren bekannt machen, welches Tischbein bey seinem Aetzen zu beobachten pflegt. Das Radieren mit der Nadel geschieht auf die gewöhnliche Weise. Tischbein aber hat uns noch mit einer besondern Art von Radieren bekannt gemacht,

macht, die er vornämlich dazu braucht, um den matten Stellen auf seinen Blättern durch Nachhülfe einen stärkern Ton zu geben. Er bedient sich dazu verschiedner Stifte von feinem Bimsstein oder Sandschiefer, die bald spitziger, bald platter zugeschliffen werden. Mit diesen Stiften arbeitet man auf dem Kupfer, welches vom Aetzgrunde schon gereiniget ist, wie mit schwarzer Kreide auf dem Papiere, nur daß man den Stift etwas stärker andrückt, wie die Kreide. Mit dem Sandschiefer giebt man die schwachen halben Töne und abweichenden Tinten an, mit dem Bimssteine die schärfern Striche und Drucker. Beyde Arten von Stiften greifen besser ins Kupfer ein, wenn man sie immer im Wasser hält. Diese einfache Manier, den Blättern die erforderliche Haltung zu geben, und sie auf den gehörigen Ton zu bringen, macht das kerbige Stahlröllchen entbehrlich, wodurch unser Künstler ehedem die Schattentöne angebracht hat.

Was die Sandmanier betrifft, wodurch der Künstler in den Stand gesetzt wird, Zeichnungen mit schwarzer Kreide oder Rothstein, auf der Kupferplatte vollkommen nachzuahmen, so ist das mechanische Verfahren dabey folgendes.

Man trägt den Aetzgrund auf die Platte, und läßt ihn wie gewöhnlich berauchen: alsdann besiebt man die ganze Platte mit einem feinen Sandstaube, läßt den Aetzgrund auf einem warmen Ziegelsteine erweichen, damit der übergestäubte Sand sich fest ansetze, und bläst sodann, wenn die Platte wie-

der kalt geworden ist, allen überflüßigen Staub weg. Jetzt deckt man die Platte mit fein geröthel-tem Papiere und befestigt an die Platte die Zeichnung, welche geätzt werden soll. Um diese fest zu halten, und sie so oft man will von der Platte abzunehmen, und wieder gerade in der vorigen Lage drauf zu legen, schlägt der Künstler vor, an die vier äußersten Ecken der Platte, so wie an den Seiten kleine Löcher zu bohren und mit plattköpfigen Stiften von Knochen die Zeichnung anzuheften. Die Löcher der Zeichnung und der Platte bestimmen alsdann jedesmal die vorige Lage wieder. Liegt nun die Zeichnung auf der Platte, so überfährt man mit stumpfen Nadeln von verschiedenen Spitzen, die schwarzen Kreidenzüge der Zeichnung. Auf die Art wird der Sand durch den Aetzgrund hindurch ans Kupfer angedruckt.

Ist dieß geschehen, so benetzt man mit einem Pinsel voll Aetzwasser die schwarze Oberfläche der Platte ohne Aufhören 2, 3 bis 4 Stunden hinter einander, bis das Aetzwasser überall unter dem Sande gehörig eingebissen hat.

Weil dieses Verfahren aber so viele Zeit und Mühe erfordert, indem der Sand auf dem Grunde unauflösbar ist, so hat der Künstler sich Mühe gegeben, einen auflösbaren Sand zu erfinden; und diese Bemühung ist ihm gelungen. Der zerstossene Tartarus oder Weinstein giebt ein feines Pulver, welches man zum beliebigen Gebrauche beym Aetzen in einer verschlossenen Büchse aufbewahren kann. Das allerfeinste von diesem Pulver kann

man

man durch ein subtiles Sieb von Musselin oder Pferdehaaren von dem gröbern absondern. Das gröbere Pulver ist alsdann bey der Kreidemanier, das feinere bey der Tuschmanier zu gebrauchen. Beyde Arten von Pulver lösen sich im Aetzwasser auf, und verstatten ihm dadurch den freyen und überall gleichförmigen Zutritt zum Kupfer. Von der Kreidemanier haben wir erst gesprochen.

Von der Tuschmanier gilt beynahe dasselbe, nur daß man statt des gröbern Sandpulvers sich jetzt des feinern bedient, und wenn die Zeichnung auf der Platte befestigt ist, mit stumpfen Nadeln oder Druckstiften alle Schattenpartien flach durchdruckt, wie man mit einem Pinsel zu thun pflegt. Durch das stärkere oder schwächere Andrucken, werden die stärkern und mattern Stellen angegeben. Bey dieser Manier aber pflegt der Künstler gewöhnlich erst mit einer scharfen Nadel alle Umrisse deutlich anzugeben: und durch die oben beschriebene Nachhülfe mit Stiften von Sandstein und Bimsstein giebt er zuletzt dem Ganzen die gehörige Haltung. Soll der Ton noch kräftiger werden, so mischt man 25 bis 30 Tropfen rauchenden Salzgeist in ein Loth aqua regis und stüpfet mit einem Fischpinsel dieß Wasser an die kräftigsten Stellen. Nach und nach dehnt man dieß Wasser aus und bringt neues auf die alte Stelle. Diese ganze Procedur dauert 2, 3 bis 5 Minuten, alsdann wird die Platte rein gewaschen. Durch diesen bisher noch unbekannten Kunstgriff lassen sich getuschte Blätter zum Täuschen nachahmen.

Wir

Wir fühlen, indem wir dieß wenige von dem Verfahren beym Aetzen nach Tischbeins Manier, im Auszuge angeführt haben, daß auch die umständlichsten Beschreibungen die Stelle eigner Versuche nicht vertreten können. Aber jeder Künstler sollte billig die Blätter, welche Tischbein geliefert hat, wo nicht alle, doch wenigstens die vorzüglichsten darunter besitzen: um durch den Augenschein sich zu belehren, wie schön und groß die Würkung sey, welche durch die verschiednen Aetzmanieren hervorgebracht werden kann. Für dieses Vergnügen, welches sich jeder Liebhaber der Kunst verschaffen kann, hat Tischbein durch die gefällige Nachricht gesorgt, daß jedes einzelne Stück von seinen Blättern für 6 Gr. 12 Stück aus dem Ganzen für einen Dukaten, und alle 84 Blätter für 10 Rthlr. verabfolgt werden sollen. Die Blätter sind in 12 Klassen vertheilt. Sie begreifen 5 Blätter lebendiges Wild, 8 Blätter Jagdstücke, 8 Blätter todtes Wild, 5 Blätter Charaktere von Hunden, 2 Blätter wildes Federvieh, 7 Blätter wilde Raubthiere, 7 Blätter Thierköpfe und Seltenheiten, 11 Blätter Viehstücke, 5 Blätter Pferde und Reuter, 7 Blätter Landschaften, 10 Blätter Menschenköpfe, 8 Blätter historische Figuren. Man sieht, daß Thierstücke den größten Theil von dieser Sammlung einnehmen; es giebt aber auch einige Blätter darunter, die meisterhaft gearbeitet sind.

Wir heben nur einige von diesen Blättern aus, die sich entweder durch das ungewöhnliche

und besondere in der Manier, oder durch vorzügliche Güte und Schönheit in der Haltung von den übrigen unterscheiden. Darunter gehört in der zweyten Klasse die Schweinehetze in Tuschmanier, durch feine und starke Schraffirung gehoben — ein Stück von außerordentlicher Stärke und Kraft. Der laufende Hirsch mit dem Hunde an der Seite hat eine überaus feine, leichte und gefällige Schraffirung. Der vom Bären gepackte Stier (ein Stück von eignem ästhetischen Werthe) ist von einer Zeichnung mit schwarzer Kreide, besonders auf dem blauen Papiere, schwer zu unterscheiden.

Ein Muster von schöner und leichter Manier im Radieren, der es zugleich an nöthiger Stärke nicht fehlt, giebt der sitzende Hund. Noch weit dreuster und kühner aber ist der vor Fasanen stehende Hund nach Oudry in einer halb radierten, halb getuschten Manier bearbeitet.

Der Habicht, welcher eine Ente greift, vom Künstler nach der Natur gemahlt, vereinigt beynahe alle Manieren in sich, und hat den Reiz der anmuthigsten Schraffirungen mit der musterhaften Zeichnung verknüpft.

Ein Löwe, aus der Menagerie zu Cassel nach dem Leben gezeichnet, verdient nicht weniger ausgehoben zu werden. Die allervollkommensten Blätter aber liefert die Klasse der Viehstücke. Man kann in dieser Art nichts schöneres sehn, als das Viehstück nach Roos, welches Schafe und Hornvieh an einem alten Gemäuer darstellt; ein Stück, welches die leichteste Schraffirung mit der weichen

Tusch-

Tuschmanier verbindet, und mit dem sorgfältigsten Fleiße durchgehends gezeichnet ist. Der Landmann mit den Pferden würde einem getuschten Blatte vollkommen gleichen; wenn der Künstler mehr Stärke und Haltung in die Landschaft gebracht hätte, die fast gar keine Schattentöne hat. In dem Viehstück nach Potter hat der Künstler mehr zu tuschen versucht: es ist aber zu bedauern, daß die unreinen Tinten ihm die Luft verdorben haben. Lehrreiche Winke für nacheifernde Künstler enthält die einfache Zeichnung von dem fressenden Ochsen nach Roos. Man bemerke die matten Striche im Grase, welche durch die Sandmanier entstanden sind, und denke wie leicht es seyn müsse, in dieser Art eine Bleystiftzeichnung vollkommen nachzubilden. Unter den Reitern empfiehlt sich der Falkenier durch seine kraftvollen Drucker und die reine Manier, worin er radirt ist. Unter den Landschaften, welche den Thierstücken bey weiten nachstehen, ob man sie gleich den Figuren noch vorziehen möchte, verdient die nach Rembrandt den Vorzug vor allen. Da sie ohnstreitig unter die vollkommensten Versuche gehört, die der Künstler in Tuschmanier gemacht hat, so sey es uns erlaubt, den Kunstverständigen auf die noch übrigen Unvollkommenheiten aufmerksam zu machen, die entweder von dieser Manier ganz unzertrennlich sind, oder vielleicht in der Folge noch durch anhaltenden Fleiß verbessert werden können.

Es fehlt der Manier durchgehends noch an genugsamer Reinigkeit. Zwar ist die Luft in der vor uns liegenden Landschaft schon um vie-

pieles reiner gerathen, als auf manchen andern Blättern; allein vollkommen hat sie doch nicht den Willen des Künstlers erfüllt, und die Schraffirung, wodurch ihr zuletzt noch nachgeholfen worden ist, wenn sie auch noch von einer gleichförmigern Art wäre, würde dem Auge auf der weichen Grundmaße doch nicht wohl thun. Und wer sollte nicht wünschen, auf einem rein getuschten Blatte alle Schraffirungen verbannt zu sehen?

Es fehlt der Manier ferner noch an hinlänglicher Bestimmtheit. Ueberall gleicht sie einem mit dem Tampeur oder Wischer aufgeriebenen Kreidengrunde, der es nicht erlauben will, daß man feinere Abstufungen von Licht und Schatten anbringe, wodurch einzelne Parthieen mehr gehoben und von einander abgesondert werden müssen. Das Auge findet also überall nur Hauptmaßen, und vermißt bey aller Schraffirung in dem Baumschlage die Nüanzen, wodurch das Vorspringen und Zurücktreten einzelner Theile bewürkt werden kann. Aus derselben Unvollkommenheit entspringt aber auch die Nothwendigkeit der scharfen Umrisse, ohne welche kein Gegenstand von dem andern abgesondert, und dadurch kenntlich gemacht seyn würde. Gleichwohl verlangt unser Auge, nicht durch Striche, sondern durch die bloße Abwechselung von Farben und Lichtern, die Verschiedenheit der Gegenstände zu erkennen, die ihm vorgehalten werden. Endlich fehlt es der Manier auch noch an der nöthigen Stärke. Ueberall muß die Radirnadel zu Hülfe kommen, wo ent-

entweder Drucker oder starke Schatten angebracht werden sollen.

Unter den Menschenköpfen zeichnet sich der Eremit nach einem Gemälde von Tischbein vor allen andern aus. Unter den Figuren verdient der Scheerenschleifer um deswillen bemerkt zu werden, weil sich der Künstler bey der Verfertigung dieses Stücks statt des Sandes bloßer geriebner Kreide bedient hat. Es giebt einzelne Striche auf diesem Blatte, die nicht besser hätten werden können; so wie das Ganze einer Schrassirung mit schwarzer Kreide vollkommen gleicht. Außer diesem verdienen der Philosoph nach Tenier und Pygmalien vom Cornelius von Harlem, als vorzüglich gute Blätter angeführt zu werden.

Es läßt sich im geringsten nicht zweifeln, daß, wenn sich mehrere geschickte Künstler durch diese Versuche aufmuntern lassen, die Aetzkunst zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht werden kann.

VI.

Kunstanzeigen.

Leipzig. Bey Hrn. Rost ist nunmehr der von uns angekündigte Catalogue raisonné du Cabinet d'Estampes du feu M. *Brandes*, Sécrétaire intime de la chancellerie Royale d'Han-

d'Hannovre, contenant une Collection de Piéces anciennes & modernes de toutes les écoles dans une Suite d'Artistes dépuis l'origine de l'Art jusqu'à nos jours; rédigé & publié par M. *Huber*. Tome premier, renfermant les écoles d'Jtalie & des Pays-bas. (592 p.) Das Kupferstich-Cabinet des seel. Hofr. Brandes war unstreitig, so wohl in Absicht auf die Wahl der Blätter, als seinem Umfange nach, eine der größten und wichtigsten Privatsammlungen in Deutschland, so wie das gegenwärtige Verzeichniß für die Kunstsammler, Freunde und Kenner ein wahres Geschenk ist, da ein Mann, wie Hr. Huber, der durch so viele Kunstschriften aus diesem Fache, und durch den eignen Besitz eines ansehnlichen Cabinets, seine Kenntnisse und seinen Geschmack auf eine so vortheilhafte Art bekannt ist, die Einrichtung und Herausgabe desselben übernommen hat. In der vorgesetzten Einleitung giebt er dem Leser von derselben eine vollständige Rechenschaft. — Da wir Herrn Brandes einen großen Theil der Anzeigen von den wichtigsten Kunstwerken, hauptsächlich aus England, verdankten, so halten wir es für Pflicht, das Vornehmste aus seiner hier befindlichen kurzen Lebensgeschichte auszuzeichnen, damit sein Andenken auch unter uns erhalten werde.

Er war in Celle geboren, studierte zu Göttingen u. Leiden, und brachte nach Endigung seiner academischen Studien einige Jahre in Holland und England zu. Nach seiner Rückkehr ward er bey der Canzley in Han-

Es läßt sich aus diesem leicht schließen, was man ungefähr von gegenwärtigem Verzeichnisse erwarten darf. Er hat es in vier Foliobänden abgefaßt, und nach fünf Schulen, der Italienischen, Niederländischen und Holländischen, Deutschen, Französischen und Englischen vertheilt. Diese liefert Hr. Huber in zwey folgenden groß Octavbänden, wo er ansehnliche Zusätze hinzugethan und manches wieder zusammen gedrängt hat. Von seiner Anordnung giebt er nun folgende Rechenschaft, und der Geschmack und die große Einsicht des Verf. sowohl als des Herausgebers lassen sich dabey nicht verkennen. — Die Schulen sind nach dem Geburtsort der Meister angegeben — Ist ein Verzeichniß von einem vorhanden, nach dem die Liebhaber ihre Sammlungen zu ordnen pflegen, wie z. B. die Catalogen von Rembrandt durch Gersaint und Y'ver, und von Rubens durch Hequet und Basan, so sind die Nummern angegeben — Die Portraitmaler sind übergangen, der Künstler müßte denn zugleich Geschichtsmaler seyn — Von den Malern, die zugleich den Grabstichel geführt und nach ihren eignen Ideen gearbeitet haben, findet man eine abgesonderte Klasse, die ihren übrigen Werken vorsteht. — Die Maler, die einerley Gegenstände behandelt, als Thier- und Landschaftsmalereyen, sind nach alphabetischer Ordnung der Kupferstecher angegeben. — Bisweilen hat die Verschiedenheit der Malereyen eines Meisters Unterabtheilungen erfordert. — Obgleich der Catalog französisch ist, so

so ist doch der Titel nach der Unterschrift in der eignen Sprache angegeben. — Fehlen unter einem Blatte die Namen des Meisters, so ist der Name in einer Parenthese hinzugesetzt — so wie das Maaß der Länge und Breite nach Pariser Fuß. — In Absicht der englischen Blätter, von denen sich hier die prächtigste Sammlung, und größtentheils Abdrücke avant la lettre finden, ist man einen andern Weg eingeschlagen, und hat die Artikel nach den Kupferstechern geordnet.

Aus dieser kurzen Anzeige können sich die Liebhaber ungefähr eine Vorstellung von dem Ganzen machen. Es besteht aus mehr als 34000 Blättern aller Arten, die eine Folgereihe von Kupferstichen aller Schulen enthalten, und eine anschauliche Geschichte dieser Kunst gewähren. Noch ist zu bemerken, daß außer dieser großen Sammlung eine zwote von 12000 Portraiten da ist, von der der sel. Brandes ebenfalls einen Catalog nach alphabetischer Ordnung hinterlassen hat, der aber itzt nicht mit in Druck kömmt, und ein eignes Object ausmachen wird, wofern nicht ein Käufer auf diese zugleich seine Absicht richten sollte. Wie sehr wäre zu wünschen, daß ein Schatz, der mit so vieler Sorgfalt, Kosten und Mühe zusammen gebracht worden, einen Käufer finden, und nicht durch die Versteigerung möchte zerstreuet werden. Der erste Theil dieses Verzeichnisses wird mit 3 Thlr. 12 Gr. Conventionsmünze bezahlt, worauf man in kurzem den zweyten Theil ohne allen weitern Nachschuß von der Rostischen Kunsthandlung erhält.

Ferner hat die Rostische Kunsthandlung von Hrn. Valentin und Rupert Green, berühmten Kupferstechern zu London, Auftrag, halbe Pränumeration von folgendem großen Kunstblatte anzunehmen: Hauptangriff von Valenciennes am 25. Jul. 1793 durch die vereinigte Armee; nach einem großen, nach der Natur entworfenen Gemälde des berühmten Ph. Jac. de Louthenburg: Der Preiß der Probedrücke ist 5 Guineen; der ersten Abdrücke mit der Schrift 3 Guineen. Nach dem, aus einem 12 Fuß breiten und 8 Fuß hohem Gemälde, wird der, bey 30 Zoll breite und 20 Zoll hohe Kupferstich erscheinen. Es werden darauf die Porträte der ersten Heerführer und verdientesten Offiziere, auf eine schickliche Art angebracht und nach dem Leben auf Ort und Stelle gezeichnet, erscheinen: der Prinz von Coburg, der Erzherzog Carl Ludwig, Prinz Ferdinand von Würtemberg, die Grafen von Clairfait, von Erbach, von Ferrari u. a. m. Mit dem Kupferstiche erhalten die Pränumeranten ein Blatt zur Erläuterung des Stichs, die Umrisse der Bildnisse nebst dem Namenverzeichnisse, eine gedruckte Beschreibung der ganzen Belagerung, und einen Plan nach einer genauen Ingenieurzeichnung.

Mannheim. Herr Sintzenich hat ein Gemälde von Rubens, in der Churfürstl. Gallerie allda, die Friedensstiftung zwischen den Sabinern und Römern, in der punktirten Manier, nach einer von ihm selbst verfertigten Zeichnung, in Kupfer gebracht. Ein herrliches Blatt, in dem von

von Rubens Geist nichts verloren gegangen ist. Der Preiß ist 5 Thlr.

Nürnberg. Der Kunsthändler Frauenholz hat das Bildniß des berühmten Historikers und Dichters Schiller von Graff, in einer schwärmerisch nachdenkenden Stellung dargestellt, von Hrn. Müller in Stuttgardt in Kupfer stechen lassen. Wer Schillers Schriften kennt, wird bey Erblickung desselben ausrufen: „So muß Schiller aussehen, wenn er, im Nachdenken verloren, im Lehnstuhl sitzt, und den Kopf auf seinen Arm stützt!" Der Grabstichel ist meisterhaft geführt, und dieses Blatt ein neuer Beweis, daß wir Deutsche an Hrn. Müller einen Künstler haben, dessen historische Portraite mit denen von Wille und Schmidt, um den Rang streiten. Der Preiß ist ein Laubthaler. Gute Abdrücke dürften aber bald dreyfach so hoch bezahlt werden.

Weimar. Herr Lips hat das Bildniß des Hrn. Prof. Reinhold, nach einer selbst verfertigten Zeichnung, in dem bekannten Format der trefflichen Bausischen Bildnisse, worin er auch schon die von Göthe und Wieland geliefert hat, in Kupfer gestochen. Der Stich ist rein und kräftig, hat aber nur noch etwas Metallartiges, welches vielleicht daher rührt, daß der Künstler viel nach Gypsköpfen mit Bleystift oder Tusche gezeichnet hat. Der Preiß ist 20 Gr.

Rom. Da wir nunmehr das schöne, von uns bereits im vorletzten Bande unserer N. Bibl. angezeigte Gegenbild, der von Hrn. Gmelin ge-

stochenen petites Cascatelles de Tivoli, mit den Ruinen der Villa des Mäcen vor uns haben, so wird es wegen des Reichthums der auf diesem Blatte dargestellten Gegenstände nicht überflüßig seyn, wenn wir zur Erläuterung dessen Inhalt anzeigen. Die Beleuchtung desselbigen ist am Morgen. Der Mittelgrund, als Hauptgegenstand, stellt die kleinen Cascatellen mit der berühmten Villa des Mäcenas dar, welche auf dem Abhange eines wild bewachsenen Berges liegt. Unter ihr und neben her stürzen sich die Wasser herab und lösen sich in Staub auf. Rechts auf der Ebene des Berges liegt der Tempel della Tosse, und links weiter hinauf der interessantere Theil von Tivoli, nämlich die Villa d'Esté. Diese reichbewachsene Aussicht schliest sich mit den Bergen von Tivoli, d. i. dem Monte spacato und Monte St. Angelo. Ueber diesen Gegenstand hinaus zeigt sich rechter Hand ein Theil der Landschaft gegen Palästina zu, und die Kette von den Frascatischen Bergen schliest den Grund. Von dieser Hauptscene führt nahe am Vordergrund ein Weg in einen Oelwald, in dem eine Heerde Ochsen getrieben wird, und links darauf stehn unter einer grossen Eiche drey Jäger mit Hunden um einen erlegten Hasen, welche die vorderste Staffage ausmachen. Gegenüber rechts im vordersten Grunde ist die Terasse von der Villa des Quint. Varus, von wo aus der Punkt zur Darstellung des ganzen Gegenstandes gewählt worden. Beleuchtung, Haltung, Baumschlag, Perspektiv, und das stufenweise Verhältniß der Objekte

ßiste und Farbengebung verrathen eine Meisterhand, die bey einer sorgfältigen Ausführung des Griffels doch alles Aengstliche vermeidet. Nach einer Privatnachricht haben wir bald eine neue Platte, die Grotte des Neptuns, von diesem braven deutschen Künstler zu gewarten. Beyde Blätter der Cascatellen kosten zusammen 5 Thlr. jedes zu 2 Thlr. 12 Gr. Das Monument de Gesner von demselben Künstler, das wir vor einiger Zeit angezeigt, 1 Thlr. 16 Gr. und alle drey sind in der Frauenholzischen Kunsthandlung zu Nürnberg zu haben.

Auszug aus einem Briefe aus Rom vom Januar 1794.

„Von Raphaels Madonna della Seggiola, welche der berühmte Kupferstecher Morghen, gegenwärtig zu Florenz, neuerlich beendigt hat, ist eine Copie von Andrea del Sarto zu verkaufen, ein Bild von dem ich glaube, daß Sarto nie etwas beßres gemacht hat. Dieses Bild hat noch außerdem den Vorzug, daß es vollkommen so erhalten ist, als ob es jetzt erst beendigt worden. Freylich sind auch 1000 Zechinen, die man dafür verlangt, keine Kleinigkeit.

„Die vorzüglichsten Bilder, so jetzt in Rom zu kaufen sind, sind: das Porträt des Pabsts Julius II. von Raphael für 500 Zechinen; ob Raphael viel vollkommnere Portraite gemalt hat, oder überhaupt vollkommnere in der Welt sind, weiß ich nicht. Ferner eine Copie nach Raphael, von Dominichino

no, für 600 Scudi. Ein großes Bild von Guercino für 12000 Zechinen — Ein noch nicht geendetes Bild von Correggio, 5000 Zechinen. Dieß sey Ihnen ein Beweis, wie hoch hier die Preiße von guten alten Bildern sind.

„La Bruzzi giebt hier ein vortrefliches Werk in zwey Theilen heraus, unter dem Titel: Antichita della via Appia, es enthält die interessantesten Gegenstände des Alterthums auf der Via Appia, von Rom bis Brundusium; la Bruzzi hat sie auf der Stelle gezeichnet und selbst radirt. Es ist davon der erste Heft erschienen, welcher 12 Blatt in groß Querfolio enthält; der Vortrag dieser schönen Kunstblätter ist kühn, geistreich, und mehr bestimmt als Piranesis Blätter. Jeder Heft kostet 6 bis 7 Scudi. Lorenzo Roccheggiani giebt ein Werk in 100 Blättern heraus, unter dem Titel: Raccolta di Cento Tavole Rappresentanti I Costumi Religiosi, Civili e Militari degli antichi Egiziani, Etruschi, Greci e Romani, Tratti dagli antichi Monumenti per uso di Professori delle belle Arti. Es sind bis jetzt 12 Blatt in Folio erschienen, alle vom Herausgeber selbst gezeichnet und meisterhaft gestochen; jedes Blatt kostet einen Paul.“ —

A Collection of Engravings from Antiques Vases, the greater Part of Grecian Fabric; found in ancient Tombs in the two Sicilies; but particularly in the Neighbourhood of Naples, in the Years 1789 and 1790; with Remarks of the Proprietor, Sir

Sir William Hamilton, Envoy Extraordinary from his Britannic Majesty to the Court of Naples. Published by *William Tischbein*, Director of the Royal Academy of Painting. Folio, French and English, with 63 Plates, *Naples*. 1791. Wenn dieß kostbare Werk auch dem Liebhaber ausgeführter Kupferblätter gleichgültiger seyn sollte; so wird es doch destomehr Beyfall bey dem Antiquar und dem Zeichner finden, indem diese alten Vasen sowohl, was die Formen, als die darauf gemalten Figuren anbetrifft, mit der sorgfältigsten Genauigkeit in bloßen Umrissen abgezeichnet dargestellet werden. Sir Hamilton beweißt, daß diese sonst so genannte hetruscische Vasen, wovon zu seiner Zeit die D'Hancarvillische in unserer Bibliothek angezeigt worden, wahre griechische, sowohl der Erfindung als der Arbeit nach sind. Die gewöhnlichsten Figuren beziehen sich auf den Dienst des Bacchus und der Ceres, da sie bey der Tafel gebraucht wurden; einige sind aus dem Homer genommen, und manche stellen gymnastische Spiele vor. Bey jeder Vorstellung, die hier 63 Platten einnehmen, ist angezeigt, wo sie gefunden worden. Das Werk ist in Leipzig in der Rostischen Kunsthandlung zu haben.

Rom. Museo Pio-Clementino, descritto da Ennio Quirino Visconti, Direttore del Museo Clementino. Tomo III e IV. gr. Fol. 1792. Der 3te Band, mit dem der gegenwärtige Papst diese prächtige Sammlung be-

bereichert hat, enthält 12 Statuen von Kaisern und Kaiserinnen, unter denen die von Claudius Albinus, zu Castro Nuovo ausgegraben, einzig ist. Die vornehmsten übrigen sind, Demosthenes, Menander, Pausidippus, Seneca, Sextus von Chäronea; ein Opferer, eine römische Dame, ein junges Mädchen laufend: eine schöne Tänzerinn, ein Fischer, ein Hirt, ein junger Neger, ein Kind mit einem Huhn; Minerva, Diana; ein tanzender Faun, eine todte Nymphe mit einer Schlange, die Stadt Antiochia, der Nil, Jason, kniend und fechtend, ein niedliches Stück, das vermuthlich zu einer Gruppe gehörte — zusammen an der Zahl 47. Der IV. Band enthält die Büsten, die 61 Platten ausfüllen. Die ersten 17 stellen heidnische Gottheiten vor, die 19 folgenden Helden und berühmte Männer Griechenlandes, und die übrigen römische Büsten.

London. Den 3ten März des vorletzten Jahres 1792 starb hier in Albemarle-street Robert Adam, der berühmteste englische Baumeister seiner Zeit. Er war 1728 in der Stadt Kirkcaldy, in der Grafschaft Fife, geboren, und der zweyte Sohn William Adam's, Esq., von Maryburg; ebenfalls ein Architekt von großen Verdiensten. Er ward auf der Universität Edinburg erzogen, und errichtete hier mit den nachmahligen so berühmten Männern, David Hume, D. William Robertson, D. Adam Smith, D. Adam Ferguson und Herrn John Home eine genaue Freundschaft. In der

Folge war er so glücklich, der innigsten Vertraulichkeit mit Archibald, Herzog von Argyle, Hrn. Karl Townshend und William Grafen von Mansfield zu geniessen. Sein Vater, der ihn seiner eignen Kunst gewidmet, schickte ihn hierauf nach Italien, um dort die Werke des Alterthums zu studieren: denn er war der Meynung, daß die Gebäude derselbigen für den Baukünstler das wären, was die Werke der Natur in Rücksicht auf die andern Künste sind, und eben sowohl zur Nachahmung als zum Muster dienen; glaubte auch, daß sie an Ort und Stelle müßten studieret werden, um die Seele mit Ideen des Großen und Schönen zu erfüllen, welches bloße Copien nicht vermögend wären, obgleich nur wenige Denkmäler von griechischer oder römischer Architektur, außer öffentlichen Gebäuden, übrig sind: denn Tempel, Bäder und Amphitheater haben wegen ihrer Festigkeit allein den Verwüstungen der Zeit und der Barbaren widerstanden. Die Privatgebäude der Bürger zu Athen und Rom, so zierlich und prächtig sie mögen gewesen seyn, sind untergegangen, und von den unzähligen Villas, die Italien anfüllten, sind nur wenige Ruinen übrig, obgleich die Römer den Raub der Welt darauf verschwendet hatten. Da Hr. Adam einsah, daß die Kenntniß der Baukunst unvollkommen wäre, wenn er nicht die Betrachtung eines Privatgebäudes zu seinem Studium der öffentlichen Gebäude hinzuthäte, so faßte er den Entschluß des Kaisers Diocletians Pallast zu Spalatro, im venetianischen Dalmatien, zu besu-

suchen. Zu dem Ende beredete er Hrn. Clerisseau, einen französischen Künstler, ihn zu begleiten, nahm zwey Zeichner mit, und ging im Junius 1757 von Venedig dahin ab, und vollendete binnen fünf Wochen zu seiner grossen Zufriedenheit seine Absicht.

Im Jahre 1762 ward Hr. Adam zum Architekten des Königs ernannt. 1764 gab er das Resultat seiner Untersuchungen zu Spalatro, in einem groß Folioband, unter folgenden Titel heraus: Ruins of the Palace of the emperor Diocletian, at Spalatro in Dalmatia, by R. Adam, F. R. S. F S. A. Architect to the King & to the Queen, mit 71 vortreflich gestochenen Platten; ein Werk, das in der Reihe der Ruinen von Balbec und Palmyra von Hrn. Wood und den Alterthümern von Athen durch Hrn. James Stuart zu stehen verdient.

1768 gab er sein Amt an den König ab, weil es sich nicht mit dem eines Parlamentsgliedes vertrug, zu dem er für die Grafschaft Kinroß war erwählet worden. Um diese Zeit wurde er, in Vereinigung seines Bruders James Adams, Esq., von dem Adel zur Errichtung viel edler neuer Gebäude und zur Prachtverzierung vieler grossen Wohnhäuser gebraucht, und 1773 gaben sie die erste Lage ihrer Werke unter dem Titel aus: The Works in Architecture of Robert and James Adams, Esq. No. 1. Containing Part of the Designs of Sion House, a magnificent Seat of his Grace the Duke of Northum-

...umberland in the County of Middlesex. In der Einleitung verbitten sie allen Verdacht einer sklavischen Nachahmung. Im Jahre 1774 erschien die zweyte Nummer und enthielt a part of the designs of the late Earl of Mansfield's villa at Kenwood in the County of Middlesex. — 1775 die 3te Nummer: the designs of Luton Parkhouse, one of the seats of the late John Earl of Bute. — 1776 die vierte Nummer, die einige Werke zu Whitehall, Edinburg u. s. w. darstellt. Die herrlichen Gebäude the Adelphi werden ein ewiges Denkmahl der beyden Brüder bleiben.

Es sprang ein Blutgefäße in seinem Magen, und er ward den 10. März 1792 in den südlichen Flügel von Westminsterabtey begraben. Sein Begräbniß war nicht öffentlich, und geschah blos in Begleitung einiger wenigen Freunde: doch trugen sein Leichentuch der Herzog von Bucleugh, die Grafen von Coventry und Lauderdale, Viscount Stormont, Lord Friedrich Campbell und Herr Pulteney; woraus sich ergiebt, daß er, in Absicht auf politische Meynungen, zur Oppositionsparthey gehörte.

Seine herrlichen öffentlichen und Privatgebäude werden seinen Geschmack und Geist immerdar bey der Welt im Andenken erhalten. Seine sanften Sitten und sein treflicher moralischer Charakter erwarben ihm viel Freunde, und England hat in ihm und Josua Reynolds beynahe zu gleicher Zeit zwey seiner größten Zierden verloren. Dieser führ-

führte beynahe einen ganz neuen und höhern Styl in der Bildnißmalerey ein, und jener verursachte beynahe eine gänzliche Veränderung in der Baukunst; auch war sein fruchtbares Genie nicht blos auf Verzierung der Gebäude eingeschränkt, sondern verbreitete sich fast über jeden Zweig der bildenden Künste. Er verrieth in Zeichnung seiner zahlreichen Landschaften einen großen Reichthum von Einbildungskraft, und viel Beurtheilung in Vertheilung seines Lichts und Schattens. Bis auf den letzten Augenblick seines Lebens war er geschäftig; denn er zeichnete das Jahr vor seinem Tode fünf und zwanzig Privatgebäude mit so viel Veränderung in ihrem Styl und einer so schönen Composition, daß schon diese zu seinem Ruhm hinreichend gewesen wären.

The Dance of Death, painted by H. Holbein, and engraved by W. Hollar. 8vo. 1 L. 1 S. Edwards. 1793. Die Absicht des Verf. dieses schön gedruckten Buchs ist, zu erweisen, daß Hans Holbein weder Maler noch Stecher des berühmten Todtentanzes war, indem aus der ersten Ausgabe der berühmten neuern Stiche von Hollar copiert deutlich erhellt, daß der Maler, wie in der Vorrede zu der ersten Ausgabe, Lyon, 1538. in 4. ausdrücklich gemeldet wird, vor diesem Jahre starb, da Holbein bis 1555 lebte. Der Maler ist noch nicht bekannt; der Verf. beweißt aber, daß Hans Lützelburger, Holzschneider zu Basel, die Platten gestochen. Da die Stiche von Hollar nicht so zahlreich waren, als die

fri-

frühern Holzschnitte, und in jeder Absicht weit unter den Originalen, ob sie gleich in Kupfer gegraben, und man die Platten, die noch wenig gebraucht sind, vor kurzer Zeit in England entdeckte, so hat man sie zu gegenwärtigem Werke wieder abgezogen. Sie sind hauptsächlich von der Ausgabe 1555 copirt. Mehrere dieses Werk betreffende Nachrichten findet man in der Vorrede, nebst einer genauen Beschreibung der Kupferstiche.

Some Anecdotes of the Life of Julio Bonasoni, a Bolognese Artist, who followed the best Schools etc. To which is prefixed a plan for the Improvement of the Arts in England. By *George Cumberland*, 8. Robinson 1793. Herr Cumberland, der bey uns hauptsächlich durch seinen Westindier und Observer bekannt ist, und sich auch durch sein Gemäldeverzeichniß von dem Eskurial um die Kunst verdient gemacht hat, giebt hier von dem Leben und Werken eines beynahe itzt vergessenen italienischen Künstlers Nachricht. In dem vorgesetzten Plan schlägt er der Societät der Dilettanten vor, Gypsabgüsse von alten Bildsäulen, Basreliefs, Ueberbleibseln der Baukunst u. s. w. aus Italien und Frankreich kommen zu lassen, in Gallerien aufzustellen und junge Künstler darnach zeichnen zu lassen. Wir hätten geglaubt, daß dieß längst in England geschehen wäre, so wie es bey uns in allen Akademien stets üblich gewesen ist.

Biographical Magazin, containing Portraits and Characters of Eminent and Inge-

 nious

nious Persons of every Age and Nation. London printed for Harrison. Dieses biographische Magazin, wovon mit dem 1ten März dieses Jahrs die 1ste Nummer ausgegeben worden, und Aehnlichkeit mit Schönheit verbunden in Absicht der Bildnisse enthalten soll, liefert zuförderst den Shakespear, Dr. Johnson, Sir Joshua Reynolds, David Garrick, Dr. Arne, Kapitain Cook.

London. „Obgleich die Aernte von englischen Kunstblättern der Kupferstecherkunst dießmal nicht sehr beträchtlich ausgefallen ist; so glaube ich doch dadurch einen Ihrer Wünsche zu erfüllen, daß ich Ihnen einige der vorzüglichsten neuen Blätter anzeige, wobey ich alle mittelmäßige und ganz schlechte Stücke übergehe. Sollten Sie indessen einige darunter finden, welche blos durch die jetzige Epoche ihr Daseyn und Interesse erhalten; so dienen sie zum Beweis, daß England auch bey dem edlern Gewerbe der Kunst Zeitumstände zu nutzen weiß. Indessen verdienen dennoch auch diese Stücke, in Absicht ihrer Behandlung und Ausführung, vor so vielen andern dieser Art, Empfehlung.

Virgil writing his Epitaph. Virgil schreibt seine Grabschrift auf: Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet meme Parthenope, cecini Pascua, Rura, Duces. Ein herrlich componirtes Blatt. Der Dichter im weißen Gewande liegt auf einem Ruhebette, an seinem Haupte sitzt ein trauernder Schüler, das Tintengefäß haltend, hinter ihm einer, der traurig seine Schrift bemerkt, und

die

die linke auf ein Postament legt, auf welchem eine Büste (vermuthlich Horazens) steht. Zu seinen Füssen die trauernde Muse, auf dem Boden die leyer mit zersprungenen Saiten.

The Younger Pliny reproved. vid. Melmoth Pliny Book 6. letter. 20. Der jüngere Plinius erhält einen Verweis. Ein würdiges Gegenstück zu vorigen; beyde von Ang. Kauffmann gemahlt, und von Th. Burke meisterhaft, in punktirter Manier, gearbeitet. Jedes ist 18 Zoll hoch u. 21 und einen halben Zoll breit, und kostet 18 Sch.

The Delivery of the definitive Treaty by the Hostage Princeps into the Hands of Lord Cornwallis, von Dan. Orme gestochen, und:

The Departure of the Sons of Tipoo from the Zenana von F. Bartolozzi gestochen. Beyde von Matthes Brown gemahlt. Zwey meisterhafte und vortreflich gearbeitete Blätter, in punktirter Manier, nebst einem Erklärungsblatte, mit den Umrissen der darauf vorkommenden Portraite. Jedes ist 20 und einen halben Zoll hoch 26 Zoll breit, und kostet 26 Sch.

Catharina of Arragon plaiding her own Cause before King Henry the Eight, und:

The Defeat of Mary Queen of Scots at the Battle of Langside. Zwey meisterhafte Blätter in schwarzer Kunst. Geistreiche Compositionen von R. Westall gemahlt und W. Ward gestochen. Jedes ist hoch 24 und einen halben Zoll, breit 28 Zoll, und kostet 15 Sch.

no, für 600 Scudi. Ein großes Bild von Guercino für 12000 Zechinen — Ein noch nicht geendetes Bild von Correggio, 5000 Zechinen. Dieß sey Ihnen ein Beweis, wie hoch hier die Preiße von guten alten Bildern sind.

„La Bruzzi giebt hier ein vortreflisches Werk in zwey Theilen heraus, unter dem Titel: Antichita della via Appia, es enthält die interessantesten Gegenstände des Alterthums auf der Via Appia, von Rom bis Brundusium; la Bruzzi hat sie auf der Stelle gezeichnet und selbst radirt. Es ist davon der erste Heft erschienen, welcher 12 Blatt in groß Querfolio enthält; der Vortrag dieser schönen Kunstblätter ist kühn, geistreich, und mehr bestimmt als Piranesis Blätter. Jeder Heft kostet 6 bis 7 Scudi. Lorenzo Roccheggiani giebt ein Werk in 100 Blättern heraus, unter dem Titel: Raccolta di Cento Tavole Rappresentanti i Costumi Religiosi, Civili e Militari degli antichi Egiziani, Etruschi, Greci e Romani, Tratti dagli antichi Monumenti per uso di Professori delle belle Arti. Es sind bis jetzt 12 Blatt in Folio erschienen, alle vom Herausgeber selbst gezeichnet und meisterhaft gestochen; jedes Blatt kostet einen Paul.“ —

A Collection of Engravings from Antiques Vases, the greater Part of Grecian Fabric; found in ancient Tombs in the two Sicilies; but particularly in the Neighbourhood of Naples, in the Years 1789 and 1790; with Remarks of the Proprietor, Sir

Sir William Hamilton, Envoy Extraordinary from his Britannic Majesty to the Court of Naples. Published by *William Tischbein*, Director of the Royal Academy of Painting. Folio, French and English, with 63 Plates. *Naples*, 1791. Wenn dieß kostbare Werk auch dem Liebhaber ausgeführter Kupferblätter gleichgültiger seyn sollte; so wird es doch destomehr Beyfall bey dem Antiquar und dem Zeichner finden, indem diese alten Vasen sowohl, was die Formen, als die darauf gemalten Figuren anbetrifft, mit der sorgfältigsten Genauigkeit in bloßen Umrissen abgezeichnet dargestellet werden. Sir Hamilton beweißt, daß diese sonst so genannte hetruscische Vasen, wovon zu seiner Zeit die D'Hancarvillische in unserer Bibliothek angezeigt worden, wahre griechische, sowohl der Erfindung als der Arbeit nach sind. Die gewöhnlichsten Figuren beziehen sich auf den Dienst des Bacchus und der Ceres, da sie bey der Tafel gebraucht wurden; einige sind aus dem Homer genommen, und manche stellen gymnastische Spiele vor. Bey jeder Vorstellung, die hier 63 Platten einnehmen, ist angezeigt, wo sie gefunden worden. Das Werk ist in Leipzig in der Rostischen Kunsthandlung zu haben.

Rom. Museo Pio-Clementino, descritto da Ennio Quirino Visconti, Direttore del Museo Clementino. Tomo III e IV. gr. Fol. 1792. Der 3te Band, mit dem der gegenwärtige Papst diese prächtige Sammlung be-

bereichert hat, enthält 12 Statuen von Kaiser und Kaiserinnen, unter denen die von Claudius Albinus, zu Castro Nuovo ausgegraben, einzig ist. Die vornehmsten übrigen sind, Demosthenes, Menander, Pausidippus, Seneca, Sextus von Chäronea; ein Opferer, eine römische Dame, ein junges Mädchen laufend: eine schöne Tänzerinn, ein Fischer, ein Hirt, ein junger Neger, ein Kind mit einem Huhn; Minerva, Diana; ein tanzender Faun, eine todte Nymphe mit einer Schlange, die Stadt Antiochia, der Nil, Jason, kniend und fechtend, ein niedliches Stück, das vermuthlich zu einer Gruppe gehörte — zusammen an der Zahl 47. Der IV. Band enthält die Büsten, die 61 Platten ausfüllen. Die ersten 17 stellen heidnische Gottheiten vor, die 19 folgenden Helden und berühmte Männer Griechenlandes, und die übrigen römische Büsten.

London. Den 3ten März des vorletzten Jahres 1792 starb hier in Albemarle-street Robert Adam, der berühmteste englische Baumeister seiner Zeit. Er war 1728 in der Stadt Kirkcaldy, in der Grafschaft Fife, geboren, und der zweyte Sohn William Adam's, Esq., von Maryburg; ebenfalls ein Architekt von großen Verdiensten. Er ward auf der Universität Edinburg erzogen, und errichtete hier mit den nachmahligen so berühmten Männern, David Hume, D. William Robertson, D. Adam Smith, D. Adam Ferguson und Herrn John Home eine genaue Freundschaft. In der Fol-

Folge war er so glücklich, der innigsten Vertraulichkeit mit Archibald, Herzog von Argyle, Hrn. Karl Townshend und William Grafen von Mansfeld zu geniessen. Sein Vater, der ihn seiner eignen Kunst gewidmet, schickte ihn hierauf nach Italien, um dort die Werke des Alterthums zu studieren: denn er war der Meynung, daß die Gebäude derselbigen für den Baukünstler das wären, was die Werke der Natur in Rücksicht auf die andern Künste sind, und eben sowohl zur Nachahmung als zum Muster dienen; glaubte auch, daß sie an Ort und Stelle müßten studieret werden, um die Seele mit Ideen des Großen und Schönen zu erfüllen, welches bloße Copien nicht vermögend wären, obgleich nur wenige Denkmäler von griechischer oder römischer Architektur, außer öffentlichen Gebäuden, übrig sind: denn Tempel, Bäder und Amphitheater haben wegen ihrer Festigkeit allein den Verwüstungen der Zeit und der Barbaren widerstanden. Die Privatgebäude der Bürger zu Athen und Rom, so zierlich und prächtig sie mögen gewesen seyn, sind untergegangen, und von den unzähligen Villas, die Italien anfüllten, sind nur wenige Ruinen übrig, obgleich die Römer den Raub der Welt darauf verschwendet hätten. Da Hr. Adam einsah, daß die Kenntniß der Baukunst unvollkommen wäre, wenn er nicht die Betrachtung eines Privatgebäudes zu seinem Studium der öffentlichen Gebäude hinzuthäte, so faßte er den Entschluß des Kaisers Diocletians Pallast zu Spalatro, im venetianischen Dalmatien, zu be-

su-

suchen. Zu dem Ende beredete er Hrn. Clerissau, einen französischen Künstler, ihn zu begleiten, nahm zwey Zeichner mit, und ging im Junius 1757 von Venedig dahin ab, und vollendete binnen fünf Wochen zu seiner großen Zufriedenheit seine Absicht.

Im Jahre 1762 ward Hr. Adam zum Architekten des Königs ernannt. 1764 gab er das Resultat seiner Untersuchungen zu Spalatro, in einem groß Folioband, unter folgenden Titel heraus: Ruins of the Palace of the emperor Diocleſian, at Spalatro in Dalmatia, by R. Adam, F. R. S. F S. A. Architect to the King & to the Queen, mit 71 vortreflich gestochenen Platten; ein Werk, das in der Reihe der Ruinen von Balbec und Palmyra von Hrn. Wood und den Alterthümern von Athen durch Hrn. James Stuart zu stehen verdient.

1768 gab er sein Amt an den König ab, weil es sich nicht mit dem eines Parlamentsgliedes vertrug, zu dem er für die Grafschaft Kinroß war erwählet worden. Um diese Zeit wurde er, in Vereinigung seines Bruders James Adams Esq., von dem Adel zur Errichtung viel edler neuer Gebäude und zur Prachtverzierung vieler großen Wohnhäuser gebraucht, und 1773 gaben sie die erste Lage ihrer Werke unter dem Titel aus: The Works in Architecture of Robert and James Adams, Esq. No. 1. Containing Part of the Deſigns of Sion House, a magnificent Seat of his Grace the Duke of Northum-

kumberland in the County of Middlesex. In der Einleitung verbitten sie allen Verdacht einer sklavischen Nachahmung. Im Jahre 1774 erschien die zweyte Nummer und enthielt a part of the designs of the late Earl of Mansfield's villa at Kenwood in the County of Middlesex. — 1775 die 3te Nummer: the designs of Luton Parkhouse, one of the seats of the late John Earl of Bute. — 1776 die vierte Nummer, die einige Werke zu Whitehall, Edinburg u. s. w. darstellt. Die herrlichen Gebäude the Adelphi werden ein ewiges Denkmahl der beyden Brüder bleiben.

Es sprang ein Blutgefäße in seinem Magen, und er ward den 10. März 1792 in den südlichen Flügel von Westminsterabtey begraben. Sein Begräbniß war nicht öffentlich, und geschah blos in Begleitung einiger wenigen Freunde: doch trugen sein Leichentuch der Herzog von Bucleugh, die Grafen von Coventry und Lauderdale, Viscount Stormont, Lord Friedrich Campbell und Herr Pulteney; woraus sich ergiebt, daß er, in Absicht auf politische Meynungen, zur Oppositionsparthey gehörte.

Seine herrlichen öffentlichen und Privatgebäude werden seinen Geschmack und Geist immerdar bey der Welt im Andenken erhalten. Seine sanften Sitten und sein treflicher moralischer Charakter erwarben ihm viel Freunde, und England hat in ihm und Josua Reynolds beynahe zu gleicher Zeit zwey seiner größten Zierden verloren. Dieser führ-

führte beynahe einen ganz neuen und höhern Styl in der Bildnißmalerey ein, und jener veranlaßte beynahe eine gänzliche Veränderung in der Baukunst; auch war sein fruchtbares Genie nicht blos auf Verzierung der Gebäude eingeschränkt, sondern verbreitete sich fast über jeden Zweig der bildenden Künste. Er verrieth in Zeichnung seiner zahlreichen Landschaften einen großen Reichthum von Einbildungskraft, und viel Beurtheilung in Vertheilung seines Lichts und Schattens. Bis auf den letzten Augenblick seines Lebens war er geschäftig; denn er zeichnete das Jahr vor seinem Tode fünf und zwanzig Privatgebäude mit so viel Veränderung in ihrem Styl und einer so schönen Composition, daß schon diese zu seinem Ruhm hinreichend gewesen wären.

The Dance of Death, painted by H. Holbein, and engraved by W. Hollar. 8vo 1 L. 1 S. Edwards. 1793. Die Absicht des Verf. dieses schön gedruckten Buchs ist, zu erweisen, daß Hans Holbein weder Maler noch Stecher des berühmten Todtentanzes war, indem aus der ersten Ausgabe der berühmten neuern Stiche von Hollar copiert deutlich erhellt, daß der Maler, wie in der Vorrede zu der ersten Ausgabe, Lyon, 1538. in 4. ausdrücklich gemeldet wird, vor diesem Jahre starb, da Holbein bis 1555 lebte. Der Maler ist noch nicht bekannt; der Verf. beweißt aber, daß Hans Lützelburger, Holzschneider zu Basel, die Platten gestochen. Da die Stiche von Hollar nicht so zahlreich waren, als die frü-

frühern Holzschnitte, und in jeder Absicht weit unter den Originalen, ob sie gleich in Kupfer gegraben, und man die Platten, die noch wenig gebraucht sind, vor kurzer Zeit in England entdeckte, so hat man sie zu gegenwärtigem Werke wieder abgezogen. Sie sind hauptsächlich von der Ausgabe 1555 copirt. Mehrere dieses Werk betreffende Nachrichten findet man in der Vorrede, nebst einer genauen Beschreibung der Kupferstiche.

Some Anecdotes of the Life of Julio Benasoni, a Bolognese Artist, who followed the best Schools etc. To which is prefixed a plan for the Improvement of the Arts in England. By *George Cumberland*, E. Robinson 1793. Herr Cumberland, der bey uns hauptsächlich durch seinen Westindier und Observer bekannt ist, und sich auch durch sein Gemäldeverzeichniß von dem Eskurial um die Kunst verdient gemacht hat, giebt hier von dem Leben und Werken eines beynahe ganz vergessenen italienischen Künstlers Nachricht. In dem vorgesetzten Plan schlägt er der Societät der Dilettanten vor, Gypsabgüsse von alten Bildsäulen, Basreliefs, Ueberbleibseln der Baukunst u. s. w. aus Italien und Frankreich kommen zu lassen, in Gallerien aufzustellen und junge Künstler darnach zeichnen zu lassen. Wir hätten geglaubt, daß dieß längst in England geschehen wäre, so wie es bey uns in allen Akademien stets üblich gewesen ist.

Biographical Magazin, containing Portraits and Characters of Eminent and Inge-

 nious

nious Persons of every Age and Nation. London printed for Harrison. Dieses biographische Magazin, wovon mit dem 1ten März dieses Jahrs die 1ste Nummer ausgegeben worden, und Aehnlichkeit mit Schönheit verbunden in Absicht der Bildnisse enthalten soll, liefert zuförderst den Shakespear, Dr. Johnson, Sir Joshua Reynolds, David Garrick, Dr. Arne, Kapitain Cook.

London. „Obgleich die Aernte von englischen Kunstblättern der Kupferstecherkunst dießmal nicht sehr beträchtlich ausgefallen ist; so glaube ich doch dadurch einen Ihrer Wünsche zu erfüllen, daß ich Ihnen einige der vorzüglichsten neuen Blätter anzeige, wobey ich alle mittelmäßige und ganz schlechte Stücke übergehe. Sollten Sie indessen einige darunter finden, welche blos durch die jetzige Epoche ihr Daseyn und Interesse erhalten; so dienen sie zum Beweis, daß England auch bey dem edlern Gewerbe der Kunst Zeitumstände zu nutzen weiß. Indessen verdienen dennoch auch diese Stücke, in Absicht ihrer Behandlung und Ausführung, vor so vielen andern dieser Art, Empfehlung.

Virgil writing his Epitaph. Virgil schreibt seine Grabschrift auf: Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet meme Parthenope, cecini Pascua, Rura, Duces. Ein herrlich componirtes Blatt. Der Dichter im weißen Gewande liegt auf einem Ruhebette, an seinem Haupte steht ein traurender Schüler, das Tintengefäß haltend, hinter ihm einer, der traurig seine Schrift bemerkt, und

die

die Linke auf ein Postament legt, auf welchem eine Büste (vermuthlich Horazens) steht. Zu seinen Füßen die trauernde Muse, auf dem Boden die Leyer mit zersprungenen Saiten.

The Younger Pliny reproved. vid. Melmoth Pliny Book 6. letter. 20. Der jüngere Plinius erhält einen Verweis. Ein würdiges Gegenstück zu vorigen; beyde von Ang. Kauffmann gemahlt, und von Th. Burke meisterhaft, in punktirter Manier, gearbeitet. Jedes ist 18 Zoll hoch u. 21 und einen halben Zoll breit, und kostet 18 Sch.

The Delivery of the definitive Treaty by the Hostage Princeps into the Hands of Lord Cornwallis, von Dan. Orme gestochen, und:

The Departure of the Sons of Tipoo from the Zenana von F. Bartolozzi gestochen. Beyde von Matthes Brown gemahlt. Zwey meisterhafte und vortreflich gearbeitete Blätter, in punktirter Manier, nebst einem Erklärungsblatte, mit den Umrissen der darauf vorkommenden Portraite. Jedes ist 20 und einen halben Zoll hoch 26 Zoll breit, und kostet 26 Sch.

Catharina of Arragon plaiding her own Cause before King Henry the Eight, und:

The Defeat of Mary Queen of Scots at the Battle of Langside. Zwey meisterhafte Blätter in schwarzer Kunst. Geistreiche Compositionen von R. Westall gemahlt und W. Ward gestochen. Jedes ist hoch 24 und einen halben Zoll, breit 28 Zoll, und kostet 15 Sch.

The entombing of Christ. Eine schöne Composition von Lud. Carrache, nach dem Gemählde in der Düsseldorfer Gallerie, meisterhaft von Val. Green in schwarzer Kunst gearbeitet. Höhe 28 und einen halben Zoll. Breite 19 und einen halben Zoll. Preis 21 Sch.

Samson betrayed by Delilah, eine große Composition von Rubens, ebenfalls von Val. Green, nach einem Gemählde, in derselben Gallerie, in schwarzer Kunst gearbeitet. Höhe 24 Zoll, Breite 26 Zoll. Preis 32 Sch.

Elisah raising the Widows Son, in schwarzer Kunst, von J. Murphy, nach einem Gemälde von J. Northcote, Höhe 20 und einen halben Zoll, Breite 25 Zoll. Preis 10 und einen halben Sch.

Eine Vorstellung aus Shakespear's Winters Tale Act. II. Scene III. von J. Opie gemahlt und von P. Simon in punktirter Manier gearbeitet, 21 Zoll hoch, 27 Zoll breit. Preis 21 Schilling.

Eine Vorstellung aus dem nemlichen Stücke. Act IV. Scene III. von Fr. Wheatley gemahlt und J. Fittler, mit dem Grabstichel ausgeführt, 21 Zoll hoch, 27 Zoll breit. Preis 21 Sch.

Eine Vorstellung aus dem nemlichen Stücke. Eine Erscheinung. Act. V. Scene III. von W. Hamilton gemahlt und von Rob. Thew in punktirter Manier, 21 und einen halben Zoll hoch, 27 Zoll breit. Preis 21 Sch.

Eine Vorstellung aus Shakespears Love's Labour's lost. Act. IV. Scene I. vom nemlichen

Künst-

Künstler gemahlt, und von Th. Ryder in punktirter Manier gearbeitet, 21 und einen halben Zoll hoch, 27 Zoll breit. Preis 21 Sch.

The Separation of Lewis the Sixtenth from his Family in the Temple. Ein großes Blatt mit vielen Figuren, von C. Benazech gemahlt, und L. Schiavonetti gestochen, in punktirter Manier, 22 Zoll hoch, 27 und einen halben Zoll breit, Preis 21 Sch. Es werden noch mehrere Scenen aus der Geschichte Ludwig XVI. in Blättern von der nämlichen Größe herauskommen, woran die Künstler in England jetzt noch arbeiten.

George Washington Esq. President of the united States of America. Ein Kniestück in schwarzer Kunst, von E. Savage gemahlt und gestochen, 23 Zoll hoch, 17 Zoll breit, Preis 10 und einen halben Sch.

The Wanderer. Ein junges Mädchen in einem Walde stehend, von T. Lawrence gemahlt, und W. Bond, in punktirter Manier gearbeitet, 21 Zoll hoch, 15 und einen halben Zoll breit. Ich besitze von diesem interessanten Blatte einen Probedruck, davon der Preis 10 und ein halber Schilling ist.

The Favourite Rabit, und Tom and his Pidgeons. Kinder mit Tauben und Kaninchen. Zwey angenehme Blätter von J. Russel gemahlt C. Knight gestochen, 13 und einen halben Zoll hoch, 16 Zoll breit. Die Abdrücke, die ich vor mir habe, sind in Farben, und jeder kostet 15 Schilling.

Fishermen und Smugglers. Zwey Landschaften mit See; staffirt mit Fischern und Schleichhändlern, welche Tonnen ausladen. Zwey Blätter von guter Wirkung, von G. Morland gemahlt und W. Ward in schwarzer Kunst gearbeitet, 18 und einen halben Zoll hoch, 24 Zoll breit, jedes 15 Schilling.

Portrait von William Pitt, in schwarzer Kunst, von Koster gemahlt und G. Keating gestochen, 22 Zoll hoch, 15 Zoll breit, Preis 10 und einen halben Sch.

Portrait von J. Ramsden Optician to his Majesty, von R. Home gemahlt, und J. Jones in schwarzer Kunst gearbeitet, 22 Zoll hoch, 15 Zoll breit, Preis 10 und einen halben Sch.

Nurture und Education. Eine Mutter mit einem schlafenden Kinde, und eine Mutter, die ihr Kind unterrichtet; zwey angenehme Blätter von H. Singleton gemahlt; erstes ist von J. Godby, das zweyte von W. Bond in punktirter Manier gearbeitet, 23 Zoll hoch, 17 und einen halben Zoll breit. Ich besitze zwey Abdrücke in Farben, davon jeder 15 Sch. kostet.

Zwey Blätter nach den Gemählden der Villa Negroni bey Rom. Adonis geht auf die Jagd, und der verwundete Adonis von der Venus beklagt, von G. Vendramini in punktirter Manier gearbeitet, beyde in Farben, nach den Originalen abgedruckt, 12 Zoll hoch, 9 und einen halben Zoll breit, jedes kostet 9 Sch.

Albert

Albert Rubens. Ein Kinderkopf, Rubens ältester Sohn, von L. Schiavonetti, nach Rubens, flüchtig in schwarzer Kreidenmanier gearbeitet, 13 Zoll hoch, 9 und einen halben Zoll breit, Preis 2 und einen halben Sch.

His Royal Highneſs Frederick Duke of York et Albany Prince Biſhop of Osnabruck, von J. Boyle gemahlt und L. Schiavonetti gestochen, 11 Zoll hoch, 9 Zoll breit, Preis 5 Sch.

Louis Seize und Marie Antoinette d'Autriche, zwey interessante Portraits, von J. Boze und Dufrée gemahlt und von Courtis in punktirter Manier gestochen, 19 Zoll hoch, 12 und einen halben Zoll breit, jedes 6 Sch.

Die nämlichen beyden Portraits, kleiner, unter jedem ist die Vorstellung ihrer Hinrichtung durch die Guillotine, von Boze und Gratise gemahlt und von Gabrielli gestochen, 10 Zoll hoch, 7 und einen halben Zoll breit jedes, 3 und einen halben Schilling.

Portrait von H. G. Mirabeau, in Medaillon, von J. Guerin gemahlt und von Fiessinger, in punktirter Manier gestochen, 15 Zoll hoch, 11 und einen halben Zoll breit, Preis 7 und einen halben Sch.

The Death of John Paul Marat, die Ermordung von Marat, von D. Pellegrini gemahlt und N. Schiavonetti jun. in punktirter Manier gestochen, 16 und einen halben Zoll hoch, 12 Zoll breit, Preis 7 und einen halben Sch.

Auszug aus einem Briefe aus Dresden vom 27. März 1794.

Von dem verdienstvollen Kupferstecher und Landschaftszeichner Herrn Professor Zingg in Dresden haben wir zu erwarten: Eine Suite Prospekte von dem Elbstrome. Diesen Sommer wird er die Zeichnungen dazu verfertigen, von Leitmeritz bis Dessau oder Magdeburg, um sie dann heftweise in gr. 4to oder klein Folio, nebst einer Beschreibung, herauszugeben. Es wird dieß gewiß eine Sammlung, die alle Kenner und Liebhaber mit Freuden aufnehmen werden.

VII.

Litterarische Nachrichten.

Deutschland.

Berlin. Neuer Berlinischer Musenalmanach für 1794. Herausgegeben von Friedrich Wilhelm August Schmidt und Ernst Christoph Bindemann. 198 Seiten 12. Mit Uebergehung der mittelmäßigen und schlechten Gedichte, die auch hier bey weitem den größern Raum einnehmen, wollen wir nur die guten und lesenswerthen Stücke kurz anzeigen und einige Proben geben. Agricola, ein paar gute Lieder, S. 50. und 188. Bindemann, die Ballade Edwine, S.

S. 92. Lied zur Wasserfahrt, S. 144. Herklotts, ein paar witzige Sinngedichte:

Grabschrift.

Olympia schläft unter diesem Stein,
Wie sie nur selten schlief: allein!

Der Stein der Weisen.

Sucht ihn, ihr Alchymisten, wo ihr wollt!
Herr Blanchard hat den wahren Stein der Weisen.
Er zieht aus Vitriol und Eisen
Sogar gemünztes Gold.

Karschin. Ein kleines Lied S. 43. Müchler, das Lob der blauen Farbe, S. 196. Ramler, sechs Sinngedichte aus Martial. F. W. A. Schmidt. Von diesem Verf. sind die meisten und besten Beyträge. Seine Manier hat viel Eigenthümliches und seine Gemälde sind von sprechender Wahrheit und frischen, lebhaften Farben. Er kopirt, aber mit Geist und Gefühl, die gemeine, unverschönerte Natur. Wie viel launige und zum Theil neue Züge sind nicht in folgender Schilderung zusammengedrängt:

Das Landleben.

Du wählst ein Dach von Stroh und Rohr,
Darunter froh zu leben, Thor!
Und sinkst dem Elend in den Schooß.
Ist das dein neidenswerthes Loos,
Daß Platdeutsch dir der Bauer schwatzt,
Des Sonntags auf der Fiedel kratzt?

Daß fern du von Genie und Kunst
Mußt hören, wie der Eber grunzt?
Daß statt Tosoni's Melodey
Rings tönt der Schwalben Einerley!
O sieh den frohen Städter an,
Armselger Wicht und traure dann!
Dein Thurm, gedeckt mit grauem Schiefer,
Wie klein ist er! auf Ungezieser,
Auf Eidechs, Schlange, Frosch und Kröten
Muß überall dein Holzschuh treten.
Wirfst du, von Mücken baß geplagt,
Im Bette dich, so pfeift und nagt
Ein Nest voll Mäus' in deiner Kammer.
Es stört dich früh der Schmiede-Hammer;
Hier brüllt der Stier, dort blöckt das Lamm,
Laut lärmt der Hahn mit rothem Kamm.
Durchwandelst du des Dorfes Saaten,
So wirst du bald zum Mohr gebraten.
Im Wald bestreut der Wind dir gar
Mit Fichtennadeln Hut und Haar;
Dort kreischen Raab' und Wiedehopf;
Der Zweig reißt dir den Hut vom Kopf.
Willst müde du am Weg dich betten,
So zwicken Dornen dich und Kletten.
Hast einsam du in morscher Bucht
Gefüttert deine Puterzucht,
So hat ein Dieb, in finstrer Nacht,
Sie ehr als du zur Stadt gebracht.
Bald würgt der Iltis deine Tauben,
Die jener nur vergaß zu rauben,
Bald siehst du früh beym Morgenroth
Die beste Kuh im Stalle todt.
Plagt einst dich Fieber, Krampf und Ruhr,

Nie

Ist ein Barbier dein Helfer nur;
Rasirt er dich, o welch ein Gräul!
Wird Lipp' und Kinn dir nimmer heil.
Bey plumpen Dirnen, ziegelroth,
Bey deiner Gaße ew'gem Koth,
Erblickst du dort, statt feiner Kost,
Nur Hülsenfrucht und sauren Most,
Statt Leuchterkron' im Spiegelsaal
Nur Spinngewebe sonder Zahl.
Hast matt die Knie, die Hände hart
Du dir gegraben und gekarrt,
Und schlummerst, wenn der Abend nebelt,
Wirst von Zigeunern du geknebelt.
Schimär' ist all dein ländlich Glück:
O flüchte nach Berlin zurück!

Berlin. Miscellaneen oder Gedichte, Philosopheme, Erzählungen, Phantasien und Launen, von Friedrich Bouterweck. Erster Band. 1794. 260 S. in 8. Hr. B. giebt hier eine Sammlung seiner, größtentheils schon einzeln in Zeitschriften und Blumenlesen gedruckten Gedichte und prosaischen Aufsätze. Wahrscheinlich würde er sowohl als sein Publikum gewonnen haben, wenn er dieses Geschäfte noch einige Jahre verschoben, und sich dadurch in den Stand gesetzt hätte, seine Arbeiten mit mehr Unbefangenheit und weniger Vorliebe, die auch in der geistigen Welt vorzüglich an den jüngsten Kindern zu hängen pflegt, einer strengen Prüfung und der scharfen kritischen Feile zu unterwerfen. Wahrscheinlich würden dann gleich von der ersten Abtheilung: Lyrische Jünglings-

lings-Gedichte (Zwey Sammlungen) manche Stücke nicht zum ersten, andere nicht zum zweytenmahle, und noch andere wenigstens nicht in dieser Gestalt an das Licht getreten seyn. Einzelne Schönheiten lassen sich nur wenigen Gedichten absprechen, aber noch wenigere sind, als ein Ganzes betrachtet, dem Plan und der Ausführung nach fehlerfrey. Das Bestreben sich immer neu und ungewöhnlich auszudrücken, hat Hrn. B. zu den seltsamsten, abentheuerlichsten Ideen und Bildern verleitet, und oft eine wahrhaft stygische Finsterniß erzeugt.

Von Gefühlen nächtlich übergoßen,
Nächtlich, wie das graue Bild der Welt,
Treibt der volle Geist Gedankensproßen,
Von der Schwermuth Dämmerschein erhellt.

— — — — —

Auf der Täuschung duftumwehten Bäumen
Wächst des Menschenlebens schönste Frucht.
Sanft von Truggeweben übersponnen
Nimmt der Geist, was er sich selbst verhies —

— — — —

Nach einem Concert.

Spielen nennt ihr das, ihr Menschen, Spielen,
Wenn die Kunst, von Geistesmacht gelenkt,
Auf und ab in wogenden Gefühlen
Aufgelößte Herzen hebt und senkt?

Wenn uns jetzt mit Donnerschlagserschüttern
Ton auf Ton die starren Nerven schlägt,
Jtzt, wie klare Bacheswellen zittern,
Sanft sich jede Phantasie bewegt;

Das

Das ist Spielen? Dann beym hohen Himmel!
Dann ihr Menschen ist nach eurem Styl,
Ernst in eurem Biberkunstgewimmel,
Und der Geister letztes Glück ein Spiel.

Apollo. Eine Deutung. S. diese Bibliothek, 46. B. S. 79. Abelards Antwort an Heloise, Eine Heroide. Der bekannte englische Dichter Jerningham hat ohnlängst dasselbe Sujet behandelt. Mit welchem Glück? sehe man im 50. B. dieser Bibl. S. 172. Mit diesem Produkte kann Hrn. Bs. Arbeit zur Noth sich messen, aber auf keine Weise mit der, bey allen ihren Fehlern doch vortreflichen, Popischen Heroide. In der Sprache der Empfindung und Leidenschaft ist die Natur fast durchaus verfehlt, und die Diction ist abwechselnd hochtrabend und matt und prosaisch.

Nun deute dir, warum ich kaum den Schauer
Der stürmenden Erschütterung ertrug,
Als in das tiefe Dunkel meiner Trauer
Die helle Flamme deines Briefes schlug.
So stehn vielleicht die Heiligen und wenden
Den Blick vom Throne, der die Himmel trennt,
Wie ich da stand in meinen beyden Händen
Dieß unsrer Herzen neue Testament — —
Ich komme nicht. Mein Rathen und mein Dichten
Ist, wie ich selbst, von warmen Troste leer.
Der dürre Baum weiß nicht nur nichts von Früchten,
Die kahlen Zweige schatten auch nicht mehr — —

Und der Schluß mit dem Bravour-sentiment!

Mich

Mich faßt der Tod mit allen seinen Schauern,
Wie ein Orkan die Felsentanne faßt.
Doch bleib ich dein! Ich bete mich nicht böser.
Der Fuß der Treue wankt am Grabe nicht.
Und lächelte mir auch kein Welterlöser,
So bliebe doch, dich lieben, meine Pflicht.
Und sollte nicht des Menschensohnes Lächeln
Den Sieg der schönen Menschlichkeit verzeihn,
So werd' ich sterbend Heloise röcheln,
Und ewig büßend unverloren seyn.

Ueber Schönheit und Kunst. Erstes Fragment. Mit vielen gedrechselten und verschnörkelten Phrasen sehr wenig ganz Wahres und Bestimmtes und noch weniger Neues gesagt! Hr. B. hat die Entdeckung gemacht: „daß wir Deutschen uns blos deswegen einander nicht über das wahrhäftig Schöne bedeuten können, weil es uns an einem Worte fehle, wie die Griechen eins hatten, das Ordnung, Reiz, Wohlverhältniß und Schmuck, und mit allem geistigempfundenen in der Welt, die Welt selbst bedeutete.“ Hier kann kein anderes Wort als κοσμος gemeint seyn; allein wenn, wo, bey welchem Schriftsteller hat dieses Wort alle die Bedeutungen, die Hr. B. ihm unterschiebt? Und vorausgesetzt auch, dieß verhielte sich so, wie seltsam und ganz falsch bleibt diese Behauptung gleichwohl noch. Wie viele Begriffe sind und bleiben ihrer Natur nach dunkel, eine Sprache mag zu ihrer Bezeichnung noch so vollkommene Wörter haben; über andere hingegen verständigt man sich auch mit den mangelhaftesten Wörtern. Sind

Ari-

Aristoteles und Plato etwa tiefer in das Wesen der Schönheit eingedrungen, als Kant und andere neue Philosophen? Doch, solche hohle und leere Machtsprüche verdienen keine ernstliche Widerlegung. Auch in folgender Aeußerung hört man nur den Schwärmer, nicht den Kenner: S. 152. „Ihr, die ihr Säulen und Bogen meßt und berechnet, und sehr wohl daran thut; warum könnt ihr mit euren Zahlen und Zollstöcken nicht hinaus über die alten Bestimmungen der Säule? Warum ist Misverhalt unausbleiblich da, so bald ihr nur den Versuch macht, die antike Form zu verschönern? (?) Was das Bedürfniß des Griechengeistes befriedigte, kann der Gothengeist auf guten Glauben als ein *Non plus ultra* annehmen." ? ? — La Valliere. Eine historische Novelle. S. Bibl. der sch. Wiss. 50. B. S. 77. — Moslemims-Launen oder Kriegslieder Uzim Abdallah's gesungen zur Zeit, als die Weißröcke von Westen, und die Grünröcke von Norden die hohe osmanische Pforte feindselig bestürmten im Jahre 1203 der Hedschra. Diese Kriegslieder sind sehr ungleich; auf eine gute Strophe folgt gemeiniglich eine äußerst matte.

Wir fechten nicht für Batzensold
Und für Kopeken nicht.
Wir schützen mit vereinter Hand
Ein altes, gutes Glaubensland
Nach wahrer Glaubenspflicht.

Die

Die Grünen dort von Norden jagt
Zurück ins kalte Nest!
Sie raubten und bewiesen drauf,
Das sey also des Rechtes Lauf,
Und nannten's Manifest.

Beym heilgen Barte Mahomeds!
Das thut kein Muselmann.
Das thut auch nicht ein rechter Christ.
Doch Christen-Cabinetterlist
Gehts Christenthum nichts an.

Wie elend fällt diese letzte Strophe ab! Drey silberne Sprüche. Gereimte Sentenzen.

Leipzig. Die Feier des achtzehnten Jahrhunderts, ein historisch-allegorisches Melodrama. Von C. F. Schlenkert, componirt von S. Schmidt. Querfolio. Diese etwas frühzeitige Feyer des gegenwärtigen noch nicht vollendeten Jahrhunderts, zeichnet sich weder durch eine vorzüglich glückliche Erfindung, noch durch hervorstechende Schönheiten des Details aus, doch ist es weder in dieser noch in jener Rücksicht ganz ohne Verdienst. Die Handlung des kleinen Stücks, wenn man anders diesen zusammengeschobenen Szeinen Handlung zuschreiben kann, ist weit beschränkter, als der Titel erwarten läßt. Nicht das achtzehnte Jahrhundert, nur die größten und verdientesten Männer, die Deutschland in demselben hervorgebracht hat, werden hier gefeyert, und auch von diesen nur die bereits Verstorbenen. Zwar billigen wir von der einen Seite, daß Hr. S. keine

keine Lebenden hier namentlich aufführte; allein eben weil das aus mehrern Gründen nicht thunlich war, hätte er seinen Gegenstand überhaupt anders behandeln, oder ihn lieber einem spätern Dichter überlassen sollen, der nicht mehr gehindert gewesen wäre, die Namen Wieland, Klopstock, Göthe, Kant, (also gerade die größten Namen,) aus der Liste der großen Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts auszulassen, aus einer Liste, in welche die ehrwürdigen Namen eines Lambert, Sulzer, Reimarus, Hasse, Mengs, Rabener ꝛc. doch schwerlich gehören dürften. Der Gang des Ganzen ist folgender. Ein Geisterchor weckt Hatheln, einen alten Ritter und ersten Harfner Heinrichs I. aus seinem Todesschlummer. Sein Erstaunen. Deutschlands Schutzgeist, der ihn im Leben oft sichtbar zu Gesängen begeistert hatte, erscheint ihm abermals, was in den seit seinem Tode verflossenen neun Säklen, und vorzüglich in dem jetzigen, für große Dinge von Deutschen ausgeführt, und welche Riesenschritte die Nation auf dem Weg der Cultur zurück gelegt habe. „Das Licht hat die Finsterniß, die Weisheit hat den Unverstand, die Tugend hat das Laster überwunden; die Wahrheit darf sich jetzt überall in ihrer eigenthümlichen Gestalt, furchtbar und abschreckend für den Betrüger, schön und reizend für den redlichen Forscher zeigen — des großen Heinrichs großer königlicher Entwurf ist ausgeführt — das herrliche Ziel seiner Wünsche, Sorgen und Arbeiten erreicht . . . das achtzehnte Jahrhundert, reicher und erhabner an

Kunst und Wissenschaft, Weisheit und edler Sitte, als alle seine ältern Brüder, trägt den Ehrenkranz davon, und — fühl' es und sey stolz darauf, in dessen Adern deutsches Blut fließt — deutsche Männer haben dem achtzehnten Jahrhunderte den Ehrenkranz erkämpft und errungen! In Deutschlands heiligem Haine, dem Aufenthalte der mir untergeordneten Geister, stehen die Denkmähler der erhabensten und weisesten unter den entschlafenen deutschen Söhnen dieses Jahrhunderts. Dort wird heute der Ehrenkranz ihm geflochten, beginnet heute die Feyer seiner Unsterblichkeit, weihet heute Deutschlands Schutzgeist sich auf ewig seiner unsterblichen Tochter! Folge mir dahin:" — Sie gehen, und kommen auf eine große Waldstätte, auf beyden Seiten Felsenstücke, in welche folgende Namen eingegraben sind: Leibnitz, Euler, Haller, Lambert, Sulzer, Leßing, Moses Mendelssohn, Semmler, Hommel, Reimarus, Winkelmann, Hasse, Mengs, Bodmer, Basedow, Rabener, Ernesti, Zollikofer, Gellert. Die Genien der Vaterlandsliebe und der Vaterlandstreue treten auf und bekränzen mit Eichenlaub die Denkmähler Friedrichs II. und Leopolds II., die einzigen, die noch unbekränzt waren. Der Schutzgeist hält einen kurzen Panegyr auf die Genannten: Stimmen aus den Wolken singen:

Ruh und Frieden
Den entschlafnen Müden —
Ihren Geistern Seligkeit,
Ihren Edelthaten Unsterblichkeit!

Hae-

Harhold und der Genius begleitet von einem Chor Harfner treten nun in einen offenen Tempel, der sich hinter einer zerfliessenden Wolke zeigt. In der Mitte des Tempels steht die Aufklärung im weissen Gewande, und neben ihr die Genieen der gesetzlichen Freyheit, des Friedens, der Künste und der Wissenschaften und des Ueberflusses. Deutschlands Genius bewillkommt die Aufklärung, und diese verspricht nicht aus Deutschlands Grenzen zu weichen, wenn man sie nicht muthwillig oder gewaltsam wieder vertreibe. Die Begeisterung ergreift Harhold: „Nein, nein!“ ruft er weissagend aus, „die Fackel der Wahrheit wird in Deutschland nicht verlöschen — die Stimme der Freyheit und des Gesetzes in seinen Bezirken nicht verhallen — die Palme des Friedens nicht verdorren — der Seegen des Ueberflusses nicht vergeudet werden! Ha! der Begeisterung, die mich itzt mächtig ergreift! der himmlischen Aussicht, die sich in die fernste Zukunft mir öffnet! — — — Deutschland! Vaterland! dreymal glückliches — unaussprechlich glückliches Vaterland! — groß und glücklich in deinen Fürsten! groß und glücklich in deinen Weisen und Edlen! groß und glücklich in deinem Volke! — deine Fürsten sind und bleiben (Musikbegleitung) Biedermänner, — ächte Weise — menschliche Gesetzgeber — Friedenserhalter — Freyheitsverfechter — Wahrheitsfreunde — Menschenfreunde — Väter — Väter ihren Kindern! (ferner Donner) Väter ihren Völkern! (näherer Donner) Väter ihrer guten, treuen, biedern

 und

und freyen Deutschen! (naher und starker Donner.) Ha! die Begeisterung flammt' in Gebet auf — die Flamme des Gebets stieg himmelan — die Gottheit hat es erhört!" Ein Chor zum Lobe der Fürsten, Helden und Weisen Deutschlands macht den Beschluß.

Berlin. *Odeum Friedrichs des Grossen, herausgegeben von Erduin Julius Koch,* Prediger zu Berlin. 1793. 130 S. gr. 8. Unter diesem Titel hat Hr. K. sechszehn Lobgedichte auf den großen König, von verschiedenen Verfassern und höchst ungleichem Werth, zusammen drucken lassen. Er selbst spricht in der Vorrede in seinem bekannten entscheidenden Tone ziemlich geringschätzig von denselben — Doch man muß diesen Kunstrichter in seiner Sprache hören! „Odeum „nenne ich diese Sammlung deswegen, weil auch „selbst diese in gewisser Rücksicht klassischen Dich„tereyen, doch wenn man sie außer ihrer Klasse „würdigt (?) noch manche Flecken im Einzelnen „und noch öfter weit häßlichere Flecken in der Aus„führung an sich tragen, und deswegen in Rücksicht „auf ihren erhabenen Gegenstand und auf unsere „höher gespannte Forderungen mehr Vorsänge„reyen als regelmäßige Gedichte, mehr das Ge„tön des schüchternen Durchrausches der Saiten, als „die Harmonie kühngewagter und besonnen ent„lockter Töne, und eben deswegen nur Vorspiele „der Barden sind, des Hörens und Beyfalles dann „schon würdig, wenn sie im Vorsprunge zum Tem„pel des Dichterkampfes gespielt, bessere und wür„digere

„digere Nachspiele erzeugen, welche alsdann des „Odrums und seiner Barden vergessen machen.“ Was Hr. K. für sanguinische Erwartungen von diesen Nachspielen haben muß, kann man daraus sehen, daß er selbst die meisterhaften Oden von Ramler: der Held um den du bebtest ꝛc. Schäme dich, Kamill ꝛc. und die von Kleist: Unüberwundnes Heer ꝛc. unter die Vorspiele und Vorsängereyen aufstellt! In einem Anhang giebt er einige ziemlich magere Notizen von den Lebensumständen der Dichter, von denen Arbeiten aufgenommen sind, und kritische Bemerkungen über ihren Werth und ihre Eigenheiten, die zwar meistens herzlich seicht, aber in einem desto diktatorischern, orakelmäßigern Ton vorgebracht sind. Sehr possirlich ist die Stelle S. 106. „Lavater, ein Mann, der jetzt schon mehr Verehrung als kleinlichen Tadel verdient, und nach einem Jahrhunderte von der duldsamern Nachwelt wegen seines göttlichen Genies erst richtig gewürdigt werden kann, dieser ehrenwerthe Dichter hielt Ramlers interessante Gesichtsbildung der Aufnahme in den dritten Theil seiner Physiognomik würdig.“ Hr. K. muß nicht wissen, wie viel arme Sündergesichter sich in jenem Chaos befinden, und wie höchst unschicklich der Ausdruck würdigen hier sey.

Leipzig: Analekten oder Blumen, Phantasien und Gemälde aus Griechenland, von Dr. Karl Philipp Conz. 1793. 343 S. 8. Auch diese Sammlung vermischter, größtentheils poetischer Aufsätze eines jungen Dichters, dessen

 wir

wir schon mehrmals mit Beyfall gedacht haben, enthält verschiedene lesens- und lobenswerthe Stücke. Unter den prosaischen Aufsätzen stechen hervor: Aristipps Briefe an Lais, Moral im Gewand des Scherzes und der Galanterie; die Sokrateskapelle. Von geringerm Werth sind die beyden Dialogen, S. 20. und 24. — **Blumen aus den griechischen Dichtern und Dichterinnen.** Aus der Anthologie hatten Herder und andere das Beste schon hinweggenommen, doch fand Hr. C. noch eine artige Nachlese; auch ließ er sich nicht abhalten, manches schon verdeutschte Gedichtchen von neuem zu versuchen. Folgendes Epigramm eines ungenannten griechischen Dichters:

> Ελπιδα και Νεμεσιν Ευνης παρα βωμον εζευξα,
> Την μεν ιν' ελπιζης, την δ' ινα μηδεν αγαν.

hat Hr. Herder, unsers Bedünkens, sehr glücklich so übergetragen:

> Zwo Göttinnen verehr' ich, die Hoffnung und Wiedervergeltung:
> Jene beflügelt den Wunsch, diese beschränket ihn mir.

Desto weniger ist es unserm Verf. gelungen, der „dieses bedeutungsvolle Epigramm etwas genauer zu geben suchte." Die Leser mögen selbst urtheilen:

> Hoffnung und Nemesis setzt' ich bedächtlich auf meinen Altar hier:
> „Hoffe," nikt jene mir zu: Diese da: „Nimmer zu viel."

Glück-

Glücklicher war Hr. E. bey folgendem anakreontischen Liedchen:

Wenn dem Blumenreiche Zevs
Eine Königinn verlieh',
O die Rose würd' er wählen:
Denn sie ist der Erde Schmuck,
Ist der Pflanzen Ehrenkrone,
Ist der Blumen Aug' und Licht,
Und der Aue Wangenroth.
Ihre Strahlenschöne hauchet
Liebe, ladet ein zur Liebe,
Ist die Vorkost Aphroditens;
Ihrer Blätter Anmuth spielt
Allgefällig, üppig-rege
Schwanket junges Laub um sie;
Lächelnd schwillt ihr Schoos entgegen
Leichter Weste Kußgelispel.
Wenn dem Blumenreiche Zevs
Eine Königinn verlieh,
O die Rose würd' er wählen.

Vier Idyllen des Theokrit. Von der Bindemannschen Uebersetzung dieses Dichters urtheilt Hr. E. weit günstiger, als sie verdient (s. diese Bibl. 50. B. S. 195.) und wir glauben, er hat sich ganz ohne Noth durch diese Arbeit abhalten lassen, mehrere Idyllen des Griechen in unsre Sprache überzutragen. Zwar sind auch seine Versuche im Ganzen noch weit von der Vollkommenheit entfernt, aber einzelne Stellen zeigen, was er leisten kann. Am wenigsten sind wir mit den Uebersetzungen aus dem Euripides, und mit dem eignen versificirten

Trauerspiele des Verfs. der Medea zufrieden. Anlage und Ausführung ist äußerst dürftig, und aus jeder Scene und fast aus jeder Zeile erhellt, daß es Hrn. C. durchaus an dramatischen Genie fehle. Das Ganze ist von einem Ende zum andern Declamation, und meist sehr schwülstige, oft ins lächerliche fallende Declamation. Kreon kömmt, der Medea anzukündigen, daß sie Korinth verlassen müsse; eh er aber dazu kömmt, schwatzt er über eine ganze Seite hinweg, und kramt so schöne moralische Sentenzen mit einer pedantischen Gravität aus, daß man schwören sollte, man lese eine Stelle aus einer Predigt eines neumodischen philosophischen Candidaten der Moral-Theologie. Aus dem Pallast des Königs ertönt das Geräusch der Vorkehrungen zur Vermählungsfeyer Jasons und Kreusens. Medea vernimmt es, und läßt sich folgendergestalt vernehmen:

Der Hochzeitreigen hebet an!
Hymenaios der Schwinger der güldenen Fackel
Tanzt den bräutlichen Reigen voran!
Wie die grinsende Furie lacht!
Wo bin ich? lagert die alte Nacht
In chaotischen Nebeln sich
Mit den Schleyern des Orkus um mich?
Flirrt um die Sinnen mir zaubrischer Wahn?
Seh ich Absyrtos zuckende Glieder?
Gähnen tänarische Schlünde mich an?
Schmettert sein Röcheln vom Felsenhang wieder?
Vom heissen Verlangen hinunter gezogen?
Es heben, mich heben die flammenden Wogen

Ache-

Acherons, wo der Erynnien Wuth
Meiner verschwisterten Seele begegnet.
Träufelt dort nicht verrätherisches Blut?
Seyd mir ihr furchtbaren Hallen gesegnet!
Stäte der ernsten Gerechtigkeit,
Welche zum Kerker die Rache geweiht!
Ich komm', ich komm' hinunter,
Meine Haar' in Blut getaucht,
In der Weihe = Blut getaucht;
Steig hinunter, eure Priesterinn — —

Altenburg. Episteln von Johann Friedrich Degen. 1793. 238 S. 8. Man hat Hrn. D. schon seit Jahren versichert und bewiesen, daß er wider Willen der Musen und Grazien nach dem Dichterkranz ringe, daß in seinem durchaus prosaischen Wesen auch nicht ein Fünkchen poetischen Geistes, auch nicht ein Tropfe poetischen Blutes sich befinde. Alles umsonst; er glaubt nichts davon, er fährt fort zu reimen, und durch ganze Bände voll Verse mit geometrischer Genauigkeit zu demonstriren, daß er keine Verse machen kann. Hr. D. meynt, wir hätten über „die „Sprache der Epistel und den Grad der poeti„schen Darstellung (ist das Deutsch?) noch kei„ne ausreichende Theorie." Hrn. D. wissen wir nicht zu helfen, aber andern jungen Dichtern können wir kurz und gut den Rath geben: bemüht euch, eure Episteln in allen Stücken den Degenschen so unähnlich als möglich zu machen, und sie werden gewiß gut werden. Vermeidet seine kriechende Prosa, seine rauhen blos dem Reime fröhnenden Inversionen, seine Wortfülle, seine Gedankenleere, seyd

eben so natürlich als er gezwungen, eben so unterhaltend als er langweilig, eben so harmonisch als er rauh, eben so kurz als er weitschweifig ist. Zwar weiß auch Hr. D., daß die Epistel leichten, gefälligen Vortrag, artige unerwartete Wendungen, feinen Spott, muntern Scherz, wohlklingende Verse ꝛc. erfordert; aber daß er das weiß, sieht man nicht aus seinen Episteln, sondern aus der Vorrede zu denselben. Hier sind für diejenigen Leser, die Hrn. Degens Poesie noch nicht kennen, einige Proben:

An Zenker.

Der du sonst viel gelenker
Mit langen Briefen bist,
Als mancher Belletrist
Mit Versen, wohl auch Küßen,
Sprich! lieber, dicker Zenker,
Wie hast du dein Gewissen
In einen Schlaf gewiegt,
In dessen leichten, warmen
Und schwanenreichen Armen
So süß dasselbe liegt,
Daß schon seit neunzig Tagen
Der Gunzenhäuser Wagen
Wie im Galopp der Schnecke
An unsre Thore rennt,
Und unter dem Gepäcke
Kein Blatt von dir sich nennt?
Wann wird es denn erwachen,
Und mit ihm Scherz und Lachen,
Und Witz und Munterkeit
Und deine Anekdoten

Von

Von Narren und Zeloten,
Von Schneidern und von Kaisern,
Von Knausern und Kalmäusern u. s. w.

E. 86. Der Anfang der Epistel an Müller:

Dort wo, seitdem des Schwagers Horn
Bey Ruprechts wunderreichen Born
Den Nachhall in den Bergen weckt,
Kein Autor noch ein Blättchen ausgeheckt,
Wo man seit grauen Hundertjahren
Den Dünger nur zu Felde fahren,
Nur pflügen, mähen, ärnten sah,
Und zechen nur et caetera;
Dort wo zu allen Zeiten schier
Man nichts gehört, als braunes Bier
Auf wanken Fässen bald juchheien,
Bald aus besoffnen Bauern schreyen u. s. w.

In der ersten Epistel beschreibt sich Hr. D. selbst als

einen Mann, wie Marzipan,
Zwar nicht so süß, doch oft so weich,
Der in dem ganzen deutschen Reich
Kaum funfzig Städte zählen kann,
Die er im Reiten oder Gehen
Entlegen oder nah gesehen — —
— — — — —
Der gern die ganze Welt vergaß,
Wenn er umweht vom Abendkühl
Im finstern Grün der stillen Laube
Im Koller, in der Zoddelhaube
Auf seinem kleinen Saitenspiel
Ein Lied der Fröhlichkeit begannte

Und

Und dich, du süßes Balsampfeifchen!
Entfernt von jedem wilden Häufchen
In seliger Zufriedenheit
Und ruhiger Gemächlichkeit
Bey seinem Himpchen schmauchen konnte u. s. w.

Noch berichtet Hr. D. mit komischer Selbstgefälligkeit, daß seine achte Epistel in einer Abschrift nach Schweden gekommen, dort in die Landessprache übersetzt und gar gedruckt worden sey. Wie es scheint, hat Hr. D., als Dichter, das Schicksal, das andere als Propheten haben, und man lernt seinen Versen eher in Schweden und Lappland, als in Deutschland Geschmack abgewinnen.

Gotha. Nekrolog auf das Jahr 1792. enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Personen, gesammelt von Friedrich Schlichtegroll. Dritter Jahrgang, erster Band. 1793. 368 S. 8. Dieses nützliche und höchst schätzbare Institut scheint durch den Beyfall des Publikums nunmehr so fest gegründet, daß man eine lange Dauer desselben nicht allein wünschen, sondern auch hoffen, und mit ziemlicher Sicherheit erwarten darf. Mit jedem neuen Bande erwirbt sich der Herausgeber durch seinen Fleiß in der Zusammentragung der Materialien und seine Geschicklichkeit in Bearbeitung derselben höhere Ansprüche auf Lob und Beyfall. Aus diesem fünften Bande, der dreyzehn ausführliche Lebensbeschreibungen enthält, gehören für diese Bibliothek: 1) Felix Johann Albr. Mylius,

Fürst l.

Fürstl. Schwarzb. Sondersh. Hof- und Consistorialrath: geboren zu Regensburg 1717. Er zeigte, wie die meisten guten Köpfe, sehr früh Neigung und Anlage zur Dichtkunst. Doch machte er in seinen jüngern Jahren nur lateinische Verse, und fing erst im männlichen Alter an, sich dem Dienst der deutschen Muse zu widmen. 1749 ging er als Sekretair und Begleiter zweyer Sondershäuser Prinzen auf das Carolinum nach Braunschweig, wo er den Umgang eines Jerusalem, Ebert, Gärtner, Zachariä ꝛc. genoß, sich ihre Freundschaft erwarb. Der vortheilhafte Einfluß davon auf seinen Geist und Geschmack zeigte sich in seinen später verfertigten deutschen Gedichten, die er jedoch mit einer seltnen Selbstverleugnung während seines Lebens der öffentlichen Bekanntmachung entzog. Diejenige Arbeit, welche die meisten seiner von Amtsgeschäften freyen Stunden ausfüllte, war das Uebersetzen römischer Dichter. Man erstaunt, wenn man die Menge seiner Arbeiten in diesem Fache übersieht. Virgils Eklogen, dessen Gedicht vom Landbau und die Aeneide, Ovids Verwandlungen, Horazens Satyren und die Epistel an die Pisonen, endlich auch Juvenal und Persius sind von ihm in Hexametern übersetzt gefunden worden. Mehrere seiner Gedichte, ernsthaften und komischen Inhalts, sind seinen litterarischen Freunden immer sehr werth gewesen, und besonders erinnern sie sich mit Vergnügen eines philosophischen Gedichtes von ihm, Aberglauben und Unglauben betitelt. Man hat aber weder dieses Gedicht noch andere eigne Arbei-

Und dich, du süßes Balsampfeifchen!
Entfernt von jedem wilden Häufchen
In seliger Zufriedenheit
Und ruhiger Gemächlichkeit
Bey seinem Humpchen schmauchen konnte u. s. w.

Noch berichtet Hr. D. mit komischer Selbstgefälligkeit, daß seine achte Epistel in einer Abschrift nach Schweden gekommen, dort in die Landessprache übersetzt und gar gedruckt worden sey. Wie es scheint, hat Hr. D., als Dichter, das Schicksal, das andere als Propheten haben, und man lernt seinen Versen eher in Schweden und Lappland, als in Deutschland Geschmack abgewinnen.

Gotha. Nekrolog auf das Jahr 1792. enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Personen, gesammelt von Friedrich Schlichtegroll. Dritter Jahrgang, erster Band. 1793. 368 S. 8. Dieses nützliche und höchst schätzbare Institut scheint durch den Beyfall des Publikums nunmehr so fest gegründet, daß man eine lange Dauer desselben nicht allein wünschen, sondern auch hoffen, und mit ziemlicher Sicherheit erwarten darf. Mit jedem neuen Bande erwirbt sich der Herausgeber durch seinen Fleiß in der Zusammentragung der Materialien und seine Geschicklichkeit in Bearbeitung derselben höhere Ansprüche auf Lob und Beyfall. Aus diesem fünften Bande, der dreyzehn ausführliche Lebensbeschreibungen enthält, gehören für diese Bibliothek: 1) Felix Johann Albr. Mylius,

Fürstl.

Fürstl. Schwarzb. Sondersh. Hof- und Consistorialrath: geboren zu Regensburg 1717. Er zeigte, wie die meisten guten Köpfe, sehr früh Neigung und Anlage zur Dichtkunst. Doch machte er in seinen jüngern Jahren nur lateinische Verse, und fing erst im männlichen Alter an, sich dem Dienst der deutschen Muse zu widmen. 1749 ging er als Sekretair und Begleiter zweyer Sondershäuser Prinzen auf das Carolinum nach Braunschweig, wo er den Umgang eines Jerusalem, Ebert, Gärtner, Zachariä ꝛc. genoß, sich ihre Freundschaft erwarb. Der vortheilhafte Einfluß davon auf seinen Geist und Geschmack zeigte sich in seinen später verfertigten deutschen Gedichten, die er jedoch mit einer seltnen Selbstverleugnung während seines Lebens der öffentlichen Bekanntmachung entzog. Diejenige Arbeit, welche die meisten seiner von Amtsgeschäften freyen Stunden ausfüllte, war das Uebersetzen römischer Dichter. Man erstaunt, wenn man die Menge seiner Arbeiten in diesem Fache übersieht. Virgils Eklogen, dessen Gedicht vom Landbau und die Aeneide, Ovids Verwandlungen, Horazens Satyren und die Epistel an die Pisonen, endlich auch Juvenal und Persius sind von ihm in Hexametern übersetzt gefunden worden. Mehrere seiner Gedichte, ernsthaften und komischen Inhalts, sind seinen litterarischen Freunden immer sehr werth gewesen, und besonders erinnern sie sich mit Vergnügen eines philosophischen Gedichtes von ihm, Aberglauben und Unglauben betitelt. Man hat aber weder dieses Gedicht noch andere eigne Ar-

bei-

beiten unter seiner Verlassenschaft gefunden, und es ist wahrscheinlich, daß er sie verbrannt hat, weil er sie dem neuern Geschmacke nicht angemessen fand. 2) Christian Cajus Lorenz Hirschfeld, Kön. Dänisch. wirklicher Justitzrath und ordentl. Prof. der Philosophie und der sch. Wiss. zu Kiel; geboren den 16. Febr. 1742 zu Nüchel in Holstein. Die schönen Künste waren schon in seinen Universitätsjahren, und noch mehr als er anfing Schriftsteller zu werden, der Lieblingsgegenstand seines Studierens. Vorzüglich aber widmete er seinen Fleiß und seine Talente der schönen Gartenkunst. Schon 1773 schrieb er sein kleines Buch über die Landhäuser und die Gartenkunst, und 1779 erschien der erste Theil seiner Theorie der Gartenkunst, dieses vortreflichen Werks, das seinen bereits in Deutschland erworbenen Ruhm über das übrige Europa ausbreitete, und durch welches er, der Schöpfer der wissenschaftlichen Gartenkunst in Deutschland ward. Seine Verdienste und seine schriftstellerische Manier mit ihren Vorzügen und Mängeln sind hier sehr treffend und unpartheyisch geschildert und gewürdigt. 3) Hans Adolph Friedrich von Eschstruth, H. Hessischer Regierungs- und Hofgerichtsrath in Cassel. Geboren zu Homberg den 28. Jan. 1756. Die ganze Seele dieses Mannes lebte in der Musik. Sie war sein erstes und letztes, und sobald ihm die äußern Umstände Freyheit ließen, füllte sie alle seine Vorstellungen aus, bezog er alles auf sie. Seine Einleitung zu Millers Liedern, vom ihm componirt,

ent-

enthält sein musikalisches Glaubensbekenntniß und zugleich viele Beweise seines philosophirenden und originellen Nachdenkens über die Musik. Seine theoretischen Einsichten waren gründlich, und doch gefallen seine Compositionen nicht vorzüglich. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit seinen Poesien. Sie tragen das Gepräge fleißiger Ausarbeitung an sich, allein das Eigenthümliche, was in der poetischen Darstellung reizt, fehlt ihnen. 4) D. Carl Friedrich Bahrdt. Eine ausführliche Biographie und treffende Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes, und fruchtbaren Schriftstellers, der sich auf das Feld der Poesie verirrte, und Gedichte, Schauspiele, vorzüglich aber Romane schrieb, die jedoch wenig ästhetischen Werth haben, und von dem Verf. auch fast nur als Vehikel seine Meinungen zu verbreiten, oder seine Leidenschaften zu befriedigen gebraucht wurden. B. hatte eine leichte glückliche Phantasie, die, hätte er sie an schönen Gegenständen geübt, und ihr durch fleißige Lectüre der Werke des Geschmacks und durch Anschauung von Kunstwerken mehr Nahrung und Stoff zugeführt, ihn wohl zu einem guten Dichter hätte machen können. Allein man findet gar keine Spur, daß er in der schönen Litteratur seines Vaterlandes, noch weniger des Auslandes, dessen Sprachen er nicht verstand, sehr bewandert gewesen wäre. Auch sein Witz war bloße Naturgabe, ohne Zusatz von Kunst und Cultur. Er war bey ihm ein angenehmes Talent für das gesellschaftliche Vergnügen; aber in seinen witzigen Produkten findet man, neben man-

chen

chen guten Einfällen überall Spuren eines fürs Schöne und Feine ungebildet gebliebenen Geschmacks. Sie erschütterten das Zwerchfell Einmahl, aber ihr Werth erstreckt sich nicht über den Augenblick hinaus. 5) D. S. F. N. Morus. Eine treffliche Schilderung der litterarischen Verdienste und des ganzen Charakters dieses berühmten Mannes, der auch zu dieser Bibliothek manchen schätzbaren Beytrag lieferte. 6) Christian Gottfr. Böckh, erster Diakonus an der Hauptkirche der Reichsstadt Nördlingen. Geboren den 8. April 1732. zu Nördlingen. Eine Lieblingsbeschäftigung dieses gelehrten Mannes war das Studium der alten vaterländischen Poesie und Litteratur. 1778 entwarf er den Plan zu einer kritischen Bibliothek für die altdeutsche Litteratur, die in einer Reihe von Bänden einige selten gewordene oder sonst nicht nach Verdienst bekannte Alterthümer der deutschen Sprache und Dichtkunst mit Noten und einem Glossarium liefern sollte, als: Brands Narrenschiff, den Theuerdank, Froschmäusler, Hans Sachsens Gedichte, Geiler von Kaisersberg und Luthers Schriften, die Manessische Sammlung, Boners Fabeln rc. er arbeitete auch wirklich den ersten Band aus, dessen öffentliche Erscheinung aber durch verdrießliche Zufälle verhindert ward. Sein frühzeitiger Tod entzog uns auch dasjenige, was er als Mitherausgeber der Bragur in diesem Fache noch geleistet haben würde.

Hannover. Vermischte jugendliche Gedichte, von dem Verfasser des Greises an den Jüng-

Jüngling. Erster Theil. 1794. 170 S. 8. Der Verf. dieser Sammlung ist ein leidiger Nachahmer und ein kahler Reimer. Seine ganze Kunst besteht darin, die gewöhnlichen poetischen Bilder und Phrasen an einen moralischen oder poetischen Gemeinort aufzureihen, und die Lücken mit Prosaismen oder gezwungenen und gesuchten Ausdrücken, die sichtbar allein dem Reim ihr Daseyn verdanken, auszufüllen. Ein paar Proben können füglich genügen, da das Ganze im Werth, oder richtiger im Unwerth, sich so gleich ist. Z. B. S. 15.

Und wenn denn nach fernen Zeiten
Für der Zukunft Ewigkeiten
Sich mein freyer Geist veredelt:
Wenn er reifer und entschädelt
Nicht mehr an die Erde klebet — — —

Ganz unerträglich wird der Verf., wenn er scherzhaft und witzig seyn will. So heißt es in einem Gedicht an den May, à la Blumauer:

Sonst ging man wohl noch in den Wald
Wenn Mosjö May erschien:
Doch dießmal ist der Herr so kalt — — —
Gottlob, daß er sich bald empfiehlt,
Der widerliche Kauz,
Der uns des Lebens Freuden stiehlt,
Und *sans façon* Buff bauz
So stürmisch um die Häuser schwirrt — — —

Ob das, was er hinschreibe, auch immer einen Sinn gebe, scheint der Verf. wenig besorgt gewe-

 sen

sen zu seyn. So sagt er zu einer Freundinn, die zu lang den Tod ihrer Tochter beweinte:

Sieh wir leiden bittern Gram wie du.
Deine stillgeweinten Mutterthränen
Fliehn durch unsre Brust und rauben denen,
Die dich zärtlich lieben, innre Ruh.

Auch englische Verse macht der Verf., und diese sind, wie billig, noch um funfzig Procent schlechter, als seine deutschen. Folgende Zeilen sind an eine junge Engländerinn gerichtet, ein Umstand, der ihre Armseligkeit etwas pikant macht:

Ah be not angry, lovely maid,
Have pity on the wretched state
To which your scornfull looks me threw.
By heav'n tell me what I must do
To chace the oppressing Weight from me
Of thinking You my ennemy.

Die zweyte Strophe enthält eine artige Idee, die aber schon von zehn frühern Dichtern bearbeitet war.

Altona. Der Zeiten Geist, ein Gedicht am königlichen Geburtsfeste 1793. im Hörsale des akademischen Gymnasiums in Altona, vorgelesen von Masius Johann Feldmann, Subrector. 1793. 38 S. 4. Rec. hat in seinem Leben das Unglück gehabt, viel schlechte Verse lesen zu müssen: doch erinnert er sich nur wenig anmaßliche Gedichte gefunden zu haben, in denen eine so totale Verwirrung, eine so chaotische Dunkelheit und Unbestimmtheit herrschte. Wenn man diese

Blät-

Blätter liest, so ist einem, als befinde man sich in einer tiefen dunkeln Höhle, wo die Finsterniß an einigen Stellen durch ein mattes, gebrochnes Licht nur so weit verdünnt wird, daß man hier und da einen Gegenstand, doch aber mehr ahnden als wirklich erblicken kann. Der Ausdruck hat die Art von Mannigfaltigkeit, daß gewöhnlich ein schwülstiger und riesenhafter Vers mit einem prosaischen und kriechenden abwechselt. Sein Produkt hat Hr. F. geweiht

Dem Geiste seiner Zeit,
Der Cimbern Genius,
Um dessen Rasenhügel
Im Schatten seines Platanus
Sich schlängeln der Gesetze Zügel — — ??

Gleich undenkbare Gedanken und unvorstellbare Bilder geben folgende Stellen: S. 7.

Oft sagt ja nur ein Aschenkrug,
Daß dieses Land auch Helden trug.
Doch ihrer Thaten Wiederhall
Scholl wogend noch zu uns herüber
Und ihres Denkens Morgenstrahl
Scheint von des Horizontes Saume wieder — —

S. 8.

Wenn dort im Hintergrunde
Am Gipfel deutscher Zeit
In fehdeloser Stunde
Der Ruhe selten nur geweiht
Beym rauhen Heldenmahle
Die sanfte Harfe klingt — — —

S. 31.

So schüttele unser Geist, als Gnom', Undine,
Sylve,
Auf Städte, Meere, Land, setzt seiner Schwingen Kraft,
Reicht jeder Kunst und Wissenschaft
Aufklärend seine Hülfe;
Prägt schöner, heller seinen Stempel
So rein und sanft und mild
Nun unserm Alter an;
Vertilge den von Thron und Kurie und Tempel,
Pagode, Harnisch, Wapenschild
Zerstörend nie sein Zahn!
Ob strahlend er auch uns umschwebe,
Auch unser Vaterland durch seinen Hauch belebe!
Gleich rauschend wie der Wogenschall,
So tönt der Frage Wiederhall,
Wenn je der Völker eines glücklich war,
So sind wir es am heutigen Altar u. s. w.

Leipzig. Marcus Valerius Martialis, in einem Aufzuge. Anhang zum ersten Theile von Karl Wilhelm Ramler. 1793. 128 S. 8. Der erste Band des Ramlerischen Martials enthielt die Uebersetzungen verschiedener Verfasser, so viel ihrer dem Herausgeber zu Gesichte gekommen, oder von ihm gebilligt waren. Weil diese aber, zusammen genommen, immer nur den kleinsten Theil des römischen Dichters ausmachten, so vermehrte sie Hr. R. noch mit einigen, die er selbst übersetzte. Er hofte dabey, andere Liebhaber vom Martial würden ermuntert werden, noch mehrere hin-

hinzuzuthun, und wir würden endlich den ganzen Epigrammatisten, so weit er übersetzbar ist, in deutschen Versen erhalten. Als er aber von keinem Nachfolger in dieser Arbeit etwas hörte, entschloß er sich, sie selbst zu übernehmen, und so erschienen nach und nach fünf Theile, die wir in dieser Bibliothek angezeigt haben. „Damit aber, sagt die Verlagshandlung in dem Vorbericht, das ganze Werk von Einer Feder seyn möchte, so hat man Hrn. R. ersucht, noch einen Anhang zum ersten Theile seiner Ausgabe hinzuzufügen, der diejenigen Stücke enthielte, die darin von fremden Verfassern und mehrentheils in Reimen geschrieben waren, und worunter einige blos Nachahmungen sind.“ Weil der lateinische Text beym ersten Theil schon hinzugefügt worden, so ist er hier weggefallen, und diese wenigen Bogen können dem ersten Bande füglich angebunden werden. Proben aus diesem Anhang zu geben, können wir, nach der ausführlichen Beurtheilung dieser Arbeit im Ganzen, um desto mehr unterlassen, da die Ausführung auch hier sich gleich bleibt, und mit denselben Vorzügen dieselben Mängel und Unvollkommenheiten verbindet.

Dänische Litteratur.

Skuespil af P. A. Hejberg. Förste Bind. Kiöbenhavn. 1792. 414. og 26. S. 8. Ander Bind. 1793. 430 og 23. S. hos Holm. Diese Sammlung der Werke eines der beliebtesten dänischen

schen Dichter enthält, im ersten Bande 1) Forvandlingerne. (die Verwandlungen) dieses Stück erschien zuerst im J. 1788. Hier hat es einige wesentliche Verbesserungen erhalten. Besonders hat Hr. H. mehr für die Wahrscheinlichkeit gesorgt, und manches besser motivirt. So gehört dieß Stück unter die guten dänischen Originale. 2) Heckingborn, ein sehr beliebtes Stück, und vielleicht die beste Arbeit des Dichters. 3) Virtuosen No. 1. (der Virtuose Nr. 1.) Ein Lustspiel in einem Aufzuge. Ein Gastwirth, der sich auf Mahlerey gelegt hat, ist neidisch auf einen jungen Copisten, der gleichfalls mit glücklichem Erfolg diese Kunst treibt. Aus Haß sucht ihn der Alte durch Verläumdungen um eine vortheilhafte Heurath zu bringen; da dieß aber nicht fruchtet, so entwendet er von einem Juden ein kostbares Stück, und giebt selbst seinen Feind als Dieb an. Dieser Schurkenstreich kömmt indeß an den Tag und er wird beschämt. So einfach die Handlung ist, so gut ist sie erfunden, um die Verächtlichkeit der Mißgunst unter Künstlern, und die Gefahr, durch diese schändliche Leidenschaft zu den niederträchtigsten Handlungen verführt zu werden, in das Licht zu setzen. Dadurch verliert es jedoch etwas von seiner Wirkung, daß man nicht genau erfährt, ob der Alte wirklich ein guter Mahler ist oder nicht. An einigen Orten heißt es, er sey ein guter Künstler: er selbst aber prahlt und lügt so unverschämt, und verräth so gänzlichen Mangel an Geschmack und Einsicht in der Beschreibung des Gemähldes, das er für einen ausländischen Preis

gear

gearbeitet haben will, daß man ihn unmöglich für etwas anders, als einen Stümper halten kann. Gewiß aber würde die Wirkung des Stücks ungemein gewinnen, wenn Dyrendal (dieß ist der Name des Neidischen) als ein wirklich guter Künstler geschildert würde. Denn daß Stümper sehr oft Narren sind, und leicht Schurken werden können, dieß ist eine zu allgemeine Rücksicht: und dieser Klasse von Menschen geschieht zu viele Ehre, wenn man so große Anstalten macht, ihre Albernheiten ins Licht zu setzen. Allein auch der gute Künstler kann neidisch seyn, und Ränke anwenden, einen Nebenbuhler zu unterdrücken: auch er kann prahlen; allein er prahlt nur mit dem, was er wirklich gethan hat, und die Unwahrheiten, die er sich erlaubt, schränken sich nur auf Vergrößerungen und darauf ein, daß er die Dinge in ein falsches Licht setzt. Man könnte sagen, der Charakter sey absichtlich überladen, allein auch in diesem Fall dürfte doch die Karikatur nicht auf diesen Theil desselben fallen.

4) Mikkel og Malene, Parodie von Orpheus und Euridice in 3 Aufzügen. Sie erschien zuerst 1784. Dieser neue Abdruck hat beträchtliche Verbesserungen erhalten. In der Vorrede handelt der Dichter von der Parodie überhaupt, und bringt verschiedenes aus der Geschichte dieser Gattung bey. Er behauptet, die Parodie müsse eine unterhaltende Kritik über ein Werk der schönen Wissenschaften oder Künste seyn, und folgert daraus, daß die Parodie nicht bloß eine Sache für den Augenblick sey, sondern auch dauerhaften Werth besitzen könne.

Diese Beschreibung paßt auf einige, aber nicht auf alle Gattungen der Parodie. Am besten paßt sie auf die erste und wichtigste Gattung, die Fehler in ganzen Arten von Kunstwerken angreift, dergleichen Ulysses von Ithaka, Gays Bettleroper u. s. w. wohin alle komische Heldengedichte gerechnet werden können. Hier ist die Kritik, was die eigentliche Satyre ist, die Fehler tadelt, ohne auf die Individuen, denen sie ankleben, zu sehen. Auf die zweyte Gattung, wozu das angezeigte Stück und eine Menge anderer gehören, paßt die Beschreibung noch einigermaaßen, doch nicht ganz mehr: denn da sie, wie prosaische Kritiken, einzelne Schriften zum Gegenstand haben, so werden die Ausstellungen und der Witz derselben nur von denen verstanden, die das Werk, welches die Anspielungen treffen, in den Händen, oder doch im frischen Andenken haben. Da solche Parodien sich ferner mit schlechten Kunstwerken beschäftigen, so verlieren sie in kurzer Zeit ihre Wirkung und ihren Werth. Parodien über wirklich gute Kunstwerke (wohin auch die Travestirungen gezählt werden können) gehören gar nicht unter diese Beschreibung. Ihr Zweck ist nicht, auf Fehler aufmerksam zu machen, sondern blos durch den Contrast ernsthafter und hoher Ideen mit einem lächerlichen und niedrigen Ausdruck zu belustigen: sie wollen Lachen erregen, sonst nichts. Will das Glück wohl, so findet man in ihnen eine im Scherz hingeworfene Moral, oder einen allgemeinen satyrischen Zug. Cento's, deren hier auch gedacht wird, gehören kaum hieher, da sie eigentlich nur

Paro=

Parodien auf einzelne Verse sind. Von dieser Art sind Boileaus parodirte Szenen des Cid, die deutschen Parodien des Cato, Sturz Menechmen ꝛc. da ihr Zweck mehr gegen die Verfasser, als ihre Werke gerichtet sind, so haben sie viel Aehnliches mit Pasquillen... In der Vorrede zu diesem ersten Theil beantwortet Hr. H. einige Stellen in Hrn. P. Todes Abhandlung: ob es nöthig sey, eine Anzahl guter Originalschauspiele zu besitzen? Die Dichter mehr anzuspornen, schlägt Herr H. vor, in den Schauspielhäusern das Pfeifen so gut zu erlauben, als das Klatschen; ein Wunsch, der schon oft geäußert, aber noch nie zur Erfüllung gediehen ist. In der Vorrede zum zweyten Bande klagt Hr. H. über die große Menge der aufgeführten deutschen Schauspiele. Gewiß hat er Recht, wenn er behauptet, daß diese nicht in den Geschmack der Dänischen Nation stimmten, insofern er damit sagen will: alles, was man Sitten nennt, sey den Dänen darin fremd, und könne sie folglich nicht interessiren. Allein, wenn er hinzusetzt, die meisten deutschen Schauspiele müsse man als Abhandlungen über einen oder mehrere moralische Sätze, ja sogar zum Theil als förmliche Systeme betrachten, so werden ihm diejenigen, die diesen Zweig der schönen deutschen Litteratur näher kennen, schwerlich so geradezu Recht geben. Hätte er gesagt: eine große Anzahl deutscher Schauspiele sey schlecht, eine noch weit größere mittelmäßig, so würde man ihm leicht beygestimmt haben, besonders, wenn er zugleich eingeräumt hätte, daß auch ein ziemlicher Theil von

ihnen gut wären. Hr. H. eifert ferner sehr gegen die Sprachverderberey, die vorzüglich von dem häufigen Uebersetzen aus dem Deutschen herrühre. Diese Arbeiten würden ungemein schlecht bezahlt, und so verstünden sich meistens nur solche Personen dazu, die ihre Zeit nicht besser anzuwenden wüßten... Der zweyte Band selbst enthält: 1) De Vonner og Vanner (die Herren von und van —) Ein Lustspiel in 5 Aufz. Jetzt zum erstenmahl gedruckt. In der Vorrede vertheidigt sich Herr H. gegen den Vorwurf, den man ihm gemacht, als habe er in diesem Stücke ungebürliche Ausfälle auf den Adel und das Militär des Reichs gethan. Das Stück ist voll Bewegung und man kann bey der Vorstellung unmöglich Langeweile haben: indeß ist es doch mehr eine Sammlung neben einanderstehender dramatischer Gemälde, als ein wahres Schauspiel, der Zufall spielt eine zu große Rolle. Für die angenehme Ausfüllung einiger Stunden hat es indeß Laune und Interesse genug. 2) Holger tydſke. Dieß lustige Stück erschien zuerst 1789. in dieser Ausgabe hat es noch sehr gewonnen. 3) Selim og Mirza, ein Singstück in drey Aufzügen. Die Musik von Zink. Zum erstenmal aufgeführt 1790. Der Plan und die Ausführung haben viel Unwahrscheinliches, das Herr H. nicht immer mit den haltbarsten Gründen zu vertheidigen sucht. So sagt er: er habe marokkanische Sitten schildern wollen: nun ist es aber doch gewiß nicht marokkanische Sitte, daß der Harem des Kaisers für jedermann offen und zugänglich ist. Das letzte Stück in diesem Bande ist

ist 4) *Virtuosen* No. 2. — Lustspiel in einem Aufzug. Zuerst gedruckt 1790. hier besonders in den Stellen verändert, die mehr für das Kabinet als das Theater zu passen scheinen.

Dana. Förste Binde tredie Hefte. Kiöbenh. 1793. 120 S. 8. Wie die vorigen Stücke eine Sammlung von guten, mittelmäßigen und schlechten Aufsätzen. Wir erwähnen hier nur der ersten. Til Phantasien ein artiges Gedicht in fließenden Versen: nur ist die Gottheit, die der Dichter besingt, nicht genug individualisirt. Ohne die Ueberschrift würde man schwerlich gleich errathen, an wem das Lied gerichtet sey? Den bönhörte Vandringsmand af I. Smidth. Eine allegorische Erzählung, die die wichtige Wahrheit versinnlichen soll, daß ein beständig freudenvolles Leben ohne Abwechselung von Mühe und Kummer für uns Menschen nicht geeignet sey. Die Erfindung kann keine große Anstrengung gekostet haben, das Interesse ist schwach, aber der Vortrag gut. Dinas Klage. Eine gute Uebersetzung eines deutschen Gedichts aus einem der ältern Musenalmanache von Voß. Sang til Tone-Harmonien af Högk Guldberg med Musik af Hr. Kammerherre Gjedde. Ein sehr schönes Gedicht, Polyhymniens würdig, und das beste Stück des ganzen Heftes. Claudine oversat ved Höst. Eine gute Uebersetzung einer Novelle von Florian.

Paesier af Magdalene Sophic Buchholm. 1793. 160 S. 12. Die Verfasserinn hat sich schon einen nicht unbedeutenden Namen in der schö-

nen Litteratur der Dänen gemacht. Ihre Gedichte athmen Geist, Leichtigkeit, bisweilen Feinheit, immer aber Gefühl. Einige machen auch ihrer Erfindungskraft Ehre. Indeß sind selbst ihre besten Stücke sich nicht gleich, sondern durch einzelne unedle, dunkle, sprachwidrige Ausdrücke entstellt. Diese Sammlung besteht aus 32 Gedichten, von denen wir nur einige erwähnen. Eulalias Morgenklage eine Art von Elegie, veranlaßt durch Kotzebues Menschenhaß und Reue. Die letzte Strophe ist vorzüglich schön.

Tungt skal jeg leve, vandre hen
Den Tid mig endnu staaer tilbage.
Kun lindres ved at bruge den
Til Hielp for Usle, Arme, Syage.
Men naar jeg laenge bödet har,
Og Döden skal mit Stöv hiemföre,
O da — ej rene Engle höre
Hvor stor mit Lives Bröde var.

Ved Fröken Bulovs Grav. Ein schönes Gedicht. Vorzüglich sticht die Stelle hervor, worinn die Dichterinn das verklärte Kind zu seinen Eltern niedersteigen sieht:

Straalende jeg seer dig stige
Herliggjorte fra din Himmel ned,
Og med salig Sielefred
Kierlig til de Elskte sige:
»Fader! Moder! gräder ikke!
»Jeg er frelst og lykkelig;
»Efter Tidens Öyeblikke
»Skal i glade favne mig.

»Vil-

»Viisdoms Fader langt ej satte
»Vandrings maalet for min spaede Fod,
»At hans vei er evig god,
»Nu min lyse Sjel kan fatte.
»Lidt han fordred vaf den Svage,
»Og för meere fordret blev,
»Langt fra Synd og Sorgens Dage
»Han mig faderlig bortrev.

»Eder böd han at henvandre
»Mere stärke — länger maalte Vej,
»Forudsaae, I glemte ej
»At I blev til Held for andre.
»Elskede! o graeder ikke!
»Jeg er evig lykkelig;
»Efter Tidens Öjeblikke
»Skal I salig favne mig.«

Adeluds til Torkild Trondesen, eine Heroide, nicht ohne Interesse und schöne Stellen, doch vermißt man nur zu oft die charakteristische Eigenheit, die die Heroide vor dem poetischen Brief und der Elegie voraus haben muß, die hin und wieder leidenschaftliche, nachdrückliche, in der vollen Stärke des Affekts abgebrochene Sprache. Laura til Selim, gleichfalls eine Heroide, deren sich Dorat und Blin de St. More nicht hätten schämen dürfen. Die rührende Sprache des Herzens ist ungemein getroffen. Sie ist ohnstreitig das schönste Stück der ganzen Sammlung, und so vortreflich, daß man den kleinen Uebelstand kaum bemerkt, den ein italienischer und morgenländischer Nahme, die man weiß nicht wie zusammenkommen, machen.

Der

S. 63. Der er dog Ro in Dödens Land,
Der uden Sorg de Föleslöse hvile;
Der sukker ingen Elskov meer,
Ei Usles Graad, ei Lykkeliges Smile,
Det sammenlukte Öje seer etc.

S. 69 Ei Stolthed, Elskte! byder mig at sige,
At flere har din Laure kjär;
Nei blot fordi du vide skal, din Pige
Din Elskov ej uvärdig er.

Jeg ene naevner det; thi stolt ieg ikke
Af deres Hylding vaere kan.
För haevtes jeg ved dine kjelne Blikke
Nu seer jeg mig kun liden an.

Medynksom seer jeg, naar en anden straeber,
At naae den Haand, jeg dig gav hen:
O Vee dem! thi en haables Elskov draeber;
O Vee dem! thi jeg kjender den o. s. w.

Unter die besten Stücke der Sammlung gehört auch der Brief mit der Ueberschrift: Til min Datter. Unter den Nachahmungen ist Den gamle Landmand til sin Sön nach Hölty das beste, sehr misglückt aber ist die Ballade Broder Graarok nach Bürger. Herr Capellmeister Schulz hat zwey Lieder mit Melodien versehen; schwerlich aber möchte je das eigentliche Lied für den Gesang die Stärke der Dichterinn werden. Den hier gelieferten Liedern scheinen die Einheit der Empfindung, die Rundung der Perioden, der Wohlklang des Verses, das Vollendete des Ausdrucks zu fehlen, die man ungern in einem Liede vermißt, besonders wenn es durch die Ausnahme

im

in eine Sammlung eine andere Bestimmung erhält, als für Einen Augenblick zu gefallen.

Veddemaalet, et Mellemspil med Sang af Peder Horrebov Haste 1793. 32 S. 8. Der Verf. ein Mann von ächtem poetischen Genie, dessen Arbeiten sich der klassischen Correktheit immer mehr nähern, liefert hier ein niedliches kleines dramatisches Idyll. So kalt es von den Zuschauern bey der Vorstellung aufgenommen worden, so sehr muß es beym lesen den Beyfall der Kenner erhalten. Die Handlung ist äußerst einfach und doch nicht ohne Interesse. Die eingemischten Gesänge sind eben so gut angebracht, als schön an sich selbst. Hier ist einer der kürzesten zur Probe:

De Mandfolk snige sig omkring
Os Piger tit,
Og love tusind store Ting
Men holde lidt.
De svaerge höit ved Dyd og Gud
At de vort Kjön tilbede;
Og knap gaaer Brudelampen ud
För de sig hos os keede.

De liste sig ret snedigt frem
Med Troskabs-Snak;
Og fromme Taaber sige dem
Saa mange Tak.
Men neppe har de hört vort Ja
För de til andre titte;
O Vee! den Troskab vorder da
Saa lille, lille bitte!

De

De kiele, gante, kysse, lee
För Bryllups dag,
Og evig Ömhed love de
Som afgiort Sag.
De vaagne knap i Brudens Arm
För de som Fogder byde;
Den Mand er kold, som nys var varm,
Og stakkels Brud maa lyde.

Nyt-Aars-Gave for Damer. 1794. 194 S. 8. Der Verf. dieser an schönen Gedichten reichen Blumenlese sind: Bechmann, Bruun, Buchholm, Frankenau, Haste, Heiberg, Hiort, Horrebow, Liebenberg, Pavels, Plum, Rahbeck, Riber, Sander, F. Schmidt und J. Smidth. — Bruun hat drey Nachahmungen aus dem Deutschen geliefert: zwey Lieder nach Gotter und eine Romanze nach F. L. Stollberg, so glücklich, daß sie ganz das Ansehen von Originalen haben. Mad. Buchholm eine artige Idylle Thormund, eine Romanze Elvina, und ein Lied an die Geduld. Frankenau, ein schönes Gedicht an die sechsjährige Minna. Haste hat die meisten Beyträge in verschiedenen Gattungen gegeben; Romanzen, Sonnette, Elegien, Innschriften, Fabeln, Lieder rc. Ihr Werth ist sehr ungleich, am vorzüglichsten sind die elegischen. Von Heiberg findet man nur Ein kräftiges Lied. Hiort; zwey Lieder von sanfter anziehender Simplicität. Horrebow; sein Gedicht: den yndigste Pige gehört unter die vortreflichsten Stücke dieser Sammlung. Liebenberg, zwey schöne Gelegenheitsgedichte.

dichte. Rahbeck, der seit einiger Zeit wenig eigentliche Poesien geliefert hat, giebt hier ein paar Stücke, von denen das Lied an Laura dieses geschätzten Dichters vollkommen würdig ist. Riber; zwey meisterhafte Nachahmungen: Pfeffels Epistel an Phöbe und Vossens interessante homerische Idylle Luise. J. Smidth eine niedliche kleine Romanze. Sander. Von seinen Beyträgen theilen wir zwey Kleinigkeiten zur Probe mit.

Til Louise.

Cagliostro mig i lyse Tryllespejl
Min Skjebne lover grant at vise.
Bort med en Konst, som evig tayer fejl!
Det eneste, det sande Tryllespejl,
Dit Oeje kun, tilbedede Louise,
Kan mig min hele Skjebne vise.

Et Spörgsmaal.

Blant Graekenlands syv store Vise
De Laerde tvende konger prise.
Hvor mange Vise finder du
Blant hele Verdens Konger nu ?

Den quindelige Jacobiner Klub. Et politisk Skuespil i et Optog af A. v. Kotzebue. 1793. 8. Ein ungereimtes Ding von einem Ende zum andern. Der ganze Plan ist ungezeigt. Kann Antoinette ohne Wunderwerk vorherwissen, daß die Clubdamen den besondern Einfall bekommen werden, Julien mit einer Wachspuppe zusammen zu geben; und doch beruht die ganze Anlage darauf, daß Juliens Liebhaber die

Rolle dieser Puppe spielt. Ungereimt ist die ganze Ausführung. Sämmtliche Personen des Stücks von Hrn. Duport bis zum Bedienten haben in den kritischsten Situationen ein heftiges Witzfieber, das allen psychologischen Erfahrungen zufolge den Verstand verwirren muß. Sie scheinen blos zusammen zu kommen, sich mit Bonmots herumzuschlagen. Natürlich hört man so nie die Personen, sondern immer nur den Dichter. Einzelne glückliche Stellen sind kein Ersatz für die ungleich grössern Mängel des Ganzen.

William Shakspears skuespil, anden Deel. 1792. 552 S. 8. Dieser zweyte Band der Uebersetzung von Shakspears Schauspielen enthält: König Lear, Cymbeline und den Kaufmann von Venedig, nebst Eschenburgs Abhandlungen über die Quellen, aus denen der Dichter den Stoff zu diesen Stücken entlehnte. Die Uebersetzung ist eben so, wie im ersten Bande, steif, platt, voll Unrichtigkeiten, selbst voll Fehler gegen die Sprache, und des Originals durchaus unwerth. Der Uebersetzer ist weder der Sprache, aus welcher, noch der, in welche er übersetzt, mächtig.

Italienische Litteratur.

L'Academia degli amori in versi e in prosa da Filandro Cretense. Parma presso Carmignani. 1792. 8. Eine Sammlung kleiner angenehmer Gedichte, die künstlich zu einem reizenden Ganzen verbunden sind. Der Dichter

fingi

fingirt, einer gelehrten Gesellschaft beyzuwohnen, die aus lauter Liebesgöttern bestehe. Er hört hier verschiedene Werke neuerer Dichter unter seinen Landsleuten vorlesen, denen er auf diese indirecte Weise ein desto schmeichelhafteres Lob ertheilt. Auf diese Vorlesung folgt die Rede eines Mitglieds der Akademie über den so gefeyerten und so wenig gekannten Platonismus. Der Redner gesteht, daß er im Grunde eine leere Schimäre sey, eine Täuschung, die aber reelle Vortheile gewähre, indem sie der Seele die Idee eines von den Sinnen unabhängigen Genusses verschaffe. Die Natur und die Moral dieser reitzenden Empfindung zu erklären, verwickelt sich der Redner ein wenig in philosophische Grillen; worin er aber von dem begeisterten und ungeduldigen Dichter durch folgende Verse unterbrochen wird, die wir als eine Probe der Manier des Dichters, die, was die Richtigkeit der Ideen und die Leichtigkeit des Ausdrucks betrifft, durchaus gleich bleibt, hersetzen wollen:

»Amorini, quanto m' alletti!
Mi perdona, non credea,
Ascoltar si saggi detti
Dove regna Citerea.
Come mai cangian le cose!
I filosofi severi
Cinti il crin de mirti e rose
Tutti or sbrigliano i piaceri;
L'uom divina eterea parte
Con analisi funesta,
Mostrar tentan le lor carte

 Vero

Vero bruto in miglior vesta.
Dalle fibre prepotenti
L'alme son tiranneggiate:
Sogni i grandi sentimenti
Son di teste riscaldate.
La vertude, il buon costume,
Le opre illustri, l'amistà
La sicura idea d'un nume,
L'immutabil verità,
Tutto è vano. Il suo piacere
E dell' uomo fisico objecto
Sola legge: e tra le fiere
Meno vario ha men diffetto. — —

Poesie di Giovan de Coureil della Ciotat in Provenza socio della real Academia delle Scienze e delle Lettere di Mantova. Tra gli Arcadi della Colonia Alfea Amelio Ledeo. Tomo Primo. Odi. Lucca presso Bonsignori MDCCXCIII. 271 p. 8. Eine frühere Sammlung vermischter Gedichte von demselben Verf. haben wir im 47. Bande S. 288 angezeigt. Dieser erste Theil einer Ausgabe der sämmtlichen Werke des Vfs. enthält zwey Bücher sogenannter Oden. Der Begriff der Ode ist hier nichts weniger als mit Schärfe aufgefaßt. Die wenigsten hier zusammengestellten Gedichte sind wahre Oden, und diese wenigen sind überdieß nicht die bessern Stücke. Manches sind wahre anakreontische Lieder, andere bloß galante oder scherzhafte Gedichte in lyrischem Sylbenmaas; noch andere kleine elegische, didactische Poesien. Auch da, wo der Verf. sich durch

Gegen-

Gegenstand und Behandlung der hohen Ode am meisten nähert, erreicht doch sein Ausdruck und seine Darstellung nicht die nöthige Würde, Kraft und Lebhaftigkeit, sondern ist so schwach und matt, daß er oft selbst unter eine gewöhlte Prose herabsinkt. Jedem Buche sind eine Anzahl Anmerkungen angehängt, die theils Erläuterungen, theils Urtheile des Verf. über ältere und neuere Dichter, theils Bestreitungen kritischer Aussprüche andrer enthalten, die, wenn sie gleich selten tief eindringen, doch manche gute Ideen enthalten, und im Ganzen besser und unterhaltender zu lesen sind, als die meisten Gedichte selbst, worauf sie sich beziehen. Zur Probe wollen wir eine der kürzern und bessern Oden hersetzen:

Sullo stato d'Europa nel 1792.
al D. *Giov Anguillesi.*

Odi? la tromba bellicosa tace,
Muto è il fulmin di guerra, e su' i sonanti
Cardini ormai stridon le ferree porte
Del tempio sacro al Dio bifronte. Pace,
Pace annunzio all' Europa, e tregua ai pianti
Della dolente umanità. La sorte
Decisa è omai, e all' Ottoman feroce
Del Niester vieta oltrevarcar la foce.

2.

Ma che m'inganno? o fero Marte, e dove
Ten' fuggi tu? Perchè ti leggo in volto
Il maligno sorriso del dispetto?
Vuoi nuove dar di tu possanza prove?
Sei nuovi regni a devastar rivolto?

 Oh

Oh quai nascondi orrendi arcani in petto!
Ei non risponde, e il dito alzando accenna
I suoi flagelli al Rodano, alla Senna.

3.

Già su i confini del potente Regno,
Cui diero i Franchi il glorioso nome,
Adunarsi cimiro armi ed armati,
E un grande meditarsi alto disegno.
Scuoti pur lieta le viperee chiome,
Spandi sull' alme i venenosi fiati,
Civil Discordia, della Lega i tempi
Tornaro atroci, e i scellerati esempi!

4.

Ismo, che un tempo dividea due mari
Ed era a questo, e a quel saldo confine
Poichè consunto alfin dagli anni cede
Tremando orribilmente i duo contrari
Flutti s'apron la via tra le rovine,
Ed un sol màr di due formar si vede,
Un sol mar che le terre a forza rotte
Selve, campi, città cuope ed inghiotte.

5.

Così l'argin spezzato della Legge
Che tra il popolo ed il Re frapposto ha il fato;
Altro non vedi che disastre e sangue:
Ragion non più, la forza sol protegge,
Alla propria difesa ognuno armato
Calpesta il patrio amor a terra esangue,
Ed anarchia sfrenata e furibonda
Il trono, il tempio, e il civil foro inonda.

Già

6.

Già si raguna di Pirene al piede
Il marziale Agone il forte Ibero
E del suo Re a pugnare il cenno attende.
Quà fuor dai gioghi alpin sbucar si vede
E sul piano accamparsi un popol fero
Di là dai mondi d'onde il Pò discende.
Te dunque, Italia, ancor risvegliar ponno
Gridi di Marte dal profondo sonno?

7.

Già ti minaccia e ti circonda, o Alsazia
Gente di ferro e di valore armata,
E la Germania sulla franca terra
L'antica gelosia già in mente sazia.
Stassi l'Austriaca spada in aria alzata
Annunziatrice di ostinata guerra,
Fremer di sdegno odo il Re Sueco, e il Prusso,
E la Donna immortal, cui serve il Russo.

8.

Vede il Francese il procelloso nembo,
Che sul suo capo ira del Cielo aduna,
Ed all' orrendo scoppio si prepara;
Che all' agitata libertade in grembo
Non stà sicuro della sua fortuna.
Armansi ovunque i cittadini a gara,
Ugual tumulto vide Roma forse
Quand 'oltre il Rubicon Cesare corse.

9.

All' armi, all' armi rimbonban d'intorno
Le valli, i monti, e là del Reno i liti
All' armi, all' armi! Afflitta Europa è giunto
Il memorabile esecrando giorno

 Che

Che decider pur dee frà i duo partiti!
Di valor, di coraggio è questo il punto:
All' armi, all' armi! altre non evvi scampo:
O quí morire o trionfare in campo.

10.

Mentre tai voci di sangue e di pianto
Mischiansi su pel Ciel francese al grido
Della discordia che trionfa e impera;
Dolce Aretalte, che faremo intanto?
Del placid'Arno noi sul verde lido,
Al fianco di Licori e di Glicera;
L'ore trarrem, posta ogni aura in bando
Sulla cetra d'amor versi cantando.

11.

A noi fan guerra due begli occhi neri,
Nostro destin pende da un dolce labbro,
E sono chiome d'or nostre catene.
Teneri vezzi, accenti lusinghieri
Da render molle ogni cuor duro e scabro
Voi siete premio delle nostre pene.
Oh soavi martiri, oh amabil guerra
Ch' apre a sua posta il paradiso in terra!

12.

Noi non risveglia d'oricalchi il suono,
Ma melodia di baci onde ristoro
Alle nostr' alme il Dio d'amor comparte,
Cerchi gloria chi vuole appiè tel trono,
Se al crine ottengo un ramoscel d'alloro
Premio ai miei canti, o a mie vergate carte,
Se del mio bene nel sembiante vago
Un raggio ottengo di pietà; son pago

Tal

13.

Tal mentre Augusto di trionfi cinto
Premendo il dorso all' usurpata Italia
Temea sotto al suo piè schiusa la tomba
Per vendetta d'un mondo oppresso e vinto,
Lieti cantando sulla cetra Idalia,
O dando fiato alla meonia tromba,
Versi a Lalage sua Flacco tessea,
Maron cantava i lunghi error d'Enea.

Englische Litteratur.

The South Downs. A Poem. London, Symonds 1793. 73 p. 8. Der Gegenstand dieses Gedichts, die South Downs, ist eine Reihe fruchtbarer und mahlerischer Hügel an der Küste von Sussex. Sie bestehen größtentheils aus reiner Kreide, mit einzelnen Lagen von Feuerstein (Flint.) Ihre Oberfläche zeigt dem Auge den schönsten Rasen und den lachendsten Anblick. Von ihrer Höhe hat man eine angenehme Aussicht auf den brittischen Kanal und die mannigfaltigen Schönheiten der umliegenden Waldgegend. Nach einer Anrufung an die alten brittischen Barden beginnt der Dichter seine Beschreibung der Schönheiten der Downs, bey den engen Thälern zwischen denselben, die in der Gegend combes oder denes heißen:

Here glows sublime her (the nature's) many colour'd hood
And there her tassel'd drap'ry of the wood:
Her grassy *combe* concludes the swelling slope,
The fragrant rival of her painted cope:

I 5 Her

Her cultur'd bosom heaves with yellow grain:
Her flocks the mountain, herds adorn the plain:
Her winding rivers court de scented shade:
Her forests warble to the chequer'd glade:
The hind her vales, the spepherd loves her hills;
The loom her staple, and the mead her rills:
Here lurks the bosom'd hamlet; there the town
In bold ascension climbs the whitening down;
In chalky contrast to the skirting green,
The road romantic winds along the dene,
Where echo soothes the love-sick songster's mind,
Or mocks the laughter of the trudging hind.
The Virgin, aptly grac'd with wheaten ear,
Now guides the chariot of the turning year,
Intensely smiling in autumnal rays,
Now gilds the rip'ning scene with solar blaze;
The tepid Ocean gaily silvers o'er,
Nature's great mirror spread from shore to shore,
Reflecting pendent woods, cliffs, batt'ries, ponts,
The frigate's flagging sail that vainly courts
The absent zephyrs, shags that basking stand,
With maw distent along the rooky strand,
The argent clouds that fret yon blue expanse,
The kite's libration, and the halcyon's glance,
The prowling rav'n, to whose prognostic sense,
No hope of prey the taintless gale presents,
The mew and chough, with beak of Tyrian die,
Which hunt the porpoise with alternate cry,
The wading fisher, and the clam'rous boy
Who hailes his mates on board the distant hoy,
Delightful prospects! where the wand'ring eye
Beholds heav'n, earth and ocean jointly vie
To furnish scenes that gods themselves may view,
And at each look discover something new;

Where

Where Industry and Nature, hand in hand,
The landscape grace, and fertilize the land.

Reizend sind die folgenden Beschreibungen der Arbeiten der Mäher, Heumacher und Schnitter. Das Lob des Ackerbaues leitet den Dichter durch den Contrast zu Betrachtungen über die Uebel, die aus übertriebenem Handelsgeist und Geiz, aus lästigen Taxen, Monopolen und zu großer Anhäufung von Reichthümern entspringen. Nach dieser langen Digression kehrt der Dichter in seine ländliche Szene zurück, und rühmt Alcanor (der angenommene Nahme des Verfassers des Village Curate siehe Bibl. d. sch. W. 39. B. S. 303.)

— — whose lyre and spade
Alternate rest with in the classic shade;
This strenous rears the garden's spicy tribes;
That Flora's sweets in strains more sweet describes.
In conscious bloom his little Eden stands;
Describ'd and cultur'd by poetic hands.
Apollo's bays there ever verdant grow,
To grace the garden and the gardners brow;
E'en, proud of fame, trots Dorothy along,
Secure of charming in her masters song.

Die Fröhlichkeit eines ländlichen Mahls — der Schäfer und seine Heerde, der liebliche Anblick der kräuterreichen Hügel sind die nächsten Gegenstände der Beschreibung, von denen der Dichter zu den Spuren übergeht, die diese Gegend von einer allgemeinen Ueberschwemmung zeigt. Er vergleicht den jetzigen Zustand der Hirten mit dem in alten Zeiten, und beklagt, daß der Unterricht dieser so nütz-

nützlichen Menschenklasse, deren Beschäftigung sie von allen Mitteln ihren Verstand zu bilden und selbst von dem öffentlichen Gottesdienst ausschließt, so ganz vernachlässigt werde, und thut Vorschläge, wie ihre Einsamkeit und Muße zu ihrem und des Staates Besten angewendet werden könne. — In der Beschreibung der Vergnügungen, die man in der Gegend der Downs genießt, des Jagens, Fischens rc. versicht der Dichter, nach Thomsons Beyspiel, mit Feuer und Nachdruck die Sache der Menschlichkeit. Das Gemälde des Flusses Ouse leitet ihn zu treffenden ernsten Betrachtungen:

The Ouse beneath, old Andred's placid son
In slow meanders rolls his waters on;
Averse he winds in bring waste to lose
Th' enchanting scenes on either bank he views,
As turns the ling'ring school-boy of to greet
The lessening summit of his natal seat.
Both Art's and Nature's choisest gifts he bears,
Th' inverted landscape, and the traders wares;
Vain shadow *thee*, nor less delusive *these*,
False types of bliss which Av'rice ne'er can seize.
Unseen both hull and side, the bellying sail
Majestic moves along the sedgy vale,
While at its progress on the wat'ry maze,
Like magic movement, wond'ring strangers gaze etc.

Der Dichter wirft einen Blick in die Zeiten der Vorwelt; er verfolgt die Geschichte dieser Gegend von ihrem wüsten Zustande bis auf den Einfall der Normannen, und schmückt seine Erzählung mit den ausge-

ausgesuchtesten poetischen Zierrathen. Er kömmt sodann bis auf die neuesten Zeiten und schildert das Pferderennen und das Zusammenströmen des Volks in Brighthelmstone:

Secur'd by verdant mounds from northern gales
Brighthelmstone shines in yonder sunny vale;
Ascends the hill „in gay theatric pride"
O'erhangs the crumbling cliff and rolling tide;
Sees daily pass by her romantic strand,
The wafted treasures of each foreign land,
In hulls of ev'ry size, from th' humble sloop
To the tall Indiaman with pictur'd poop,
Which in perspective lessen to the eye
To where bright Nereus seems to kiss the sky.
There holds Variety her medley reign
O'er hill and valley, promont'ry and main;
O'er clime and shape claims whimsical control,
And stamps with motley characters the soul.
Now deck'd in smiles, she fans with breezes bland
The silent ocean and the basking land:
Now stalks stupendous in a demom's form,
And startles nature with the winged storm:
A clouded sea presents, and sunny shore;
Makes vep'ry vales, and gilds the mountains o'er;
The dazzling pit presents, and verdant brow;
The radiant carriage and the rusting plow;
Contrasts the loud and diffident of tongue;
The vigorous and feeble, old and young;
The hot brain'd rake and plodder at the desk;
The shrewd and stupid; graceful and grotesque;
The pugilist and quaker; sage and fool;
Th' alluring brothel and the vestal school;

The

The gambling peer, and labor's honnest son
Who scorns to cheat and fears no insured dun;
The brawny fisherman, and scented fop,
The long-tail'd Frenchman and the sulky crop;
The purse-proud citizen and shabby bard;
The meek man-milliner and rough poissarde;
The beautous rustic, void of guilt or taint,
And wh-e or duchess in her mask of paint;
The swagg'ring swindler and the bashful clown;
The robe of tissue and the kersey gown ....

Das Gedicht schließt mit einer Beschreibung der waldigen Gegend von Sußex. Die hauptsächlichen Schönheiten dieses Werks sind Mannigfaltigkeit und Treue der Schilderungen, Wahrheit und Wärme der moralischen und philosophischen Betrachtungen, und diese Vorzüge sind mehr als hinreichend, die kleinen Verstoße gegen genauen Zusammenhang und die etwas ungleiche Sprache, die ein kritisches Auge hie und da entdecken dürfte, ganz in Schatten zu setzen.

The Dramatist or Stop him who can. A Comedy as it is performed at the Theatre Royal Covent-Garden. By *Frederick Reynolds*. London 1793. 78 p. 8. Eines von den rauschenden Stücken, die bey der Vorstellung ungleich mehr zu ihrem Vortheil erscheinen, als beym Lesen. Es ist weder viel Witz und komische Kraft darin, noch mit einem vorzüglichen Grad von Eleganz geschrieben, auf der Bühne aber gefällt es doch wegen der Menge gehäufter Vorfälle und Si-

tuationen

mationen, und der lustigen Laune, die in einigen Charakteren herrscht. Die vornehmsten sind ein Phlegmaticus, dessen sämmtliche Geschäfte darin bestehen, den Augenblick zu vergähnen, und dem selbst das Reden so sauer wird, daß die wenigen Worte, die er spricht, in einer kleinen Anzahl angewöhnter Redensarten bestehen — ein dramatischer Schriftsteller, den die Schreibesucht dermaßen besitzt, daß er allenthalben auf Charakterzüge Jagd macht, und jeden Vorfall in eine dramatische Szene verwandelt —, ein gereiseter Geck, der durch Europa gefahren, aber nirgend ein Geschöpf angetroffen hatte, das ihm nur halb so liebenswürdig vorgekommen wäre, als er selbst, der gleichwohl aber nicht unfähig ist, rechtschaffen und brav zu handeln. In dem ersten sind der natürliche und der angenommene Charakter gut contrastirt, und die Wiederhohlung derselben Phrasen: I have an Idea — in fact — so ermüdend sie beym Lesen ist, thut einen guten Effekt auf dem Theater. Der Charakter des Dramatisten ist vielleicht zu sehr übertrieben, und in Rücksicht auf den Gecken möchte es noch sehr die Frage seyn: ob nicht widersprechende Eigenschaften in ihm verbunden sind? Uebrigens sind diese Charaktere gut gezeichnet, und erreichen ihren Zweck, Lachen zu erregen.

The Works of Callimachus translated into English Verse. The Hymns and the Epigrams from the Greek; with the Coma Berenices from the Latin of Catullus. With the

the original Text and Notes carefully selected from former Commentators and additional Observations by H. W. Tytler, M. D. 1793. 268 p. 4. Dieß ist die erste gute und verständliche Uebersetzung der noch vorhandenen Gedichte des Callimachus, so wie die erste, die ein geborner Schotte (das war der nunmehr verstorbene Verf.) von einem griechischen Dichter in englischer Sprache versucht hat. Sie ist im Ganzen sehr wohl gerathen, wenn gleich der Verf. von seiner Kränklichkeit gehindert wurde, ihr die letzte Feile zu geben, und verschiedene zu nachlässige und schwache Stellen zu verbessern. Zur Probe setzen wir einige Verse aus der Hymne an die Ceres und ein paar von den Sinngedichten her:

The basket swift-descending from the skies,
Thus, thus, ye matrons, let your voices rise:
„Hail! Ceres, hail! by thee from fertil ground
Swift springs the corn, and plenty flows around.“
Ye crouds, yet uninstructed, stand aloof,
Nor view the pageant from the lofty roof,
But on the ground below; nor matrons fair,
Nor youth, nor virgins, with dishwell'd hair,
Dare here approach: nor let the moisture flow
From fasting mouths to stain the mystic show.
But radiant Hesper, from the starry skies,
Beholds the sacred basket as it flies:
Bright Hesper only could persuade the pow'r
To quench her thirst, in that unhappy hour,
When full of grief, she roam'd from place to place.

Her

Her ravish'd daughter's latent steps to trace.
How could thy tender feet, o Goddess, bear
The painful journey to the western sphere?
How could'st thou tread black Aethiop's burning
climes;
Or that fair soil, in these distressful times,
Where, on the tree, the golden apple beams,
Nor eat, nor drink, nor bathe in cooling streams?
Thrice Achelous flood her steps divide,
And ev'ry stream, that rolls a ceaseless tide.
Three times she press'd the center of that isle,
Where Enna's flowry fields with beauty smile.
Three times by dark Mallicorus, she sate
And call'd the yawning gulph to mourn her
fate:
There faint with hunger, laid her weary'd
limbs,
Nor eat, nor drank, nor bath'd in cooling
streams.
But cease, my muse, in these unhallow'd
strains,
To sing of Cere's woes and Cere's pains;
Far nobler, to resound her sacred laws,
That bless'd mankind and gain'd their loud ap-
plause.
Fear nobler to declare how first she bound
The sacred sheathes, and cut the corn around.
How first the grain beneath the stear she laid,
And taught Triptolemus the rural trade etc. etc.

Von den Sinngedichten wählen wir das 7te
und 10te.

A pious youth approaching where
His ſtepdame's body lay,
Officious crown'd her ſtatue there
With flow'rets freſh and gay.

Nor thought his father's wife, when dead,
Her malice could retain;
The ſtatue thunder'd on his head
And fix'd him to the plain.

Ye foſter-ſons avoid his doom
Nor hang a flow'ry wreath
Around an envious ſtepdame's tomb,
Leſt ye too ſink in death.

Freylich ziemlich kraftlos gegen das Original: Φευγετε μητρυιης και ταφον οἱ προγονοι. Die Statue iſt auch gegen das Coſtum. Beſſer iſt folgendes:

Beneath this tomb, in ſacred ſleep
The virtuous Saon lies.
Ye paſſengers forbear to weep,
A good man never dies.

Scottiſh Poems, reprinted from ſcarce Editions. Collected by *John Pinkerton* F. S. A. Perth etc. 1792. 3 voll. 8. Mit löblichem Eifer fährt Herr Pinkerton, von dem wir ſchon drey ähnliche Sammlungen beſitzen, fort, ſich um die Dichtkunſt und die alten Dichter ſeines Vaterlandes verdient zu machen. Die gegenwärtige iſt dem patriotiſchen Earl of Buchan zugeeignet. Die Einleitung enthält viel ſchätzbare Erläuterungen der nach-

nachstehenden Gedichte. Die Tales of Peblis, die den ersten Platz einnehmen, scheinen, wie Hr. P. bemerkt, vor 1492 geschrieben zu seyn, weil das Königreich Granada in demselben als ein nicht christlicher Staat angeführt wird. Sie sind mehr moralisch, als lustig, und ihr größtes Verdienst besteht in der naiven Schilderung alter Sitten. Der Palace of Honour von Gawin Douglas ist wahrscheinlich eine Nachahmung des bekannten Werks von St. Gelais, und hat viel Verdienst in den Beschreibungen. Folgende Stanzen werden wahrscheinlich in England und Schottland Veranlassung zu Nachforschungen nach den darin erwähnten Volksgedichten jener Zeit geben:

I saw Raf Coilyear with his thrawin brow;
Craibit Johne the Reif, and auld Cow newpis sow;
And how the wran came out of Ailssay,
And Peirs Plowman that made his workmen few;
Greit Gow mac morne and Fyn Mac Cowl, and how
Thay suld be goddis in Ireland as thay say.
Thair saw I Maitland upon auld Beird Gray;
Robene Hude; and Gilbert with the quhite hand,
How Hay of Nauchton slew in Madin land.

The Nigromancie thair saw I eik anone,
Of Benitas, Bongo, and Frier Bacone,
With many subtill point of juglairie;
Of Flanders piis made many precious stone,
And greit laid sadill of a siching bone,
Of ane nutmug thay made a Monk in hy

Ane paroche kirk of ane penny pye:
And Benytas of an mussel made an aip,
With many other subtil mow and jaip.

(Die Geschichte von Robin Hood ist bekannt. Die von Hood und Bennytas sind wahrscheinlich auch englisch, so wie die Legenden von Friar Bungay und Friar Bacon.) 'Squire Meldrum ist ein historischer Roman, dessen Interesse sich ganz auf Schottland einschränkt. Der Vf. ist Lindsay. Von demselben rührt das satyrische Drama in dieser Sammlung her, das aus acht interludes besteht, und sowohl der Form als der Materie nach merkwürdig ist. In einzelnen Stellen leuchtet ein Funke ächt aristophanischen Geistes. Sir David Lindsay gab noch andere Gedichte heraus, von denen einige in Rouen gedruckt wurden. Die Comedy of Philotus befindet sich in Garricks Sammlung alter Schauspiele, die jetzt im brittischen Museum aufbewahrt wird. Sie scheint kurz vor dem ersten Druck 1603 geschrieben zu seyn. Die folgenden metrischen Romanzen sind ein dankenswerthes Geschenk. Verschiedene davon sind freylich schon im englischen Dialekt bekannt, doch sind die vorzüglich interessant, die die Thaten Arthurs feyern. Robert von Glocester hat das, was Geoffry v. Monmouth in Prosa von Arthur erzählt, in Reime gebracht, und berichtet uns, daß Richard Cuer de Lyon, der Zeitgenosse von Gow Macmorne, das berühmte Schwert Caliburn geerbt habe. Warton hat The Mort Arthurre, Sir Iwayne

Iwayne und Sir Launfale analysirt. Bey Percy findet sich Sir Launcelot, The mantle won by Sir Cradoc's Lady, The marriage of Sir Gawaine, Arthur's Death, The Legend of King Arthur, und King Ryence unvollendet. Hier kömmt noch hinzu Gawan and Gologras und Gawan and Galaron (das letztere noch nie gedruckt.) Dieß zusammen macht eine interessante poetische Chronik der Thaten dieses merkwürdigen Fabelhelden aus.

Travels through the Rhätian Alps, in the Year 1786. from Italy to Germany, through Tyrol. By *Albanis Beaumont*, in the Service of the King of Sardinia. The work is ornamented with large Aquatinta Engravings, from original Designs, by the Author, relative to the picturesque beauties of the most interesting views. Imperial folio. 82 p. London. 1792. Obgleich der Verf. kein geborner Engländer ist (er sagt in einer Stelle seines Buchs, daß er ohnweit des Mont Blanc geboren worden,) so schreibt er doch die Sprache derselben so gut, daß man ihn nur an einigen unbedeutenden Kleinigkeiten als Ausländer erkennt. Wir zeigen die Beschreibung seiner Reise, die er im Gefolge des Herzogs von Gloucester gemacht hat, hier wegen der schönen Kupfer in gewaschener Manier an, die dieses elegant gedruckte Buch zieren, und deren zehn an der Zahl sind. Die Ausführung derselben ist ungemein fleißig und sauber gerathen. Die Wahl der Gegenstände er-

regt vortheilhafte Begriffe von dem Geschmack des Verfassers, und die Zeichnungen, nach denen die Kupfer gestochen sind, machen seinen Talenten, als Künstler, Ehre.

The Theory and Practice of fingering the Violoncello. Containing Rules and progressive Lessons for attaining the knowledge and Comand of the whole Compass of the instrument, by *John Gunn*, Teacher of the Violoncello. London sold by the Author. Fol. Der scientifische Theil dieses Werks ist sehr gut ausgeführt, und man wird wenig Elementarbücher dieser Art finden, die so gründliche Kenntnisse und Unterricht in einer so deutlichen und genauen Sprache gäben. Indeß läßt sich immer streiten, ob die Vermischung mathematischer Theoreme mit praktischen Vorschriften den angehenden Tonkünstler auf dem Wege nach Vollkommenheit, in der ersten Zeit wenigstens, nicht mehr verwirren und aufhalten, als schneller zum Ziel führen dürfte. Die vorläufige Abhandlung über den Ursprung des Violoncell und die Erfindung und Verbesserung der Saiteninstrumente, ist in sieben Abschnitte getheilt. 1) Von der Erfindung und dem rohen Zustande der musikalischen Instrumente. 2) Ueber die Leyer der Griechen. 3) Ueber die Leyer und Saiteninstrumente anderer Nationen. 4) Ueber die Verbesserung der Leyer bey den Neuern. 5) Von dem Bogen, der Steckfiedel (rebeck) und Geige. 6) Von der Violine, dem Tenor und Violoncell. 7) Von dem

den Zustand der Instrumentalmusik. Eine Compilation aus englischen, französischen, italienischen und deutschen Werken über die Geschichte der Musik, ohne etwas Eigenes: doch hat der Verf. nur die besten Quellen und diese mit Verstand benutzt. Indeß kann man freylich fragen: wozu diese Nachrichten von der Musik der Alten in der Anweisung zu einem Instrumente, das ihnen gänzlich unbekannt war? Hr. G. erzählt alle die wohlbekannten Geschichten von der Testudo oder Leyer des Merkur, dem Amboß des Pythagoras, dem Senatsschluß der Spartaner gegen die Neuerung des Timotheus rc. allein die alte Musik ist ein so dunkler, mit so dichter, zum Theil unauflöslicher Finsterniß umgebener Gegenstand, daß wohl niemand hier ein wahres Licht aufgesteckt zu finden erwarten wird. Im 5ten Abschnitte sucht der Verf. mit vieler Belesenheit und Scharfsinn den Arabern oder Aegyptiern die Erfindung des Bogens zuzuschreiben. Der 7te Abschnitt ist der zweckmäßigste, und giebt kurze, aber befriedigende Nachrichten von den Fortschritten, die die Kunst, die Violine, das Violoncell rc. zu spielen, machte, nach Mersennus, Wood, Gerbert, Hawkins u. s. w. mit einem saubern Blatte von Abbildungen von Leyern, Harfen und Saiteninstrumenten, die mit dem Bogen gespielt werden, mit den verschiedenen Ansätzen auf dem Griffbret des Violoncell u. s. w. So wie der Verf. von der einen Seite in dem historischen Theil des Werks weiter in das entfernteste Alterthum zurück geht, als nöthig war, so scheint

er von der andern in dem praktischen tiefer in die Lehre von den Schwingungen und die Philosophie der Töne hineinzugehn, als eine Elementaranweisung nöthig machte. Ein junger Anfänger, dessen Ohr nicht an die Abtheilungen der Tonleiter gewöhnt ist; der den Bogen noch nicht führen, und die Finger gehörig zu brauchen weiß, wird schwerlich Geduld haben, die gelehrten und mühsamen Vorschriften und Betrachtungen des Verfs. zu studieren und zu befolgen. Eine feste Hand, ein gutes natürliches Gehör, und fleißige Application werden den praktischen Tonkünstler, ohne die theoretischen Abstractionen, vielleicht schneller durch die ersten dornigten Pfade zum Gipfel der Vollkommenheit führen, als mit denselben. In der Musik scheint es, werde die Theorie vortheilhafter auf die Praxis, als die Praxis auf Theorie gebaut. Ein forschender Geist wird von selbst in die Ursachen einzudringen wünschen, so wie er mit den Wirkungen genauer bekannt wird und mehr Vergnügen an ihnen findet: auch dürften wohl nur die wenigsten großen Musiker der neuesten Zeiten ihre Studien mit philosophischen Subtilitäten angefangen haben. Rameau, Tartini, und einige wenige andere endigten ihre Laufbahn mit Speculation und mit dem brennenden Wunsch die Principien ihrer Kunst in ein System zu bringen, und sie demonstrabel zu machen: allein die theoretischen Werke dieser berühmten Meister wurden weit eher bey Seite gelegt, als ihre eignen praktischen Arbeiten . .

Bey

Bey dieser Anweisung des Verfs. kann man Les principes ou l'application de violoncelle, par tous les tons par *Lanzatti* und La Methode pour le violoncelle von Tilliern 2c. entbehren.

Prolusiones Juveniles praemiis academicis dignatae. Auctore *Joanne Tweddell* A. B. Trin. Coll. Cant. Soc. London. 1793. 348 p. 8. Der Verf. dieser poetischen und prosaischen Aufsätze ist ein Jüngling von zwey und zwanzig Jahren, dessen reiferes Alter, nach solchen Blüthen, die herrlichsten Früchte erwarten läßt. Die Sammlung besteht aus dreyzehn Stücken, deren jedes in seiner Gattung vielen Werth hat. Eine griechische sapphische Ode mit der Ueberschrift Batavia rediviva — eine lateinische Ode über denselben Gegenstand — ein griechisches und lateinisches Epigramm Quid novi — eine lateinische Rede gegen Lucius Sylla — eine lateinische Lobrede auf Locke — eine englische Würdigung der Verdienste und Fehler Heinrichs VII. von England — ein lateinisch philosophischer Aufsatz: Id unum, quod expedit hominibus, homines obligat — eine griechische Ode — ein griechisches und lateinisches Epigramm In ventriloquum — eine Abhandlung in englischer Prose über die Frage: ob ein rohes oder cultivirtes Zeitalter der Ausbildung eines großen Dichters vortheilhafter sey? — eine englische Rede über den Charakter Wilhelms III. — ein lateinisches didaktisches Gedicht, und endlich eine lateinische Ab-

Abhandlung: Utrum magnum imperium cum aequa omnium libertate constare possit? — — Aus der Ode Nr. 8, die wir für die beste von des Verf. poetischen Arbeiten halten, heben wir folgende schöne Strophen aus:

Δὶς μάκαρ. μάκαρ, φίλος ὢν γε Μοίσᾳ,
Καὶ μάκαρ, θείῳ φίλος ὢν Ἔρωτι.
Εὖ γὰρ οἶδ' Ἔρωτα φιλασέμεν, τὸν
Μοῖσα φίλασεν,

Ταλικὰ τρίβοι νεότης τὰ κομψὰ
Καρδίας ποικίλμαθ. ὅμως σκιάζει
Ὄψιν ἁ βίοιο μελάμπεπλος νύξ.
Ἐς θαλάμως γᾶς

Τάμερον πορθμεὺς νεκύων καλεῖ σε,
Πεττὸν οὐδὲν φάρμακον, οὐδὲν ἄβρῳ
Φίλτρον ἐμπέφυκε. Σύ τ' ἴσθ', ὃς ἀκμῇα
Κύδει γαίεις

Θνατὸς ὤν — μὴ δ' ἴσθι. τέαν τί μοῖραν
Ἂν σκοποῖς; μεῖον σκοπέοντι κέρδος.
Ὄλβος ὡς λέλεγχεν ἀνῶν, τίς εὔφρων
Ἂν φρονέειν λῇ;

Folgendes Epigramm ist artig, obgleich im Ganzen die lateinischen Verse des Verfs. seinen griechischen weit nachstehen.

Quid novi?

Puella loquitur.

Sum tibi Bella: Viden'? Vetera et vulgaria temno;
Nec levis in laudes ars fuit illa meas.
Mos olim (et memini) proprios pendere capillos;
Sunt falsi; Quaeris, qui fit, inepte? Novum est.

Mos

Mos olim (et sensi) propriam submittere clunem:
Qui potior clunis subere facta? Novum est.
Me soror alta humilem spectabat desuper hostem;
At lignum fulto subdere calce novum est.
Quid deceat, quid non, sic collige. Quae decet, illa est
Res nova, quaeque nova est res, mihi crede, decet.

Midsummer Eve, or the Sowing of Hemp. a Poem. 1793. 8. Dieses Gedicht ist, wie es scheint, eine Nachahmung des Styls von Miltons Comus, voller Anspielungen, voller Mythologie, alter und neuer, seltsam durch einander gemischt. Der Verf. scheint sich nach italienischen Dichtern gebildet zu haben: man findet bey ihm viel falsche Gedanken, viel Flittergold, allein dabey verräth er Anlagen, die mehr als einen gewöhnlichen Versmacher erwarten lassen. Zur Probe heben wir die Beschreibung der unglücklichen Liebe Merlins zur Dame vom See aus:

The false lady of the lake
Essay'd her charms against his spells,
And lur'd him to his sparry cells,
Fathoms deep, beneath the flood,
In sedgy groves the bower stood,
With orient pearl the floor was pav'd;
The light through crystal casements wav'd;
In column'd halls of lapis blue,
Strip'd with the turquoise paler hue;
On corals seats they softly rest,
Lin'd with the cygnet's downy breast;

The

The genial shell with mirth went round,
Their heads with river-lilies crown'd:
They revel'd till the silver moon
Quiver'd through their liquid doom,
Then his amber couch she spread,
Where the sleep of death she shed;
Son of Dämon, *) thou art caught,
Altho' in hell thy skill was taught
Duped like the simple vestal maid,
Whom the lover fiend betray'd,
To give thee birth on Barry's shore,
Thy native rocks thou viewst no more;
No more amidst the verdant glades
Of Dinowares lofty shades
Thy faithfull sprites shall hear thy call;
Unpunish'd stands Carmarthen's wall etc. — —

Dem Plan des Gedichts, von dem dieses ein Fragment ist, fehlt es an Einheit und Bestimmtheit. Wie es scheint, werden die Digreßionen mehr interessiren als die Haupthandlung.

*) »Merlin's mother was supposed to have been »a nun, and the daughter of Demitie, king of »South Wales, who accused a Dämon of being »his Father. Carmarthen was his native place, »which he intended to have surrounded with a »wall of brass. His spirits were working at this »wall, beneath a rock in the island of Barry in »Glamorganshire, when he went away with »the lady of the lake; he ordered them to con»tinue their work till he returned, and their »hammers are still heard beating. — See Spen»ser's Fairy Queen, and Hooles Notes on »Ariosto.«

Neue Verlagsbücher.

Anthologia graeca, sive Poetarum graecorum Lusus. Ex recensione *Brunckii*. Indices et Commentarium adjecit *Fr. Jacobs*. Tom. I. et II. 8. maj. auf Schreibpap. 2 Thlr. 8 Gr.
Auf Druckpap. 1 Thlr. 16 Gr.

(Der 3te und 4te Theil erscheinen zur Michaelismesse.)

Beyträge zur Kenntniß, vorzüglich des Innern, von England und seiner Einwohner. Aus den Briefen eines in England wohnenden Sachsen (Herrn Küttner) gezogen, von dem Herausgeber. 8tes Stück. gr. 8. 9 Gr.

Eulers (Leonh.) Briefe an eine deutsche Fürstinn, über verschiedene Gegenstände aus der Naturlehre. Nach der Ausgabe der Herren Condorcet und de la Croix aufs neue aus dem Franz. übers., und mit Anmerkungen, Zusätzen und neuen Briefen vermehrt von Fr. Kries. Mit Kupfern. 3ter und letzter Band. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

(Alle 3 Theile 4 Thlr. 8 Gr.)

Die Kunst zu lieben. Ein Lehrgedicht in drey Büchern. Mit 7 Vignetten gezeichnet von Schubert gestochen von Geyser. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Lebens.

Lebensbeschreibungen merkwürdiger Gelehrten und Künstler, besonders des berühmten Malers Lucas Kranachs; nebst einigen Abhandlungen über deutsche Litteratur und Kunst, von J. Fr. Köhler. 2 Theile. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Litterarische Denkwürdigkeiten auf das Jahr 1794; herausgegeben von C. D. Beck. 1stes und 2tes Quartal. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Mallet's du Pan Betrachtungen über die Natur der französischen Revolution, und die Ursachen, die ihre Dauer verlängern. Aus dem Französischen übersetzt von G. Schaz. Nebst einem Auszuge aus Brissots letzter Schrift: Schreiben an seine Committenten, und einigen andern Zusätzen. 8. 14 Gr.

Manso (J. C. F.) Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer. (Venus, Amor, die Grazien, Horen, das Schicksal.) gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Mauvillon (J.) Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, obersten Befehlshabers der alliirten Armee im siebenjährigen Kriege ꝛc. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

— — Von der preußischen Monarchie unter Friedrich II. 3ter Band: vom Handel und den Finanz-Angelegenheiten. Nebst einem Aufsatze über die verschiedenen Arten der Besteuerung. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

(Der 4te und letzte Band, von dem Herrn Hauptmann von Blankenburg bearbeitet, erscheint zur Michaelmesse. Die erstere und größere Hälfte desselben wird auch unter dem Titel:

Titel: Schilderung der preussischen Armee unter Friedrich II., in einem besondern Abdruck, einzeln verkauft werden und ohngefähr 20 Gr. kosten.)

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste; oder: Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen; von einer Gesellschaft von Gelehrten. 3ten Band. 1stes Stück. gr. 8. 16 Gr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte. 16ten Bandes 2tes Stück. gr. 8. 9 Gr.

Themis und Comus; oder: Juristische Frucht- und Bluhmenlese von dem Barden Rhingulph. 8. 12 Gr.

Karl Rosen und Wilhelmine Wagner, eine deutsche Familien-Geschichte aus dem achtzehnten Jahrhundert. 2 Theile. 8. Reval. 1 Thlr. 12 Gr.

Lettres amicales du Comte *de Mirabeau*, à M. *Mauvillon* a Brunsuic; écrites durant les années 1786—90. et précedées d'une Notice sur ses liaisons littéraires en Allemagne. Avec un Appendice de quelques lettres de M. le Marquis *de Montalembert* à M. le Comte *de Mirabeau*. 8. Hambourg. 2 Thlr.

La Constitution française corrigée selon Justice, Raison et Sagesse; sous la Direction de MM. *Delessart*, *Montmorin*, *Barnave* et *de la Porte* par M. *Pellenc*, ci-devant Secretaire du Comte *de Mirabeau*. Avec Approbation de la Reine *Marie-Antoinette*. Accompagnée des Reflexions sur le Système répresentative par M. le Comte *de Clermont-Tonnerre*. 8. Hambourg. 8 Gr.

Von

Von der Michael-Messe 1793.

Allgemeine praktische Forstnaturgeschichte Deutschlands; ein Beytrag zur deutschen Forst- und Jagdwissenschaft von H. L. Moser. 2 Bände. gr. 8. 2 Thlr.

Köhlers (J. Fr.) Beyträge zur Ergänzung der deutschen Litteratur und Kunstgeschichte. 2ter Theil. gr. 8. 18 Gr.

Des Herrn Malouet Briefe über die Revolution. Aus dem Französischen übersetzt von J. Mauvillon. gr. 8. 16 Gr.

Ankündigung.

Im Februar dieses Jahrs ist zu London bey Beckett erschienen: A View of Nature by *R. J. Sullivan*. 6 Vols. in 8vo. Von diesem lehrreichen und interessanten Werke wird allhier im Verlage der Dykischen Buchhandlung eine von Herrn D. und Prof. Hebenstreit verfertigte deutsche Uebersetzung erscheinen.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Drey und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1794.

IX.

Ueber das Stillschweigen Herodots in Absicht auf Rom und Carthago.

Es ist bekannt, daß, als Herodot von Halicarnaß seine Geschichte schrieb, zwey große Republiken der alten Welt, Carthago und Rom, nicht nur längst gegründet waren, sondern bereits eines ausgezeichneten Ruhmes genossen. Die erstere hatte durch zwey schwere Kriege, die sie mit den Eingebornen Africa's führte, sich von dem jährlichen Tribute, den sie ihnen zahlen mußte, befreyt, ihr Gebieth auf dem festen Lande erweitert, durch ihre Flotte Sardinien und einen Theil Siciliens überwältigt, einen, obgleich unglücklichen Kampf mit Gelon, dem Könige des eben genannten Eylandes und Bundesgenossen des Xerxes, bestanden, und den Streit mit Cyrene, durch die Aufopferung des philänischen Brüderpaars, zu ihrem Vortheile entschieden. Die zweyte stand allerdings, in Absicht auf Macht, Ruf und Ansehen, unter der erstern, aber unbedeutend und klein war sie nicht. Schon hatte sie die königliche Gewalt abgeschaft, das Heer des drohenden Porsena zurückgeschlagen, Antium,

die Hauptstadt der Volsker, und mehrere italienische Völker sich unterworfen, das Zwölftafelgesetz eingeführt und selbst die Aufmerksamkeit der Carthager, wie die mit ihnen geschlossenen Handelsverträge beweisen, auf sich gezogen. Man sollte vermuthen, daß sie beyde merkwürdig genug waren, um in dem Werke eines Schriftstellers, der, wie Herodot, in seinen Nachforschungen so unverdrossen ist und absichtlich auf Vollständigkeit hinarbeitet, eine Stelle zu finden. Indeß hat er Carthago, obgleich mehrmals, doch nur immer im Vorübergehen, und Rom gar nicht erwähnt. Einige Vermuthungen über die Ursachen seines Stillschweigens, das auch andere Freunde dieses Geschichtschreibers *) befremdet hat, werden, wie ich hoffe, nicht unwillkommen seyn.

Wenn wir auf Rom, als die Griechenland am nächsten liegende Stadt sehn und uns nach den Wegen erkundigen, auf denen Herodot Nachricht von ihr erhalten konnte, so bietet sich uns zuerst der Weg des Handels dar, — derselbe, den er, in Rücksicht anderer Städte und Länder, so vortreflich zu benutzen gewußt hat. Er konnte, während seines Aufenthaltes in Aegypten, carthagische Kaufleute befragen und, vermittelst des Verkehres, das, wie gedacht, damahls schon zwischen ihnen und den Römern obwaltete, von allen hinlänglich

*) Z. B. Herr Mannert in der Geographie der Griechen und Römer, S. 17 und 33.

länglich und vollständiger, als in hundert andern Fällen, belehrt werden. Auf die nämliche Weise gelangte er ja, wie er selbst sagt, nur aber durch griechische Handelsleute, zu der Kenntniß Indiens und zu allen den wahren und falschen Erzählungen, die er uns von den Scythen und den weiter gegen Norden wohnenden Völkern mittheilt. Dieser Weg scheint allerdings, auf den ersten Anblick, der bequemste und nächste: aber bey einem kleinen Nachdenken bemerkt man bald, daß es für Herodot, die Schwierigkeiten der phönicischen Sprache nicht einmal gerechnet, zwey ganz verschiedene Dinge waren, sich mit griechischen und mit carthagischen Seefahrern vortheilhaft und zu seiner Belehrung zu unterhalten. Wenn man auch nicht aus andern Nachrichten wüßte, wie vorsichtig die Carthager über ihre Handels-Geheimnisse wachten, und wie zurückhaltend die Furcht, ihren Gewinn einzubüßen, sie von jeher in der Mittheilung ihrer Entdeckungen an Fremde gemacht habe, so würde selbst schon der Vertrag, den sie mit den Römern schlossen, es unwidersprechlich beweisen. Sich vor ihnen, wenn sie einst ein handelndes Volk werden sollten, (denn damals waren sie es noch nicht,) schon im voraus zu sichern, das Verweilen in allen carthagischen Ländern und Inseln bestmöglichst zu verhüten und den künftigen Seefahrern in Zeiten Ziel und Gränzen zu setzen, — das waren die Punkte, welche die schlauen Abkömmlinge der Tyrer gleich in dem ersten Bündnisse feststellten, und bald nachher in dem zweyten wiederhohlten und noch näher und genauer

ten. *) Von einem Volke, das seine eignen ihm gewissen Besitzungen vor fremden Augen so sorgfältig zu verbergen sucht, läßt sich mit allem Rechte erwarten, daß es die Entdeckungen, deren Erhaltung allein von der Verschwiegenheit abhing, noch weit sorgfältiger werde verheimlichet und der Neugierde entzogen haben. Eine solche Entdeckung für die Carthager aber war offenbar Rom. Die Höflichkeit, mit der sie diesem jungen Staate zuvorkamen, der Antheil, den sie an seinen Siegen nahmen, die goldne Krone, die sie nach der Ueberwindung der Samniter durch Gesandten in den Tempel Jupiters niederlegen ließen, **) selbst die

*) Beyde finden sich im zweyten Buche des Polybius C. 22 und 24 Das erste wurde bald nach Vertreibung der Könige 509 Jahre und das zweyte 348 Jahre v. Chr. geschlossen. In dem letztern heißt es unter andern: jenseits des schönen Vorgebirges Mastia und Tarsejum dürfen die Römer keine Seeräuberey treiben, nicht handeln und keine Colonie anlegen. Auch in Sardinien und Libyen darf kein Römer, weder handeln, noch eine Niederlassung stiften, noch einlaufen, außer um Proviant einzunehmen und sein Schiff auszubessern. Verschlägt ihn der Sturm dahin, so ist er gehalten in fünf Tagen wieder abzusegeln.

**) Livius B. 7. C. 38.

die stete Erneuerung des Vertrages, *) alles dieß zeigt deutlich genug, daß sie die neue Bundesstadt, als einen für Handelsgeschäfte wichtigen Ort, zu schätzen wußten; aber es läßt auch zugleich vermuthen, daß Herodot von der Seite in seinen Nachforschungen manchen Widerstand finden mußte.

Einen zweyten Weg, auf welchem er zu einer nähern Kenntniß von Rom kommen konnte, eröffneten ihm die griechischen Colonien, die den untern Theil Italiens bewohnten und, wenn sie auch nicht durch so enge Bande, wie die asiatischen, an das Mutterland gefesselt waren, doch durch die olympischen Spiele, zu denen sie Wagen schickten, und mehr noch durch den zwischen ihnen und dem Peloponnes Statt findenden Verkehr, mit den eigentlichen Griechen zusammenhingen. Bey ihnen also konnte Herodot wenigstens Nachfrage halten, und sie selbst durch keine furchtsame Politik gehindert werden, ihn über alles aufrichtig zu belehren; bey ihnen also traten wenigstens keine von den Schwierigkeiten ein, die ihm bey den Carthagern entgegenstanden; durch sie also wurde es ihm wenigstens möglich gemacht, Rom kennen zu lernen. Unstreitig. Schade nur, daß Rom für die Griechen Unter-Italiens höchstwahrscheinlich bey weitem kein so

*) Zum dritten Mahle im Jahre v. Chr. 306 und zum vierten Mahle im Jahre 281. Livius B. 9. C. 43. und B. 13. C. 47. Einiges hieher gehörige findet sich in Heynens Opusc. Academ. Th. 3. S. 47. u. f.

bedeutender Ort war, wie für Carthago. Die Republik, die einst den Erdboden beherrschen sollte, fing freylich damahls schon an, den Grund zu ihrer künftigen Größe zu legen und die kleinen Staaten in der Nachbarschaft zu verschlingen: allein mit den griechischen Städten selbst hatte sie gleichwohl noch nichts zu thun gehabt und sie ihren schweren Arm noch nicht fühlen lassen. Das Schicksal der Unterjochung hatte bisher nur die kleinern Völkerschaften, die um Rom herumlagen, getroffen, und auf diese sahen die, ohnehin bis zur Unbegreiflichkeit sichern und eingebildeten, Griechen mit einer Art von Verachtung herab. Sie waren mehrern der überwältigten Nationen an innerer Kraft und Volksmenge, und allen an Cultur und Aufklärung überlegen. Um so weniger schienen ihnen also Rom und seine kriegerischen Heere furchtbar. Sie betrachteten das erste als einen Staat, der bis itzt nur um deswillen so glücklich gewesen sey, weil er mit blossen Barbaren gekämpft habe, und erblickten in den letztern Horden, deren Muth erst durch einen schlauern und gewandtern Feind, als ihre bisherigen Gegner gewesen waren, geprüft werden müsse. Zweifelt man an der Richtigkeit dieser Behauptung, so erwäge man nur, neben dem charakteristischen Stolze der Griechen, mit dem sie sich über alle Völker hinwegsetzten, den Leichtsinn, der sie in der Folge ihrem eigenen Verderben entgegenführte. Auch nicht ein Bündniß finden wir in der ganzen Geschichte, das die italienischen Griechen gegen Roms anwachsende Macht geschlossen hätten, und

als

als diese bereits so groß war, daß sie ihnen mit Untergang und Vernichtung drohte, wie betrugen sich selbst dann noch mehrere Städte gegen Senat und Volk? Der Gedanke, Griechen könnten nur von Griechen bezwungen werden, schien einmahl in ihrer Seele eingewurzelt zu seyn und keinen andern aufkommen zu lassen. Ueberdieß fallen die Tage Herodots gerade mit dem persischen Kriege zusammen, durch dessen glücklichen Ausgang ganz Griechenland mit schwärmerischem Muthe erfüllt und das Vertrauen auf die Allgewalt seiner Waffen so unendlich gemehrt wurde. Ist es wohl unwahrscheinlich, daß dieser Geist auch auf die Bewohner Unter-Italiens wirkte, und die Thaten ihrer Brüder ihnen die Fortschritte Roms in einem verächtlichern Lichte zeigten und die Aufmerksamkeit von ihm abzogen.

Aber an diese Bemerkungen schließt sich noch eine besondere, die allein schon die aufgeworfene Frage beantwortet. So unläugbar Herodot, bey der Ausarbeitung seines Werkes, auf die geographischen Theile desselben ganz vorzügliche Rücksicht genommen und sich dadurch die Leser seiner und unsrer Zeit höchlich verpflichtet hat, so einleuchtend ist es gleichwohl, daß alle seine Nachrichten, die sich auf Länder- und Völkerkunde beziehen, nur als Einschaltungen zu betrachten sind, und ihr Daseyn und ihre Stelle den jedesmaligen Veranlassungen, welche die Geschichte herbeyführte, verdanken. Seine Hauptvölker sind bekanntlich — Perser und Griechen. Man begreift also wohl, wie er Joniern und Scythen, Libyern und Aegyptern begegnen

 mußte;

mußte: aber man kann sich unmöglich wundern, daß er einer Stadt nicht erwähnt, die in der Völkergeschichte eine noch unbedeutende Rolle spielte, mit Griechenland und andern auswärtigen Ländern überhaupt noch in keiner oder nur geringen Verbindung stand, und ganz außerhalb seinem geographischen Wege lag. Es ist wahr, er gedenkt einiger Völker, die noch entfernter wohnten, als die Römer, selbst italienischer, wie z. B. der Tyrrhener und Veneter: allein, was er sagt, ist auch blosses Hinweisen und Andeuten ihres Nahmens, ihrer Lage und ihres Verhältnisses und Vereins mit andern Nationen, — kurze Nachrichten, die weniger durch sich selbst, als durch die Folgerungen, die sie in Verbindung mit andern gewähren, lehrreich für uns werden. Selbst von den Tyrrhenern, als einem eigenen selbstständigen Volke, — und sie waren zu seiner Zeit eines der merkwürdigsten in Italien, — weiß er nichts zu berichten. Was er erzählt, bezieht sich auf die Seeschlacht, die sie, in Vereinigung mit den Carthagern, den Phocäern lieferten, und folglich auf ein auswärtiges Unternehmen. Nimmt man dieses alles zusammen, und erwägt insbesondere, daß die Römer damahls weder mit den Griechen, noch mit einem andern außeritalienischen Volke eine Fehde, die ihren Nahmen bekannt machen konnte, bestanden hatten, überlegt man ferner, daß der Faden der Geschichte, dem Herodot nachgeht, ihn weder auf eine nahe, noch auf eine entfernte Weise auf Rom leitete, fügt man endlich noch hinzu, daß das westliche und nördliche

Europa

Europa in jenen Zeiten überhaupt noch zu den Ländern gehörte, welche die Aufmerksamkeit der Forscher nur schwach auf sich zogen, und wirklich auch in den Werke unsers Geschichtschreibers gerade die vernachlässigsten Theile sind, so, dünkt mich, wird es ziemlich begreiflich, warum er der genannten Stadt nicht gedenkt, oder doch die wenigen Kenntnisse, die er vielleicht von ihr besaß, der Mittheilung und Aufzeichnung nicht werth achtete.

Ganz anders dagegen verhält es sich mit den Carthagern. Zwar erwähnt er ihrer an mehreren Orten seines Werkes. Er erzählt uns ihre den Phocäern gelieferte Seeschlacht und den Erfolg derselben, *) er berichtet uns den Anschlag, den Cambyses wider sie gefaßt hatte, und warum er unausgeführt bleiben mußte, **) er gedenkt endlich und ziemlich weitläuftig des Krieges, welchen sie, zur Zeit des zweyten persischen Einfalls in Griechenland, mit dem syrakusischen Könige Gelon führten. ***) Aber um so viel befremdender ist es, daß er sich nirgends über die Gründung und innere Einrichtung dieses Staates, nirgends über dessen Macht und Verhältniß zu andern Völkern, nirgends über den Handel und die Colonien seiner Bewohner verbreitet. Er, der uns die ganze Küste von Ae-

gypten

*) B. 1. C. 166.

**) B. 3. C. 17, 19.

***) B. 7. C. 165—67.

gypten an bis zum Vorgebirge Soloïs (oder dem heutigen Bojador) beschreibt, der bey Cyrene so lange verweilt und über Libyen so ausführlich ist, der uns sogar in das Innere Africa's führt und von wilden und nahmenlosen Nationen unterhält, er, sollte man denken, müßte doch noch ungleich mehr Trieb und Beruf in sich gefühlt haben, von einer Republik zu reden, die bereits zu einer solchen Größe gediehen war, daß sie über die Inseln des Mittelmeers herrschte und ihre Schiffe nach allen Weltgegenden aussandte. Lassen sich auch von diesem, wie es scheint, absichtlichen Stillschweigen Gründe angeben, oder muß man darauf Verzicht thun? Ich glaube das erstere. Hier ist, was ich, bey meinem Nachdenken über diesen Gegenstand, aufgefunden zu haben glaube.

Es ist eine längst bekannte und oft wiederhohlte Klage, daß die Geschichte keines alten berühmten Staates dürftiger und mangelhafter ist, als die des carthagischen. Seine einheimischen Schriftsteller sind frühzeitig verloren gegangen, und die griechischen, den einzigen Diodor ausgenommen, treten erst da ein, wo Carthago's blühende Periode aufhört, oder mit andern Worten, wo es durch seine Kriege mit Rom und Syracus merkwürdig für sie zu werden anfängt. Ein Theil dieser Schuld fällt allerdings auf die Geschichtschreiber der Griechen selbst, die, unbekümmert um das Ausland, nur die Thaten ihrer Landsleute auf die Nachwelt zu bringen bedacht waren: aber ein andrer und nicht minder großer ist unstreitig in dem Benehmen der Un-

griechen,

griechen, und vorzüglich der seefahrenden Nationen, dergleichen die Carthager waren, gegen Fremde, die Erkundigung einziehen wollten, zu suchen. Schwerlich hätte der neugierige und redselige Herodot, dem Griechen und Ungriechen gleich lieb waren, die Geschichte und Verfassung der Carthager vernachlässigt, wenn es ihm geglückt wäre, sich an Ort und Stelle selbst zu belehren, oder sichre Nachrichten zu erlangen. Aber so, scheint es, war Cyrene das Ziel seiner Wallfahrt nach Westen, und zur Befriedigung seiner Wißbegierde ihm kein andres taugliches Mittel übrig. Unmöglich konnte ein Mann, wie Herodot, der, wenn es auf irgend eine Weise geschehen konnte, am liebsten mit eignen Augen sah, und überall einen unverkennbaren Eifer für Wahrheit und Vollständigkeit zeigt, sich über Carthago mit Schiffer-Berichten begnügen. Um in das Innere dieser mächtigen Republik einzudringen, — und darum mußte es ihm doch eigentlich zu thun seyn, — war es durchaus nothwendig, daß er mit erfahrnen Männern, mit Priestern und Staatskundigen, sprach. Von Schiffern konnte er Nachrichten über Handel und Handelswege und über Kauf und Verkauf einziehen, — und Winke über diese Gegenstände finden sich auch wirklich in seinem Werke, — allein, was ausser diesem geographischen Bezirke lag, mußte er offenbar von unterrichteten und glaubwürdigen Personen erwarten. Allein, ob er Männer der Art fand, und falls er sie fand, ob sie offen und freymüthig gegen ihn waren, dieses ist die Frage, und

ich

ich denke, sie kann mit größerm Rechte verneint, als bejaht werden. Wenn die Carthager, wie ich oben bemerkt habe, schon in Ansehung ihrer auswärtigen Entdeckungen und ihres Verkehrs mit entfernten Gegenden, eine geheimnißvolle Zurückhaltung beobachteten, so dürfen wir wohl mit Gewißheit vermuthen, daß sie denselben Grundsätzen, in Absicht ihrer eigenen Staatsverfassung und innern Einrichtung, werden getreu geblieben seyn. Einem Staate, wie dem ihrigen, konnte dieß nicht schwer fallen, da schon die Sprache, die in seinen Grenzen geredet würde, den um ihn herumwohnenden Völkern ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legte, in seine Geheimnisse einzudringen, und die politische Neugierde und Aufklärungssucht leider nicht zu den Fehlern der frühern Zeiten gezählt werden kann. Wenn also Herodot von Carthago schwieg, so kann man, glaube ich, nicht ohne Grund annehmen, daß es nur um deswillen geschah, weil er es für schicklicher und anständiger hielt, von einem der angesehensten Staaten jener Tage lieber gar nicht zu reden, als seine Leser mit einigen unbefriedigenden und unzuverlässigen Nachrichten zu täuschen.

Indeß kann ich nicht läugnen, daß ich Herodots Beschreibung von den östlich und südlich um Carthago herumwohnenden Völkern, und vorzüglich seine von der Insel Cyraunis und den westlichen Ländern eingestreuten Nachrichten, bey denen er die Carthager nahmentlich als Gewährsmänner anführt.

führt, *) nie lese, ohne daß sich mir die Vermuthung aufdrängt, er habe den carthagischen Staat hier, wo es so ganz eigentlich der Ort war von ihm zu sprechen, einzig und allein darum übergangen, um den Lauf der Geschichte nicht zu lange und durch eine neue Einschaltung zu unterbrechen, und in dem Verfolg seines Werks keine bequeme Gelegenheit das Versäumte nachzuhohlen gefunden. Es ist andem, Herodot ist, in Absicht der historischen Kunst und Zusammensetzung, gerade so gewissenhaft nicht. Mehr denn einmahl erlaubt er sich eine Nachricht in die andre einzuweben und den Leser, der am Ende der einen Untersuchung zu stehen glaubt, durch eine zweyte aufzuhalten. Wenn man jedoch das vierte Buch aufmerksam lies't, so findet man bald, daß er, am Schlusse desselben, große Ursache hatte, endlich einmal einzulenken und den Faden der Geschichte wieder aufzunehmen. Beynahe die ganze zweyte Hälfte der Melpomene ist den Cyrenäern und der geographischen Beschreibung Libyens und seiner Völkerschaften gewidmet, und die erste, die Erzählung des scythischen Kriegs des Darius, durch mehrere fremde Einschiebsel erweitert, oder vielmehr der Lauf der Begebenheiten völlig unterbrochen worden.

Nach so langen und mannigfaltigen Abschweifungen durfte sich Herodot kaum noch eine neue gestatten, ohne befürchten zu müssen, daß er seine Leser verwirren, und sich zu weit von seinem Gegenstande entfernen möchte. Und in der That scheint ihm

*) B. 4. C. 195.

ihm dieser Gedanke nicht bloß bey unsrer Stelle, sondern bey noch mehrern eingekommen zu seyn und seiner Feder Einhalt gethan zu haben. So erzählt er uns z. B. ausdrücklich*), daß er nach Tyrus geschifft sey, um den daselbst befindlichen Tempel des Hercules in Augenschein zu nehmen und Erkundigungen über ihn einzuziehn. Ist es wohl glaublich, daß er diesen Tempel zum einzigen Ziel seiner Reise gemacht und seinen Aufenthalt in Tyrus nicht zugleich zur Erforschung mehrerer Gegenstände benutzt habe? Ich denke, dieß ist, von einem Alterthumsfreunde, wie Herodot war, kaum zu vermuthen, und doch sagt er uns über diese damahls so berühmte und herrliche Stadt kein Wort, — ein offenbarer Beweiß, daß er Bedenken trug, die höhern Gesetze der Deutlichkeit und der leichten Uebersicht der Tugend der Vollständigkeit aufzuopfern. Eben diese Vorstellung leitete ihn auch unstreitig, als er zum zweyten Mahle, bey der Erwähnung des Krieges der Carthager mit Gelon, auf ihre Republik, aber freylich mit einer abermahligen Vernachlässigung seines Hauptthema's, zurückkommen konnte.

Doch genug über eine historische Mikrologie, die vielleicht den meisten zu geringfügig scheint, um sie zum Vorwurfe einer Untersuchung zu wählen.

Manso.

*) B. 2. C. 44.

X.

Johann Miltons verlornes Paradies, übersetzt von Samuel Gottlieb Bürde. Berlin bey Vieweg. 1793. kl. 8. Erster Th. 237 S. Zweyter Th. 304 S.

Was der Engländer Hume, in Absicht der zur Hervorbringung eines schönen Werkes erforderlichen Bedingungen, an seinen Landsleuten zu bemerken glaubt, daß ihnen nämlich die Natur Einbildungskraft, Geist und Verstand, abgesondert betrachtet, im Ueberflusse verliehen, das Vermögen aber, welches die genannten Eigenschaften vereinige, den Geschmack, ihren Nachbarn, den Franzosen, in reicherm Maße zugewandt habe, das, dünkt uns, falle in keinem Werke ihrer schönen Litteratur so sehr auf, als in Miltons verlornem Paradiese, und hier vielleicht mehr noch den Deutschen, als den Engländern selbst. Es ist wahr, auch sie haben die aus der Geschmacklosigkeit entspringenden Fehler in Miltons Epopöe keinesweges übersehen. Mehrere Kunstrichter, unter denen ich allein den Zuschauer nennen will, sind dem Dichter von der Seite näher getreten, und auf seine Mängel und Unvollkommenheiten eben so aufmerksam gewesen, wie auf seine Vorzüge und Tugenden. Aber bekannt-

 lich

lich besitzen die Engländer gleichwohl kein vollendeteres Gedicht, das sie, als Muster der heiligen Epopöe, neben das miltonische stellen und zum Maaßstabe desselben gebrauchen könnten, und entbehren folglich eine belehrende Vergleichung über das, was das gebildetere Genie zu erreichen vermögend ist. Uns Deutschen hingegen muß sich, bey der Lesung Miltons, der Gedanke an Klopstocks Messias auch wider unsern Willen aufdringen; und wie könnte diese Erinnerung dem erstern zum Vortheile gereichen? Diese Abwesenheit von Mängeln und das Daseyn von Schönheiten, was den Engländern in ihrem Dichter beydes nur als Möglichkeit vorschwebt, findet man in dem unsern wirklich. Alle Schöpfungen der Phantasie sind so groß und erhaben, aber keine abentheuerlich oder regellos, die Kenntnisse des Dichters so weitläuftig und ausgebreitet, aber nirgends durch entfernte Gelehrsamkeit und unzeitigen Prunk entstellt, die Gemälde und Schilderungen so mannigfaltig und sinnlich, aber nie mit der Würde des Dichters in Widerspruch. Es kann viele verständige Leser geben, oder es giebt ihrer wirklich sehr viele, die keinen Geschmack an der Messiade gewinnen können: allein wenn man nach dem Grund ihres Mißbehagens forscht, so wird man fast immer finden, daß er in der Wahl des für die Poesie vielleicht zu geistigen, vielleicht mit unsern gereinigten moralischen Begriffen und dem bessern Religionssystem überhaupt unverträglichen Gegenstandes, keinesweges hingegen in der Behandlungsart des Dichters liegt. Diese letztere ist so

edel

edel und sich überall so durchaus gleich, und den Ideen, die wir von der Gottheit hegen, so angemessen, daß sie, mit Kant zu reden, exemplarisch heißen, oder für jeden Dichter, der sich in der heiligen Epopöe versucht, die Regel abgeben kann.

So einleuchtend indeß, von der Seite genommen, die zwischen beyden Dichtern obwaltende Verschiedenheit und der Vorzug des Deutschen vor dem Engländer ist, so entschieden bleibt es gleichwohl für den unbefangenen Kunstrichter, der nicht durch jeden Verstoß wider die Urtheilskraft geärgert wird, sondern das Genie auch in seinen Fehlern und Verirrungen noch zu schätzen weiß, daß Miltons verlornes Paradies für das, was uns der Geschmack zu wünschen übrig läßt, durch gar mannigfaltige und wahrhaft große Schönheiten entschädigt. Der Plan verräth Kenntniß des Alterthums und Gefühl für Zusammenhang, die Episoden sind zweckmäßig vertheilt und glücklich herbeygeführt, die einzelnen Handlungen greifen geschickt in einander und unterstützen sich wechselsweise, die Schilderungen gefallen durch Reichthum und Neuheit, die Sprache größtentheils durch Wahrheit, Stärke und Lebhaftigkeit. Mit Recht rühmt Addison überdieß die Richtigkeit und Bedeutsamkeit mehrerer Allegorien, die Zeichnung einzelner Charaktere und die Kunst in der Haltung derselben, den feinen poetischen Geist, der sich auch in der Darstellung nicht feyerlicher und schauderhafter Scenen, als die bekanntlich dem Genie unsers Dichters die angemessensten sind, offenbare, den wohlgetroffenen Ausdruck der Leiden-

schaften in den Reden, hauptsächlich der bösen Geister, die weise und glückliche Anwendung vieler aus der Schrift entlehnten Bilder und Gleichnisse, und andere ihm eigenthümliche Vorzüge und Tugenden. Schon die Hälfte der eben genannten, wäre hinreichend, einem jeden Dichter einen ehrenvollen Platz unter seinen Mitbuhlern zu erwerben, und ihn den Ausländern zu empfehlen; wie könnte Milton bey so vielen vereinigten übersehen, oder seine Werke der Uebertragung in fremde Sprachen unwerth erkannt worden seyn? Wirklich lesen ihn die meisten gebildeten Nationen in der ihrigen, aber einer größern Aufmerksamkeit hat ihn gleichwohl, so viel wir wissen, keine gewürdiget, als die deutsche. Drey von unsern Dichtern haben sich bemüht, uns zu einer genauen Bekanntschaft mit ihm zu verhelfen, und diese drey gehören sämmtlich zu den von uns geschätztern.

Der erste, Johann Jacob Bodmer, trat unstreitig mit seiner Arbeit gerade zur gelegensten Zeit *) hervor. Unsere Sprache und Poesie bedurften der Bekanntschaft mit einem so starken und männlichen Dichter, wie Milton war, um nicht, durch die ausschließende Nachahmung französischer Muster, die ihr angestammte Kraft und Energie ganz zu verlieren, und vielleicht auf immer fade und wässerig zu werden. Wer kein Fremdling in der Geschichte der vaterländischen Dichtkunst ist, weiß es nur zu gut, in welchem Zustande sich diese damahls

*) Im Jahr 1732.

mahls befand. Wir hatten Reimer die Menge, aber nur wenige Dichter; wir waren reich an zierlichen Phrasen, aber desto dürftiger an Gedanken; wir sorgten für die Verständlichkeit und Klarheit des Ausdrucks, aber wir vergaßen darüber die ihm eben so nöthigen Eigenschaften, — Gedrängtheit und Kürze. Ueberdieß standen an der Spitze der deutschen Kritik, Männer, von denen zu fürchten war, daß sie durch ihre Lehren und Beyspiele die deutsche Sprache viel eher in ihrer Schwäche und Kindheit erhalten, als zu ihrer Ausbildung und Vervollkommnung wirken würden. Alles, was Gottsched und sein Anhang zu Tage föderte, athmete einen Geist, — den Geist der Weitschweifigkeit und der Nüchternheit, und doch waren sie alle viel zu sehr von der Vortreflichkeit ihrer Werke überzeugt und genossen einer viel zu ausgebreiteten Achtung, als daß von ihnen Hülfe für unsere Dichtkunst zu erwarten gewesen wäre. Unter solchen Umständen trat bekanntlich Bodmers Milton ans Licht; und wer begreift nicht von selbst, daß sein Einfluß bedeutend und seine Wirkung auffallend seyn mußte? der Streit, der bald nachher den deutschen Parnaß entzweyte und unter den schweitzerischen und sächsischen Kunstrichtern einen so lebhaften Kampf hervorbrachte, ging zum Theil von dem verlornen Paradiese aus, und diente unter andern auch mit dazu, das Genie und den Umfang unserer Sprache näher kennen zu lernen, und in das Wesen der Poesie selbst tiefer einzudringen. Eine Menge seiner Bemerkungen über die Natur des Heldengedichts,

über das Wunderbare und seine Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, über Bilder und Gleichnisse, über Wahl der Worte und Wortfügung, sind aus dem miltonischen Werke abgezogen und haben das Ihrige dazu beygetragen, den Geist der Kritik, dem unsere Litteratur so vorzüglich viel verdankt, unter uns zu beleben. Mit diesem Geiste zugleich aber erwachte ein anderer — der Geist der Nacheiferung, oder das Bestreben die Schönheiten des verlornen Paradieses auch in deutschen Original-Werken auszudrücken und zu erreichen. So erhielt durch mehrere glückliche Versuche unsere Poesie mehr Gedanken, unsere Sprache mehr Würde und unsere Prosodie mehr Wohlklang und Fülle.

Aber aus eben diesen wohlthätigen Veränderungen mußte sich in der Folge das Verlangen nach einer bessern Uebersetzung des verlornen Paradieses von selbst entwickeln. Bodmers Arbeit, so viel Ehre sie ihm und seinem Lande und Zeitalter macht, war doch nichts weniger als vollkommen. Sie mißfiel, auch nachdem er sie zweymahl gefeilt hatte, *) durch harte und ungeschmeidige Wendungen, krankte theils an ungewöhnlichen, theils an veralteten und unpoetischen Worten und Redensarten, und war, was vielleicht bey keiner Uebersetzung eines Dichters seyn sollte, in Prosa verfertiget. Diese Gründe bestimmten endlich, acht und zwanzig Jahre nach

*) Die zweyte verbesserte Auflage erschien 1741, die dritte abermahls neu überarbeitet 1754. Die letzte ist von 1780.

nach der ersten deutschen Ausgabe des verlornen Paradieses, den verstorbenen Zachariä sich einer neuen Verdeutschung desselben, und zwar im hexametrischen Sylbenmaße, zu unterziehen. Allein so sehr auch Zachariä der Liebling der Musen und eingeweiht in ihre Geheimnisse war, so urtheilten doch damahls schon die angesehensten Kunstrichter *), daß sein Versuch den Foderungen der Kritik durchaus nicht entspreche und urtheilten hierin sehr richtig. Unter allen seinen Gedichten ist, wiewohl er überhaupt etwas flüchtig zu arbeiten gewohnt war, keines so sorglos und nachläßig niedergeschrieben, wie das verlorne Paradies. Sein Ausdruck ist nicht einmal überall der bequemste, geschweige denn der gewählteste, sein Periodenbau ohne Abwechselung und Verhältniß zu dem jedesmaligen Inhalte, und seine Hexameter eine wahre Quaal für das Ohr, — Ursache genug, warum die Bodmersche Uebersetzung immer mehr Verehrer gefunden hat, als die seinige.

Unsere Leser sehen, aus diesem kurzen Abrisse der Schicksale Miltons unter uns, von selbst ein, daß eine neue Uebersetzung seines Paradieses keinesweges unter die verdienstlosen und überflüßigen Arbeiten gehörte. Die Aehnlichkeit des Gegenstandes, den es behandelt, mit dem Gegenstande der Mes-

*) Man sehe unter andern die Litteratur-Briefe, Th. 10. S. 327. und die Bibliothek d. sch. Wiss. Th. 6. S. 311. vergl. Hrn. Eschenburgs Vorrede zu Zachariäs hinterlassenen Werken. S. 23.

siade und das daher für den Dilettanten wachsende Verlangen, den Eindruck, den beyde Gedichte machen, mit einander vergleichen zu können, das Erhabene und Gedankenreiche, das den Charakter Miltons bezeichnet, und den Deutschen in der Poesie gerade am meisten anzieht, die Menge einzelner treflichen Stellen, die, bey allem Tadel, den das Ganze und die Anlage desselben trifft, so auszeichnend hervorstrahlen und den Beyfall aller Freunde des Schönen erwarten lassen, endlich die Harmonie der Verse selbst, wenn sie im Deutschen wieder gegeben werden könnte, machten es wahrscheinlich, daß ein abermaliger Versuch nicht kalt und undankbar aufgenommen werden dürfte. Es kam nur darauf an, daß der Dichter, der den Beruf in sich fühlte, sich dieser Arbeit zu unterziehen, auch wirklich mehr leistete, als seine Vorgänger, oder mit andern Worten, daß er, in der Kenntniß der englischen Sprache, einem Bodmer und Zachariä nichts nachstand, in allen übrigen aber sie zurückließ, daß er folglich den deutschen Ausdruck mehr in seiner Gewalt hatte, als jener, und größern Fleiß auf ihn wandte, als dieser, daß er den abwechselnden Ton des Gedichts besser zu treffen, und nicht zufrieden, den Sinn jeder einzelnen Stelle wahr und richtig zu fassen, auch den Charakter derselben auszudrücken vermochte, daß er die Mittel, deren sich Milton bedient hat, um seinen Perioden das Gepräge des Ernsten, Feyerlichen, Großen und Nachdrucksvollen zu geben, kannte und sie im Deutschen mit gleich wirksamen vertauschte, zuletzt, daß er die Mühe der Versification

cation nicht scheute, und der Natur ein für die Reize des Wohlklangs hinlänglich empfindliches Ohr verdankte. Herr Bürde, den unsere Leser unstreitig schon als einen glücklichen Dichter, in den leichten und gefälligen Gattungen der Poesie, kennen, hat sich durch die Uebersetzung des verlornen Paradieses in einer ihm bis itzt noch fremden Sphäre versucht. Er hat uns, wie er in der Vorrede sagt, die Urschrift mit allen ihren charakteristischen Eigenheiten wiedergegeben oder wenigstens wiedergeben wollen, er hat in das Ganze Haltung und Hoheit des Tones zu bringen, und die minder schönen, wie die hervorstechenden Stellen mit demselben Fleiße zu bearbeiten sich bemüht, er hat endlich in Versen und zwar in der Versart Miltons selbst übersetzt und ihn auch von der Seite sorgfältig studirt und zu erreichen versucht. Mit den Bedingungen, denen sich der Uebersetzer Miltons unterwerfen muß, war er also bekannt, auch hat er sich, wie man sieht, seine Arbeit nicht zu leicht machen wollen. Die Frage, die entsteht, ist daher einzig die: ob er, was er versprach, auch wirklich geleistet hat? Wir glauben nicht unbefangner verfahren zu können, als wenn wir unsern Lesern zuvörderst einige berühmte Stellen des miltonischen Gedichtes nach Herrn Bürdens und Zachariä's Verdeutschung mittheilen, und sodann unser Urtheil hinzufügen. Wir wählen zuerst den Anfang des dritten Gesangs, jene schönen Verse, in denen der Dichter so rührend und doch zugleich so männlich über seine Blindheit klagt. Sie lauten nach Herrn Bürde (Th. 1. S. 118.) also:

Heil dir, o heil'ges Licht, du Erstgeburt
Des Himmels! oder, darf des Ewigen
Gleichew'gen Strahl, ich, vorwurfsfrey, dich nennen,
Weil Gott ein Licht ist und von Ewigkeit
Im Lichte wohnt, im unzugänglichen! 5
Er wohnt in dir, dem reinen Ausfluß reiner
Und unerschaffner Wesenheit! — Doch, hörst
Du lieber noch des Aethers reinen Strom
Dich nennen; — wer zeigt deinen Urquell an?
Eh' noch die Sonn', eh' noch der Himmel war, 10
Warst du; und als des Schöpfers Stimme rief,
Da hülltest du, gleich einem Mantel, ein
Die neugeborne Welt, die, aus dem Schooß
Der tiefen, finstern Wasser steigend, sich
Dem ungeformten leeren Raum entwand. — 15
Mit kühnerm Schwung' eil ich, den Stygischen
Gewässern nun entflohn, zu dir zurück.
Zu lange mußt' ich in den nächtlichen
Gefilden mich verweilen, da mein Flug
Durchs Aeußerste, dann durch den Mittelraum 20
Der Finsterniß mich trug, und ich den Thron
Des Chaos und das Reich der ew'gen Nacht
In andern Tönen noch als Thraziens
Gepriesner Bard' auf seiner Leyer sang.
Denn sie, die Himmels Muse, lehrte mich 25
Getrost hinabzugehn den dunklen Pfad,
Und wiederum herauf ans Tageslicht
Zu steigen, was nur schwer und selten glückt.
Geborgen kehr' ich zwar zu dir zurück,
Und fühl' in deiner Lebens-Fackel dich, 30
Allherrscherinn! Du aber scheinst nicht mehr
In diese Augen, die umsonst sich drehn
Dein alldurchdringend Licht zu finden; ach,

Sie finden auch den schwächsten Schimmer nicht!
So dick hat sie ein schwarzer Staar umwölkt. 35
Doch hält mich dieß nicht ab zu wandeln, wo
Der Musen Chor sich zu versammeln pflegt:
Am Silberquell, im kühlen Schattenhayn,
Auf den besonnten Höh'n — voll Leidenschaft
Für heiligen Gesang. Doch wähl' ich mir 40
Am liebsten, Sion dich! dein stilles Thal,
Die Blumenufer klarer Bäche, die
Mit sanftem Murmeln den geweihten Fuß
Dir netzen; dort irr' ich des Nachts umher.
Auch denk' ich oft an jenes Doppelpaar 45
Dem mich mein Loos verähnlichet, — o möcht'
Ich ihm nur auch an Ruhme ähnlich seyn! —
Euch edlen Blinden: Thamyris, Homer,
Tiresias und Phineus, hochberühmt
Im Alterthum durch Kunst und Wissenschaft. — 50
Dann letzt mein Geist sich an Gedanken, — die
Von selbst in Harmonie und Sylbenmaaß
Sich fügen, — wie die wache Sängerinn,
Im schattigsten Gebüsche tief versteckt,
Ihr nächtlich Lied voll süßer Schwermuth singt. 55
So wechseln Jahr für Jahr, Lenz, Sommer, Herbst
Und Winter ab; mir wechseln sie nicht mehr.
Nicht Morgenroth noch Abenddämmrung glänzt
Mich lieblich an, ich sehe nicht das Grün
Des Frühlings, noch des Sommers Rosenschmuck, 60
Noch heerdenvolle Wiesen, ach! ich sehe
Das göttliche Gesicht des Menschen nicht!
Statt dessen hält ein nächtliches Gewölk
Mich stets umringt, und schneidet mich so ganz
Vom tröstlichen Verkehr mit Menschen ab. 65
Das große Buch der schönen Wissenschaft, —

Es ist für mich ein unbeschriebnes Blatt!
Die Werkstatt der Natur, die Herrlichkeit
Der Schöpfung, — öd und leer! der Eine Weg,
Auf dem der Geist mit Kenntniß sich bereichert, 70
Ist ganz gesperrt! — So strahle dann in mich,
Licht aus der Höh', um desto freyer ein!
Erleuchte du mein Innres, jede Kraft
Der Seele! pflanze da mir Augen hin
Und treibe dort die Nebel alle weg, 75
Daß ich durchschauen und verkünden möge,
Was noch kein Auge sah, kein Ohr vernahm!

Zachariä hat diese Stelle (Th. 1. S. 99.) also gegeben:

Sey mir gegrüßet, heiliges Licht! des schaffenden Himmels
Erste Geburt; Mitewiger Strahl vom ewigen Strahle,
Möcht' ich so dich untadelhaft nennen; indem Gott das Licht ist,
Und nie anders, als nur in unzunahlichen Lichte
Wohnte von Ewigkeit her; in dir also wohnte, du heller,
Reiner Ausfluß des reinsten, des unerschaffenen Wesens.
Oder hörest du lieber den lautern ätherischen Strom dich
Nennen? Die Quelle, wer kennt sie? Noch vor der Sonn' und den Himmeln
Warst du schon da, und umhülltest, auf Gottes allmächtige Stimme,
Wie ein Mantel, die Welt der dunkeln nächtlichen Wasser,

Welche

Welche herauf stieg, da sie dem weitem unförmlichen Leeren
Sich durch die Schöpfung entriß. Mit kühnern Schwingen besuch ich
Itzo dich wieder, seitdem ich den Stygischen Tiefen entronnen,
Obgleich lange genug in diesem finsteren Abgrund
Zu verweilen gezwungen. Auf meinem verwegenen Fluge,
Welcher mich durch die äußerst' und mittlere Finsterniß forttrug,
Sang ich mit andern Tönen, als Orpheus Leyer gesungen,
Von der ewigen Nacht und dem Chaos Die himmlische Muse
Unterrichtete mich, die dunkle Hinabfahrt zu wagen,
Und mich wieder herauf zu schwingen; so schwer, und so selten
Dieses Unternehmen auch ist. Gerettet, besuch' ich
Itzo dich wieder; und fühl' ich die herrschende Lebenslampe:
Aber du besuchst mich nicht wieder; nicht wieder die Augen,
Die vergeblich sich rollen, um deine durchdringende Strahlen
Wiederzufinden; sie finden sie nicht! nicht die schwächeste Dämmrung
Bricht zu ihnen hindurch; so hat ein verfinsternder Tropfen,
Oder ein trübes Gewölk die helle Scheibe verhüllet.
Dennoch hör' ich nicht auf, an lieblichen Oertern zu wandeln,
Welche die Musen bewohnen; an klaren rieselnden Quellen,

Oder

Oder im schattichten Hain, und auf den sonni
Hügel,
Von der Lieb' entzündet zum heiligen Gesange.
sonders
Komm ich, o Sion, zu dir in stillen nächtli
Stunden,
Zu den blumichten Bächen, die deine geweih
Wurzeln
Waschen, und murmelnd über sie fließen. Jet
ich nicht selten
An den blinden Thamyr und blinden Mäoni
denke,
(Sie, die Beyden, im Schicksal mir gleich, o möch
ich im Nachruh
Ihnen so gleich seyn!) und jene der alten Weissag
Phyneus
Und Tiresias. Dann ernähren mich große Gedank
Welche von selber harmonisch fließen; dem Vogel d
Nacht gleich,
Der in dicker Finsterniß sitzt, und unter der Decke
Hoher Schatten sein nächtliches Lied ertönen läß
Also
Kehren die Jahreszeiten zurück, doch kehret der Tag
nicht
Mir zurück, noch die süße Herankunft des Morgens
und Abends;
Noch der Anblick der Frühlingsblume, der Rose des
Sommers,
Oder der Heerden; und nicht des Menschen göttliches
Antlitz.
Sondern statt dessen umringt mich ein immerwäh-
rendes Dunkel,
Dick' als Wolken; ich bin vom holden Umgang der
Menschen
Abge-

Abgeschnitten; anstatt des Buchs der schönen Erkenntniß,
Liegt nur ein weißes Blatt vor mir da; die herrlichen Werke
In der Natur, sind für mich getilgt und ausgelöscht worden,
Und die eine Pforte der Weisheit ist ganz mir verschlossen.
Scheine du also, himmlisches Licht, in mir desto stärker,
Und bestrale durch alle Kräfte die hellere Seele!
Pflanze du Augen allda; zerstreue die finsteren Nebel,
Die sie umhüllen; und weihe sie dir; damit ich, gereinigt,
Dinge seh und erzähle, der Sterblichen Augen verhüllet!

Es wäre unstreitig Beleidigung für den spätern Uebersetzer, wenn wir hier nichts weiter thun, als vergleichen wollten. Seine Arbeit, das sagt jedem sogleich sein Gefühl, erhebt sich so sehr über seines Vorgängers Versuch, daß dieser bey der Würdigung derselben, auf keine Weise, zum Maaßstabe dienen kann. Mit Vergnügen bemerkt man überall an Hrn. Bürdens Copie die Spur von den Fortschritten unserer Sprache, in Absicht auf Reichthum, Darstellung und poetische Ausbildung, und in ihm selbst das größere Talent zum Uebersetzer, und den wahren ausdaurenden Fleiß. Seine Nachbildung schließt sich, wie man schon aus den ersten Versen sehen kann, inniger an die Urschrift an, als beyde frühere, und darf wirklich, im Ganzen genommen, zuverlässig genannt werden; sein Ausdruck

Oder im schattichten Hain, und auf dem sonnichten
Hügel,
Von der Lieb' entzündet zum heilgen Gesange. Besonders
Komm ich, o Sion, zu dir in stillen nächtlichen
Stunden,
Zu den blumichten Bächen, die deine geweiheten
Wurzeln
Waschen, und murmelnd über sie fließen. Indem
ich nicht selten
An den blinden Thamyr und blinden Mäonides
denke,
(Sie, die Beyden, im Schicksal mir gleich, o möcht'
ich im Nachruhm
Ihnen so gleich seyn!) und jene der alten Weissager,
Phyneus
Und Tiresias. Dann ernähren mich große Gedanken,
Welche von selber harmonisch fließen; dem Vogel der
Nacht gleich,
Der in dicker Finsterniß sitzt, und unter der Decke
Hoher Schatten sein nächtliches Lied ertönen läßt:
Also
Kehren die Jahreszeiten zurück, doch kehret der Tag
nicht
Mir zurück, noch die süße Herankunft des Morgens
und Abends;
Noch der Anblick der Frühlingsblume, der Rose des
Sommers,
Oder der Heerden; und nicht des Menschen göttliches
Antlitz.
Sondern statt dessen umringt mich ein immerwährendes Dunkel,
Dick als Wolken; ich bin vom holden Umgang der
Menschen

Abge-

Abgeschnitten; anstatt des Buchs der schönen Erkenntniß,
Liegt nur ein weißes Blatt vor mir da; die herrlichen Werke
In der Natur, sind für mich getilgt und ausgelöscht worden,
Und die eine Pforte der Weisheit ist ganz mir verschlossen.
Scheine du also, himmlisches Licht, in mir desto stärker,
Und bestrale durch alle Kräfte die hellere Seele!
Pflanze du Augen allda; zerstreue die finsteren Nebel,
Die sie umhüllen; und weihe sie dir; damit ich, gereinigt,
Dinge seh und erzähle, der Sterblichen Augen verhüllet!

Es wäre unstreitig Beleidigung für den spätern Uebersetzer, wenn wir hier nichts weiter thun, als vergleichen wollten. Seine Arbeit, das sagt jedem sogleich sein Gefühl, erhebt sich so sehr über seines Vorgängers Versuch, daß dieser bey der Würdigung derselben, auf keine Weise, zum Maaßstabe dienen kann. Mit Vergnügen bemerkt man überall an Hrn. Bürdens Copie die Spur von den Fortschritten unserer Sprache, in Absicht auf Reichthum, Darstellung und poetische Ausbildung, und in ihm selbst das größere Talent zum Uebersetzer, und den wahren ausdaurenden Fleiß. Seine Nachbildung schließt sich, wie man schon aus den ersten Versen sehen kann, inniger an die Urschrift an, als beyde frühere, und darf wirklich, im Ganzen genommen, zuverlässig genannt werden; sein Aus-

druck

druck ist rein und sorgfältig, und giebt meistens auch die poetische Farbe des Originals wieder; seine Perioden sind, wie wir hernach zeigen werden, nicht durchaus tadellos, aber doch größtentheils wohlgeordnet; seine Versification leicht und richtig. Einiges, was wir in der angezogenen Stelle geändert wünschten, wollen wir hier anführen. Wenn wir es dabey ein wenig genau nehmen, so bitten wir den Verfasser zu erwägen, daß die jambische Versart, die er gewählt hat, mehrere Anfoderungen an den Dichter zu thun erlaubt, als jede andere, und daß überhaupt der Kunstrichter dem Dichter seine Theilnahme durch nichts anders beweisen kann, als durch die genaue Anzeige dessen, was dem ausgestellten Werke noch zur Vollkommenheit fehlt. Im 2ten und 3ten Verse würden wir gesetzt haben:

oder darf ich vorwurfsfrey
Des Ewigen gleichew'gen Strahl dich nennen.

Die Trennung der Person vom Zeitwort thut nie eine gute Wirkung und kann in Jamben fast immer vermieden werden. Im 5ten V. findet sich eine ähnliche Trennung des Beyworts vom Substantiv, die den Sinn etwas verändert und den Vers schleppend macht. Vielleicht besser:

In dem noch nie erreichten (unapproached) Lichte wohnt.

Im 8. würden wir das Du zum Verbum gezogen und gesagt haben:

oder hörst du
Den lautern Strom (rein ist so eben dagewesen) des Aethers lieber noch
Dich nennen.

Der

Der 12. nebst den sich anschließenden Versen konnte vielleicht durch folgende Wendung dem Englischen näher gebracht und die periodische Ründe mehr befördert werden.

Da hülltest du die neugeborne Welt,
Die aus des Wassers finsterm Schooß, dem leeren
Und ungeformtem Raume abgewonnen,
Emporstieg, wie mit einem Mantel ein.

Im 24. V. ist Bard' für Barde etwas hart und auf der Leyer singen nicht ganz richtig. Warum nicht:

Gepriesner Barde zu der Leyer sang:

Die folgenden Zeilen muß die Kritik um mehrerer Ursachen willen verwerfen. Einmahl wird lehren nicht mit zu, sondern schlechtweg mit dem Infinitiv verbunden, zweytens ist es glückt schwer undeutsch, drittens schließt der Periode mit dem eingeschobenen Satze nicht gut. Wir schlagen vor:

Denn sie des Himmels Muse lehrte mich
Den dunkeln Pfad getrost hinunter wandeln,
Und wiederum herauf ans Tageslicht,
Was schwer und Wenigen vergönnt ist, steigen.

Im 39. V. mißfällt uns das prosaische

voll Leidenschaft
Für heiligen Gesang.

Besser dünkt uns:

so mächtig schlägt
Für heiligen Gesang mein Herz. Doch wähl' ich
Am liebsten, Sion, nur dein stilles Thal,

Und deiner Blumenufer klare Bäche,
Die den geweihten Fuß sanft murmelnd dir
Benetzten.

Auf solche Weise erhält zugleich die vierte Zeile ihr bindendes und, was Herr Bürde, unsers Bedünkens, zu oft ausläßt, und wodurch gleichwohl mancher Satz ein Erklärungssatz wird, der es nicht seyn soll. Der 56 und 57. V. müßten billig in Einen zusammengezogen seyn, und wie im Englischen lauten:

So wechselt Jahr für Jahr, doch nicht für mich.

Milton nennt ja, unmittelbar darauf, die Jahreszeiten einzeln. Warum sollen sie also doppelt erwähnt werden? Vom 66 — 71. V. scheint uns der Verf. das Original ohne Noth erweitert zu haben. Aber davon denken wir hernach noch besonders zu reden.

Als zweyte Probe geben wir, doch ohne Zacharias Uebersetzung mit einzurücken, die Stelle, in welcher Adam dem Engel Raphael sein erstes Erwachen ins Leben schildert. Sie steht Th. 2. S. 51.

Der Engel schwieg, und unser Vater sprach:
Erzählen wie sein Lebens-Ursprung war,
Schwer kann's der Mensch; wer weiß, wie er entstand?
Wer kannte sich im ersten Nu des Seyns?
Aus Sehnsucht, dich durch trauliches Gespräch 5
Noch längre Zeit hier aufzuhalten, wag'
Ich diesen kühnen Schritt. — Mir war's, ich sey
Aus tiefem Schlaf erwacht. Ich lag auf Moos
Und weichem Rasen hingestreckt, bethaut
Mit Balsam; doch bald trocknete die Wärme 10

Der Sonne diese Feuchtigkeit. Und nun
Wandt' ich erstaunt gen Himmel meinen Blick,
Betrachtete das heitre Blau der Luft.
Bis innrer Trieb mir Regung gab. Ich sprang,
Als wollt' ich in den Himmel springen, auf, 15
Und stand auf meinen Füßen fest, und sah
Rings um mich Berg und Thal und sonnichte
Gefild' und Ströme, die mit murmelndem
Geräusch vorüber eilten, und am Ufer
Sah ich Geschöpfe sich bewegen, gehn 20
Und laufen. Vögel zwitscherten im Laub'
Der Bäume; alles lächelte mich an.
In Wohlgeruch und Wonne sanft berauscht,
Zerfloß mein Herz. — Nun macht' ich an mir selbst
Versuche, Glied für Glied betrachtend; bald 25
Bewegt' ich mich, bald ging, bald lief ich schnell,
Mit schmeidigen Gelenken, wie der Trieb
Der innern Lebenskraft mich leitete.
Allein woher, und wo ich war, und wer? —
Das wußt' ich nicht. Jetzt macht' ich den Versuch 30
Zu sprechen, und ich sprach. Die Zunge war
Mir Augenblicks gehorsam; was ich sah
Konnt' ich benennen: Sonne, rief ich aus,
Du schönes Licht, und du, von ihrem Glanz'
Erleuchtet, Erde, wie so schön bist du! 35
Ihr Berg' und Thäler, ihr Gebüsch und Auen,
Ihr Bäch' und Ströme, und ihr reizenden
Geschöpfe, die ihr euch bewegt und lebt,
Sagt, wenn ihr's saht, wie ward, wo kam ich her?
Nicht von mir selbst! — So muß ich denn das Werk 40
Von irgend einem Schöpfer seyn, der gut,
Der überschwenglich gut und mächtig ist.
O sagt, wie ich ihn kennen lernen, ihn

Verehren soll, durch den ich bin, von dem
Ich Kraft, Bewegung, Leben, dieß Gefühl 45
Von Seeligkeit, die ich nicht fassen kann,
Empfing? — Indem ich dieß voll Sehnsucht rief,
Und immer mehr mich von dem Ort entfernte,
Wo ich zuerst geathmet hatt', und wo
Zuerst das schöne Licht in meine Augen 50
Gedrungen war, — als keine Stimme mir
Dieß dunkle Räthsel löste, setzt' ich mich
Gedankenvoll auf eine Bank von Moos
Im Schatten hin. Hier überfiel zuerst
Der süße Schlummer mich, bemächtigte, 55
Mit leisem Druck und schmeichelnder Gewalt,
Sich der betäubten Sinnen, ohne Schmerz,
Wiewohl mir's war, als löse sich mein Seyn
Ins erste Nichtseyn fühllos wieder auf. —
Und sieh, vor meinem Haupte stand ein Traum, 60
Ein Luftgebild der innern Phantasie,
Das schmeichelnd mich von meines Daseyns Dauer
Belehrte. Eine göttliche Gestalt,
So dünkte mir, erschien, und sprach: Steh' auf,
O Adam! komm, nimm deine Wohnung ein! 65
Du Erster Mensch, bestimmt zum ersten Vater
Von Menschen ohne Zahl! Auf deinen Ruf
Erschein' ich, um dich in den Wonnesitz,
Den Garten, der für dich bereitet ist,
Zu führen! — Sprach's, ergriff mich bey der Hand, 70
Und hob mich auf. Und beyde schwebten wir
Wie in der Luft, sanft gleitend ohne Schritt,
Hoch über Land und Wasser hin. Zuletzt
Erreichten wir ein waldigtes Gebirg',
Auf dessen Höh' ein ebner weiter Raum 75
Umhegt und mit den schönsten Bäumen dicht

Bepflanzet war, mit Gängen im Gebüsch'
Und Lauben, lieblicher, als alles, was
Ich liebliches vorher auf Erden sah.
Belastet jeder Baum mit edlen Früchten, 80
So reizend für das Auge, daß ich sie
Begierig pflückt' und aß. Indem ich's that,
Erwacht' ich, und vor meinen Blicken stand
Das ganze Bild, das nach dem Leben mir
Mein Traum gezeichnet hatte, wirklich da. — 85
Schon wollt' ich wieder weiter gehn; als er,
Der mich hieher geleitet, mir erschien,
Nah unter Bäumen wandelnd. — Gegenwart
Der Gottheit war's, — ich fühlt's, entzückt, doch auch
Mit Schauder. Still anbetend warf ich mich 90
Zu seinen Füßen hin. Er hob mich auf
Und sprach mit Huld: Ich bin es, den du suchst, u. s. w.

Gewiß sehr richtig, schön und poetisch, und, nach unserm Gefühle, noch glücklicher, als die vorige Stelle, ausgedrückt. Einige kleine Erinnerungen wird uns der V. auch hier vergönnen.

Die vier ersten Verse machen in der Urschrift nur drey aus, und hätten, wie wir glauben, auch in der Nachbildung nicht verändert werden dürfen.

Der Engel schwieg und unser Vater sprach:
Schwer ist's dem Menschen, wie er ward, zu sagen;
Wer hat sich je, als er begann, belauscht?

Und eben so die drey folgenden:

Doch wag' ich es, um deiner Gegenwart
Mich länger noch zu freu'n. Mir war's, u. s. w.

Die Wendung, die Hr. B. genommen hat, aus Sehnsucht wag' ich diesen kühnen Schritt, ist

ohnehin nicht die natürliche des Originals. Im 10ten Verse sind die Worte: i found me laid in balmie sweat gegeben: Ich lag bethaut vom Balsam. Wir fühlen die Schwierigkeit, die für unsere Sprache in dem balmie sweat liegt, vollkommen: allein wie die Stelle itzt lautet, erweckt sie gleichwohl durchaus keinen, oder einen ganz falschen Begriff. Entweder muß die Idee künftig der Idee Miltons näher gebracht oder, was auch kein Verlust für den Leser ist, mit einer andern schicklichern vertauscht werden. Im 14. V. heißt es:

> Ich sprang,
> Als wollt' ich in den Himmel springen, auf.

Wohl ein wenig zu stark. Das Englische As thitherward endeavouring soll offenbar nichts anders, als die Bestimmung des Menschen aufrecht zu wandeln, ausdrücken. Vielleicht also:

> Ich sprang,
> Als müßt' ich aufrecht streben, rasch empor.

Im 24. V. scheint uns das: Nun macht' ich an mir selbst Versuche, so wenig, wie, das nachherige: Itzt macht' ich den Versuch zu sprechen, poetisch genug. Ueberhaupt heißt wohl das Myself i then perus'd nicht mehr und nicht weniger, als nun überschaut' ich mich selbst. Der 42 — 46. V. erreicht das Original nicht völlig.

> Tell me, how may i know him, how adore
> From whom i have that thus i move and live
> And feel that i am happier than i know.

ist

ist offenbar weit einfacher und natürlicher, und eben darum auch um vieles kräftiger, als das deutsche. Vielleicht:

> O lehrt mich ihn erkennen und verehren,
> Ihn, dem ich's danke, daß ich leb' und athme,
> Und seel'ger, als ich's fassen kann, mich fühle.

Im 82. V. wünschten wir die englische Partikel whereat nicht durch das weitläuftige indem ichs that ausgedrückt, und im 86. die Glieder des Perioden etwa durch folgende Wendung mehr untereinander verbunden zu sehen.

> Und weiter hätt' ich meinen Weg verfolgt,
> Wär' er, mein Führer, fernher unter Bäumen
> Mir nicht erschienen, eine göttliche
> Gestalt. Ergriffen vom Gefühl der Wonne
> Und Ehrfurcht warf ich, still anbetend, mich
> Zu seinen Füßen hin, u. s. w.

Wir glauben, unsre Leser werden itzt im Stande seyn, sich aus den ihnen vorgelegten Stellen einen hinlänglichen Begriff von Hrn. Bürdens Manier und dem Geiste seiner Uebersetzung zu machen, und zugleich aus der beygefügten Kritik einsehen, wie unbedeutend die Flecken sind, die hier und da noch an dieser wohlgerathnen Arbeit haften. Sollten wir, was an ihr zu tadeln ist, in allgemeine Sätze zusammenfassen, so würden sich unsre Erinnerungen auf folgende einschränken.

Erstlich. Der Verf. scheint den poetischen Ausdruck nicht immer so sorgfältig aufzusuchen, wie er sollte, noch der Kürze so eifrig, wie der Engländer,

der, nachzustreben. Wir wissen zwar, und lassen es gern als Entschuldigung gelten, daß die vielen Participial-Constructionen und andere Vortheile, z. B. die häufige Zusammenziehung der Wörter in der englischen Sprache, dem Deutschen mannigfaltige und nicht stets zu besiegende Hindernisse, vorzüglich von Seiten des letzten Punkts, in den Weg legen; aber es hat uns doch gedeucht, als ob bey größerer Aufmerksamkeit und Anstrengung noch mehr zu leisten gewesen wäre. Belege zu beyden Behauptungen haben wir bereits gegeben, auch ist die zweyte schon dadurch hinlänglich erwiesen, daß die Anzahl der Verse im Deutschen um ein beträchtliches größer ist, als im Englischen, so wie die erste hauptsächlich durch die eingemischten Reden und Gespräche bestätiget wird. Hier nur noch einige Stellen. Th. 1. S. 102.

Der (Tod) würde mich, (die Sünde)
Weil andrer Raub ihm mangelt, Augenblicks
Verschlingen, wüßt' er nicht, daß er, sobald
Ich nicht mehr bin, auch nicht mehr ist.

Der letzte Vers besteht überdieß noch aus lauter einsylbigen Wörtern. S. 307.

Ihr, deren Amt es ist,
Thut eure Pflicht! berührt den Antrag kurz;
Kurz aber laut, damit ihn jeder hört.

S. 311.

Sogleich
(Sieh, welchen Vorzug an Verstand und Kraft
Gott seinen Engeln beygelegt hat,) warf
Das ganze Heer die Waffen weg und lief.

Die

Die zweyte Sorge, die wir unserm Dichter bey einer künftigen Auflage oder bey ähnlichen Arbeiten empfehlen zu müssen glauben, ist die für den Bau der periodischen Periode. Noch scheint er zu gleichgültig dagegen zu seyn, ob sie früher oder später abbreche, ob Einschaltungen und Zwischensätze sie mehr oder weniger aufhalten, ob, was im Englischen in einer Reihe fortläuft, im Deutschen getrennt und in mehrere Theile zerschnitten werden müsse, ob an der Ründung und Vollendung seiner Jamben das Band der Gedanken eben so viel Antheil habe, als die Gleichheit und Reinheit der Sylbenfüße, endlich ob das kräftigste Wort auch immer an seiner rechten Stelle stehe. Doch von der Seite wird der Verf. seinem Gedichte schon sehr nachhelfen können, sobald er sich künftig nur in seinen Jamben des weiblichen Ausgangs mehr bedienen will, als welchen er, wir wissen selbst nicht warum, dießmal geflissentlich vermieden zu haben scheint.

Eine dritte Erinnerung, die aber freylich in jeder Rücksicht zu spät kömmt, betrifft die Wahl der Versart. Wir gestehen es gern, daß uns der Hexameter für diese ernsthafte feyerliche Gattung der Poesie der einzig brauchbare Vers in unserer Sprache zu seyn scheint. So sehr man seine Natur verkennt, wenn man ihn zur Darstellung leichter und einfacher Empfindungen oder scherzhafter und naiver Gedanken anwendet, (wiewohl wir willig einräumen, daß auch hier mannigfaltige Ausnahmen Statt finden können, und der Charakter

des Verses im Deutschen überhaupt noch nicht hinlänglich bestimmt und mit der Wirkung, die er im Lateinischen hervorbringt, verglichen ist;) so unläugbar dünkt es uns dagegen, daß er in allen seinen Bewegungen und in seinem gesammten Baue den Ausdruck des Erhabenen, Majestätischen und Ernsten begünstige, und der einförmige Sylbenfall des Jamben nicht vermögend sey, das Ohr in dem nämlichen Maße zu befriedigen. Vielleicht ist es unsern Lesern nicht unlieb, den Lobgesang, den Adam und Eva im fünften Buche singen, in Hexametern, denen wir die nöthige Geschmeidigkeit und den erforderlichen Wohlklang zu ertheilen versucht haben, ausgedrückt zu finden. Ob unser Gefühl uns täuscht oder nicht, wird sich aus der Zusammenhaltung zweyer Uebersetzungen von einer Stelle am leichtesten ergeben. Bey Hrn. Bürden lautet der genannte Lobgesang (Th. 1. S. 230.) also:

Allmächtiger! Quell alles Guten! Dein
Ist diese herrliche Natur! der Bau
Des Weltalls deiner Hände Werk! so schön,
Und wunderbar! — Du selbst, wie wunderbar
Mußt du nicht seyn! Du Unaussprechlicher,
Der höher ist als dieser Himmel, uns
Verborgen, oder dämmernd nur erblickt
In diesen deinen kleinsten Werken. Doch,
Auch sie verkündigen, wie göttlich groß,
Wie unbegrenzt an Güt' und Macht du bist!
Verkündigt dann und preißt ihn würdiger,
Ihr Seraphim! ihr Söhne seines Lichts,
Die ihr ihn schaut, und Tage sonder Nacht,
Mit Liedern und lobpreisenden Gesängen,

Um

Um seinen Thron in Wonn' und Jubel steht.
Preis't ihr im Himmel Ihn! auf Erden preis'
Ein allgemeines Chor der Wesen Ihn
Von Anbeginn! Jetzt! Künftig! Immerdar!

Du schönster Stern! der Du den Zug der Nacht
Beschließest, wenn du nicht der Dämmerung
Vielleicht mehr angehörst, — Verkündiger
Des Tages! Du, der seinen Strahlenkranz
Ums Rosenhaupt des jungen Morgens schlingt!
Preis' Ihn in deiner Sphäre, wenn der Tag
Die Welt begrüßt mit süßer früher Kühle.

O Sonne, Seel' und Auge dieser Welt!
Erkenn' in Ihm, den, der dich leuchten hieß,
Und jauchz' Ihm Preis auf deiner ew'gen Bahn,
Wenn Du vom Meer emporklimmst, von der Höhe
Des Mittags niederschaust, und wenn Du sinkst! —

Mond! der du bald der aufgegangnen Sonne
Begegnest, bald mit den Gestirnen fleuchst!
Und ihr fünf andre Lichter, deren Gang,
Ein deutungsvoller Tanz, von Harmonie
Begleitet ist, — ertönt zum Lobe deß',
Der aus der Finsterniß hervorrief Licht!

Ihr ältesten Geburten der Natur!
Die in vier Kreisen stets sich regen, stets
In neuer Form erscheinen, ihren Stoff
Vermischen, und was lebt und webt ernähren!
Ihr Elemente, bringt bey jeglicher
Veränderung dem Schöpfer neues Lob!

Ihr Nebel, die ihr feucht im grauen Dunst,
Hier von Gebirgen, dort aus Fluthen steigt,

Steigt

Steigt Ihm zum Ruhme! steigt, bis euren Saum
Der Sonne Strahl vergüldet, steigt empor
Zum Ruhme deß' der dieses Weltall schuf,
Wenn ihr als Wolken jetzt das weite Blau
Des Himmels ziert, und dann, das dürre Land
Zu tränken, sanft in Tropfen niederfallt;
Steigt oder fallt zu seiner Ehre nur!

Zu seiner Ehre braus', o Sturm, daher!
Ihr Lüfte, weht zu seinem Lobe sanft!
Ihr Cedern, neigt die stolzen Wipfel Ihm!
Von euch herab zum niedern Feldgewächs
Beug' jede Pflanz' ihr Haupt, ihm huldigend!
Ihr Quellen, ihr, die ihr so lieblich rauscht,
Ihr Bäche, rauscht noch lieblicher sein Lob!
Einstimmig preis' Ihn alles was da lebt!
Ihr Vögel, die ihr singend euch empor
Zum Himmel schwingt, sein Lob sey euer Lied!
Die ihr die Fluth, die ihr das Feld durchstreicht,
Die stattlich ihr einhergeht, oder tief
Im Staube kriecht, stimmt Ihm zu Ehren ein!
Und zeuget mir, ob ich, früh oder spät,
Sein Lob vergaß, ob Ihn nicht mein Gesang
In jedem Hayn', in jedem Thale pries?
Preis dir und Lob, du aller Welten Herr!
Sey uns gewogen! Gieb, o Guter, uns
Das Gute nur, und schlich in dieser Nacht
Vielleicht in unser Herz sich etwas Böses;
Zerstreu's, wie jetzt das Licht die Finsterniß!

Im herametrischen Sylbenmaaß haben wir diese Ideen also ausgedrückt:

Dieß,

Dieß, Allmächtiger, dieß, sind deine preisenden Werke;
Dein, du Vater des Glücks, dieß Weltgebäude, so herrlich
Und so wunderbar schön. Wie wunderbar mußt Du nicht selber,
Unaussprechlicher, seyn, Du, der Du, thronend im Himmel,
Dich des Sterblichen Augen entziehest, oder in dunkler
Mystischer Ferne Dich ihm in niedern Werken enthüllest.

Aber auch sie verkünden, anbethungswürdiger Schöpfer,
Deine göttliche Kraft und deine göttliche Milde,
Die kein Gedanke zu fassen vermag. O redet, ihr Engel,
Söhne des Lichts! Ihr könnt es, ihr dient ihm, und singet am Throne,
Den ein ewiger Tag umglänzt, ihm Jubelgesänge.

Ihr im Himmel und ihr auf Erden, preißt den Erhabenen!
Preis't ihn zuerst und zuletzt! Geschöpfe, preiset ihn endlos!

Glänzendster unter den Sternen, du letzter im nächtlichen Reigen,
Oder gehörest du mehr zur grauen Dämmerung, schöner
Bothe des nahenden Tags, du, der du die Schläfe des jungen
Morgens so lieblich mit Strahlen bekränzest, preiß ihn in deiner
Sphäre

Sphäre, beym kommenden Tag, in der kühlen Stunde der Frühe.

Ehre mächtige Sonne, du Licht und Seele des großen
Weltalls, ehre den Größern in ihm, und verbreite auf deinem
Ewigen Pfade sein Lob, wenn du den Himmel erklimmest,
Und den Kreis des Mittags erreichst und wieder hinab sinkst.

Mond, der bald, beym Erwachen des Tags, der Sonne begegnet,
Bald mit den festen sich nie bewegenden Sternen entfliehet,
Und ihr übrigen fünf, am Himmel wandelnden, Feuer,
Die ihr, nicht ohne Gesang, in mystischen Tänzen euch drehet,
Auf, und verherrlichet den, der Licht aus Dunkel hervorrief!

Luft, und ihr alle mit ihr aus dem Schooße des Chaos geborne
Alte Kinder der Nacht, Elemente, die ihr euch rastlos
In vier Kreisen bewegt, und, selber vielfach gestaltet,
Alles bildet und nährt, singt unabläßig den großen
Schöpfer, singet sein Lob, in immer wechselnden Tönen!

Nebel und Dünste, die, bald aus dampfenden Seen geboren,

Bald

Bald in Bergen erzeugt, sich erheben, graulich und düster,
Bis den wollichten Saum die leuchtende Sonne vergoldet,
Steigt dem Schöpfer der Welt empor! den Schöpfer verherrlicht.
Wenn ihr den Himmel mit Wolken bekleidet, oder das dürre
Land mit Regen erfrischt, ihn, wenn ihr steiget und fallet!

Haucht', ihr Winde, sein Lob aus allen Enden der Erde!
Haucht es ihm stürmisch und sanft! Auf beugt euch, Wipfel der Cedern!
Senket, Pflanzen, das Haupt, zum Zeichen, daß ihr ihm huldigt!

Quellen, rieselt, sein Lob! Verbreitet es laut, ihr Gewässer!
Rauschet es, Fluthen, in denen melodische Töne sich bilden!

Alles, was lebt, vermehre den Ruhm des Höchsten! — Ihr Vögel,
Die ihr euch singend zum Himmel hinauf schwingt, traget auf euren
Fittigen, traget sein Lob empor in euren Gesängen!

Die ihr, gleitend im Meer, und auf dem Trocknen wandelnd,
Bald, voll Stolzes, das Haupt erhebt, bald niedrig dahin kriecht,

Zeugt

Zeugt mir, ob ich, des Morgens und Abends, am
Quell und am Hügel,
Ob ich im Schatten des Hain's und im Thal empfin-
dungslos schweige,
Oder in meinem Gesange das Lob des Ewigen lehre!

Sey gegrüßet, o Herr der Natur, und schenke,
du Geber
Alles Guten, auch uns, was Gut ist, und lasse das
Böse,
Das, in dem Schooße der Nacht geboren, uns
tückisch umschleicht,
Laß es vor dir, wie die Schatten am Strahl der
Sonne, verschwinden!

Noch können wir, aus Achtung für die Kunst, nicht unerinnert lassen, daß diese Uebersetzung mit einem Kupfer verunstaltet ist, das zwar in der Umschrift für die Arbeit eines Chodowiecki und Bolt ausgegeben wird, aber in der Erfindung und Ausführung gleich schlecht ist. Billig sollten sich Künstler von solchem Rufe schämen, die Versuche ihrer Lehrlinge mit ihren Namen zu stempeln.

XI.

XI.

Adelbert der Wilde. Ein Gedicht in zwölf Gesängen, von *Friedrich August Müller.* Erster Band. Erster bis Sechster Gesang. 393 Seiten. Zweyter Band. Siebenter bis Zwölfter Gesang. 480 S. 8. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung.

Wahrscheinlich haben die meisten unsrer Leser den Alfonso und Richard Löwenherz noch in gutem Andenken. Der Verfasser dieser beyden Gedichte zeigte bey seiner ersten Erscheinung vor dem Publikum zwar weder große noch glänzende Talente, aber doch manche schätzbare Eigenschaft, die zu seinem Vortheile einnahm; eine mit angenehmen Bildern genährte Einbildungskraft, einen nicht ungebildeten Geschmack, ein empfindliches Ohr für die Harmonie der Versification, und vorzüglich ein gewisses Streben nach Natur und Einfalt, das den meisten unserer jungen Dichter fremd zu seyn pflegt. Diese Eigenschaften waren vollkommen geschickt in Rücksicht auf seine künftige Ausbildung keine gemeinen Erwartungen rege zu machen. Wenn er auf dem einmal betretnen Wege fortfuhr, das innere

Heiligthum der Kunst auszuspähen, seinen Geist durch die Beobachtung der Natur und die Lectüre geistreicher Schriftsteller aller Art zu nähren, seinen Geschmack durch das unablässige Studium grosser Muster auszubilden, so durfte Deutschland hoffen, in ihm einen Dichter zu erhalten, den es nach seinen Wielanden und Nicolays mit Ehren nennen könnte.

Nach Verlauf der kurzen Zeit von drey Jahren erscheint dieser nemliche Dichter von neuem vor dem Publikum, mit einem Werke, in welchem die grössere Ausdehnung der Handlung, die Verwickelung der Begebenheiten und die Mannigfaltigkeit der Scenen seinen Talenten ein weiteres Feld darzubiethen schien. Wir können nicht leugnen, daß uns der Anblick dieses Werks, eines Gedichtes von zwölf Gesängen und wenigstens funfzehnhundert Stanzen, mit keiner geringen Besorgniß für den Ruhm seines Verfassers erfüllte. Sollte er nicht, im Vertrauen auf den erworbnen Beyfall, allzu schnell nach neuen Lorbeern geeilt seyn? Sollte er in einem so kurzen Zeitraum Muße genug gehabt haben, neue Materialien einzusammeln und diese zu verarbeiten? Es ist mit dem Genie wie mit dem Erdreich. Auch der fruchtbarste Boden bedarf doch einiger Ruhe, um neue Kraft zu gewinnen, und, wenn er nicht nach jeder Aernte mit mühsamen Fleiße bearbeitet wird, bringt er nur wildes Unkraut hervor, zwischen dem sich etwa, hin und wieder, eine volle Aehre zeigt. Auch dem Genie darf nicht mehr zugemuthet werden, als es zu leisten vermag. Nur

da zeigt sich das schöpferische Vermögen der Imagination in seiner vollen Kraft, wo sie einen reichen Stoff in dem Geiste niedergelegt findet. Diesen bildet sie nach ihrer Weise um, und indem sie ihn mit einer gewissen Vollkommenheit beseelt, welche ihn zum poetischen Stoff erhebt, gewinnt sie ein Recht des Eigenthums auf ihn, gleichsam als auf ihr eignes Geschöpf. Aber alle Anstrengung ist vergebens, wo dieser Saame fehlt, der in ihrem Schooße befruchtet werden soll. Was sie etwa dann noch hervorbringt, ist ohne innern Werth, und mit dem Stempel der Mühseligkeit und Dürftigkeit ausgeprägt. Leider ist dieses ein Umstand, den unsere jungen Dichter fast immer übersehn. Sie fühlen sich mit dem Wunsche etwas schönes zu machen beseelt, und die unruhige Thätigkeit, mit welcher dieser Wunsch sie erfüllt, gilt ihnen für Begeisterung. Nun machen sie sich kühn an die Arbeit, in der festen Ueberzeugung, daß es ihnen nicht mißglücken könne. Der Stoff, meynen sie, werde ihnen schon unter der Hand emporwachsen. Aber bald ist der Vorrath eigner Ideen verarbeitet; und neuen zu sammeln, ist es während der Arbeit nicht mehr Zeit. Sie spinnen also den kleinen Flocken so weit aus, als nur immer möglich ist. Auch kommen sie, mit einer gewissen Fertigkeit zu reimen, vielleicht bald genug ans Ziel. Das Werk wird fertig, ohne daß ihr Geist etwas dabey gewonnen hätte, und die Folge ist, daß, wie hoch sie auch immer das Verdienst der Mühe anschlagen mögen, das

undankbare Publikum ihre Arbeit mit Kaltsinn aufnimmt.

Bey aller Achtung, die wir Hrn. Müllers Talenten und seiner Bescheidenheit schuldig zu seyn glauben, können wir doch unmöglich verbergen, daß in diesem Gedichte die Erwartung keinesweges erfüllt wird, zu welcher das Publikum durch seine ersten Versuche berechtigt war. Nicht nur, daß es diese an Vollkommenheit nicht übertrifft, scheint es sogar, als sey der Verfasser in meheren Stücken um ein merkliches rückwärts gegangen. Seine Einbildungskraft hat an Stärke und Reichthum so wenig gewonnen, daß man im Gegentheil sehr häufig die Anstrengung wahrzunehmen glaubt, mit welcher sie die ornamenta orationis aufgesucht hat. Bey einer Menge gesuchter Ausdrücke, geschraubter und unrichtiger Metaphern, stößt man verhältnißmäßig nur auf eine kleine Anzahl von Stellen, welche sich durch Lebhaftigkeit des Colorits, Neuheit und Stärke der Gedanken über das Gemeine erheben. Diese mühsamen Schönheiten sind bisweilen mit so auffallenden Trivialitäten, niedrigen Ausdrücken, beleidigenden Bildern gepaart, daß man hieraus auf eine Unsicherheit des Geschmackes zu schließen gezwungen ist, welche in den frühern Werken dieses Dichters bey weitem so auffallend nicht war. Irren wir nicht, so hat auch die Delicatesse seines moralischen Gefühls, in so weit sie aus der Darstellung der Sitten und Empfindungen erkannt werden kann, eher ab- als zugenommen. Nicht nur verstößt er in mehr als einer Situation

gegen die Gebote der Sittsamkeit, sondern auch da, wo er tugendhafte Neigungen schildern will, entschlüpfen seinem Pinsel grelle und beleidigende Farben. In keinem Stücke indeß ist sein Zurückgehn in der Kunst so auffallend sichtbar, als in der Versification. Vergeblich suchen wir in diesem Gedichte den harmonischen Fluß der Verse, welcher in vielen Stellen des Alfonso dem Ohre schmeichelt. Ueberall herrscht die unverkennbarste Nachlässigkeit. Es scheint, daß sich Herr M. eine gewisse Fertigkeit Reime zu finden erworben und darüber den Gebrauch der Feile vergessen hat. Aber nicht die Mühlosigkeit, mit welcher Verse geschrieben werden, sondern die, mit der sie geschrieben scheinen, giebt einem Gedichte Anspruch auf äußere Vollkommenheit. Le seul moyen de faire des vers faciles, c'est de les faire difficilement.

Wir werden weiter unten Gelegenheit nehmen, von der Sprache in diesem Gedichte zu reden. Sie ist in vieler Rücksicht so fehlerhaft, daß wir ohne Uebertreibung behaupten können, in den ersten Gesängen vorzüglich, keine Stanze gefunden zu haben, in welcher die Kritik, auch ohne eben eine übertriebene Strenge zu zeigen, nicht eine oder mehrere Vergehungen zu rügen fände. Den Bemerkungen über das Detail aber wollen wir den Inhalt des Gedichts und eine kurze Beurtheilung der Handlung vorausgehn lassen.

Erster Gesang. Graf Rudolf von Wetterstein hatte eines Tages seine Söhne im Walde meuchelmörderischer Weise ermordet und einen Dolch in

in ihrer Brust gefunden, der mit dem Namen seines Freundes Wilhelm bezeichnet war. Seinen Schmerz zu zerstreuen, zog er mit Kaiser Conrad nach dem Orient. Er erreicht seinen Zweck, und kehrt nach Hause zurück, wo er seine Gemahlinn und seine Tochter Cordelia gelassen hatte. Nur diese findet er noch; denn ihre Mutter war kurz vor seiner Rückkehr an Gift gestorben. Nun wünscht der einsame Greiß, seine Tochter an einen wackern Mann verheyrathet zu sehn. Er macht sie aufmerksam auf Graf Adelbert den Wilden, dem er vieles verdankt. Doch läßt er ihr die Wahl frey, unter der Bedingung: daß sie keinen Feind seines Hauses wählt. Als er sich eines Abends mit ihr über diesen Gegenstand besprochen hat, meldet man ihm einen fremden Ritter in schwarzer Rüstung, auf dessen Schild man eine Wolkenhand erblickt

Bereit
Ihr Eisen in ein schwarzes Herz zu stoßen.
Das dunkle Bild umfließt, in großen
Und goldnen Zügen, dieß geheime Schreckenswort:
Sie trift gewiß und straft den Meuchelmord.

Dieser Ritter giebt zu verstehn, daß der Mörder von Rudolfs Kindern auch gegen ihn eine schwere Schuld gewirkt habe; daß ihm eine fürchterliche Rache drohe; und zu gleicher Zeit, daß sich Rudolf in der Person seines Feindes irre. Nach diesen Aeußerungen, auf die indeß der Graf weit weniger achtet, als man erwarten sollte, erzählt der schwarze Ritter, wie sich Adelbert der Wilde bey dem Hoflager

leger des Kaisers ein neues Verdienst um Rudolf gemacht, indem er ihn gegen die verläumderische Anklage eines fremden Ritters vertheidigt, diesen besiegt und zum Widerrufe gezwungen hat. Zweyter Gesang. Graf Rudolf hatte bey der Ankunft des schwarzen Ritters seine Tochter nach einem benachbarten Nonnenkloster geschickt, um daselbst ihre Andacht zu haben. Der Dichter benutzt diesen Gang, um uns erfahren zu lassen, daß Cordelia den Sohn Wilhelms, Karl von Hoheneichen, liebt, daß ihr Vater diesen Karl um seiner Herkunft willen haßt, und daß ihn Gregor, der Abt des Klosters von St. Veit, in diesem Hasse bestärkt. Während Cordelia dieses ihrer Begleiterinn Berta vertraut, kömmt Graf Adelbert herangeritten. Er ist im Begriff, einen Besuch auf Wetterstein zu machen, und ergreift die Gelegenheit, Cordelien im Vorbeygehn sein Herz auf eine sehr feyerliche und dringende Art anzutragen. Während dieser Liebeserklärung vergißt er sich und den Anstand:

Die Wangen hoch geröthet,
Im Auge Durst nach Lust, von Leidenschaft
Die Muskeln angeschwellt, beraubt der edlern Kraft,
Die das Vergehn im Busen tödtet,
Eh' es zu Thaten reift, — umschlingt er, ohne Zucht
Und Biedersinn, die Reize keuscher Jugend
Mit kühnem Arm, und wehrt der frommen Tugend,
Die nicht mit Wollust kämpft, die Flucht.

Cordelia ist indeß so glücklich, sich aus dieser herzhaften Umarmung loszuwinden und ihr Liebhaber setzt seinen Weg niedergeschlagen fort. Er kömmt

 auf

auf Rudolfs Burg an und trift ihn noch mit seinem Gaste beym Wein. Der alte Graf nimmt ihn mit herzlicher Freude und Dankbarkeit auf und trägt ihm seine Tochter an. Während dieses auf Wetterstein vorgeht, wird Cordelia und ihre Begleiterinn aus einem Hinterhalt angegriffen und entführt. Glücklicherweise ist der Retter nicht weit entfernt. Karl von Hoheneichen hatte sich an demselben Tage aufgemacht, um nach Wetterstein zu ziehn und sich mit Rudolf auszusöhnen. Er hatte vor kurzen von seinem ehemaligen Lehrer, dem Eremiten Bruno, erfahren, daß niemand anders als der Abt Gregor der Mörder von Rudolfs Söhnen und der Vergifter seiner Gemahlinn ist; daß dieser seinem Vater Wilhelm den Mord fälschlich aufgebürdet, ihn gefangen gehalten, die Acht gegen ihn ausgewirkt und endlich unter einer eidlichen Verpflichtung nach Palästina geschickt habe; daß dieser nemliche Bösewicht Cordelien schon seit mehrern Jahren liebt, und mit Planen umgeht, sie zu entführen. Gerade in dem Augenblick, da der Raub vollbracht ist, kömmt Karl in dem Walde an. Er greift die Räuber seiner Geliebten an. Ein Pfeilschuß verwundet sein Pferd, er bleibt zurück und sieht Cordelien wegführen. Nichts scheint ihm jetzt wichtiger, als seinen ersten Weg fortzusetzen, und dem Grafen von dem Schicksale seiner Tochter Nachricht zu geben. Dritter Gesang. Gregor, von dem wir hier beyläufig erfahren, daß er es war, der den Verläumder anstiftete, welchen Adelbert an Conrads Hofe besiegte, und daß alle seine Ränke dahin abzielen: Rudolfs

Wer-

Vermögen der Kirche zuzuwenden — Gregor erhält die Nachricht von Cordeliens Entführung und Karls Widerstand, vermuthet aus einigen Worten, die dieser im Kampfe fallen ließ, daß er von seinen Planen unterrichtet sey und ihm gefährlich werden könne, beschließt den Umstand zu nutzen, und sendet eilig einen Bothen nach Wetterstein, um zu melden, daß Karl von Hoheneichen Cordelien habe entführen wollen, seine Vorsicht und Klugheit habe sie den Händen des Räubers entrissen. Auch Cordelien bringt er diese Meinung bey, und räth ihr, sich den Gefahren der Welt zu entziehn. Dabey vergißt er seine Rolle ein wenig

Hält sie mit Satyrwuth umfangen,
Schmiegt sich dem süßen Widerstand
Des Busens lüstern an; es glüht der Lippen Brand
In einem frechen Kuß auf ihren keuschen Wangen.

Nachdem sich aber Cordelia auch von dieser gefährlichen Umarmung losgemacht hat, kehrt sie nach Wetterstein zurück, wo der Bothe des Abts schon vorher angekommen war. Die Nachricht von dem Raube hatte die versammelten Ritter heftig empört, aber der fremde Unbekannte — der kein andrer ist als Wilhelm von Hoheneichen — nimmt sich Karls an und verläßt in aller Eile das Schloß. Rudolf benutzt Cordeliens Rührung und Adelberts Anwesenheit, sie um die Erfüllung eines Versprechens zu bitten, das er dem Ritter in der Fülle seiner Dankbarkeit gegeben hatte. Die Tochter zaudert, der Vater zürnt, und nun wirft sich Cordelia ihrem Liebhaber in die Arme,

Sie schmiegt sich selbst dem kühnen Arm
Des Jünglings fester an; ihr Athem weht ihn warm
Und duftend an, wie junges Frühlingsleben,
Und seine glühnden Lippen beben
Auf ihrem Rosenmund, im Ersten Rausch der Lust,
Und durch den Panzer fühlt sein pochend Herz das Streben
Und Wogen ihrer keuschen Brust.

Aus dieser Umarmung, der dritten in dem nemlichen Abend, wird sie auf eine schreckliche Art geweckt. Karl, der sich, wie man sieht, etwas zu lange unterwegs aufgehalten hat, erscheint am Thore und meldet Cordeliens Entführung. Cordelia hört seinen Namen

Ein schwerer Seufzer bricht durch ihre blasse Lippe:
O! Gott, mein Karl, ich bin verlohren! —

Aus diesen Worten, mit denen Cordelie wahrscheinlich nicht recht weiß, was sie sagen will, schließt doch Adelbert wenigstens so viel, daß der Ritter am Thore nicht von Cordelien gehaßt wird und

Mit Blicken voller Zorn, das Haar gesträubt und bleich,
Reißt er sich los von ihr, faßt Schild und Schwert und brüllet,
Daß seine Wuth die ganze Burg erfüllet.

So eilt er hinab, greift seinen Nebenbuhler an und beyde fechten geraume Zeit beym Fackelschein, bis Berta den Einfall hat, die Fackeln den Knappen aus der Hand zu reißen und sie auszulöschen. Adelbert reitet davon und Karl, der noch einmal einge-

eingelassen zu werden verlangt, wird als ein Ehrvergeßner und Mädchenräuber abgewiesen. Vierter Gesang. Unterdessen beschäftiget sich Gregor mit einem Plan, Karl von Hoheneichen ermorden zu lassen, und gewinnt durch eine geheimnißvolle Operation einen von Rudolfs Edelknaben, Veit, zu dieser That. Karl kehrt in die Bauernhütte zurück, die er seit der Aechtung seines Vaters bewohnt, und findet hier den schwarzen Ritter, seinen Vater, der ihn mit der Geschichte seiner Abentheuer unterhält. Gregor hatte ihm seine Gemahlinn geraubt und ihn selbst gefangen genommen. Nachdem er ihn acht Jahre in dem dunkeln Kerker der Abtey hatte schmachten lassen, entließ er ihn unter der Bedingung, als Pilger nach Palästina zu ziehn und unter den Fahnen der Streiter Christi zu fechten. Ein neues Abentheuer bringt ihn zu Sidon in Gefangenschaft, in welcher er sieben Jahre bleibt. Hierauf erfüllt er seinen Eid, streitet für die Kirche, und erhält von dem Pabste, dem er den ganzen Zusammenhang von Gregors Bosheiten entdeckt, die Absolution, unter der Bedingung, die Unthaten desselben nicht bekannt zu machen. Als er nach Deutschland zurückkömmt, erfährt er, daß seine Tochter Mathilde, die zugleich mit ihrer Mutter geraubt und von Wilhelm für todt gehalten worden war, noch lebt und von dem Abte zu allen Buhlerkünsten erzogen worden ist. Nach dieser Entdeckung hat er dem Bösewicht Rache geschworen. Für jetzt verläßt er seinen Sohn, um einen alten Freund, den Ritter Teobald (Theobald) aufzusuchen und ihn um

Bey-

Beystand gegen den Abt zu bitten. Fünfter Gesang. Nachdem sich Graf Adelbert in derselben Nacht vergebens bemüht hat, seine Verzweiflung zu bekämpfen, entschließt er sich, den Tod unter einem fremden Himmel aufzusuchen und nach Palästina zu ziehn. Cordelien setzt er durch einen Schenkungsbrief in den Besitz aller seiner Güter. So verläßt er seine Heimath, nachdem er sich vorher mit Karl von Hoheneichen ausgesöhnt hat. Graf Rudolf hat indeß von seiner Tochter das Geständniß ihrer Liebe erhalten und sie im Zorn in das Rüstgewölbe hinabgestoßen. Karl erhält hievon Nachricht und beschließt von neuem den Grafen, es koste was es wolle, aus seinem Irrthum zu reißen, vorher aber sich mit Cordelien zu besprechen. Gegen Abend kömmt er als Pilger auf das Schloß und steigt durch ein Gitterfenster in das Rüstgewölbe hinab. Cordelia wird vor Schrecken ohnmächtig. Umsonst bemüht sich Karl sie ins Leben zurückzurufen:

> Er legt auf einen Stein das holde Mädchen nieder;
> Enthüllet ihre Brust und lößt mit scheuer Hand
> Das jungfräuliche Nachtgewand:
> So kreißt das Blut, so schlägt das Leben freyer,
> Und er verbirgt sein Aug in ihren keuschen Schleyer.

Während dieser Situation naht sich Graf Rudolf dem Gefängnisse. Karl versucht zu entfliehn; der Strick, an welchem er sich herabgelassen hatte, zerreißt. Was bleibt ihm übrig? Noch ein Gedanke strahlt: o könnt' er sich verstecken! und glückli-

cher Weise erblickt er nun eine Fallthüre. Er öfnet sie und springt hinab. Cordelia hatte sich unterdeß wieder erhohlt. Ihr Vater hatte so eben Adelberts Schreiben und Schenkungsbrief erhalten; sein Zorn ist von neuem rege geworden; er ist im Begriff Cordelien zu fluchen; aber diese weiß ihn zu besänftigen, und da sie ihren Karl nirgends sieht, ruft sie aus

Ich liebe Graf Adelbert,
Ich lieb' ihn; Vater, gebt ihm meine Hand, — mein Herz!

Sie ermuntert ihn sogar, den fliehenden Grafen nachzureiten und ihn zu ihr zurückzubringen. Rudolf entfernt sich. Cordelia und Berta suchen nun den Ritter von Hoheneichen auf. Sie öfnen die Fallthüre, sie rufen; keine Antwort kommt zurück. Endlich steigen sie hinab und finden ihn todt auf den Stufen. Cordelia erblaßt; aber Berta hohlt ihren Liebhaber, den Edelknaben Veit, herbey, um den Leichnam wegzuschaffen. Dieser erkennt den Eichenritter, und dankt dem Himmel, der ihn des aufgetragenen Mordes überhoben hat. Aber kaum fühlt der Todte die freye Luft, als er ins Leben zurückkehrt. Veit kann sich nun nicht entschließen, ihn zu ermorden, sondern eilt nach der Abtey, sich bey Gregor Raths zu erholen, dem er den ganzen Verlauf der Sache erzählt. Dieser entwirft sogleich einen Plan

Cordelien noch heute zu besitzen

befiehlt dem Knappen, sich Karls sogleich zu bemächtigen, ihn in die Abtey zu bringen, und Cordelien zu melden, daß ihm ein unbekannter Ritter den Leichnam Karls abgenommen und zu begraben versprochen habe. Der Anschlag gelingt und Karl wird in das Gefängniß der Abtey gebracht. Sechster Ges. Zu derselben Zeit trift den zweyten Liebhaber Cordeliens ein gleiches Schicksal. Ein übermüthiger Ritter, Balduin, hatte ihn zum Zweykampf gezwungen und er hatte seinen Gegner erlegt. Von Wunden entkräftet, kehrt er in der nächstgelegnen Burg ein, wo er freundlich aufgenommen, verbunden und gepflegt wird. In der Nacht aber wird er ergriffen, gefesselt und in ein tiefes Gefängniß gestürzt. Der Herr der Burg war nemlich des ermordeten Balduins Vater. In der folgenden Nacht schleicht sich Gregor, der den Grafen Rudolf entfernt weiß, auf die Burg, dringt in Cordeliens Schlafkammer ein und giebt sich bey ihr für denselben Ritter aus, dem Veit den Leichnam Karls überliefert habe. Er verspricht ihr Geheimniß zu verschweigen, wenn sie ihm die letzte Gunst zugesteht.

> Das Schlimmste, was erfolgt, macht das geweihte Band
> Der Ehe wieder gut. —
> Nun Engel! nimm mich auf an deiner Schwanen Brust!

Cordelia entschlüpft unter Begünstigung der Dunkelheit aus ihrem Bette, und verbirgt sich in einem anstoßenden Zimmer. Gregor tappt umher und ergreift

ergreift die Zofe. Diese wird zur Unzeit ohnmächtig.

Mit einem Schrey der Angst und ohne Leben sinkt
Sie selbst in des Verbrechers Arme,
Der sie, getäuscht, mit Satyrwuth umschlingt,
Und im Triumph zum Bett der Schande bringt.

Vergebens ruft der Dichter ihm zu, daß er auf einer Todten schwelge; das Ungeheuer ist taub und büßt seine Lust. — In der Abtey wird zu derselben Zeit der Grund zu einer neuen Unthat gelegt. Die Beyschläferinn des Abtes, Uda, Wilhelms von Hoheneichen Tochter, beschließt die Abwesenheit des Abtes zu benutzen und unter Karls Schutz zu entfliehn. Die Schlüssel zum Gefängnisse befinden sich in ihrer Hand und sie macht sich in einem sittsamen Gewand auf den Weg. Siebenter Gesang. Uda erscheint dem gefangenen Ritter, dessen Liebe sie zu gewinnen sucht, als ein hülfreicher Engel. Sie täuscht ihn mit einem künstlichen Roman, in welchem sie ihm offenherzig sagt, daß sie ihn liebt, daß sie viel um ihn gelitten, daß Gregor sie aus einem Kloster geraubt hat und ihrer Tugend nachstrebe. Er habe ihr schon mit dem Tode gedroht, und um seine Rache desto sichrer zu reizen, wolle sie ihn, den Ritter, befreyn, und im Gefängnisse zurückbleiben. Während dieser Gespräche verstreicht die Zeit und Uda verspricht in der folgenden Nacht wiederzukommen. Ihre Schönheit und ihre Erzählung haben einen tiefen Stachel in der Brust des Ritters zurückgelassen, der nach einem

lan-

langen — und zugleich etwas langweiligen — Kampfe mit sich selbst, Cordelien schon untreu zu werden anfängt. In der folgenden Nacht erscheint Uda von neuem in einem verführerischen Anzug

Ihr Kleid umdämmert nur
Was jeder Schritt, die leiseste Bewegung
In runder Fülle zeigt, bald lieblich schwellend bläht,
Und bald im Faltenwurf dem kühnen Blick verräth.
Man sähe selbst des Herzens kleinste Regung.

Noch ist es nicht Zeit zu fliehn; aber die nächsten Tage wird der Abt auf Rudolfs Burg zubringen, um Cordeliens Hochzeit mit Graf Adelbert zu feyern. Diese hingeworfene Nachricht entscheidet Udas Sieg in Karls Herzen, und als diese in der dritten Nacht wiederkömmt und seine Ketten lößt, gesteht er ihr seine Liebe und eine feurige Umarmung versiegelt ihren Bund

— Stumm genießen sie, verschlungen und umwunden,
Des Himmels Seeligkeit viel wonnige Secunden,
Bis Uda so beginnt: Mein Karl, nun bist du mein! —
Dein! girrt der trunkne Mann: so wie du: süßes Mädchen,
Durch diesen Kuß auf ewig mein!
Uns knüpft ein festes Band und bis die letzten Fädchen
Von unsern Leben reißen, sey
Wie heut, uns dieser Kuß stets wonnereich und neu.

Uda, um ihrer Sache noch mehr gewiß zu seyn, fragt den Ritter: ob er ihr auch nie untreu werden und

und sich dieser Kuß nie in einen Dolch verwandeln werde? nimmt ihm auch endlich einen Eid der Treue ab. Endlich verlassen sie die Abtey in Pilgerkleidung und nehmen ihren Weg gen Franken zum Ritter Theobald, wo Karl seinen Vater zu finden hofft. Achter Gesang. Vergeblich ist Graf Rudolf nach Adelbert umhergeritten; doch hofft er, daß er sich noch irgendwo in der umliegenden Gegend aufhalten soll. Er sendet also Boten aus, welche bekannt machen sollen, daß er zu einer bestimmten Zeit ein Turnier auf seiner Burg halten, und dem Sieger mit Schwert, Kolbe und Lanze seine Tochter zur Belohnung geben will. So hofft er den flüchtigen Grafen zurückzuziehn; wo nicht, so hat er doch seine Pflicht gethan und für seine Tochter gesorgt. — Adelbert hatte nun zwey Nächte und einen Tag auf einem eisernen Roste zugebracht, als Conradin, Balduins Bruder, ein edler Mann, seine Befreyung unternimmt. Die beyden Ritter knüpfen eine feste Freundschaft, und Conradin bringt den geretteten Adelbert zu dem Eremiten Bruno, (den wir schon aus dem zweyten Gesange kennen,) um ihn da von seinen Wunden heilen zu lassen. Hier verläßt ihn der Dichter, um sich nach Cordelien umzusehn, die auf Bertas Kosten der Gefahr entgangen war. Sie beschließt den Schleyer zu nehmen; verläßt ihre kranke Freundinn und begiebt sich nach dem Kloster, wo sie selbst aufgenommen wird und um Bertas Aufnahme bittet. Die letztere erhält einen Besuch von dem Abte, der nun erfährt, daß er sich in der

Person geirrt hatte. Indessen gilt ihm dieses gleichviel

— Heimlich jauchzt' er: Gut, das Veilchen brach ich doch,
Und auch die Rose blüht für meine Sehnsucht noch.

Ein neuer Plan wird geschmiedet, sie aus dem Kloster zu stehlen. Gegen Abend kömmt ein Bote zu Cordelien, welcher einen Brief, angeblich von ihrem Vater, überbringt, durch den sie die Erlaubniß erhält, sich dem Klosterstande zu widmen. Doch soll sie noch einmal zu ihrem Vater zurückkehren. Cordelia, welche die Hand ihres Vaters wahrscheinlich nie gesehen hat, folgt der Einladung, steigt in den ihr zugeschickten Wagen und wird — in die Abtey gebracht. Hier bemerkt sie erst, daß sie entführt sey, und das Zimmer, in das sie gebracht wird, mit wollüstigen Schildereyen angefüllt, setzt sie in große Bangigkeit. Ihr Verdacht fällt zuerst auf den unbekannten Ritter, von dem sie in der verfloßnen Nacht einen Besuch erhalten hatte, und ein Diener des Abts bestärkt sie in dieser Vermuthung. Die Nacht verstreicht ohne weiteres Abentheuer; und den andern Morgen erhält Cordelia einen Brief von ihrem Entführer, der sie wegen seiner raschen That um Verzeihung bittet. Sie wirft ihn mit Verachtung weg und der Ueberbringer droht

Du bist in dieser Wohnung,
Wo manche Spröde schon am Feu'r der Liebe schmolz,
In meines Herrn Gewalt. Ich würde dich beklagen

Erführst auch du, was hier schon manche schöne Magd
Erfahren hat: daß Lieb' und Mannkraft alles wagt.

Neunter Gesang. Die Absicht Gregors, Cordeliens Gunst in der nächsten Nacht zu erzwingen, war durch Uda verhindert worden, die, um ihre Flucht zu bewerkstelligen, den Abt und seine vertrauten Mönche mit einem Schlaftrunke zu Bette geschickt hatte. Beym Erwachen vernimmt er ihre Flucht. Seine Absicht ist, sie mit dem Ritter ungehindert ziehn zu lassen.

Der Mädchenräuber wird vor unsrer Rache fliehn,
So wie wir seinen Zorn vielleicht geflohen hätten,
Und Uda hält ihn fest in ihren Zauberketten.

Sein Schirmvogt Golo, der Diener seiner Bosheiten, ist andrer Meinung, und begehrt den Flüchtlingen nachzusetzen, weil er diese Gelegenheit benutzen zu können glaubt, sich Udas zu bemächtigen, in die er heimlich verliebt ist. Nun sollte man zwar glauben, daß er ihr auch heimlich nachreiten werde, aber er ist so gewissenhaft, es dem Abte vorher zu sagen. Auch sorgt das Schicksal überdieß, daß ihm sein Plan mißlingt. Die Flüchtigen kommen nemlich in einen Wald und werden von einem Gewitter überfallen. In der Ferne zeigt sich eine Jägerhütte und Uda, die einen Anschlag auf Karls Tugend gemacht hat, führt ihren Geliebten dahin

Wo sie gesonnen ist, durch Wollust zu erkaufen,
Was, ohne Dank, ihr schon die Liebe gab.

Ihr Anschlag gelingt.

> Noch schwimmt das frohe Paar in Meeren von Gefühlen,
> Entzückt, berauscht, und fern vom Strand
> Der ruh'gen Nüchternheit; da muß des Jünglings Hand
> Bey losen, wollustvollen Spielen,
> Von ungefähr ein Bild auf Udas Busen fühlen,

Er erkennt in diesem Bilde die Gestalt seiner Mutter, und enthüllt das Geheimniß, daß Uda seine Schwester ist. Das ganze Gewebe ihrer List wird entdeckt. Von Zorn und Verzweiflung hingerissen stößt er einen Dolch in ihre Brust und irrt hinaus in den Wald. Hier sieht er seinen Vater mit einer Schaar bewafneter Männer vorüberziehn, ohne von ihm bemerkt zu werden. Ein Knappe kömmt allein in einiger Entfernung nach; diesem sagt er, daß Wilhelms Tochter in der Jägerhütte ermordet liege. Um diese Zeit trift der Schirmvogt Golo in der Hütte ein und findet die ermordete Uda. Ihm auf dem Fuße folgt Wilhelm nach, der in Golo den Bösewicht erkennt, durch welchen seine Gemahlinn und Tochter dem Abte zugeführt worden waren. In der Meinung, daß er der Mörder Udas sey, stößt er ihm sein Schwert in die Brust. Der Sterbende findet für gut anzuzeigen, daß sich Cordelia in der Abtey und jeden Augenblick in der Gefahr befindet, als ein Opfer der Lüste Gregors zu fallen. Die Ritter eilen davon und der an Leib und Seele kranke Karl kehrt in die Hütte zurück,

zurück, deren menschenfreundlicher Bewohner ihn verpflegt. — Hier verläßt ihn der Dichter und führt seine Leser auf Rudolfs Burg. Mit Erstaunen hatte der Graf Cordeliens Flucht in das Kloster gehört. Die kranke Berta erklärt ihm diesen Entschluß, indem sie ihm die Vorfälle der vorigen Tage, von Karls Besuche in der Rüstkammer an, im Zusammenhange erzählt. Während sie mit dieser Erzählung beschäftigt ist, tritt Veit herein, mit Blut und Wunden bedeckt. Der Abt hatte ihm einen entfernten Auftrag gegeben und ihm von Meuchelmördern auflauern lassen. Er schlug sich glücklich durch und erfährt von einem der sterbenden Mörder die schändlichen Absichten Gregors. Jetzt entdeckt sich auch, daß niemand als Gregor es war, dem Berta ihr Unglück verdankt, und daß Veit die Schuld dieses Unglücks trägt, weil er dem Abte einen geheimen Gang nach der Burg geöffnet hatte. Nach allen diesen Entdeckungen erscheint ein Bote des schwarzen Ritters mit der Nachricht, daß sich Cordelia in der Abtey befinde und daß Rudolf aufsitzen möge. Zehnter Gesang. Gregor erhält durch einen ihm zugethanen Knecht von Wetterstein Nachricht von den Bewegungen auf der Burg und daß man das Kloster mit Fehde überziehn wolle. Er macht sich auf diesen Angriff gefaßt, ermordet den Knecht und stellt sich der einbrechenden Ritterschaar mit der Monstranz in der Hand entgegen. Er beschuldigt den ermordeten Knecht aller der Vergehungen, um derentwillen man ihn zur Rede setzen will, giebt vor, Cordelien aus seinen Händen ge-

rettet zu haben, und spricht über ihren Vater, als einen Kirchenräuber, den Bann aus. Auf Cordeliens Bitten verwandelt er diesen Fluch in einen Befehl nach Palästina zu gehn, Cordelien in ein Kloster zu schicken und sein Vermögen der Kirche zu vermachen. In dem Augenblick, wo Rudolf sich durch einen Eid zu dieser Pönitenz verbindlich machen will, rückt der schwarze Ritter in die Abtey ein. Er kündigt dem Abte an, daß er ein Blutgericht über ihn halten wolle. Dieser reißt einem Knappen das Schwert aus der Scheide, den schwarzen Ritter heimtückisch zu ermorden. Der Streich mislingt und ein Schlag des Ritters streckt den Meuchelmörder zu Boden. Der Knecht, welchen Gregor ermordet zu haben glaubte, hatte sich schon vorher wieder erhohlt, und entdeckt noch einige von des Abts Schandthaten. Durch seine Bekenntnisse wird Rudolf von der Unschuld Wilhelms von Hoheneichen und seines Sohnes überzeugt. Der schwarze Ritter erklärt nun, daß er dieser Wilhelm ist. Rudolf söhnt sich mit ihm aus. Ein Knappe, welchen Wilhelm ausgeschickt hatte, Nachrichten von seinem Sohne einzuziehn, kömmt jetzt mit der Nachricht zurück, daß Karl der Mörder seiner Schwester gewesen sey. Der gebeugte Greiß faßt den Entschluß, sich der Welt zu entziehn; läßt seinem Sohne befehlen, sein Vergehn durch einen Zug nach Palästina abzubüßen, besteigt sein Roß und verschwindet

Und keiner hat ihn mehr dießeits der Gruft gesehn.

Fast

Fast so schnell wie der Vater verschwindet auch der Sohn aus der Handlung. Veit empfängt den Ritterschlag und zieht, nachdem Berta den Schleyer genommen, nach Palästina. In Marseille findet er Karln als Pilger. Sie stiften einen Freundschaftsbund, setzen ihre Reise gemeinschaftlich fort und sterben, wie spätere Nachrichten sagten, als Streiter Christi in Asien. Cordelie ist indeß von ihrer Liebe zu Karl genesen und fängt an ernstlich an Adelbert zu denken

In ihrer Brust erwacht ein süßes banges Sehnen
Nach Adelbert, der fern, so wähnt sie, traurig irrt,
Dieß nährt sie, bis es wächst, und heimlich Liebe
wird.
Und immer trägt sie nun des Ritters theure Binde,
Und öfter weilt darauf ihr zärtlich trüber Blick.:
»Bringt meine Seufzer ihm ihr holden Abendwinde,«
So flüstert dann ihr Mund, »und führt mir ihn
zurück.«

Eilfter Gesang. Adelbert wurde während dieser Vorfälle in Brumos Hütte von seinen Wunden geheilt. Geraume Zeit wartet er auf Conradins Wiederkehr. Dieser war als der Befreyer Adelberts entdeckt worden und seine wüthende Mutter hatte ihm eine gefährliche Wunde beygebracht. Nun ist er geheilt und kehrt zu seinem Freunde zurück. Nur eines bekümmert ihn, daß seine Krankheit ihn der erforderlichen Stärke beraubt hat, um sich auf einem bevorstehenden Turniere einzustellen. Adelbert verspricht ihm, sich an seiner Stelle zu

 schla-

schlagen, und erfährt zu spät von seinem entzückten Freunde, daß von dem Turniere die Rede ist, bey welchem Rudolf seine Tochter dem Stärksten übergeben will. Conradin ist seit sechs Monaten in Cordelien verliebt und hofft sie durch den Arm seines Freundes zu gewinnen. Adelbert verbirgt seinem Freunde den Kampf, den ihm diese Nachricht und sein, unbesonnener Weise gethanes, Versprechen kostet. Die Zeit zum Turniere ist da, und die beyden Freunde treffen an dem bestimmten Orte ein, wo die Feyerlichkeit schon ihren Anfang genommen hatte. Drey Ausländer haben bis jetzt über die deutschen Ritter gesiegt. Conradin erscheint mit blendender Pracht und fürstlichen Geschenken an Rudolfs Hof. Auch Adelbert sieht, verkleidet und unter die Knappen gemischt, seine Geliebte, erfährt von einem Diener das Schicksal Karls und Cordeliens Liebe zu ihm selbst. Ein seltsames Gefühl bemächtigt sich bey dieser Erzählung des verkleideten Ritters:

Hier stürzt der trunkne Mann in Meere von Entzücken;
Zusammenrauscht die Wonnefluth,
Verzehrend brennt der Wogen süße Gluth
Und droht sein Herz im Abgrund zu ersticken!

Zwölfter Gesang. Nach neuen innern Kämpfen bleibt Adelbert dennoch fest bey seinem Entschluß, an seines Freundes Stelle zu streiten, ihm Cordelien zu gewinnen und dann zu sterben. Er betritt den Kampfplatz in Conradins Rüstung, besiegt die drey fremden Ritter, welche bis dahin obgesiegt hatten,

hatten, vertauscht dann schnell mit seinem Freunde die Kleider und überläßt diesem den Dank. Conradin erfährt, mitten im Taumel seines Glücks, daß Adelbert ältere Ansprüche auf Cordelien hat, und daß ihn Cordelia liebt. Von Bewunderung gegen die Großmuth seines Freundes durchdrungen, eilt er in sein Zelt zurück und findet hier den Grafen, in tiefes Nachdenken versunken, mit einem Dolch in der Hand. Er beschwört ihn, die Schranken noch einmal für ihn zu betreten. Adelbert verspricht es und Conradin eilt ohne weitere Erklärung davon. Jener rüstet sich, und findet auf dem Kampfplatze einen grünen Ritter. Beym Lanzenbrechen wird der letztere besiegt, indem er absichtlich seine Lanze vor Adelbert vorbey lenkt. Dieses Verfahren erbittert den Grafen. Er verlangt Erklärung, und der Fremdling behauptet, daß er nicht Conradin, nicht der sey, für den er sich ausgebe. Adelbert muß sich zu erkennen geben. Auch der fremde Ritter nimmt den Helm vom Haupte und steht als Conradin vor der erstaunten Versammlung. Das Räthsel wird durch Conradins Erzählung gelößt, welcher Cordelien entsagt, und sie seinem Freunde und Sieger zuführt.

Wohl schwerlich dürfte einem unserer Leser das Mangelhafte dieses Plans verborgen geblieben seyn. Auch ist der Verfasser nicht gegen dasselbe blind gewesen, sondern er gesteht aufrichtig, daß ihn das Bestreben durch eine künstliche Verschlingung mannigfaltiger Begebenheiten und der Theilnahme an dem Schicksale der darinne verflochtnen

Personen, so wie durch die allmählige Entwickelung und Hinleitung der ganzen Aufmerksamkeit auf die Hauptperson, das Interesse der Leser zu erhöhn, in ein Labyrinth von Schwierigkeiten geführt habe, aus welchem er den Ausweg nicht so glücklich wie Theseus an Ariadnens Faden gefunden habe.

Es ist wohl nicht leicht zu verkennen, daß sich der Dichter durch eine ihm eigenthümliche Anlage der Handlung von der gemeinen Bahn der Romanenschreiber entfernen wollte. Nachdem man nun schon so oft gesehen hatte, daß die unzähligen Hindernisse, welche sich dem Wunsche zweyer Liebenden entgegensetzten, dennoch besiegt und der Weg zu dem Brautbette auf eine geschickte oder ungeschickte Art gefunden wurde, hat Herr M. versucht, das zärtliche Paar wirklich zu trennen, seine Liebe zu vernichten und am Ende doch noch mit einer Hochzeit zu schließen. Aber war es auch wohl der Mühe werth, die gebahnte Straße zu verlassen, um sich in ein Labyrinth von Schwierigkeiten zu stürzen, aus dem der Dichter selbst gesteht, den Ausweg nicht sonderlich glücklich gefunden zu haben? Das was in einem Gedichte vorzüglich und anhaltend reizt, ist zuverläßig nicht die Neuheit der Begebenheit, sondern die Neuheit der Behandlung. Mögen wir doch immerhin zum voraus wissen, daß der Dichter Mittel finden wird, die Hindernisse zu besiegen und das zärtliche Paar seinem Ziele zuzuführen; wenn er uns nur durch die geschickte Anwendung dieser Mittel unterhält; wenn er die Schwierigkeiten

ten nur natürlich genug entstehn läßt und sie ohne Zwang zu heben weiß.

Wie aber auch immer der Dichter die Handlung anordnen mag, so ist so viel gewiß, daß er uns das Bestreben der handelnden Personen nach einem gewissen Ziele so stark als möglich zeigen muß, wenn er uns bewegen will, seiner Führung willig und mit Theilnahme zu folgen. Jedes neue Hinderniß, welches sich der Erreichung des Zieles entgegensetzt, muß jenes Bestreben verstärken; und der Widerstand muß die wirkende Kraft so lange erhöhn, bis sie die Oberhand behält. Mit Recht spielt daher die Liebe unter allen Leidenschaften, welche in dem pragmatischen Gedichte zur Wirksamkeit kommen können, die vornehmste Rolle. Sie erregt nicht nur einen dem Dichter überaus günstigen sympathetischen Antheil an den Personen, welche von ihr beseelt sind, sondern sie ist zu gleicher Zeit eine der gewaltsamsten und unbesieglichsten Leidenschaften, weil sie sich auf ein Recht der Natur gründet, und sich schmeichelt, keiner andern Macht unterworfen zu seyn. Aber nur dann, wenn sie sich in einer ungewöhnlichen Stärke zeigt, wird sie ein Gegenstand der Poesie. Da wo sie einmal erscheint, muß sie die Seele des Ganzen seyn. Nur zwey Wege darf das liebende Paar kennen, Erreichung des Ziels oder Vernichtung ihres dermaligen Daseyns.

In dem vor uns liegenden Gedichte sind Karl und Cordelie eine geraume Zeit hindurch die Helden der Handlung. Die Feindschaft des Grafen gegen

den

der Liebhaber und die von ihm unterstützten Bewerbungen Adelberts legen der Erfüllung ihrer Wünsche zwey wichtige Hindernisse in den Weg. Um das erste zu heben, bedurfte es nur einer Aufklärung in Wilhelms Schicksalen, welche schon im ersten Gesange angekündigt wird; die zweyte wird durch Adelberts freywillige Entsagung aus dem Wege geräumt. Hätte nun der Dichter diesen Adelbert nicht zum Helden der Handlung und zu dem beglückten Liebhaber Cordeliens machen wollen, nachdem Karl ihr begünstigter Liebhaber gewesen war, so hätte die Handlung einen ganz natürlichen Gang nehmen können, bey welchem der Leser doch wahrscheinlich mehr, als bey der ungewöhnlichen Entwickelung, gewonnen hätte. Denn um diese hervorzubringen, hat sich der Dichter genöthigt gesehen, den Hauptfaden der Handlung abzubrechen; ein neues Gewebe anzulegen, und zwey ganz verschiedene Auflösungen zu veranstalten. Nach allem Aufwande von Kräften, welchen die Liebe Karls und Cordeliens gekostet hat, läuft die ganze Thätigkeit in Rücksicht auf die letztere auf nichts hinaus. Mit leichter Mühe giebt sie ihre erste Liebe auf; verliebt sich in den vorher verschmähten Adelbert, und heyrathet ihn endlich, nachdem ihr die Gefahr, ihn zu verlieren, wieder eben so vielen Kummer kostet, als ihr kurz vordem die Liebe zu Karl gekostet hatte. Durch diese Anlage ist die Einheit und Wahrscheinlichkeit der Handlung auf das gröblichste verletzt. Die heftige Leidenschaft, von der wir Cordelien beseelt sahen, wird zu einem fabelhaften Ge-

Gebäude, welches der Dichter schneller umstürzt, als er es aufgeführt hatte. Vier Zeilen sind ihm genug, Karls Andenken aus ihrem Herzen wegzuschwemmen. Zu der Zeit, sagt er, als Karl sein Vaterland verließ

war auch Cordelia
Von einer Leidenschaft, die sie so tief verwundet,
Durch alles, was geschehn, und was sie täglich sah,
Doch mehr durch Frömmigkeit und Tugend schon gesundet.

Dieses schnelle Genesen von einer so heftigen Liebe kündigt sich sogleich als ein Bedürfniß des Dichters an, der einen zweyten Liebhaber durch Cordeliens Hand zu beglücken hatte, und daher der Natur ihren Lauf nicht lassen durfte. Denn es ist offenbar, daß ihr, nach Karls Unfall, nichts als der Tod oder das Kloster übrig blieb, und daß sie eben so sehr für das Unglück ihres Liebhabers, als für die Vereitelung ihrer Hoffnungen zu büßen hatte. War es wohl der Mühe werth, so viele Kräfte aufzubieten, um ihre Wirkung so plötzlich verschwinden zu lassen? Wozu die Verwicklung von Begebenheiten, welche die Aussöhnung Rudolfs und Wilhelms bewirken, wenn diese Aussöhnung nicht dem Liebenden zu statten kommen soll, in Rücksicht auf welchen diese Handlung allein Interesse hat? Allein, so unglücklich ist die Anlage dieses Gedichts, daß, nachdem diese so mühsam vorbereitete Aussöhnung bewirkt ist, der Dichter nicht genug eilen kann, die Hauptpersonen bey Seite zu schaffen, und die, welche dem Tode entronnen sind, in entfernte Länder zu schicken.

schicken, oder auf eine andere Weise verschwinden zu lassen.

Nicht anders, als er gethan hat, hätte uns der Dichter das Betragen Cordeliens und ihrer Geliebten schildern müssen, wenn seine Absicht gewesen wäre, uns zu zeigen, wie man sich bey den großen Unfällen der Liebe vernünftig und gelassen bezeigen müsse. Denn daß Karl sein Unglück und seine Schande zu überleben vermag, ist eine Feigherzigkeit, welche ihm die Moral der Poesie niemals verzeihn wird, was auch immer ein wohlmeynender Moralist (X. 128 — 133.) zu seinem Lobe sagen mag. Und ganz gewiß würde dieselbe Verzweiflung, welche seinen Dolch gegen Udas Busen kehrte, ihn, nach dem Morde der Schwester, dem seinigen zugewandt haben, wenn nicht der Dichter seiner Zunge zur Aufklärung verschiedner Umstände noch einigemal bedurft hätte.

Udas Geschichte, welche einen so wichtigen Theil der ersten Handlung ausmacht, ist keinesweges so behandelt, daß sie die volle tragische Wirkung hervorbringen könnte, zu der sie so sehr geschickt war. Daß die Tochter Wilhelms und die Schwester Karls von Hoheneichen eine so gemeine Buhlerinn ist, beleidigt unser Gefühl auf eine ganz unnütze Weise, und entzieht der Catastrophe einen Theil ihrer Kraft. Wenn der Dichter im sechsten Gesange (95. St.) sagt:

Einst liebte sie den Abt, er ward von ihr geehrt;
Doch ihre Liebe starb, durch edeln Haß zerstört.

Sie

Sie flucht ihm nun, dem frechen Missethäter;
Der grobe Wollüstling empört
Selbst die Gefallene —

so zeigt er sich auf einem so guten Wege, daß man nun gar nicht begreift, warum er ihn so plötzlich verläßt. Wie viel würde diese ganze Begebenheit an Interesse gewonnen haben, wenn der Abscheu, welchen Uda gegen ihre bisherige Lebensart zu empfinden anfing, wirksamer geworden wäre und ihr Wesen veredelt hätte. Es war darum eben nicht nöthig, eine Heldinn aus ihr zu machen, aber es war noch weit unnöthiger, ihren Handlungen blos die Motive der Wollust unterzuschieben. Möchte doch immerhin Karls Unschuld in ihren Armen ersterben; aber um dieses zu bewerkstelligen, sind die Umstände, in welche wir ihn und seine Begleiterinn gesetzt sehn, vollkommen hinreichend. Was kann der Dichter für eine Absicht haben, sie so zu erniedrigen, daß sie absichtlich nach diesem Ziele strebt? daß sie mitten in einem furchtbaren Ungewitter an nichts weiter denkt? und ihren Geliebten, mitten in einem Strom von Regen, aus keinem andern Grund in die Jägerhütte führt, als um ihre Begierden zu befriedigen? Hätte der Dichter die Umstände wirken lassen, was sie konnten und mußten, so würden wir bey jedem Schritte gezittert haben, den die unglückliche, aber doch nicht verworfne Uda dem Laster von neuem entgegen thut; wir würden ihr unser Mitleiden so gerne geschenkt haben, wenn uns der Dichter nicht gezwungen hätte, sie in dem Innersten unsers Herzens zu verachten.

Aber

Aber diese Verachtung, könnte der Dichter antworten, war gerade mein Zweck. Je nichtswürdiger Uda erscheint, desto abscheulicher wird auch ihr Verführer Gregor dünken; und je tiefer Karl durch die Liebe zu einem solchen Geschöpfe sinkt, desto leichter wird es mir werden, die Liebe zu ihm aus Cordeliens Herzen auszurotten. Welche Kraft man aber auch immer Gründen dieser Art zugestehn mag, so sehn wir doch nicht, daß sie zu einer vollkommnen Rechtfertigung hinreichend wären. An dem Gemälde Gregors hatte der Dichter der häßlichen Farben schon so viele verschwendet, daß es dieses Zugs nicht bedurfte, um uns seine Abscheulichkeit fühlbar zu machen; und es leidet keinen Zweifel, daß Udas Verhältniß zu ihm um vieles interessanter geworden wäre, wenn sie sich, bey einem Reste von Tugend und moralischem Gefühle, seinen Umarmungen nur mit Widerwillen überlassen hätte. — Was aber das zweyte anbetrift, so war Karls Untreue und das Unglück, welches ihn gerade in den Armen seiner Schwester treulos an Cordelien machte, allein schon genug, die Liebe zu ihm und die Ansprüche auf seine Hand in dem Herzen seiner ersten Geliebten zu einem Verbrechen zu machen. Auf jeden Fall hätte, dem Gange der Natur nach, eine nagende Reue in ihrem Gemüthe zurückbleiben müssen, einem von dem Himmel selbst ausgezeichneten Verbrecher ihre Liebe geschenkt zu haben.

Wenn wir bey dieser Beschaffenheit des Gedichtes behaupten, daß es ihm an Interesse fehlt, so wird dieses wohl niemanden Wunder nehmen.

In

In den ersten zehn Gesängen würde dasselbe auf Karln fallen, wenn ihm nicht Adelbert zur Seite stände, der, bey der fehlerhaften Anlage des Ganzen, frühzeitig und mit einem gewissen Glanze eingeführt werden mußte. Unsere Aufmerksamkeit ist daher zwischen beyden vollkommen getheilt und nur in den zwey letzten Gesängen fällt sie auf Adelbert allein. Cordelia, welche sich bald dem einen, bald dem andern zuneigt, und den letztern eben so zärtlich liebt, als sey der erstere nie für sie auf der Welt gewesen, zieht uns nur äußerst wenig an, weil wir es wahrscheinlich finden, daß sie sich allenfalls in jedes andere Schicksal ergeben haben würde.

Von den zahlreichen Unwahrscheinlichkeiten in dem Laufe der Handlung wollen wir nur einige auszeichnen. Der Abt, welcher in den zehn ersten Gesängen eine so wichtige Rolle spielt, ist bey aller seiner Verschlagenheit und Uebung im Bösen das unvorsichtigste und inconsequenteste Geschöpf von der Welt. Dieses Ungeheuer, welches alle Weiber begehrt, und, um zu seinen Zwecke zu kommen, sich die fortgesetzten Bemühungen mehrerer Jahre nicht verdrüßen läßt; welchen kein Verbrechen zu groß dünkt, wenn die Befriedigung einer Lust oder die Sicherheit es zu fordern scheint; welcher endlich in der umliegenden Gegend für einen großen Heiligen gilt, man erfährt nicht warum und wodurch; hat seine innersten Gesinnungen einer Menge von Menschen anvertraut, so daß ihm bey jeder Gelegenheit ein Diener seiner Bosheit zu Gebothe steht, und jeden Augenblick bald dieser bald jener ihn verräth.

So wie nun diese Umstände es schon höchst unwahrscheinlich machen, daß er seine Rolle auch nur eine kurze Zeit habe spielen können, so wird alle Consequenz in dem Charakter selbst dadurch zerstört, daß er in gewissen Fällen eine ihm ganz unnatürliche Bedenklichkeit zeigt, den zweyten nothwendigen Schritt zu thun, wenn er den ersten willkührlichen Schritt einmal gethan hatte. Was mag ihn wohl abgehalten haben, den ihm so gefährlichen Karl von Hoheneichen aus dem Wege zu räumen, nachdem er ihn in seine Gewalt bekommen hatte? und aus welchem Grunde hat er den Vater desselben aus seinem Gefängnisse entlassen, in welchem er ihn sieben Jahre lang gefesselt gehalten hatte? Was den Dichter anbetrift, so wird er auf alles dieses wohl eine Antwort zu geben wissen. Denn was hätte wohl aus seinem Werke werden sollen, ohne diese Inconsequenz in dem Betragen des Abts? Er ist auch in der That einmal so aufrichtig zu gestehn, daß er für eine, ihm bequeme, Unbesonnenheit Gregors keinen Grund, als den Willen des Himmels anzuführen wisse. (X. Ges. 2. St.)

Sein treuster Knecht vernahm mit Freuden den Entschluß;
Er machte das Geräth zur Flucht im Stillen fertig
Und war zur Abendzeit des Aufbruchs schon gewärtig.
Der Abt allein, beherrscht von einer höhern Macht,
Verschob ihn, ohne Grund, bis auf die Mitternacht:
Da kam ihm ein Gerücht, das seine Kühnheit beugte,
Und eilende Gefahr auf seiner Ferse zeigte.

Die

Die Entdeckung der Geheimnisse Gregors wird auf eine höchst einförmige, und eben darum höchst unwahrscheinliche Weise bewirkt. Ein sterbender Mönch vertraut dem Eremiten Bruno, daß Gregor die Gemahlinn Wilhelms vergiftet habe; aus demselben Munde erfährt Wilhelm die nemlichen Dinge; ein sterbender Ritter verräth durch einige Worte, daß Gregor ihn angestellt habe, den Grafen Rudolf beym Kayser zu verleumden; ein sterbender Knecht bekennt dem Knappen Velt, daß Gregor ihn habe ermorden wollen; der sterbende Oolo meldet Cordeliens Entführung und Aufenthalt in der Abtey; ein sterbender Knappe erzählt endlich diejenigen Umstände, welche die Aussöhnung Rudolfs und Wilhelms zu Stande bringen. Eine solche Wiederhohlung ein und desselben Mittels zeigt fürwahr nur eine geringe Fruchtbarkeit der Imagination. Auch der Gebrauch des Bildes bey der Entdeckung, welche Karl in der Jägerhütte macht, gehört nicht nur zu den abgenutzten Erfindungen, sondern sie ist auch noch überdieses auf das unwahrscheinlichste eingeleitet. Wer kann glauben, daß Gregor, welcher die Tochter Wilhelms in einer gänzlichen Unbekanntschaft mit ihrer Herkunft erziehen ließ, und ihr deshalb alles nahm, was sie besaß, gerade das Bild ihrer Mutter in ihren Händen gelassen haben wird, durch welches sie am zuverlässigsten erkannt, und er am zuverlässigsten verrathen werden konnte?

Die Symmetrie, welche der Dichter in einigen Begebenheiten angebracht hat, ist zur Beförderung

der Wahrscheinlichkeit eben auch nicht sonderlich geschickt. An einem Abend und auf einem Spaziergange läuft Cordelia ihren drey Liebhabern der Reihe nach in die Hände, und kaum ist Adelbert fortgeschickt, so ist Karl bey der Hand. In einer Nacht werden diese beyden Ritter an verschiedenen Orten zu Gefangenen gemacht und fast um dieselbe Zeit, der eine durch einen zärtlichen Freund, der andere durch ein reizendes Mädchen befreyt.

Vieles wird durch ein unerwartetes Zusammentreffen der Personen bewirkt. Mehr als einmal werden unsre Leser in der Inhaltsanzeige bemerkt haben, wie klug der Dichter die Schritte der einen Person aufzuhalten, der andern zu beschleunigen weiß.

Die Zeichnung der Charaktere kann dem Verf. keine große Mühe gekostet haben. Es fehlt ihnen eben so sehr an Mannigfaltigkeit als an Ründung und Wahrheit. Sie scheinen zum Theil nur Abstracta ihrer Art zu seyn, und aus der langen Kette von Menschen ähnlicher Gemüthsart hat der Dichter vorzüglich die äußersten Glieder gewählt. Um einen Gregor, eine Uda zu mahlen, bedarf es nur einer geringen Kunst, und keiner weitern Menschenkenntniß, als soviel man aus Büchern lernen kann. Cordelia, bey welcher die starken Farben nicht anzubringen waren, ist ein flaches Gemälde von unbedeutender Zeichnung. Sie ist eines der uninteressanten Geschöpfe, welche keiner anhaltenden und tiefen Empfindungen fähig sind, die man eben so schnell gewinnt als verliert. Daß der Dichter ei-

nen Charakter dieser Art zum Mittelpunkte seines Gedichtes gemacht hat, könnte man ihm zum doppelten Fehler anrechnen, wenn es seine Absicht gewesen wäre, ihn in diesem Lichte erscheinen zu lassen. In den Charakteren von Adelbert und Karl, von Wilhelm und Rudolf, haben wir keinen Zug gefunden, der sie von der Ritterschaar auszeichnete, welche seit geraumer Zeit in unsern Romanen und Schauspielen spukt.

Die Charaktere des Ritterthums, so wie unsere Schriftsteller es darzustellen pflegen, zerfallen überhaupt in zwey Klassen; in die Klasse der Uebermüthigen, Treulosen und Prahlhaften, und in die der Tapfern und Großmüthigen. Die Individuen beyder werden der Regel nach auf die äußersten Grenzen ihrer Art gesetzt; denn je stärker und überwiegender jene Eigenschaften sind, desto leichter wird ihre Darstellung. So wie die Charaktere, so gerathen auch gemeiniglich die Leidenschaften. Je greller und härter die Farben sind, desto besser meynen die Dichter den Geist der Ritterwelt getroffen zu haben. Zorn wird bey ihnen zur Wuth, Verdruß zur Verzweiflung; Sinnlichkeit zur groben Wollust; Mißgunst zum Neid. Das Maas der Schönheit entfällt ihren Händen, bey dem Bestreben nach Energie. Sie wollen Kraft zeigen und versündigen sich an der Wahrheit.

Herr Müller hat in seinen vorigen, hin und wieder auch in dem gegenwärtigen Gedichte gezeigt, daß er den Gebrauch der Mittelfarben kennt; aber an den meisten Stellen ist er, sich selbst vielleicht unbe-

wußt, dem Hange der Bequemlichkeit gefolgt. Er hat nicht nur die Bösen in Ungeheuer verwandelt, sondern selbst die edeln Menschen seines Werks, durch eine fehlerhafte Mahlerey der Leidenschaften, verunstaltet. Jedes Misgeschick, jeder Widerstand setzt die tapfersten Männer in Wuth; sie brüllen; sie zerraufen ihr Haar; sie setzen sich in allem rasenden Thieren gleich. Hier ist ein Gemälde des Zorns, wie er sich bey einem Greise zeigt: (I. 64. 65. St.)

Er fährt vom Sessel auf, schlägt mit geballter Faust
Den Tisch, daß umgestürzt der Wein am Boden braust;
Und höher pocht sein Herz, in immer schnellern Schlägen,
Fast hörbar durch die Brust; wie Schwefel brennt sein Blut;
In dicken Thränen stürzt die Wuth
Aus seinem Aug'; er fühlt des Alters Unvermögen
Zur Löwenkraft erhöht, und faßt
Den goldnen Kelch, und drückt, wie morsche Blätter,
Ihn zolltief in den Tisch. —
Verdammte Lüge! brüllt er endlich wüthend; Knappen
Mein Schwert und meinen Schild! —

Den Zorn eines Jünglings schildert er im dritten Gesang, 137. St.

Mit Blicken voller Zorn, das Haar gesträubt und bleich,
Reißt er sich los von ihr, faßt Schild und Schwert und brüllet,
Daß seine Wuth die ganze Burg erfüllet. —

»Ich will euch rächen, Graf, ich will ihn nieder-
schlagen,
Daß eure Burg von seinem Falle bebt,
Und sein verspritztes Blut hoch an den Zinnen klebt.«
— — Mit lautem Ungestüm
Bricht er, wie rasend, ohn' Erbarmen
Zum Saal hinaus. —

Keine von allen Leidenschaften aber ist, wie es uns scheint, dem Verfasser in der Darstellung weniger geglückt, als diejenige, welche in dem ganzen Gedichte herrscht und die ganze Handlung beseelen soll. Da, wo sie bloße Sinnenlust seyn soll, ist sie mit so empörenden Farben gemahlt, daß der Schönheitssinn vor dem Gemählde zurückbebt. Wir haben schon oben einige Stellen dieser Art ausgezeichnet. Aber so grell auch das Colorit in diesen ist, so können sie doch noch für züchtig gelten, neben einer andern, die wir hier blos andeuten dürfen. (III. 57.) Was auch immer ein Dichter zur Vertheidigung solcher Darstellungen sagen mag, so bleibt doch soviel ausgemacht, daß bey gewissen Gegenständen die Stimme des moralischen Gefühls so laut wird, daß die Stimme des Geschmacksurtheils sich nicht gegen dieselbe erheben mag. — Leider haben unserm Dichter auch bey dem Ausdruck der edlern und ehrbaren Liebe die sanften Farben bisweilen gefehlt. Oft stößt man da, wo die Sprache eines unschuldigen und reinen Herzens erwartet wurde, auf Bilder der Ueppigkeit; und fast überall wird der Antheil, welchen die Sinnen an der Liebe haben, zum Nachtheil der edlern Neigungen, allzustark

zustark herausgehoben. Die Umarmung Cordeliens, welche Adelbert in dem Walde wagt, ist unter den sie begleitenden Umständen unschicklich und weder edel noch wahrscheinlich. In dem einen Augenblick die tiefste Demuth gegen ein Mädchen zeigen, (Du fliehst? o! fliehe nicht! ich winde Mich knieend deinen Tritten nach, Und halte dich und tilge meine Schmach) von deren Liebe man nicht das mindeste erwartet, und in dem andern sie mit Durst nach Lust in den Augen, mit hochrothen Wangen und Muskeln, die vom Verlangen schwellen, in die Arme zu nehmen, reimt sich kaum untereinander, am allerwenigsten aber mit dem Charakter eines fein fühlenden Mannes zusammen. — Als Cordelia zu ihrem Vater zurückgebracht wird und ihm in die Arme sinkt, ruft der entzückte Dichter aus:

Beglückt, wer an sein Herz solch' eine Tochter drücket,
Und dreymal seelig ist der Mann,
Den sie durch ihre Hand und durch ihr Herz beglücket,
Der sich an ihrer Brust zum Gotte schwelgen kann.

Im Traume glaubt Adelbert Cordelien von Karl umarmt zu sehn:

O Himmel! was er nun in stummer Angst erblickt:
Karl ist's, um dessen Hals sich ihre Arme schmiegen,
Und beyde girren laut vor schwelgendem Vergnügen.

So gerne wir dem Verfasser auf sein Wort glauben wollen, wenn er versichert, daß die schlüpfrigen Stellen seines Gedichtes nicht die loci laetiores

res desselben seyn sollen, und daß er weit entfernt gewesen sey, sie mit vorzüglicher Liebe zu bearbeiten, so wird er uns doch schwerlich überzeugen, daß in manchen Schilderungen alles so unumgänglich nothwendig gewesen sey. Vielleicht ohne es zu wissen, ist er bisweilen dem geheimen Zuge des Reizes gefolgt. So hätte z. B. die Beschreibung des Zimmers in der Abtey, in welches Cordelia gebracht wird, für den Zweck des Dichters weit weniger umständlich zu seyn gebraucht. In folgender Stelle ist doch gewiß weniger Darstellung dessen was war, als gefällige Erklärung des Dichters:

Man glaubt das Bett der Wollust selbst zu sehn,
Wo seidne Küssen sich der Luft entgegenblähn,
Ihr widerstreben und die rasche Freude schaukeln.
Wo süße Träum' und lose Fantasien
Im röthlich dunkeln Schein der Stoffgardinen
gaukeln.

An dieser, so wie an vielen Stellen des vor uns liegenden Gedichts, hat sich uns das Gefühl aufgedrängt, wie sehr es gewonnen haben würde, wenn sich der Verfasser die Mühe gegeben hätte, es kürzer zu machen. Ein großer, ja vielleicht der größte Fehler desselben ist eine ermüdende Weitschweifigkeit. Daß man eine Auswahl unter seinen Gedanken treffen, daß man nur die wichtigern herausheben und alles übergehen müsse, was sich jedermann selbst sagen, jedermann hinzudenken kann, daran scheint er fast nicht gedacht zu haben.

Aber diese Verachtung, könnte der Dichter antworten, war gerade mein Zweck. Je nichtswürdiger Uda erscheint, desto abscheulicher wird auch ihr Verführer Gregor dünken; und je tiefer Karl durch die Liebe zu einem solchen Geschöpfe sinkt, desto leichter wird es mir werden, die Liebe zu ihm aus Cordeliens Herzen auszurotten. Welche Kraft man aber auch immer Gründen dieser Art zugestehn mag, so sehn wir doch nicht, daß sie zu einer vollkommnen Rechtfertigung hinreichend wären. An dem Gemälde Gregors hatte der Dichter der häßlichen Farben schon so viele verschwendet, daß es dieses Zugs nicht bedurfte, um uns seine Abscheulichkeit fühlbar zu machen; und es leidet keinen Zweifel, daß Udas Verhältniß zu ihm um vieles interessanter geworden wäre, wenn sie sich, bey einem Reste von Tugend und moralischem Gefühle, seinen Umarmungen nur mit Widerwillen überlassen hätte. — Was aber das zweyte anbetrift, so war Karls Untreue und das Unglück, welches ihn gerade in den Armen seiner Schwester treulos an Cordelien machte, allein schon genug, die Liebe zu ihm und die Ansprüche auf seine Hand in dem Herzen seiner ersten Geliebten zu einem Verbrechen zu machen. Auf jeden Fall hätte, dem Gange der Natur nach, eine nagende Reue in ihrem Gemüthe zurückbleiben müssen, einem von dem Himmel selbst ausgezeichneten Verbrecher ihre Liebe geschenkt zu haben.

Wenn wir bey dieser Beschaffenheit des Gedichtes behaupten, daß es ihm an Interesse fehle, so wird dieses wohl niemanden Wunder nehmen.

Im

In den ersten zehn Gesängen würde dasselbe auf Karln fallen, wenn ihm nicht Adelbert zur Seite stände, der, bey der fehlerhaften Anlage des Ganzen, frühzeitig und mit einem gewissen Glanze eingeführt werden mußte. Unsere Aufmerksamkeit ist daher zwischen beyden vollkommen getheilt und nur in den zwey letzten Gesängen fällt sie auf Adelbert allein. Cordelia, welche sich bald dem einen, bald dem andern zuneigt, und den letztern eben so zärtlich liebt, als sey der erstere nie für sie auf der Welt gewesen, zieht uns nur äußerst wenig an, weil wir es wahrscheinlich finden, daß sie sich allenfalls in jedes andere Schicksal ergeben haben würde.

Von den zahlreichen Unwahrscheinlichkeiten in dem Laufe der Handlung wollen wir nur einige auszeichnen. Der Abt, welcher in den zehn ersten Gesängen eine so wichtige Rolle spielt, ist bey aller seiner Verschlagenheit und Uebung im Bösen das unvorsichtigste und inconsequenteste Geschöpf von der Welt. Dieses Ungeheuer, welches alle Weiber begehrt, und, um zu seinen Zwecke zu kommen, sich die fortgesetzten Bemühungen mehrerer Jahre nicht verdrüßen läßt; welchen kein Verbrechen zu groß dünkt, wenn die Befriedigung einer Lust oder die Sicherheit es zu fordern scheint; welcher endlich in der umliegenden Gegend für einen großen Heiligen gilt, man erfährt nicht warum und wodurch; hat seine innersten Gesinnungen einer Menge von Menschen anvertraut, so daß ihm bey jeder Gelegenheit ein Diener seiner Bosheit zu Gebothe steht, und jeden Augenblick bald dieser bald jener ihn verräth.

So wie nun diese Umstände es schon höchst unwahrscheinlich machen, daß er seine Rolle auch nur eine kurze Zeit habe spielen können, so wird alle Consequenz in dem Charakter selbst dadurch zerstört, daß er in gewissen Fällen eine ihm ganz unnatürliche Bedenklichkeit zeigt, den zweyten nothwendigen Schritt zu thun, wenn er den ersten willkührlichen Schritt einmal gethan hatte. Was mag ihn wohl abgehalten haben, den ihm so gefährlichen Karl von Hoheneichen aus dem Wege zu räumen, nachdem er ihn in seine Gewalt bekommen hatte? und aus welchem Grunde hat er den Vater desselben aus seinem Gefängnisse entlassen, in welchem er ihn sieben Jahre lang gefesselt gehalten hatte? Was den Dichter anbetrift, so wird er auf alles dieses wohl eine Antwort zu geben wissen. Denn was hätte wohl aus seinem Werke werden sollen, ohne diese Inconsequenz in dem Betragen des Abts? Er ist auch in der That einmal so aufrichtig zu gestehn, daß er für eine, ihm bequeme, Unbesonnenheit Gregors keinen Grund, als den Willen des Himmels anzuführen wisse. (X. Ges. 2. St.)

Sein treuster Knecht vernahm mit Freuden den Entschluß;
Er machte das Geräth zur Flucht im Stillen fertig
Und war zur Abendzeit des Aufbruchs schon gewärtig.
Der Abt allein, beherrscht von einer höhern Macht,
Verschob ihn, ohne Grund, bis auf die Mitternacht:
Da kam ihm ein Gerücht, das seine Kühnheit beugte,
Und eilende Gefahr auf seiner Ferse zeigte.

Die

Die Entdeckung der Geheimnisse Gregors wird auf eine höchst einförmige, und eben darum höchst unwahrscheinliche Weise bewirkt. Ein sterbender Mönch vertraut dem Eremiten Bruno, daß Gregor die Gemahlinn Wilhelms vergiftet habe; aus demselben Munde erfährt Wilhelm die nemlichen Dinge; ein sterbender Ritter verräth durch einige Worte, daß Gregor ihn angestellt habe, den Grafen Rudolf beym Kayser zu verleumden; ein sterbender Knecht bekennt dem Knappen Veit, daß Gregor ihn habe ermorden wollen; der sterbende Golo meldet Cordeliens Entführung und Aufenthalt in der Abtey; ein sterbender Knappe erzählt endlich diejenigen Umstände, welche die Aussöhnung Rudolfs und Wilhelms zu Stande bringen. Eine solche Wiederhohlung ein und desselben Mittels zeigt fürwahr nur eine geringe Fruchtbarkeit der Imagination. Auch der Gebrauch des Bildes bey der Entdeckung, welche Karl in der Jägerhütte macht, gehört nicht nur zu den abgenutzten Erfindungen, sondern sie ist auch noch überdieses auf das unwahrscheinlichste eingeleitet. Wer kann glauben, daß Gregor, welcher die Tochter Wilhelms in einer gänzlichen Unbekanntschaft mit ihrer Herkunft erziehen ließ, und ihr deshalb alles nahm, was sie besaß, gerade das Bild ihrer Mutter in ihren Händen gelassen haben wird, durch welches sie am zuverlässigsten erkannt, und er am zuverlässigsten verrathen werden konnte?

Die Symmetrie, welche der Dichter in einigen Begebenheiten angebracht hat, ist zur Beförderung

 der

der Wahrscheinlichkeit eben auch nicht sonderlich geschickt. An einem Abend und auf einem Spaziergange läuft Cordelia ihren drey Liebhabern der Reihe nach in die Hände, und kaum ist Adelbert fortgeschickt, so ist Karl bey der Hand. In einer Nacht werden diese beyden Ritter an verschiedenen Orten zu Gefangenen gemacht und fast um dieselbe Zeit, der eine durch einen zärtlichen Freund, der andere durch ein reizendes Mädchen befreyt.

Vieles wird durch ein unerwartetes Zusammentreffen der Personen bewirkt. Mehr als einmal werden unsre Leser in der Inhaltsanzeige bemerkt haben, wie klug der Dichter die Schritte der einen Person aufzuhalten, der andern zu beschleunigen weiß.

Die Zeichnung der Charaktere kann dem Verf. keine große Mühe gekostet haben. Es fehlt ihnen eben so sehr an Mannigfaltigkeit als an Ründung und Wahrheit. Sie scheinen zum Theil nur Abstracta ihrer Art zu seyn, und aus der langen Kette von Menschen ähnlicher Gemüthsart hat der Dichter vorzüglich die äußersten Glieder gewählt. Um einen Gregor, eine Uda zu mahlen, bedarf es nur einer geringen Kunst, und keiner weitern Menschenkenntniß, als soviel man aus Büchern lernen kann. Cordelia, bey welcher die starken Farben nicht anzubringen waren, ist ein flaches Gemälde von unbedeutender Zeichnung. Sie ist eines der uninteressanten Geschöpfe, welche keiner anhaltenden und tiefen Empfindungen fähig sind, die man eben so schnell gewinnt als verliert. Daß der Dichter ei-

nen

nen Charakter dieser Art zum Mittelpunkte seines Gedichtes gemacht hat, könnte man ihm zum doppelten Fehler anrechnen, wenn es seine Absicht gewesen wäre, ihn in diesem Lichte erscheinen zu lassen. In den Charakteren von Adelbert und Karl, von Wilhelm und Rudolf, haben wir keinen Zug gefunden, der sie von der Ritterschaar auszeichnete, welche seit geraumer Zeit in unsern Romanen und Schauspielen spukt.

Die Charaktere des Ritterthums, so wie unsere Schriftsteller es darzustellen pflegen, zerfallen überhaupt in zwey Klassen; in die Klasse der Uebermüthigen, Treulosen und Prahlhaften, und in die der Tapfern und Großmüthigen. Die Individuen beyder werden der Regel nach auf die äussersten Grenzen ihrer Art gesetzt; denn je stärker und überwiegender jene Eigenschaften sind, desto leichter wird ihre Darstellung. So wie die Charaktere, so gerathen auch gemeiniglich die Leidenschaften. Je greller und härter die Farben sind, desto besser meynen die Dichter den Geist der Ritterwelt getroffen zu haben. Zorn wird bey ihnen zur Wuth, Verdruß zur Verzweiflung; Sinnlichkeit zur groben Wollust; Mißgunst zum Neid. Das Maas der Schönheit entfällt ihren Händen bey dem Bestreben nach Energie. Sie wollen Kraft zeigen und versündigen sich an der Wahrheit.

Herr Müller hat in seinen vorigen, hin und wieder auch in dem gegenwärtigen Gedichte gezeigt, daß er den Gebrauch der Mittelfarben kennt; aber an den meisten Stellen ist er, sich selbst vielleicht unbe-

wußt, dem Hange der Bequemlichkeit gefolgt. Er hat nicht nur die Bösen in Ungeheuer verwandelt, sondern selbst die edeln Menschen seines Werks, durch eine fehlerhafte Mahlerey der Leidenschaften, verunstaltet. Jedes Misgeschick, jeder Widerstand setzt die tapfersten Männer in Wuth; sie brüllen; sie zerraufen ihr Haar; sie setzen sich in allem rasenden Thieren gleich. Hier ist ein Gemälde des Zorns, wie er sich bey einem Greise zeigt: (I. 64, 65. St.)

Er fährt vom Sessel auf, schlägt mit geballter Faust
Den Tisch, daß umgestürzt der Wein am Boden braust;
Und höher pocht sein Herz, in immer schnellern Schlägen,
Fast hörbar durch die Brust; wie Schwefel brennt sein Blut;
In dicken Thränen stürzt die Wuth
Aus seinem Aug'; er fühlt des Alters Unvermögen
Zur Löwenkraft erhöht, und faßt
Den goldnen Kelch, und drückt, wie morsche Blätter,
Ihn zolltief in den Tisch. —
Verdammte Lüge! brüllt er endlich wüthend; Knappen
Mein Schwert und meinen Schild! —

Den Zorn eines Jünglings schildert er im dritten Gesang, 137. St.

Mit Blicken voller Zorn, das Haar gesträubt und bleich,
Reißt er sich los von ihr, faßt Schild und Schwert und brüllet,
Daß seine Wuth die ganze Burg erfüllet. —

»Ich

„Ich will euch rächen, Graf, ich will ihn nieder-
schlagen,
Daß eure Burg von seinem Falle bebt,
Und sein verspritztes Blut hoch an den Zinnen klebt.“
— — Mit lautem Ungestüm
Bricht er, wie rasend, ohn' Erbarmen
Zum Saal hinaus. —

Keine von allen Leidenschaften aber ist, wie es uns scheint, dem Verfasser in der Darstellung weniger geglückt, als diejenige, welche in dem ganzen Gedichte herrscht und die ganze Handlung beseelen soll. Da, wo sie bloße Sinnenlust seyn soll, ist sie mit so empörenden Farben gemahlt, daß der Schönheitssinn vor dem Gemählde zurückbebt. Wir haben schon oben einige Stellen dieser Art ausgezeichnet. Aber so grell auch das Colorit in diesen ist, so können sie doch noch für züchtig gelten, neben einer andern, die wir hier blos andeuten dürfen. (III. 57.) Was auch immer ein Dichter zur Vertheidigung solcher Darstellungen sagen mag, so bleibt doch soviel ausgemacht, daß bey gewissen Gegenständen die Stimme des moralischen Gefühls so laut wird, daß die Stimme des Geschmacksurtheils sich nicht gegen dieselbe erheben mag. — Leider haben unserm Dichter auch bey dem Ausdruck der edlern und ehrbaren Liebe die sanften Farben bisweilen gefehlt. Oft stößt man da, wo die Sprache eines unschuldigen und reinen Herzens erwartet wurde, auf Bilder der Ueppigkeit; und fast überall wird der Antheil, welchen die Sinnen an der Liebe haben, zum Nachtheil der edlern Neigungen, all-

zustark herausgehoben. Die Umarmung Cordeliens, welche Adelbert in dem Walde wagt, ist unter den sie begleitenden Umständen unschicklich und weder edel noch wahrscheinlich. In dem einen Augenblick die tiefste Demuth gegen ein Mädchen zeigen, (Du fliehst? o! fliehe nicht! ich winde Mich knieend deinen Tritten nach, Und halte dich und tilge meine Schmach) von deren Liebe man nicht das mindeste erwartet, und in dem andern sie mit Durst nach Lust in den Augen, mit hochrothen Wangen und Muskeln, die vom Verlangen schwellen, in die Arme zu nehmen, reimt sich kaum untereinander, am allerwenigsten aber mit dem Charakter eines fein fühlenden Mannes zusammen. — Als Cordelia zu ihrem Vater zurückgebracht wird und ihm in die Arme sinkt, ruft der entzückte Dichter aus:

Beglückt, wer an sein Herz solch' eine Tochter drücket,
Und dreymal seelig ist der Mann,
Den sie durch ihre Hand und durch ihr Herz beglücket,
Der sich an ihrer Brust zum Gotte schwelgen kann.

Im Traume glaubt Adelbert Cordelien von Karl umarmt zu sehn:

O Himmel! was er nun in stummer Angst erblickt:
Karl ist's, um dessen Hals sich ihre Arme schmiegen,
Und beyde girren laut vor schwelgendem Vergnügen.

So gerne wir dem Verfasser auf sein Wort glauben wollen, wenn er versichert, daß die schlüpfrigen Stellen seines Gedichtes nicht die loci laetiores

res desselben seyn sollen, und daß er weit entfernt gewesen sey, sie mit vorzüglicher Liebe zu bearbeiten, so wird er uns doch schwerlich überzeugen, daß in manchen Schilderungen alles so unumgänglich nothwendig gewesen sey. Vielleicht ohne es zu wissen, ist er bisweilen dem geheimen Zuge des Reizes gefolgt. So hätte z. B. die Beschreibung des Zimmers in der Abtey, in welches Cordelia gebracht wird, für den Zweck des Dichters weit weniger umständlich zu seyn gebraucht. In folgender Stelle ist doch gewiß weniger Darstellung dessen was war, als gefällige Erklärung des Dichters:

Man glaubt das Bett der Wollust selbst zu sehn,
Wo seidne Küssen sich der Lust entgegenblähn,
Ihr widerstreben und die rasche Freude schauckeln.
Wo süße Träum' und lose Fantasien
Im röthlich dunkeln Schein der Stoffgardinen gauckeln.

An dieser, so wie an vielen Stellen des vor uns liegenden Gedichts, hat sich uns das Gefühl aufgedrängt, wie sehr es gewonnen haben würde, wenn sich der Verfasser die Mühe gegeben hätte, es kürzer zu machen. Ein großer, ja vielleicht der gröste Fehler desselben ist eine ermüdende Weitschweifigkeit. Daß man eine Auswahl unter seinen Gedanken treffen, daß man nur die wichtigern herausheben und alles übergehen müsse, was sich jedermann selbst sagen, jedermann hinzudenken kann, daran scheint er fast nicht gedacht zu haben.

Außerdem würde sein Gedicht um ein gutes Drittheil zusammengeschmolzen seyn. Denn fürwahr, wir kennen kaum ein Gedicht dieser Art, in welchem der unbedeutenden Reden so viel wären, und in welchem jede Person jeden ihrer Gedanken so umständlich ausspönne. Was kann trivialer seyn, als die Betrachtungen, welche Cordelia im dritten Gesange (67 — 76.) anstellt! Betrachtungen, aus denen man gar nichts neues über ihren Gemüthszustand lernt, und die man demnach ohne allen Nachtheil überschlagen kann. Denn wer wird Verse lesen mögen, wie folgende sind:

— Wie sehr beklag ich dich!
Nein, du bist ohne Schuld, dein Herz ist rein geblieben!
Denn, was du thatest, ach! geschah es nicht durch mich?
Hab' ich dir nicht den ersten Brief geschrieben,
Und zur Verzweiflung dich getrieben?

In dem nemlichen Gesange ist die weitläuftige Beschreibung Cordeliens (90 — 95.) zwecklos. Daß Cordelia ihrem Liebhaber sehr schön erscheint, sagt er uns in den folgenden Versen umständlich genug; und die Empfindungen, welche dieser äußert, sind ein weit besserer Spiegel ihrer Liebenswürdigkeit, als die vorangeschickte Beschreibung derselben. In der Rede Rudolfs an Cordelien, welche gleich darauf folgt, ist, die Nachricht von Adelberts edler That ausgenommen, nichts enthalten, was er ihr nicht schon im ersten Gesange allzu weitschweifig und umständlich

en

an das Herz gelegt hatte. Daran hätte der Verf. seine Leser immer erinnern können, statt dem alten Grafen Trivialitäten, wie diese, sagen zu lassen:

Ich fordre nichts, was dich betrüben könnte!
Nur daß mich nicht der Tod von einer Waise trennte;
Nur dich an einen edeln Mann
Vermählt zu sehn, der dein Beschützer wäre,
In dessen Armen ich dich glücklich wissen kann;
Nur daß ich hoffen darf, zu mein und deiner Ehre,
Du werdest Mutter seyn, nicht unfruchtbar verblühn,
Und, als ein deutsches Weib, für Deutschland
Bürger ziehn.

Fast nie öfnet eine Person den Mund, ohne sich in Ströme von Worten zu ergießen, wie ungünstig auch immer die Umstände seyn mögen. Selten ist es mit einer Stanze abgethan. Eben so wenig kennt der Dichter selbst ein Ziel in der Entwicklung und Ausdehnung seiner Ideen. Er hält sich bey den kleinsten Umständen wie bey den größten auf, und giebt durch seine Umständlichkeit selbst den unbedeutendsten Dingen eine zwecklose Wichtigkeit. Wenn er z. B. (III. 2.) der Abtey zum erstenmahl Erwähnung thut, so setzt er ganz richtig die fromme Bestimmung dieses Gebäudes mit der Ruchlosigkeit ihres Bewohners in Contrast; es war aber vollkommen hinreichend an folgender Beschreibung:

— Wie schauerlich entfalten
Sich in der braunen Luft die gothischen Gestalten
Der heiligen Abtey! Da scheint die Frömmigkeit
Zu wohnen, die sich ganz dem Dienste Gottes weihe.

Was

Was er in der nächsten Stanze hinzusetzt:

Die hohe Klosterwand, voll schattiger Gewölbe;
Am moosbewachsnen Thurm das gelbe,
Bestrahlte Doppelkreuz; die Nacht
Der Linden um den Dohm mit seinen schwarzen Fen-
stern,
Und dort der Kirchhof, wie von schwebenden Ge-
spenstern,
Mit Mählern ernst bedeckt. —

ist um desto mehr zwecklose Mahlerey, je weniger diese Züge Eigenthümlichkeit haben. — An einer andern Stelle erzählt er, daß sich Karl in seiner Einsamkeit mit der Laute beschäftigt habe; beschreibt die Wirkung, die sie auf sein Herz hervorzubringen pflegte; nennt seinen Lehrer in der Tonkunst; und nimmt endlich Gelegenheit, den Werth derselben im Allgemeinen zu preisen. Wer sollte nun nicht glauben, daß Karls Laute in der Handlung selbst eine bedeutende Rolle spielen werde? Aber nichts weniger. Er nimmt sie hier in die Hand, um sie auf immer wegzulegen. Und gleichwohl beschäftigt dieser gelegentlich angebrachte Zug in der Lebensgeschichte eines der Helden den Dichter drey Stanzen hindurch, in denen wir nur zwey zweckmäßige Zeilen finden:

Einst Freundinn seiner Lust, nun seiner Quaal Ver-
traute,
Und wenn die Liebe klagt, tönt sie Cordelia.

Dieser Geist einer ermüdenden Weitschweifigkeit hat seine narcotische Kraft über das ganze Ge-
dicht

dicht verbreitet. Die endlosen Reden und Beschreibungen ersticken das Interesse der Handlung, und zwar meistentheils ohne den Leser durch ein ihnen eigenthümliches Interesse anzuziehn. An mehrern Stellen scheint nichts als die Weitschweifigkeit den Dichter in Ungereimtheiten geführt zu haben. In der langen Rede, welche Adelbert an Cordelien hält, als er ihr im Walde begegnet, sagt er unter andern:

— Seit mein Fuß aus diesen Fluren wich,
Fühl' ich im Herzen eine Wunde,
Von der ich nur durch einen Trank gesunde;
Und diesen Trank, den wohl ein Gott erfand,
Mag ich allein aus eurer schönen Hand.

O! zaudert nicht, mir diesen Trank zu mischen,
Aus Blumen, die ein liebend Herz erzeugt!
Seht, wie mein Auge bricht, mein mattes Haupt sich neigt:
Er wird, wie Gottes Hauch, den welken Geist erfrischen. —

War es wohl möglich, diese Allegorie mehr zu dehnen und auf eine geschmacklosere Weise auszuführen? Da unter dem Tranke, der die Wunde des Herzens heilen soll, wohl nichts anders, als die Liebe verstanden werden kann, so ist es die erste Ungereimtheit zu sagen, daß er wahrscheinlich von einem Gotte erfunden seyn möge. Indem aber der Ritter Cordelien auf seine brechenden Augen und sein mattes Haupt aufmerksam macht, bringt er eine zweyte Ungereimtheit zu schulden, weil er

einen

einen metaphorischen Trank gegen eine wirkliche Krankheit begehrt. Es ist endlich eine dritte Ungereimtheit, daß er von seinem welken Geiste spricht und einen aus Blumen des Herzens gemischten Trank von Cordeliens Händen begehrt.

Es ist gar nichts seltenes in diesem Gedichte auf ähnliche Stellen zu stoßen, welche ihre Entstehung theils einer überaus großen Nachlässigkeit, theils einem sichtbaren Bestreben nach Neuheit und Energie zu verdanken haben. Der Verfasser fällt eins um das andre in den Bombast und in die Trivialität. Denn Bombast ist es, wenn er sagt: (1 — 10.) „Das schlug ihn schrecklicher als tausend Donner nieder", da es an der Wirkung eines Donnerschlags vollkommen genug ist. Es ist Phöbus, wenn Rudolf zu seiner erröthenden Tochter sagt: (I. 30.)

> Wie deiner Wangen Lilienschnee
> Im Feuer ungewöhnter Röthe
> Geschmolzen ist!

(Schneeweiße Wangen, deren Schnee von der Röthe schmilzt! kann man den Nonsens höher treiben?) — Es ist üppiger Ueberfluß, wenn es (I. 16.) heißt:

> Die göttliche Religion
> Und süße Vaterlust an seines Kindes Herzen
> Zerstreuten endlich seinen Gram,
> Den, wenn er dann und wann auf Eulenflügeln kam,
> Und seiner Ruh den Kelch des Trübsinns reichte,
> Cordelias Gesang am glücklichsten verscheuchte.

Man

Man lasse den unterstrichnen Vers aus, in welchem die Personificationen unnützerweise gehäuft werden, und das Bild wird gewinnen. — Es ist endlich Nonsens, wenn der Dichter von dem verliebten Adelbert sagt: (II. 17.)

Sein Auge funkelt schön, den mächtigen Gefühlen
In seiner Brust kann kaum der Harnisch wider-
stehn.

Ganz unverständlich ist uns folgende Stelle: (X. 40.)

Die Knechte starren, sinken
Auf's Angesicht, und ihre Locken trinken
Die Thränenfluth der Quaal, die sie entgeistert hat.

Ein gewisser Ton der Trivialität ist über einen großen Theil dieses Gedichtes verbreitet. Sie entspringt aus dem Mangel an Auswahl, und den unzähligen Flickversen, mit denen die Stanzen ausgefüllt sind. Die Partickeln ganz, nun, auch, u. a. müssen ebenfalls überall zu Lückenbüßern dienen. Dabey fehlt es auch nicht an Prosaismen und faden Ausdrücken, als: (IV. 67.) besonders, als ich merkte — Weshalb ich meinen Arm mit einem Dolch verstärkte. — Elender Mensch! — Schlechter Mensch! — Der arme Mann! — Sein Auge klotzt vor Wuth. — Sein Auge fand Behagen An ihrer reizenden Gestalt. — (VI. 14.) Der Geyerritter schlingt den Zorn in seine Brust hinab. — Balduin, den Stolz und Wuth benagen. — Zwar stemmte Conrad sich dagegen u. s. w. Der

höchste

höchste Grad der Trivialität ist wohl in folgender Stanze: (II. 2.)

— O! daß mein Herz nicht brach!
»Denk, Lieber, denk, ich soll mir einen Gatten wählen.«
Und das, rief Berta froh, kann meine Freundinn quälen?
»Es tödet mich,« versetzt das Fräulein, lehnt sich blaß
Und stumm an Bertas Brust und seufzt nach einer Pause:
»Nur wähle nie den Feind von meinem Hause!
So sprach mein Vater ja! o Mädchen fühlst du das?«

Einige Beyspiele unverträglicher, oder unschicklicher Metaphern und Bilder wollen wir hier ohne beygesetztes Urtheil zusammenstellen:

I. 35. Da schmilzt sein rascher Zorn in sanften Mitleidstriebe
Und wird ein Keim von jener edeln Liebe,
Die Leidende sanft an einander zieht.

I. 76. — o dann
Muß Gott ihm wieder seyn, sein Herz der Hofnung lauschen,
Und segnend in sein Ohr den Quell der Hofnung rauschen.

II. 16. Indem sein Auge Trost aus tausend Reizen schlürft.

II. 85. Wo — die Klostermauern mich, wie einen Geist, bewahren.

III. 6. Da reitet mit verhängtem Zügel,
Herr Golo, Schirmvogt zu St. Veit,
Von fernher durch die Nacht, als flöh er vor der Zeit.

V. 3.

V. 3. Und schwarz sein Streitroß, wie mit schwarzem
Tusch begossen.

VI. 90. Allein der Abt entriß dem treuen Mutterherzen
Das anmuthsvolle Kind; die Knospe war zu schön,
Um nicht in ihr, nach zwanzig Sonnenwenden,
Mit hohem Reiz geziert, die Rose blühn zu sehn.
Von diesem Reiz gelockt — o schändliches Verbrechen! —
Beschloß er, sie zur Blume zu erziehn,
Und würde sie dereinst in voller Schönheit blühn,
Berauscht von ihrem Duft, sie frevelhaft zu
brechen.

VIII. 7. Schon dämmert in der Nacht der Leiden,
Die seine Seel' umstarrt, ein Strahl von Hoffnung
auf.

13. Denn er bemerkte, daß des Jünglings Falkenblick
Zu tief in seinen Busen tauchte.

25. Conradin fragt seinen neuen Freund (Adelbert) nach seinem Namen. Adelbert antwortet:

Nur Schuldner, Schuldner nennet ihn;
Bis wir das Rechnungsbuch des Danks geschlossen
haben,
Dann mögt' ihr Adelbert auf dessen (?) Denkmal
graben!!

34. Der Morgen, welcher schon, von Strahlen rings
umglüht,
Den Sonnenweg mit Himmelsrosen bahnte.

124. Hohläugig, blaß, wie Kreide.

Zu den verunglückten Versuchen unsers Dichters, seine Sprache zu heben und ihr einen gewissen Anstrich der Neuheit zu geben, rechnen wir eine

Menge zusammengesetzter Wörter, welche nicht nur durch den Ueberfluß, mit welchem sie angebracht sind, fehlerhaft werden, sondern auch, für sich betrachtet, bald unanalogisch gebildet, bald, ganz gegen die Absicht des Dichters, von komischer Wirkung sind. Zu der letztern Klasse gehören die Benennungen eines Höllengeyers und Klosterteufels, womit der Dichter den Abt belegt; so wie, wenn es von einem Verliebten heißt, daß ihn eine Umarmung seiner Geliebten glücklicher mache, als wenn

Der Ruhm von Cäsars Schlachten
Ihm tönte, Völker ihn zum Kronenträger machten.

Gegen die Analogie gebildet ist das Wort Modernacht, von der Dunkelheit eines Gefängnisses, eine Geißelhöhle, wahrscheinlich von einem zu Martern bestimmten Ort; die Feenarmen eines Mädchens u. a. m. — Kraftlose Zusammensetzungen, in denen die erste Hälfte des Worts eine nothwendige, oder gleichgültige Eigenschaft des Substantivs ausdrückt, sind folgende: Der Aerzte Heilversuch. — Der Eisensporn. — Seegelschiffe. — Ein Schlummerküssen. — Ein Kerzentisch. — Als ein Beyspiel der Anhäufung solcher zusammengesetzten Worte bietet sich uns VII. 62. an:

Er schlang den kühnen Arm
Um ihren Nymphenleib, und sprach so feurig warm (?)
So liebevoll, daß sie vor Hoffnungswonne glühte.

Wir

Wir können hier endlich auch die Sprachfehler und die vernachlässigten Verse nicht übergehen, die der Verf. in diesem Werke weit öfterer als in einem seiner vorhergehenden zu Schulden gebracht hat. Die erstern lassen sich auf zwey Hauptklassen bringen: Fehler gegen die Eigenthümlichkeit der Wörter, und Fehler gegen die grammatische Richtigkeit, vornemlich in dem Gebrauche der Temporum. — Oft hat nicht die Bedeutung, welche ihm in den Worten gegeben wird: ein Eichenbusch, o f t wild vermischt mit braunen Felsenstücken, wo hier und da richtig gewesen wäre. — Ich will euch vor Gott die reine Wahrheit g e b e n, statt bekennen, gestehn. — Wahr und treu bekennen ist undeutsch. — Einen anschwärzen wird, als ein gemeiner Ausdruck, von Verläumdern und heimlichen Anklägern gebraucht. Es ist also unrichtig, wenn es (I. 95.) heißt: den Grafen ö f f e n t l i c h des Meineids a n z u s c h w ä r z e n. Eben so fehlerhaft ist das folgende:

Die Hälfte seiner Macht
War für sein Blut mir eidlich zugedacht.

wo es offenbar ist, daß zugesagt das richtige Wort gewesen wäre. Ein vergeßner Augenblick (III. 71.) heißt nicht ein solcher in dem man sich vergißt, sondern einer, den man vergessen hat. In den Worten (III. 78.)

Auf ihren Wangen bleicht die schnell bestürzte Lust.
Die Stirnen drohn, von edelm Zorn umnachtet,
Und jeder zeigt, wie sehr er diese That verachtet.

Statt bleicht wäre erbleicht das richtige Wort. Aber die Luft kann eben so wenig erbleichen, als sie bestürzt werden kann. Verachtet ist endlich gar nicht der Ausdruck des Gefühls, welches sich mit der drohenden Stirn und dem Zorn auf derselben verträgt. — Von dem fehlerhaften Gebrauch und der Verbindung unrichtiger Zeiten, die sich Herr M. erlaubt, wollen wir nur einige Beyspiele geben. IV. 64.

So sanft, so reizend blaß, daß er mein Herz gewann,
Sobald wir uns erblickt (hatten) statt: erblickten.

65.

Das Schrecken, welches ich in seinem Blick gelesen
(statt las)

Wenn ich am späten Abend, nicht
Vermuthet, in sein Zimmer trat.

68.

— Daß wir nach achtzig Tagen
— Nach Limisso's Port verschlagen worden sind.

statt wurden, wegen des Vorhergehenden: Indessen waren Meer und Wind so günstig.

VI. 47. Er fühlt sich neubelebt, so wie die Palme frisch
Und grüner blüht, wenn sich die Sonne senkte (senkt)
Und jene kühler Thau von Abendwolken tränkte.
(tränkt)

Es bleibt uns noch übrig, die Beschuldigung einer vernachlässigten Versification mit Beyspielen zu belegen. Eine große Menge Verse haben den Abschnitt an einer unrechten Stelle. Er fällt häufig nach der Präposition, wodurch es bisweilen das Ansehn

Ansehn gewinnt, als ob es dem Verse gänzlich an einem Abschnitt fehle. Z. B.

IV. 65. Vermuthet |in|| sein Zimmer trat, erweckte —

Derselbe Fall ist es, wenn der Abschnitt nach dem Artikel fällt.

I. 69. Als wär' ein Engel |des|| Gerichts von Gott zur
Erde.

Im folgenden Verse

III. 32. Den theuern Namen, Karl. Stets reicher
quoll.

fällt der natürliche Abschnitt nach Karl, wodurch die zweyte Hälfte des Verses zu kurz wird. Der Dichter hat ihn also in die Mitte eines Worts (Na||men) gesetzt! Nicht viel besser ist der Vers:

III. 51. So fest und doch ||so scheu| mit halb zurück.

Sehr oft hat sich der Dichter die Erlaubniß genommen, einen Vers mit der Präposition zu schließen, und den folgenden mit dem Substantiv anzufangen:

II. 40. —— er fällt dem Alten um
Den Hals.

94. —— ihr würdet schaudern vor
Dem schwarzen Bild.

V. 16. Die süße Ruhe gießt sich auf
Die müde Welt.

VII. 13. Und wenn ich euch, gerettet, sicher vor
Dem Tode weiß.

129. —— und so gesichert vor
Verrathe.

VIII. 102. —— Latonens Tochter von
Der fremden Lust berückt.

Eine ähnliche Nachlässigkeit ist in folgenden und mehrern Versen:

V. 40. —— Das theure Fräulein so
Voll Kummers.
VI. 48. —— nicht ahndend welch'
Ein neues Misgeschick. —

Wenn wir uns in dieser Kritik ausschließend mit Bemerkung von Fehlern beschäftigt haben, so ist dieses weder aus einer strafbaren Partheylichkeit, noch aus einem unglücklichen Hange, das Fehlerhafte lieber als das Schöne zu bemerken, geschehn, sondern theils darum, weil des auffallend Fehlerhaften in diesem Gedichte leider mehr, als des ausgezeichnet Schönen, theils, weil wir es für nützlich hielten, einen Mann, der sich dem Publikum in seinen ersten Produkten auf einer so vortheilhaften Seite gezeigt hatte, vor den Abwegen zu warnen, auf die er sich zu verlieren scheint. Auch dieses Werk enthält manche schöne Stanze, manche glückliche Scene, wohin wir vorzüglich die Beschreibung des Gauckelspiels in der Abtey, im Anfange des vierten Gesangs, und in dem zehnten Gesange die Darstellung von der Kraft des Aberglaubens rechnen, — Stellen, die zur Genüge beweisen, daß der Funke des Genies, welcher in der Brust des Verfassers schlummert, nur neuer Nahrung und einer sorgfältigen Pflege bedarf. So wie das Gedicht jetzt ist, giebt es dem Leser das Gefühl von Leerheit und Dürftigkeit. Einen dauernden Eindruck wird es auf keine Weise zurücklassen, noch weniger

wird

wird man mit Vergnügen zu der lectüre desselben zurückkehren wollen, wenn man es einmal zu Ende gebracht hat. Dieses würde, bey dem großen Mangel an triftigen Gedanken und aller Philosophie, auch dann der Fall seyn, wenn die Geschichte um vieles anziehender wäre. Zu dem Mangel an Interesse aber gesellt sich eine unerträgliche Weitschweifigkeit in der Ausführung, eine incorrecte Sprache und nachlässige Verse. Alle diese Fehler wird der Verfasser in einem künftigen Werke zu vermeiden wissen, wenn er sich, statt in dem Umgange mit den Musen nur genießen zu wollen, die Mühe nicht verdrießen läßt, von ihnen zu lernen und die schwerste aller Künste mit dem Ernste zu studieren, ohne den man, bey vielen Talenten, nie über die Stufe der Mittelmäßigkeit hinauskömmt. Vor allen Dingen aber wollen wir ihm die Regeln eines vortreflichen Kunstrichters an das Herz legen:

— Ne vous piquez point d'une folle vitesse.
Hâtez-vous lentement. —
Vingt-fois sur le métier remettez votre ouvrage.
Polissez-le sans cesse, et le repolissez,
Ajoutez quelquefois et *souvent effacez.*

XII.

Die Kunst zu lieben. Ein Lehrgedicht in drey Büchern. Berlin 1794. 8. 240 S.

Bey dem ersten Aufblühn der deutschen Poesie schien sich keine Gattung so viel versprechen zu dürfen, als die didactische. Die glücklichen Versuche eines Haller und Hagedorn berechtigten zu den größten Erwartungen, wenn nur die Sprache etwas geschmeidiger gemacht, und der Geschmack an einer gewissen populären Philosophie allgemeiner geworden wäre. Beydes ist geschehn, aber noch sind jene Erwartungen nicht erfüllt. Noch sind die Meisterstücke nicht erschienen, durch die sich der deutsche Genius auch in dieser Gattung mit dem Ausländischen messen könnte; und die Gedichte vom zweyten und dritten Rang, sind, unbilliger Weise, fast eben so bald vergessen worden, als sie erschienen waren. Die Werke eines Withof, eines der vorzüglichsten Denker unter unsern Dichtern, sind fast nur noch den Literatoren bekannt; und Dusch, dessen Lehrgedichte zu den vorzüglichsten in unsrer Sprache gerechnet werden können, ist allzu frühzeitig und unverdienter Weise in Verachtung gesunken. An wem liegt hier die Schuld? an den Dichtern oder an dem Publikum?

Ohne

Ohne uns auf die Erörterung dieser Frage einzulassen, wollen wir uns nur einige hieher gehörige Bemerkungen erlauben. Bey weitem der größte Theil der deutschen Lesewelt theilt sich in zwey Klassen. Die eine liest nur in der Absicht, sich zu unterrichten, die andre will nur belustigt und unterhalten seyn. Der einen wie der andern ist mit einem Lehrgedichte wenig gedient. Die Glieder der ersten sind nur allzuhäufige Verächter einer Form, die, wie es ihnen scheint, die Frivolität der Einbildungskraft nährt und mit Gründlichkeit unverträglich ist; die der andern finden jeden Roman ihrem Zwecke angemeßner, als ein Gedicht, das, bey aller Angemessenheit für die Imagination, doch zuletzt eine Kraft der Seele in Thätigkeit setzt, die sie so herzlich gerne in Ruhe lassen. Die Schönheit der Form selbst ist den meisten von ihnen gleichgültig. Sie halten sich einzig und allein an die Materie, und diese soll rührend oder belustigend seyn. Es ist ihnen um eine Leibesbewegung zu thun, und so hat ein Werk des Genies und ein Reitpferd für sie ohngefähr einerley Zweck und einerley Werth.

Warum hat man aber auch dieser Gattung den Namen des Lehrgedichts gegeben? Lernen erweckt die Vorstellung der mit dem Lernen verbundenen Mühe, und obgleich durch die Form der Darstellung diese Mühe selbst verbannt wird, so sollte doch auch die Vorstellung derselben bey einem auf den Genuß des Vergnügens berechneten Werke wegfallen. In der That scheint der Dichter eine ihm

 fremde

fremde Rolle zu spielen, wenn er als Lehrer auftritt; und wenn er sie auch noch so gut spielt, so wird ihm doch leicht die Ankündigung eines Zweckes nachtheilig seyn, der niemals der nächste Zweck der Künste ist.

Aber auch bey dem wird sie ihm nachtheilig seyn, der die Mühe des Lernens nicht scheut. Es wird ihm Unterricht versprochen; er ist bereit, ihn anzunehmen; aber bald findet er, wenn er nicht sehr unwissend ist, daß man ihm einen Vorrath bekannter Wahrheiten, nur in einer andern Form und unter einer andern Hülle, als unter der sie ihm bisher gezeigt worden waren, vorträgt; und sein Vergnügen wird vielleicht durch den Umstand vermindert werden, daß man ihn mehr erwarten ließ, als er erfüllt findet. Mit einem Wort, die Philosophie wird in jeder Gattung der Poesie mehr Glück machen, als in derjenigen, welcher sie sich zu ihrem eigenthümlichen Besitze gewidmet zu haben scheint.

Ohne Zweifel wird also der didactische Dichter sein Ziel um desto sicherer erreichen, je besser er seine Absicht zu verbergen weiß, je mehr er sich als Dichter zeigt, je belebter seine Einbildungskraft bey dem fruchtbaren und unterhaltenden Spiele mit Begriffen und Ideen scheint. Gerne folgen dann die Leser seiner spielenden Muse und finden sich am Ende mit mancher triftigen Wahrheit, mancher brauchbaren Bemerkung bereichert, auf die sie bey dem Spiele gar nicht gerechnet hatten. Denn indem sie nur ihre Einbildungskraft mit anmuthigen, oder rührenden, oder erhabnen Bildern beschäfftigt glaubten, hat ihr Verstand auf eine mühelose und ange-

angenehme Weise Begriffe gesammelt. Aber nur selten haben die didactischen Dichter dieses Verfahren beobachtet, so sehr sie auch theils das Wesen der Kunst, theils das warnende Beyspiel ihrer Vorgänger auf dasselbe hätte leiten sollen. Die meisten derselben haben es darinne versehn, daß sie ihr Ziel gar zu scharf in das Auge faßten, und ihre Leser immer dahin wiesen. Sie versprachen ihn spatzieren zu führen, und aus dem Spatziergange wird eine Reise. Wir messen nun den zurückgelegten Weg, wir berechnen, wie viel uns noch übrig bleibt, und diese Beschäftigung ermüdet uns fast mehr, als der Weg selbst.

Die Ursache dieses Versehns ist nichts anderes, als ein gewisser Mangel an Wärme, in den die meisten unter ihnen verfallen. Ihr Verstand zeigt sich zu sehr mit der Entwickelung der vorliegenden Wahrheiten beschäftigt, und ihre Einbildungskraft geräth dabey in eine Unthätigkeit, deren natürliche und nothwendige Folge der Frost ist. Wie könnte es auch anders gehn? Nur allzu oft eilt bey ihnen der Vorsatz zu dichten vor der Begeisterung voraus. Sie haben noch keinen hinlänglichen Vorrath von Materie gesammelt; sie haben denselben wenigstens noch nicht genug verarbeitet und sich zu eigen gemacht; er ist gewissermaaßen ihrer Einbildungskraft noch fremd. Diese schmückt ihn daher zwar mit einigen Zierrathen aus; aber ihn mit der Wärme zu beseelen, welche ein unmittelbares Produkt ihrer schöpferischen Kraft haben würde, die einzige, die sich dem Leser mittheilt, vermag sie nicht.

Kein

Kein Schmuck der Sprache aber wird diesen Mangel ersetzen können. Ja wenn er einmal wahrgenommen worden ist, werden die erborgten Zierrathen den Frost nur vermehren; indem sie mit dem Scheine der Begeisterung täuschen sollen, ohne doch diese Täuschung vollenden zu können.

Manchem didactischen Dichter hat denn nun freylich die Wahl seines Stoffes eine wahre Begeisterung unmöglich gemacht. Ueber eigentlich wissenschaftliche Gegenstände werden wir uns immer lieber in trockner Prosa unterrichten lassen, als in der geschmücktesten Poesie. Die Musen mögen es dem Nicander verzeihn, daß er ihre Harmonien zu dem Vortrage einer Semiotick und Therapie gemißbraucht hat; und er selbst mag seine Erhaltung der Wißbegierde der Nachwelt danken, die in seinen dunkeln und harten Versen die Spuren der Kenntnisse des Alterthums aufsucht. Und vielleicht hat selbst Virgil für sein von der Einfalt des Landlebens allzu entferntes Volk nicht glücklich genug gewählt; und vielleicht war auch er, bey aller Begeisterung, die er mit zu demselben brachte, doch bisweilen genöthigt, seine Zuflucht zu rhetorischen Künsten zu nehmen. Ohne Zweifel aber werden jene allgemein wichtigen Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit jedes vernünftigen Wesens fesseln, die Betrachtung der Gottheit, der Welt, der Bestimmung des Menschen, der Tugend und des Lasters, und zunächst nach diesen, diejenigen Begriffe, welche durch ihre Beziehung auf unsere Neigungen der Sinnlichkeit schmeicheln, der schicklichste und brauch-

barste

barste Stoff für das Lehrgedicht seyn. Wenn jene das Gemüth auch ohne gesuchten Schmuck erheben und begeistern, so bieten diese, durch den ihnen beywohnenden Reiz, den Schmuck der begeisterten Sprache von selbst dar.

Ein Stoff der letztern Art ist derjenige, welcher in dem vor uns liegenden Gedichte bearbeitet ist. Bey ihm genießt der Dichter den Vortheil eines vorläufigen Interesse in dem Herzen seiner Leser, deren Erfahrungen oder Ahndungen er zu ordnen und für die Einbildungskraft zu bereiten unternimmt. Die Spiele der Liebe ermüden; aber einen geistreichen Denker über die reizendste aller Leidenschaften philosophiren zu hören, wird man nicht leicht satt. Er gewinne nur die Einstimmung unserer Einbildungskraft; er erwecke die Erinnerung genossener oder geträumter Freuden; er veredle unsre Gefühle; er ordne unsere Ideen und setze sie in ein helleres Licht, als wir selbst zu thun im Stande waren; mit einem Worte, er geselle der Göttinn der Liebe die Göttinn der Weisheit und die Grazien bey, und er wird sicher auf den Beyfall und die Theilnahme seiner Leser rechnen können.

Der ungenannte Verfasser der Kunst zu lieben, über welche wir uns gegenwärtig mit unsern Lesern zu unterhalten gedenken, hat diese Forderungen fast insgesammt auf eine so ausgezeichnet glückliche Weise erfüllt, daß sein Werk nicht nur auf einen ehrenvollen Platz neben den Werken seiner berühmten Vorgänger, eines Ovid und Bernard, kühnlich Anspruch machen darf, sondern daß er diese selbst in

mehr

mehr als einem Stücke zu übertreffen scheint. Zunächst hat er sich an den ersten angeschlossen. Ihm ist er zum Theil in der Anordnung seines Werkes gefolgt; von ihm hat er manche glückliche Bemerkung entlehnt: aber er hat das Eigenthum dieses seines Vorgängers so vollkommen zu dem seinigen zu machen gewußt, daß jener es ohne Ungerechtigkeit nicht von ihm würde zurückfordern können. Aber weder Ovid noch Bernard haben ihren Gegenstand in dem Umfange behandelt, als hier von unserm Dichter geschehn ist. Der letztere insbesondre scheint nur einige Bemerkungen aus einem größern Vorrath ausgehoben und bearbeitet zu haben; daher sein Gedicht schwerlich für ein poetisches Ganze gelten dürfte. Weder die Abtheilung in drey Bücher, noch die Anordnung der Gedanken hat einen zureichenden Grund. Man weiß nicht recht, warum es nicht noch länger oder nicht noch kürzer ist.

Der erste und zweyte Gesang dieser neuen Kunst zu lieben, ist dem Unterrichte der Jünglinge gewidmet. So wie Ovid, führt er sie zuerst an die Orte, wo sie sich eine Geliebte wählen und die erste Bekanntschaft knüpfen können. Ist diese gemacht, so muß der Plan zu der Eroberung ihres Herzens angelegt und eifrig verfolgt werden; wobey es vorzüglich auf Gedult, Beharrlichkeit und Fügung in die Launen der Schöne ankömmt. Das Geständniß der Leidenschaft darf nicht übereilt, es muß nach den Umständen des Orts und der Zeit geschickt eingeleitet werden. Muth und Aus-

dauer

dauer führen endlich dem erwünschten Ziele zu, und der Jüngling sieht sich in dem Besitze seiner Geliebten, die ihm nichts mehr zu versagen vermag.

Aber der errungene Sieg ist nicht das letzte Ziel in dieser Kunst; die Eroberung soll behauptet werden, und diese Absicht erlaubt keinen Stillestand. Der Liebhaber vermeide vorzüglich die beyden Extreme des Mißtrauens und der Sorglosigkeit. Vor allen Dingen lerne er genau auf den Charakter seiner Geliebten merken, und richte sein Betragen den gemachten Bemerkungen gemäß ein. Er sey gegen seine Rivalen auf der Hut und versäume nie von den Mitteln Gebrauch zu machen, die ihm zuerst die Gunst seiner Geliebten gewannen.

In dem dritten Gesange wendet sich der Dichter an das weibliche Geschlecht. Er lehrt es, seine natürlichen Reize durch Putz zu erhöhn, und die Mängel in denselben mit Geschicklichkeit und Klugheit zu decken. Aber neben der Ausbildung ihres Körpers dürfen sie die Ausbildung ihres Geistes nicht vernachlässigen, und, ohne nach Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Kenntnissen zu streben, müssen sie sich angenehme Talente zu erwerben suchen. In ihrem Betragen gegen die Jünglinge, welche sich um ihre Gunst bemühn, empfiehlt ihnen der Dichter wachsame Klugheit, und die größte Vorsicht in der Wahl eines Liebhabers. Auch dann, wenn sie sich entschieden haben, müssen sie die Ungewißheit über ihre Gesinnungen zu erhalten und ihre letzte Erklärung so weit als möglich hinauszuschieben suchen. Ist aber auch diese

gethan,

gethan, so führe sie doch den Liebhaber nur langsam zum Genuß. In dem Augenblicke des Genusses selbst vergesse sie sich nicht. Das sicherste Mittel, einen Liebhaber immer zärtlich, immer verliebt zu erhalten, ist eine kluge Mäßigung in dem Taumel der Liebe, so wie eine unbedingte Hingebung das sicherste Mittel ist, seiner bald los zu werden. Die Aufzählung einiger Mittel, einem dauernden Umgang immer neue Reize zu verschaffen, machen den Schluß des Gedichts, dessen letzte Stanzen wir hier hersetzen, um unsre Leser für die Trockenheit dieser Inhaltsanzeige zu entschädigen:

Und itzt herab, ihr Schwäne, die Cythere
Zu Führern auf dem Weg durch ihr Gebiet mir gab!
Hier, sie gebeut es, sey der Reise Ziel! Ich ehre
Der Göttinn Wink und nehm' euch Joch und Zügel ab.

In reinem Glanz sah ich, was sie so nah zu schauen
Nur Wenigen vergönnt, sah ihres Paphos Auen,
Und drang, allein und unbewacht,
In ihrer Hayne Schoos und ihrer Grotten Nacht.

Dank dir, Idalia und deinen Charitinnen!
Dein ist es, Göttliche, wenn Wahrheit und Natur,
Mit Anmuth und Geschmack, den Blumen deiner Flur,
In Einem Strauß vereint, die Herzen mir gewinnen.
Dir dank ich's, wenn im Buch der Zeiten, durch mein Lied
Verewigt, neben Götz und Bernard und Ovid,
Mein Nahme künftig prangt, und Deutschlands holde Schönen
Mit ihrem Lobe mich und meine Laute krönen.

Du

Du aber, der an Reiz allein Aglaja gleicht,
Werth, den Gesang, der einst mit dir begann, zu enden,
Wie glücklich, würde mir von deinen schönen Händen
Der erste Myrtenkranz gereicht!
O wenn mein Saitenspiel mit Recht, dir zu gefallen,
Sich rühmen darf, so komm, du lieblichste von allen;
Der es erklang! Dein harrt ein Herz von Liebe warm.
Komm, süßes Röschen, komm, und schlüpf in meinen Arm!

Wir haben unsern Lesern den Weg vorgezeichnet, welchen unser Dichter wandelt und mit den schönsten Blumen der Dichtkunst bestreut. Er hat seinem Ausdrucke eine Schönheit und Anmuth gegeben, er hat in der Wahl der Bilder und ihrer Vertheilung eine Feinheit und Richtigkeit des Geschmacks gezeigt, daß wir kein Bedenken tragen, ihn hierinne mit Deutschlands ersten Dichtern, den Wielanden und Gottern, zu vergleichen. Gedanken und Ausdruck scheinen sich zusammen erzeugt und vollendet zu haben; so groß ist die Angemessenheit des letztern, so genau schließt er sich an den Gedanken an. Kein geringes Verdienst in einer Dichtungsart, in welcher Ueppigkeit und Trockenheit dem schmalen Pfade des Schönen und Wahren von beyden Seiten so nahe liegen, und zu einer Zeit, wo Richtigkeit und Angemessenheit so oft dem falschen Glanze eines manierirten Colorits nachgesetzt wird.

In der Verbindung der einzelnen Theile dieses Werkes zeigt der Verfasser einen glücklichen Reichthum von Wendungen und Uebergängen. Nur selten hat die Verbindung der mannigfaltigen Materien ein zu methodisches Ansehn, wie es zum Beyspiel in einem Theile des zweyten Gesanges (St. 6. 28. 45. 46. 57.) der Fall ist. Nichts, was den lehrenden Ton erheitern kann, hat der Dichter unbenutzt gelassen. Anspielungen, Beschreibungen, Erzählungen unterbrechen den Vortrag und geben ihm eine unterhaltende Mannigfaltigkeit. Vorzüglich hat sich seine Einbildungskraft in den eingeschalteten Episoden blühend und fruchtbar gezeigt.

Doch ohne uns länger bey einem allgemeinen Lobe aufzuhalten, welches die Leser gemeiniglich eben so wenig unterhält, als es den Künstler befriedigt, wollen wir einige Stellen zur Probe ausheben und mit unsern Bemerkungen begleiten.

In einem Gedichte dieses Inhalts, in welchem, dem Plane des Verfassers und der Beschaffenheit der Materie zufolge, manche Situationen in Augenschein genommen werden mußten, welche sich den Blicken der Neugierde zu entziehen pflegen, werden die Freunde der Sittlichkeit dem Dichter die Delicatesse Dank wissen, mit welcher er Scenen dieser Art bearbeitet hat. Nicht Eine Stelle haben wir bemerkt, so häufig auch die Veranlassung gewesen wäre, die Figuren üppiger zu gruppiren und die Farben wärmer zu halten, in welcher dem Anstande und der Sittsamkeit auch nur im mindesten zu nahe getreten wäre.

Eine Stelle, in welcher der Dichter den Schönen in der bedenklichen Lage der letzten Gunstbezeigung einige Vorsichtsregeln empfiehlt, verdient in dieser Rücksicht als musterhaft ausgezeichnet zu werden:

Wir sind am Ziel. Es schlingt um eure Liljenglieder
Der Jüngling seinen Arm und winket zum Genuß.
Schon ruhet Mund auf Mund, schon rauschet Kuß auf Kuß,
Und um den Torus wallt der seidne Vorhang nieder. —
O Amathusia, o du, zu deren Thron,
Inbrünstiger, durch mich die Heere junger Frauen
Und junger Mädchen flehn, du gönnst dem Dichter schon,
In der Gardinen Nacht ein wenig einzuschauen.

So spanne denn, mein Lied, die Seegel wieder auf,
Und laß, im Sonnenstrahl, die stolzen Wimpel wehen! —
Im Meer der Liebe giebt's, auch nach vollbrachtem Lauf,
Für euch, ihr Schönen, noch Gefahren zu bestehen.
Gar manches Schiff, das sich, im längst gewünschten Port,
Vor der Gewalt der Winde sicher glaubte,
Ergriff bey Nacht der Sturm und raubte
Ihm Tau und Mast und trug's auf neuen Wellen fort! —

Wer allzufeurig küßt, schreckt leicht in Amors Spiele
Zurück, und wer zu kalt umarmt, beleidigt oft.
Ein warmes Herz, gestimmt des Liebenden Gefühle
Zu theilen, ist's allein, was er begehrt und hofft.
Gebt ohne Kargheit uns und ohne Widerstreben,
Wie das Vergnügen euch und die Natur gebeut;
Doch ahnden laßt uns, selbst im Rausch der Zärtlichkeit,
Euch sey's vergönnt, uns mehr und süßer es zu geben. — — —

— — — — — —

O lernet, wenn ihr weise seyd,
Für uns und für euch selbst Cytherens Gaben sparen,
Und vor der Raubbegier der trunknen Zärtlichkeit
Euch, im Genusse noch, verwahren.

Zu frey enthüllte Schönheit flößt
Nur Gluth, nicht Sehnsucht ein. Viel sichrer nährt das Feuer
Der zarten Liebe sich an einer Brust im Schleyer
Und Schultern, die der Flor halb birgt und halb entblößt.
Seyd für den Liebenden das schönste Weib auf Erden,
Ein Wunder der Natur, der Anmuth Ebenbild, —
Der Vorsicht Stimme will, daß mancher Reiz verhüllt,
Und durch's Gefühl allein von uns geahndet werde.

Wie richtig ist die Bemerkung, welche in diesen schönen Versen vorgetragen wird! Daß der höchste Sinnengenuß nur zu oft das Grab einer feuri-

feurigen Liebe ist, rührt ohne Zweifel daher, daß die bisher versteckte und hinter der Kunst verborgne Natur einen allzumächtigen Ueberschwung bekömmt und sich plötzlich in einer nachtheiligen Naktheit zeigt. Alle Kunst der feinsten Coquetterie, die ganze bisher aufgewandte Mühe, dem Liebhaber seinen Sieg zu erschweren und die Uebergabe weit über das Ziel seiner feurigen Wünsche hinaus zu rücken, ist umsonst aufgeboten worden, sobald bey der Uebergabe selbst diese Kunst, gleichsam als hätte sie nun ihre Dienste verrichtet, bey Seite gesetzt wird. Denn hat in der Liebe die Täuschung einmal Platz genommen, so darf sie denselben niemals aufgeben, ohne das ganze Spiel zu verderben, und einen noch schlimmern Betrug vermuthen zu lassen, als vielleicht wirklich im Hintergrunde liegt. So wird der Moment, in welchem die Natur ungestört und ungehindert handeln zu können glaubt, der entscheidenste und kritischste in dem ganzen Spiel der Zärtlichkeit und Sittsamkeit, der Wollust und der Tugend.

Eine Betrachtung hat sich uns indeß bey dieser Stelle und mehrern andern dieses Gedichtes aufgedrängt, welche hier ihren Platz finden mag. Der Dichter hat fast in seinem ganzen Werke die Liebe nur als eine Kunst dargestellt, in welcher der Schlaueste und Gewandteste siegt. Auf ihr Verhältniß zu den höhern Zwecken der Menschheit ist keine Rücksicht genommen. Das Edle, welches in ihr Statt finden kann, ist gar nicht berührt, und demnach die moralischen Quellen, aus denen eine

wahre und durch sich selbst dauerhafte Liebe fließt, als nicht vorhanden betrachtet worden. So wie seinem Vorgänger, Ovid, ist sie ihm nur eine Unterhaltung für müßige Leute, eine Art von Gesellschaftsspiel, dessen Regeln man lernen muß, wenn man darinne gewinnen will. Doch behält bey dem Spiele wenigstens das Glück seinen Einfluß noch; aber die Liebe wird da, wo beyde Theile hinlänglich unterrichtet sind, zu einem stillschweigenden Vertrage, sich gegenseitig zu täuschen und gegenseitig unwissend zu stellen. War es wohl nöthig, diesen Gegenstand blos von der Seite der Klugheit zu fassen? und wären die Klugheitsregeln nicht besser als die Begleiterinnen einer edlern Weisheit, welche in der Liebe gar wohl statt findet, aufgeführt worden?

Nachdem der Dichter freylich einmal diesen Weg eingeschlagen und die Klugheit zur einzigen Führerinn auf demselben erkohren hätte, durfte er auf die Moralität der empfohlnen Mittel weiter keine Rücksicht nehmen, ohne in eine Inconsequenz zu verfallen, die man gerade einem Dichter am wenigsten verzeihen dürfte. Indessen müssen wir bekennen, daß diese Behandlungsart das einzige ist, was uns in diesem vollendeten Werke misfallen hat; und daß die schönste Sprache und die reizendste Versification nicht im Stande gewesen ist, das unangenehme Gefühl zu ersticken, welches besonders gewisse Vorschriften in uns erregt haben. Wenn er zum Beyspiel von dem Einflusse der Zofen auf die günstige Wendung eines Liebeshandels spricht,

und der Mittel, ihre Gunst zu gewinnen, erwähnt, warnt er gegen ein allzuvertrautes Einverständniß, und setzt endlich hinzu:

> Geschieht's indeß, — wer bürgt vor Amors Neckereyen? —
> Daß einer Iris Reiz euch euer Herz entwendet;
> O so beginnt nicht nur, so endet,
> Und zwingt sie durch die Schuld, euch ewig treu zu seyn.

Diese Regel, als Vorschrift eines absichtlichen Verfahrens — denn daß die Sinnlichkeit der Liebe einen Streich spielte und dem Liebhaber die Zofe statt der Gebieterinn unterschöbe, könnte wohl noch entschuldigt werden — scheint uns zu unmoralisch, als daß sie selbst in einem Gedichte entschuldigt werden könnte. Wir zweifeln zwar an ihrer Richtigkeit nicht, wofür allenfalls schon das Ansehn Ovids, von dem sie entlehnt ist, bürgen kann; aber wir werden uns nie bereden können, die Zweckmäßigkeit in der Kunst der Gesetzmäßigkeit, die Schönheit der Tugend vorzuziehn.

Der höchste Genuß bey dem Anblicke eines Werkes der Kunst findet ohne Zweifel nur da statt, wo sich die Schönheit zu der Weisheit gesellt; rein wird er indeß auch dann noch seyn, wenn jene der Weisheit nur nicht den Weg vertritt. Es ist der Kunst unverwehrt, den Neigungen zu schmeicheln, so wie einem jeden, den Neigungen bis an die Grenzen der Pflicht zu folgen, recht und erlaubt ist. Überschreitet sie aber diese Grenzen, so bleibt ihr

gegen die Einwendungen des moralischen Gefühls kein andrer Schutz, als die Berufung auf die Macht der Leidenschaft, welche in einem jeden fühlenden Herzen einen nachsichtsvollen Vertheidiger findet. Der hinreißenden, zärtlichen Leidenschaft wird alles verziehn; der kalten Klugheit nichts. Denn jene bezwingt und überwältigt den guten Willen; diese bringt den bösen Willen hervor. Und wenn in dem Kampfe der Leidenschaft mit der Pflicht die erstere obsiegt, so gewinnt sie, wenigstens in ästhetischer Rücksicht, eine gewisse Wichtigkeit, welche der überlistenden, hinterhaltigen Klugheit abgeht.

Wir müßten uns daher sehr irren, oder dieses Gedicht würde an Interesse gewonnen haben, wenn es, um auch nur einen niedrigen Gesichtspunkt anzugeben, mehr eine Kunst zu genießen, als eine Kunst durch Klugheit zu erobern, (welches in den mehresten Fällen mit verführen einerley ist) geworden wäre. Die Philosophie des Genusses, wenn sie anders consequent genug ist, kann ihr fröhliches Geschäfte betreiben, ohne die höhern Sphären der Moral zu berühren und in ihrem Gange zu hindern. Ein unschuldiger Reiz ist ihr beygesellt, der ihr zu jedem Herzen Eingang verschaft, und sie zu einem gefälligen Stoffe für die Dichtkunst eignet. In dieser Rücksicht setzen wir Bernards Gedicht über die Werke Ovids und unsers Ungenannten, so sehr es ihnen vielleicht in diesem oder jenem andern Punkte nachstehen mag. In ihm herrscht vorzüglich jene Philosophie des Vergnügens; und die Leidenschaft wird von der Klugheit begleitet,

um

um den flüchtigen Genuß aufzuhalten, zu verlängern und zu erhöhn. —

An die Stelle, welche uns zu dieser Digression Veranlassung gegeben hat, schließt sich eine der schönsten Episoden dieses Gedichtes an, in welcher sich Triftigkeit des Sinnes mit dem Reize der Darstellung und der edelsten Sprache paart. Der Dichter hat einer bekannten Fabel — denn wem ist wohl die Liebe Amor's und Psyche's unbekannt? — eine neue, nach seinem Zwecke eingerichtete Wendung gegeben. Wenn Psyche's Unglück in der Fabel des Apulejus aus der Neugierde entspringt, mit welcher sie den geheimnißvollen Gott kennen zu lernen sucht, so wird hier das Ende der zärtlichsten Liebe durch die Unvorsichtigkeit bewirkt, mit welcher Psyche ihre eignen Reize dem begierigen Amor enthüllt. Auch auf diese Weise behält die Fabel eine sinnreiche Deutung, und das einzige nachtheilige bey derselben dürfte der Umstand seyn, daß unser Dichter sie nicht erfunden hat. Man verstehe uns recht. Die Fabel hat so gut wie die Geschichte eine gewisse Glaubwürdigkeit; und die willkührliche Verletzung der einmal hergebrachten Tradition, bringt eine Art von Unlust hervor. Auf der andern Seite gewährt uns eine geschickte Anwendung derselben, so wie sie ist und ohne sichtbare Veränderung, Vergnügen und Lust. Dasjenige, was diese Empfindungen in uns erweckt, ist nicht etwa eine thörichte Liebe zu dem Alten und Hergebrachten — denn in der Regel schenken wir dem Neuen in der Kunst den meisten Beyfall — sondern die

sachen dieser Erscheinungen liegen in dem Wesen der Kunst selbst. Das Spiel der belebten Einbildungskraft soll, in der Bearbeitung ihres Stoffes, vollkommen frey erscheinen, jede Vorstellung eines Zwanges soll ausgeschlossen seyn, wenn es uns die Idee der Schönheit zuführen soll. Unabsichtlich soll sich der Stoff unter den Begriff geordnet zu haben scheinen; keine Nachhülfe, um ihn dem Zwecke anzupassen, soll sichtbar seyn. Darum scheint uns also der Gebrauch der Mythologie und Geschichte in der Dichtkunst schön, wenn sich die Fabel oder die Begebenheit den Ideen freywillig anschmiegt, nicht aber ihnen angebogen wird. Dieses aber gilt von einem jeden Stoff, welcher nicht unmittelbar aus der Einbildungskraft hervorgegangen ist, und über welchen sie demnach kein anderes Recht hat, als ihn ihren eigenthümlichen Produkten zuzuordnen. Was von der Beobachtung des Costume, was von der Schonung der hergebrachten Vorstellungen in der Dichtkunst gelehrt wird, gründet sich auf diese Prinzipien und bekömmt nur durch die Zurückführung auf dieselben seine strenge Bündigkeit.

Aber diesen Umstand abgerechnet, welcher nur bey denen in Anschlag kömmt, denen die genannte Fabel schon vorher aus einer andern Quelle bekannt war, wird man dieselbe hier nicht ohne großes Vergnügen und Interesse lesen können. Mit welcher Wahrheit und Anmuth ist nicht die Zudringlichkeit des Liebesgottes in Psyche's Armen geschildert:

Wie

Wie wand er sich in Psychens Rosenarmen
Und seufzte: »Dulde mich! die Nacht schwebt noch umher.«
Und blieb er unerhört: »Erbarmen, ach, Erbarmen!
Auf meinen Augen liegt des Schlummers Hand zu schwer.«
Und unverhohlner drauf: »Laß deiner ewig süßen
Verschloßnen Reize, laß, geliebte Huldgöttinn,
In ihrer Fülle mich nur einmal sie genießen!«
Vergebens: Psyche gab sich nie entschleyert hin.

Mit welchen reizenden Farben ist Psyche's letzter Kampf und der Sieg ihres Geliebten gemahlt;

Schon hängt Cytherens Sohn mit wollusttrunknen Augen,
Uneingedenk daß er, des Tages Blick zu scheun,
Der Hirtinn selbst gebot, an ihrem Reiz; — schon saugen
In Psychens Rosenmund sich seine Lippen ein;
Schon lüftet er die himmelblauen Bänder,
In denen auf und ab der schönste Busen schweift;
Schon hat er unvermerkt die seidenen Gewänder
Von Arm und Schulter losgestreift.

Umsonst, daß wider ihn zu kämpfen Psyche waget;
Die kleine Hand bekriegt den süßen Feind nur schwach.
Umsonst, daß sie entbrennt und über Unrecht klaget;
Zur Bitte wird ihr Zorn und ihr Verboth ein Ach!
Nie klang in ihrer Brust, seit um die Liljenglieder
Des Lieblings Arm sich schlang, sein Flehen lauter wieder;

So

So stark und innig, dünkte sie,
Ergriff der Sehnsucht Schmerz den kleinen Flattrer nie.

Versuch' es nicht, mein Lied, in seelenvollen Bildern,
(Zu leicht verirrt sich hier ein feuriger Gesang.)
Versuch' es nicht, den Preis, den Amor sich errang,
Den Schönen, deren Ohr neugierig lauscht, zu schildern.
Sie wissen's ohne dich und du verlierst vielleicht.
Sprich, dieß genügt hier schon, er kostete die Fülle
Von Seeligkeiten aus und sah itzt, ohne Hülle,
Ein Kleinod, dem am Werth auf Erden keines gleicht.

Mit nicht wenigern Reizen des anmuthigsten Colorits und der reinsten Harmonie ist die Erzählung von der Liebe des Bacchus und Cytherens im ersten, Bellegarde's und Gabrielens im zweyten Gesange ausgestattet. Unsere Leser werden es uns gewiß Dank wissen, wenn wir der Versuchung eine Stelle aus dieser letzten Episode abzuschreiben, nicht widerstehn:

Wie oft lag Bellegarde in Gabrielens Schoos
Und rief, von Lust berauscht; »Hier laß uns ewig leben!
Die Gunst der Himmlischen kann uns kein beßres Loos,
Als Ivrys holde Flur und ihren Frieden geben.
O wohl mir, daß Dein Blick von Liebe zu mir spricht!

Durch

Durch ihn verschönert sich dieß Thal und diese Wiese
Und dieser Schattenquell zum frohen Paradiese,
Und ruft mir alles zu: So reich ist Heinrich nicht!

Zwar, — kämpft' ich meinem Freund zur Seite, in den grünen
Gefilden, wo von Blut gemehrt, die Seine rauscht,
Leicht würd' ich einen Kranz von Lorbeern mir verdienen;
Was aber hätt' ich dann durch Wunden eingetauscht?
Zwar — kennt' er, Schönste, dich, er legte seine Kronen,
Ein Herz, wie deines, zu belohnen,
Dir gern zu Füßen hin; doch wöge solch' ein Kauf
Das Glück in Ivrys Flur und ihre Freuden auf?

Hier lacht uns alles zu, und kos't und scherzt von Liebe;
Hier rauscht sie durch das Laub und rieselt in dem Bach;
Hier fühlt das Lamm bereits die Regung zarter Triebe;
Hier seufzt der Nachhall nichts, als süße Töne nach;
Hier eilt der Hirt nicht erst durch Leiden zum Vergnügen
Hier wird der Hirtinn Glück durch keinen Zwang getrübt;
Sie weiß von Härte nichts, er nichts von theuern Siegen;
Wer sich verwundet fühlt, gesteht's und wird geliebt.

O laß

O laß uns der Natur beredte Stimme hören!
Sie selbst begünstiget der Liebenden Verein.
Der Göttinn Ruf verstehn und ihrer Fahne schwören,
Heißt seines Lebens sich erfreun.
In wechselseitigen Genüssen
Entschlüpft uns, unbelauscht, der Jugend Rosenzeit.
Die Welt erfahre nicht, wie zärtlich wir uns küssen,
Und neid' uns einst zu spät der Liebe Seligkeit.

So träumte Bellegard' und drückte
Die Holde zärtlicher an seine treue Brust,
Und sie, mit einem Blick, der ihn der Welt entrückte,
Gab ihm den süßen Kuß der Sehnsucht und der Lust.
Was sie empfanden schien der Sprosser in den Gründen,
Und, feuriger als er, sein Weibchen, zu empfinden;
Froh schwebten sie empor und zwitscherten was du,
Natur, im Frühling lehrst, verständlicher sich zu.

Bey einem Werke von so seltner Vollendung bleibt dem Kritiker wenig übrig, als ein allgemeines Lob und Rechtfertigung desselben durch Anführung dieser oder jener Stelle. Ungern berührt er einzelne Mängel und sein Blick verweilt wenigstens bey denselben nicht eher, bis er sich an dem Genusse der Schönheit gesättigt hat. Erst nach einer wiederhohlten Lectüre haben wir uns entschließen können, unsre Zweifel über einzelne Punkte des Stoffs, einzelne Stellen und Ausdrücke zu entwickeln. Ohne uns eben an eine strenge Ordnung zu binden, wollen wir hier unsre Bemerkungen über einige dieser Punkte zusammenstellen und unsern Lesern zur Prüfung vorlegen.

Sogleich

Sogleich bey dem Eingange des Gedichts stiegen uns einige kleine Bedenklichkeiten auf. Der Dichter verspricht die geheimnißreichen Lehren der Liebe zu singen:

Die Kunst, durch die der Stolz der eiteln Jugend schweigt,
Und aus des Thrones Glanz die Schönheit niedersteigt.

Diese Zeilen scheinen uns nicht ganz die Klarheit zu haben, welche man in der Exposition eines Gedichtes erwarten darf; auch sucht man hier charakteristischere Züge, als den, daß die Kunst zu lieben den Stolz demüthigt und die Schönheit von dem Throne herabzieht. Die zweyte Stanze enthält einen innern Widerspruch:

Ihr, denen rauher Väter Neid,
Den heißen Wunsch, der eure Brust belebet,
Zu nähren untersagt und des Genusses Zeit,
So schnell sie auch entweicht, mehr noch zu kürzen strebet,
Unglückliche, mir gleich an Jahren und Gefühl,
Erscheint an meinem Saitenspiel,
Und öfnet euer Ohr dem seligsten von allen
Gebothen der Natur, dem Rufe zu gefallen.

Wenn die Jünglinge, welche der Dichter hier um sich versammeln will, wirklich schon von dem heissen Wunsche zu genießen beseelt sind, und nur durch den Zwang, in welchem ihre Väter sie halten, verhindert werden, diesen Wunsch zu erfüllen, so

wahre und durch sich selbst dauerhafte Liebe fließt, als nicht vorhanden betrachtet worden. So wie seinem Vorgänger, Ovid, ist sie ihm nur eine Unterhaltung für müßige Leute, eine Art von Gesellschaftsspiel, dessen Regeln man lernen muß, wenn man darinne gewinnen will. Doch behält bey dem Spiele wenigstens das Glück seinen Einfluß noch; aber die Liebe wird da, wo beyde Theile hinlänglich unterrichtet sind, zu einem stillschweigenden Vertrage, sich gegenseitig zu täuschen und gegenseitig unwissend zu stellen. War es wohl nöthig, diesen Gegenstand blos von der Seite der Klugheit zu fassen? und wären die Klugheitsregeln nicht besser als die Begleiterinnen einer edlern Weisheit, welche in der Liebe gar wohl statt findet, aufgeführt worden?

Nachdem der Dichter freylich einmal diesen Weg eingeschlagen und die Klugheit zur einzigen Führerinn auf demselben erkohren hätte, durfte er auf die Moralität der empfohlnen Mittel weiter keine Rücksicht nehmen, ohne in eine Inconsequenz zu verfallen, die man gerade einem Dichter am wenigsten verzeihen dürfte. Indessen müssen wir bekennen, daß diese Behandlungsart das einzige ist, was uns in diesem vollendeten Werke misfallen hat; und daß die schönste Sprache und die reizendste Versification nicht im Stande gewesen ist, das unangenehme Gefühl zu ersticken, welches besonders gewisse Vorschriften in uns erregt haben. Wenn er zum Beyspiel von dem Einflusse der Zofen auf die günstige Wendung eines Liebeshandels spricht,

und der Mittel, ihre Gunst zu gewinnen, erwähnt, warnt er gegen ein allzuvertrautes Einverständniß, und setzt endlich hinzu:

Geschieht's indeß, — wer bürgt vor Amors Neckereyen? —
Daß einer Iris Reiz euch euer Herz entwendet;
O so beginnt nicht nur, so endet,
Und zwingt sie durch die Schuld, euch ewig treu zu seyn.

Diese Regel, als Vorschrift eines absichtlichen Verfahrens — denn daß die Sinnlichkeit der Liebe einen Streich spielte und dem Liebhaber die Zofe statt der Gebieterinn unterschöbe, könnte wohl noch entschuldigt werden — scheint uns zu unmoralisch, als daß sie selbst in einem Gedichte entschuldigt werden könnte. Wir zweifeln zwar an ihrer Richtigkeit nicht, wofür allenfalls schon das Ansehn Ovids, von dem sie entlehnt ist, bürgen kann; aber wir werden uns nie bereden können, die Zweckmäßigkeit in der Kunst der Gesetzmäßigkeit, die Schönheit der Tugend vorzuziehn.

Der höchste Genuß bey dem Anblicke eines Werkes der Kunst findet ohne Zweifel nur da statt, wo sich die Schönheit zu der Weisheit gesellt; rein wird er indeß auch dann noch seyn, wenn jene der Weisheit nur nicht den Weg vertritt. Es ist der Kunst unverwehrt, den Neigungen zu schmeicheln, so wie einem jeden, den Neigungen bis an die Grenzen der Pflicht zu folgen, recht und erlaubt ist. Ueberschreitet sie aber diese Grenzen, so bleibt ihr

gegen die Einwendungen des moralischen Gefühls kein andrer Schutz, als die Berufung auf die Macht der Leidenschaft, welche in einem jeden fühlenden Herzen einen nachsichtsvollen Vertheidiger findet. Der hinreißenden, zärtlichen Leidenschaft wird alles verziehn; der kalten Klugheit nichts. Denn jene bezwingt und überwältigt den guten Willen; diese bringt den bösen Willen hervor. Und wenn in dem Kampfe der Leidenschaft mit der Pflicht die erstere obsiegt, so gewinnt sie, wenigstens in ästhetischer Rücksicht, eine gewisse Wichtigkeit, welche der überlistenden, hinterhaltigen Klugheit abgeht.

Wir müßten uns daher sehr irren, oder dieses Gedicht würde an Interesse gewonnen haben, wenn es, um auch nur einen niedrigen Gesichtspunkt anzugeben, mehr eine Kunst zu genießen, als eine Kunst durch Klugheit zu erobern, (welches in den mehresten Fällen mit verführen einerley ist) geworden wäre. Die Philosophie des Genusses, wenn sie anders consequent genug ist, kann ihr fröhliches Geschäfte betreiben, ohne die höhern Sphären der Moral zu berühren und in ihrem Gange zu hindern. Ein unschuldiger Reiz ist ihr beygesellt, der ihr zu jedem Herzen Eingang verschaft, und sie zu einem gefälligen Stoffe für die Dichtkunst eignet. In dieser Rücksicht setzen wir Bernards Gedicht über die Werke Ovids und unsers Ungenannten, so sehr es ihnen vielleicht in diesem oder jenem andern Punkte nachstehen mag. In ihm herrscht vorzüglich jene Philosophie des Vergnügens; und die Leidenschaft wird von der Klugheit begleitet,

um

um den flüchtigen Genuß aufzuhalten, zu verlängern und zu erhöhn. —

An die Stelle, welche uns zu dieser Digression Veranlassung gegeben hat, schließt sich eine der schönsten Episoden dieses Gedichtes an, in welcher sich Triftigkeit des Sinnes mit dem Reize der Darstellung und der edelsten Sprache paart. Der Dichter hat einer bekannten Fabel — denn wem ist wohl die Liebe Amor's und Psyche's unbekannt? — eine neue, nach seinem Zwecke eingerichtete Wendung gegeben. Wenn Psyche's Unglück in der Fabel des Apulejus aus der Neugierde entspringt, mit welcher sie den geheimnißvollen Gott kennen zu lernen sucht, so wird hier das Ende der zärtlichsten Liebe durch die Unvorsichtigkeit bewirkt, mit welcher Psyche ihre eignen Reize dem begierigen Amor enthüllt. Auch auf diese Weise behält die Fabel eine sinnreiche Deutung, und das einzige nachtheilige bey derselben dürfte der Umstand seyn, daß unser Dichter sie nicht erfunden hat. Man verstehe uns recht. Die Fabel hat so gut wie die Geschichte eine gewisse Glaubwürdigkeit; und die willkührliche Verletzung der einmal hergebrachten Tradition, bringt eine Art von Unlust hervor. Auf der andern Seite gewährt uns eine geschickte Anwendung derselben, so wie sie ist und ohne sichtbare Veränderung, Vergnügen und Lust. Dasjenige, was diese Empfindungen in uns erweckt, ist nicht etwa eine thörichte Liebe zu dem Alten und Hergebrachten — denn in der Regel schenken wir dem Neuen in der Kunst den meisten Beyfall — sondern die

sachen dieser Erscheinungen liegen in dem Wesen der Kunst selbst. Das Spiel der belebten Einbildungskraft soll, in der Bearbeitung ihres Stoffes, vollkommen frey erscheinen, jede Vorstellung eines Zwanges soll ausgeschlossen seyn, wenn es uns die Idee der Schönheit zuführen soll. Unabsichtlich soll sich der Stoff unter den Begriff geordnet zu haben scheinen; keine Nachhülfe, um ihn dem Zwecke anzupassen, soll sichtbar seyn. Darum scheint uns also der Gebrauch der Mythologie und Geschichte in der Dichtkunst schön, wenn sich die Fabel oder die Begebenheit den Ideen freywillig anschmiegt, nicht aber ihnen angebogen wird. Dieses aber gilt von einem jeden Stoff, welcher nicht unmittelbar aus der Einbildungskraft hervorgegangen ist, und über welchen sie demnach kein anderes Recht hat, als ihn ihren eigenthümlichen Produkten zuzuordnen. Was von der Beobachtung des Costume, was von der Schonung der hergebrachten Vorstellungen in der Dichtkunst gelehrt wird, gründet sich auf diese Prinzipien und bekömmt nur durch die Zurückführung auf dieselben seine strenge Bündigkeit.

Aber diesen Umstand abgerechnet, welcher nur bey denen in Anschlag kömmt, denen die genannte Fabel schon vorher aus einer andern Quelle bekannt war, wird man dieselbe hier nicht ohne großes Vergnügen und Interesse lesen können. Mit welcher Wahrheit und Anmuth ist nicht die Zudringlichkeit des Liebesgottes in Psyche's Armen geschildert:

Wie

Wie wand er sich in Psychens Rosenarmen
Und seufzte: »Dulde mich! die Nacht schwebt noch
umher.«
Und blieb er unerhört: »Erbarmen, ach, Erbar-
men!
Auf meinen Augen liegt des Schlummers Hand zu
schwer.«
Und unverhohlner drauf: »Laß deiner ewig süßen
Verschloßnen Reize, laß, geliebte Huldgöttinn,
In ihrer Fülle mich nur einmal sie genießen!«
Vergebens: Psyche gab sich nie entschleyert hin.

Mit welchen reizenden Farben ist Psyche's letzter Kampf und der Sieg ihres Geliebten gemahlt:

Schon hängt Cytherens Sohn mit wollusttrunknen
Augen,
Uneingedenk daß er, des Tages Blick zu scheun,
Der Hirtinn selbst gebot, an ihrem Reiz; — schon
saugen
In Psychens Rosenmund sich seine Lippen ein;
Schon lüftet er die himmelblauen Bänder,
In denen auf und ab der schönste Busen schweift;
Schon hat er unvermerkt die seidenen Gewänder
Von Arm und Schulter losgestreift.

Umsonst, daß wider ihn zu kämpfen Psyche waget;
Die kleine Hand bekriegt den süßen Feind nur
schwach.
Umsonst, daß sie entbrennt und über Unrecht klaget;
Zur Bitte wird ihr Zorn und ihr Verboth ein Ach!
Nie klang in ihrer Brust, seit um die Liljenglieder
Des Lieblings Arm sich schlang, sein Flehen lauter
wieder;

So

So stark und innig, dünkte sie,
Ergriff der Sehnsucht Schmerz den kleinen Flattrer
nie.

Versuch' es nicht, mein Lied, in seelenvollen Bildern,
(Zu leicht verirrt sich hier ein feuriger Gesang.)
Versuch' es nicht, den Preis, den Amor sich errang,
Den Schönen, deren Ohr neugierig lauscht, zu
schildern.
Sie wissen's ohne dich und du verlierst vielleicht.
Sprich, dieß genügt hier schon, er kostete die
Fülle
Von Seeligkeiten aus und sah itzt, ohne Hülle,
Ein Kleinod, dem am Werth auf Erden keines
gleicht.

Mit nicht wenigern Reizen des anmuthigsten Colorits und der reinsten Harmonie ist die Erzählung von der Liebe des Bacchus und Cytherens im ersten, Bellegarde's und Gabrielens im zweyten Gesange ausgestattet. Unsere Leser werden es uns gewiß Dank wissen, wenn wir der Versuchung eine Stelle aus dieser letzten Episode abzuschreiben, nicht widerstehn:

Wie oft lag Bellegarde in Gabrielens Schoos
Und rief, von Lust berauscht; »Hier laß uns ewig
leben!
Die Gunst der Himmlischen kann uns kein beßres
Loos,
Als Ivrys holde Flur und ihren Frieden geben.
O wohl mir, daß Dein Blick von Liebe zu mir
spricht!

Durch

Durch ihn verschönert sich dieß Thal und diese Wiese
Und dieser Schattenquell zum frohen Paradiese,
Und ruft mir alles zu: So reich ist Heinrich nicht!

Zwar, — kämpft' ich meinem Freund zur Seite, in den grünen
Gefilden, wo von Blut gemehrt, die Seine rauscht,
Leicht würd' ich einen Kranz von Lorbeern mir verdienen;
Was aber hätt' ich dann durch Wunden eingetauscht?
Zwar — kennt' er, Schönste, dich, er legte seine Kronen,
Ein Herz, wie deines, zu belohnen,
Dir gern zu Füßen hin; doch wöge solch' ein Kauf
Das Glück in Jvrys Flur und ihre Freuden auf?

Hier lacht uns alles zu, und kos't und scherzt von Liebe;
Hier rauscht sie durch das Laub und rieselt in dem Bach;
Hier fühlt das Lamm bereits die Regung zarter Triebe;
Hier seufzt der Nachhall nichts, als süße Töne nach;
Hier eilt der Hirt nicht erst durch Leiden zum Vergnügen
Hier wird der Hirtinn Glück durch keinen Zwang getrübt;
Sie weiß von Härte nichts, er nichts von theuern Siegen;
Wer sich verwundet fühlt, gesteht's und wird geliebt.

O laß

O laß uns der Natur beredte Stimme hören!
Sie selbst begünstiget der Liebenden Verein.
Der Göttinn Ruf verstehn und ihrer Fahne schwören,
Heißt seines Lebens sich erfreun.
In wechselseitigen Genüssen
Entschlüpft uns, unbelauscht, der Jugend Rosenzeit.
Die Welt erfahre nicht, wie zärtlich wir uns küssen,
Und neid' uns einst zu spät der Liebe Seligkeit.

So träumte Bellegard' und drückte
Die Holde zärtlicher an seine treue Brust,
Und sie, mit einem Blick, der ihn der Welt entrückte,
Gab ihm den süßen Kuß der Sehnsucht und der Lust.
Was sie empfanden schien der Sprosser in den Gründen,
Und, feuriger als er, sein Weibchen, zu empfinden;
Froh schwebten sie empor und zwitscherten was du,
Natur, im Frühling lehrst, verständlicher sich zu.

Bey einem Werke von so seltner Vollendung bleibt dem Kritiker wenig übrig, als ein allgemeines Lob und Rechtfertigung desselben durch Anführung dieser oder jener Stelle. Ungern berührt er einzelne Mängel und sein Blick verweilt wenigstens bey denselben nicht eher, bis er sich an dem Genusse der Schönheit gesättigt hat. Erst nach einer wiederhohlten lectüre haben wir uns entschließen können, unsre Zweifel über einzelne Punkte des Stoffs, einzelne Stellen und Ausdrücke zu entwickeln. Ohne uns eben an eine strenge Ordnung zu binden, wollen wir hier unsre Bemerkungen über einige dieser Punkte zusammenstellen und unsern Lesern zur Prüfung vorlegen.

Sogleich

Sogleich bey dem Eingange des Gedichts stiegen uns einige kleine Bedenklichkeiten auf. Der Dichter verspricht die geheimnißreichen Lehren der Liebe zu singen:

Die Kunst, durch die der Stolz der eiteln Jugend schweigt,
Und aus des Thrones Glanz die Schönheit niedersteigt.

Diese Zeilen scheinen uns nicht ganz die Klarheit zu haben, welche man in der Exposition eines Gedichtes erwarten darf; auch sucht man hier charakteristischere Züge, als den, daß die Kunst zu lieben den Stolz demüthigt und die Schönheit von dem Throne herabzieht. Die zweyte Stanze enthält einen innern Widerspruch:

Ihr, denen rauher Väter Neid,
Den heißen Wunsch, der eure Brust belebet,
Zu nähren untersagt und des Genusses Zeit,
So schnell sie auch entweicht, mehr noch zu kürzen strebet,
Unglückliche, mir gleich an Jahren und Gefühl,
Erscheint an meinem Saitenspiel,
Und öfnet euer Ohr dem seligsten von allen
Gebothen der Natur, dem Rufe zu gefallen.

Wenn die Jünglinge, welche der Dichter hier um sich versammeln will, wirklich schon von dem heissen Wunsche zu genießen beseelt sind, und nur durch den Zwang, in welchem ihre Väter sie halten, verhindert werden, diesen Wunsch zu erfüllen,

so

so ist der Aufruf des Dichters, ihr Ohr seinen Lehren und dem Rufe der Natur zu öfnen, eben so unnütz als grausam. Die Armen! sie hören diesen Ruf nur allzu gut, und es bedarf keines Dichters, der ihnen die Reize des verbotnen Genusses noch süßer schildere und ihre gehemmten Begierden noch heftiger entflamme. Unsrer Meinung nach hätte sich der Dichter vielmehr an diejenigen wenden sollen, die bisher nur dem blinden Triebe des Instinktes folgten, und sich, durch eine allzu kunstlose Art zu genießen, um die Hälfte des Genusses betrogen, nicht weniger auch an die, welche der Mangel der Kenntniß des weiblichen Herzens und der Wege zu demselben in ihren Eroberungsversuchen unglücklich machte; endlich, und vielleicht ganz vorzüglich an diejenigen, die zum erstenmal das unsichre Meer der Liebe beschiffen, und eines Compasses auf demselben bedürfen, der sie die richtige Straße zu den erwünschten Ufern führt.

Nach der Vollendung dieser Anrede fühlt sich unser Dichter von einem geheimnißvollen, überirrdischen Feuer hingerissen:

Wie wird mir? welches Feuer wallt
Durch mein Gebein? wie klopft mit ungestümen Schlägen,
Dem werbenden Gesang mein junges Herz entgegen?
Wer reißt mit dieser Allgewalt
Mich an die Leyer hin? wem dank ich das Entzücken,
Das plötzlich mich ergreift? wer zeigt den trunknen Blicken,

Am

Am fernen Ziel den längst gewünschten Preis, —
In meines Röschens Hand der Liebe Myrtenreis?

Ich kenn', ich kenne dich, o schönste der Göttinnen,
Holdselige, aus Paphos Hain u. s. w.

Dieser Ausbruch der Begeisterung, von welcher man keinen zureichenden Grund sieht, will uns, an dieser Stelle, nicht recht gefallen. Er scheint uns fremd in einem Werke von diesem Inhalt und Ton; und wir sind geneigt zu glauben, daß die satyrische Ader, welche sich durch das ganze Gedicht schlingt, eine Verspottung der poetischen Begeisterung weit eher würde gerechtfertigt haben. Für die Art der Lehren, welche der Dichter vorträgt, würde es ein günstiges Vorurtheil erregt haben, wenn er ohne die zweydeutige Macht einer Gottheit zu Hülfe zu nehmen, ein unerschütterliches Vertrauen auf die ihn leitende Klugheit und seine Kenntniß des weiblichen Herzens gezeigt hätte. Aber wir haben noch einen andern und, wie uns dünkt, einleuchtendern Grund, mit dieser poetischen Tirade unzufrieden zu seyn. Schon in der ersten Stanze war der Dichter seiner Sache gewiß. Er kannte die Geheimnisse der Liebe in ihrem Innersten; er versprach in der zweyten sie zu lehren und erst in der dritten fühlt er sich zur Leyer hingerissen. Ist dieses nicht gegen die Ordnung der Empfindungen? Wenn der Ausdruck der Begeisterung nicht eine bloße Tirade seyn soll, so muß sie etwas bewirken, was ohne dieselbe nicht hervorgebracht werden konnte; sie muß den Dichter zum Gesang antreiben,

das heißt, sie muß ihm die Heiligthümer der Materie aufschließen, die er zu ergründen beabsichtigt. Die Begeisterung muß den Vorsatz, nicht der Vorsatz die Begeisterung erwecken; und wenn ja die Göttinn der Liebe ihre Hand im Spiele haben sollte, so wär es besser, nach dem hergebrachten Gebrauche der Dichter mit einer Anrufung zu beginnen, und sie um ihre Führung durch ihr Gebiet zu bitten. Ihre Sache war es dann, dem Dichter die Erhörung seines Gebetes durch ein stärkeres und innigeres Gefühl seiner Kraft, und einen feurigern Wunsch, in die Schranken zu treten, fühlbar zu machen.

Zunächst stoßen wir auf eine Beschreibung der Oerter, an denen der Jüngling Gelegenheit zu wählen findet. Auch Ovid fängt seinen Unterricht mit diesem Punkte an; aber uns scheint es, als hätte der neuere Dichter — denn die Gelegenheiten Frauenzimmer zu sehn und frey zu sprechen, haben sich seit Ovids Zeiten um ein Großes vermehrt — diesen Gegenstand flüchtiger berühren, oder mit der ausführlichen Beschreibung einen wichtigern Zweck verbinden müssen. In der That hält sich Bernard kaum einige zwanzig Zeilen hindurch bey diesem Punkte auf. Hätte unser Dichter überall, so wie er bey der Erwähnung des Theaters gethan hat, gezeigt, wie der Jüngling das Zusammentreffen mit dem weiblichen Geschlechte benutzen müsse, so würden wir gegen seine größere Umständlichkeit nichts zu erinnern haben.

Ein

Eine vortreflich erzählte und in jeder Rücksicht wohlgerathene Episode scheint uns in diesem Theile des Gedichts nicht ganz an ihrer Stelle zu stehn. Der Dichter hatte den Jüngling in die Kirchen geführt, — in die heiligen Hallen

Wo man verstohlen liebt und in Gedanken küßt,
Und, durch die Hofnung zu gefallen,
Die Langeweile sich versüßt.

Die Bemerkung, daß die Andacht ein Mittel der Eroberung werden könne, erinnert ihn an die Geschichte der Magdalena, die an dem heiligen Maximinus alle Künste der ausgesuchtesten Coquetterie vergeblich verschwendet hatte, und ihn endlich durch den Schein der Heiligkeit in ihr Netz zog. Wäre hier von den Künsten der Weiber die Rede, so dürfte diese Episode durchaus untadelhaft seyn; da es aber der Dichter mit den Männern zu thun hat, und diese siegen lehren will, so hätte vielleicht die ganze Erzählung, welche viel zu schön ist, als daß wir sie entbehren möchten, dem dritten Gesange eingeschaltet werden sollen.

Wir wollen nicht entscheiden, ob nicht vielleicht dasselbe von einer andern Episode am Ende dieses Gesanges gilt. Der Dichter hat seine Leser gelehrt, wie sie zu dem Besitze ihrer Geliebten gelangen können. Nicht zu schnell soll der Jüngling dem letzten Genusse entgegen eilen. Weiß er nur, daß das Herz der Geliebten für ihn schlägt, so harre er getrost auf einen günstigen Augenblick, in welchem sie ihn vielleicht selbst zum Genuß in ihre Arme

einladen wird. Dieses Glück ward dem jungen Bacchus zu Theil. Lange hatte er vergebens um Cytherens Gunst geseufzt; seine Vorzüge waren ihren Augen unbemerkt geblieben; denn sie liebte noch den Gott des Kriegs mit jugendlicher Zärtlichkeit. Endlich entsagt der verschmähte Bacchus seiner Liebe zu ihr und schenkt einer ihrer Grazien, Aglajen, seine Gunst. Jetzt zieht Mars nach Thrazien in den Krieg und Venus begiebt sich nach den Hainen von Golgos. Bacchus sucht seine Aglaja in diesen Hainen auf. Venus begegnet ihm; sie findet ihn in diesem Augenblicke liebenswürdig; sie eilt ihm mit ihrer Gunst entgegen; er bleibt kalt; endlich gelingt es ihr, ihn zu überraschen und in seinen Armen die glücklichen Augenblicke ihrer ersten Liebe wieder zu finden.

Diese reizende Episode, dünkt uns, thut doch nicht recht dar, was sie darthun soll. Der Liebhaber soll den günstigen Augenblick erwarten und benutzen. Hier aber wird eine aufgegebne Liebe erneuert; eine willkührliche Fügung der Umstände öfnet Cytherens Augen für die Verdienste des Bacchus und sie erobert ihn, durch alle die Mittel, welche sie auch dann hätte aufbieten müssen, wenn er sie nie vorher geliebt hätte. Der Aufwand der Kunst ist also auch hier nicht auf Seiten des Mannes, von dem wir erwarteten, daß er die Abwesenheit des Mars benutzen, und die Göttinn, durch ein wenig verstellte Sprödigkeit, in die Nothwendigkeit setzen würde, ihm auf halben Wege entgegen zu kommen und seinen Triumph zu verdoppeln. —

Was den Inhalt der Vorschriften anbetrifft, so hat uns das dritte Buch die meiste Befriedigung gewährt, vielleicht weil wir in den beyden ersten Gesängen mehr neues erwarteten, als wir billiger Weise hätten erwarten sollen, weil die Erfahrung über dasjenige, was uns Männern an den Weibern gefällt, bestimmteren Unterricht ertheilt, als über das, was die Herzen der Weiber gewinnt. Die Mittel, das weibliche Herz zu bestricken, scheinen uns nicht ganz vollständig und nicht immer bestimmt genug angegeben. Ein fester und glücklicher Körperbau ist zwar allerdings eine wichtige Empfehlung an die weibliche Sinnlichkeit; aber sie ist doch nur unbedeutend in Vergleichung mit den moralischen Zwangsmitteln, welche ein jeder in seine Gewalt bekommen kann. Diese sind demnach von einem allgemeinern Gebrauch und einem sicherern Erfolg. Hier aber wird nur ein einziges derselben empfohlen. Nur Demuth, heißt es,

Nur Demuth führt zum Ziel; — nur Ehrfurcht für die Laune,
Die niemals aus dem Kreis der Schönheit sich verliert,
Gewinnt die Zärtlichkeit der Herzen uns und rührt
Mit magischer Gewalt, die Blonde wie die Braune.
Wer sich nach Rosen sehnt, scheut ihre Dornen nicht;
Und wer um Liebe fleht, trägt ihre Last und übet
Die Tugend der Geduld, liebt, was sein Mädchen liebet,
Und nennt Gehorsam seine Pflicht.

 Dich

Dich reizt der Wälder Nacht, sie der Paläste Schimmer.
Was hält dein Urtheil auf? Du schweigst von der Natur,
Und lobst der Feste Pracht, statt der beblümten Flur,
Und, statt des Silberquells, den Glanz der Spiegelzimmer.
Du fühlst für Glucks und sie für Haydens Harmonie;
Berlin ehrst du als Stadt, und ihr heißt es ein Städtchen;
Ergib dich ohne Streit! ergib dich! schöne Mädchen
Und schöne Weiber irren nie.

Wir wünschten, daß die Demuth hier ganz aus dem Spiele geblieben wäre. Sie ist sicherlich weder das wahre — am wenigsten das einzige — Mittel zur Eroberung, noch auch vielleicht das richtige Wort, dessen der Dichter bedurfte. Die Ehrfurcht gegen die Launen der Schönen, bestimmt den Begriff etwas richtiger: aber auch diese hätte so uneingeschränkt nicht empfohlen werden sollen. Wer sich nur als den gehorsamen Sklaven der Launen seiner Gebieterinn zeigt, und, wie es weiter hin heißt, nirgends und nie einen Widerspruch wagt, ist in der größten Gefahr, selbst in den Augen seiner souverainen Gebieterinn zu einem Grade der Verachtung herabzusinken, bey der ihm schnelle und sichere Fortschritte zu ihrer Eroberung zu machen nicht leicht möglich seyn dürfte. In einem gewissen Grade der Achtung, die sich zum wenig-

wenigsten auf einen Schein der Tugend und Selbstständigkeit gründen muß — wird sich der Mann jederzeit setzen müssen, welcher auf eine vollkommene und sichre Eroberung ausgehen will. Der kleinen Eitelkeit des Weibes schmeichelt zwar die Nachgiebigkeit des Liebhabers in dem gegenwärtigen Augenblick; aber noch weit mehr schmeichelt ihrem Stolze ein vernünftiger Widerstand, ein bescheidnes Verweigern, ein geistreicher Streit gegen ihre Meinungen; indem nur hierdurch die Achtung für die Würde des Mannes gegründet wird, der ihrer Schönheit huldigt und um ihre Gegengunst fleht. Die wahre Kunst zu erobern beruht daher auf einer klugen Mischung von Nachgiebigkeit, welche die Strenge des männlichen Ernstes mildert, und einer Festigkeit, die sich mit gefälliger Anmuth vereinigt. Sichrer, als die Empfehlung der Demuth wenigstens ist die Empfehlung eines gewissen Grades von Zuversichtlichkeit:

"Toi dont l'amour augmentera les charmes,
Qu'un peu d'audace accompagne tes armes;
Lance tes traits, frappe, et sois convaincu
Qu'on peut tout vaincre, et tout sera vaincu."

Diese richtige Bemerkung hat erst im zweyten Gesang eine Stelle gefunden:

"O schmeichelt vorsichtsvoll dem trüglichen Geschlechte,
Und zieht, von Zeit zu Zeit, die Zügel stärker an.
Der Weise huldiget der Schönheit ew'gem Rechte,
Der Thor vergöttert sie und wird ihr unterthan."

 Er-

Erhebt, verehrt, beglückt das Mädchen, dessen Wangen,
Im zauberischen Reiz der ersten Jugend prangen;
Doch sagt ihr, daß ihr euch mit Stolz zu waffnen wißt,
Wenn sie, ob ihrem Werth, den eurigen vergißt.

Uns dünkt, daß sie mit größerm Rechte in den ersten Gesang aufgeführt worden wäre.

Etwas weiter hin ertheilt der Dichter Unterricht über die Benutzung gewisser Situationen. Hier können wir folgender Stanze unsern Beyfall nicht schenken:

Lies ihr aus Gerstenbergs schalkhaften Tändeleyen,
Wie süß die Liebe lohnt, und wie ein Mäulchen schmeckt,
Wie man in Paphos eilt, des Lebens sich zu freuen,
Und Arm in Arm den Hain durchstreift und Amorn neckt.
Entzündet sich ihr Blick und kleiden ihre Wangen,
Indeß du liesest sich in mildes Rosenlicht,
So drück' ihr sanft die Hand und stammle dein Verlangen,
Dich hasset Amors Mutter nicht.

Hier mißfällt uns nicht nur der Ausdruck im zweyten und letzten Verse, wo der Zusammenhang fordert — in diesem Augenblick begünstigt dich Amors Mutter, sondern die Vorschrift selbst scheint uns nicht recht zweckmäßig zu seyn. Uns dünkt eine Lectüre, wie die hier vorgeschlagne, wird jede Empfindung eher, als die Empfindung der Sehnsucht erwecken, von welcher sich allein ein glück-

glücklicher Sieg erwarten läßt, so wie die Lenire des Januarius und der Maja, welche in der vorhergehenden Stanze empfohlen wird, vielleicht eher dazu dienen dürfte, das weibliche Herz mit Vorsicht zu wafnen, und es mit der geheimnißvollen Ahndung zu erfüllen, von welcher Yorick sehr richtig bemerkt, daß sie jedem Geständnisse, jedem Eroberungsversuche der Männer voran eile. In jedem Falle möchte die Absicht des Vorlesers zu deutlich in die Augen fallen, um ihm einen günstigen Erfolg zu verschaffen, oder dem Weibe zu verstatten, auch nur die Rolle der Unwissenden und Ueberraschten zu spielen. Dieses erinnert uns an eine andre Stelle in demselben Gesange. Der Dichter hat den Jüngling in das Theater geführt. Er räth ihm, hier seine Zeit nicht zu verlieren, sondern die Eindrücke zu beobachten, welche die Vorstellungen auf das Gemüth der anwesenden Schönen machen. Hier heißt es unter andern:

> Die Schöne, glaubet mir, die sich der Großmuth freuet,
> Die Bruder Moritz ehrt und übt,
> In Coras Lüsternheit Natur und Einfalt liebt,
> Und willig das Vergehn Eulaliens verzeihet,
> Die Schöne, die gerührt für die Verführte spricht,
> Der Wildenhain die Hand zum Brautaltar versaget,
> Bekennet, daß sie nie für Vestas Fahnen ficht,
> Und eine süße Schuld sich zu erlauben waget.

Schwerlich ist diese Bemerkung tief genug geschöpft, und wir fürchten, der Jüngling wird selten

ten Gelegenheit haben, von ihr Gebrauch zu machen. Der Weiber, welche Eulaliens Vertheidigung übernehmen und die bizarre Großmuth eines Bruder Moritz lobenswürdig fänden, dürfte es nur sehr wenige geben; und wir wollen alles wetten, daß diese den Angriffen der Männer gerade die meisten Schwierigkeiten entgegen setzen würden. Desto häufiger sind die Tadlerinnen weiblicher Schwachheiten, die Vertheidigerinnen der strengen Tugend, die Rigoristinnen, die entweder nie eine Versuchung zu bekämpfen hatten, oder auch die, welche — Penelopen simulant et Bacchanalia vivunt; und der Dichter hätte seine Schüler lehren sollen, die wahre Meinung der Weiber nicht in dem Sinne ihrer Worte, sondern in ihren Geberden, in dem Tone ihrer Stimme und dem Ausdrucke ihrer Blicke zu suchen. Von dieser Seite giebt auch die strengste Sittenrichterinn, wenn sie nicht zu gleicher Zeit wirklich eine Tugendheldinn ist, gewisse Blößen, die dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehn, und seine Hofnungen dann am meisten beleben, wenn die ausdrücklichen Worte dieselben am meisten niederzuschlagen scheinen.

Ohne diese Bemerkungen weiter zu verfolgen, die vielleicht in der Kritik eines Gedichtes überflüßig scheinen können, wollen wir nur noch einige Stellen berühren, in welchen uns der Ausdruck nicht die volle Klarheit, Bestimmtheit und Würde zu haben schien, die bey weitem in dem größten Theil dieses Werkes den Ausdruck unsers Dichters charakterisirt.

tirisirt. Nur selten, aber doch bisweilen, fällt er in einen etwas rhetorischen Ton. Z. B.

Lockt, Schönen, euch indeß kein falscher Hang zur Pracht,
So seht ihr oft und gern euch in der Unschuld Tracht,
Weiß, glaubet mir, erhöht die Rosen, wo sie blühen,
Und zwingt die Lilien nie, beschämt zurückzufliehen.
Weiß ringet nicht nach Sieg und kommt doch auch ans Ziel;
Weiß scheint so wenig nur zu sagen und sagt viel;
Weiß ging die Tyrerin, die Jupiter entführte,
Und Ceres Tochter weiß, als sie den Pluto rührte.

Dieselbe Wiederhohlung des nämlichen Begriffs giebt dem Ausdrucke eine gewisse komische Wichtigkeit. Die schwarze Farbe wird in der nächsten Stanze auf eine ähnliche Weise empfohlen, und diese Symmetrie verstärkt jene Wirkung, gegen die Absicht des Dichters. Auch die willkührlich erfundenen mythologischen Züge haben einen rhetorischen Anstrich. Dieselbe Wirkung bringt die Wiederholung von einerley Wendung in zwey aufeinander folgenden Stanzen. 1. Gesang. 8 und 9 hervor:

Es sey, daß sich dein Herz der dämmernden Gefühle
Der aus der Kindheit Traum erwachten Jugend freut,
Es sey, daß du die List und schlauversteckten Spiele

Der

Der reifern Schönheit liebst, es sey, daß dich die Gunst
Der schon Vermählten reizt u. s. w.

Und gleich darauf:

Es sey, daß zum Olymp der Rosse schnellen Lauf
Diana lenkt, es sey, daß Phöbus Fackel lodert.

Unrichtige Ausdrücke haben wir, für den Umfang des Ganzen, äußerst wenige in diesem Gedichte bemerkt; doch auch diese wenigen wünschten wir von einem so vollendeten Werke entfernt. Ein unrichtiger Ausdruck ist es ohne Zweifel, was im 1. Gesang 12. St. einen sehr mißfälligen Gedanken herbeygeführt hat:

O Labyrinth voll Lust! Unglücklich wessen Augen
Den Glanz, der dich erfüllt, nicht lüstern in sich saugen!
Unglücklich, wer in dir nur Flur und Tempe sah,
Und kalt, in diesem Meer von Feuer,
Den heimlich süßen Drang, der Schönheit letzten Schleyer
Zu heben, nicht empfand. Ihm hat Aglaja,
Ihm, an des Lebens ersten Morgen,
Der Freude Genius sein Angesicht verborgen.

Wenn wir hier anders den Dichter recht verstehen, so würden wir vielmehr so geschlossen haben, daß wer bey dem Anblick einer Versammlung schöner Weiber nur jenen heimlichen Drang empfindet, den letzten Schleyer der Schönheit zu heben, weder von dem Genius der wahren Freude, noch vielweniger aber von den Grazien angelächelt werden.

den. In der vorhergehenden Stanze vermissen wir die Richtigkeit und das nöthige Verhältniß der Gedanken:

Arm gegen diesen Hain ist der geprieſne Saal,
Wo, wie Homer uns singt, die sel'gen Götter leben,
Wie wohl zu jedem Mittagsmahl
Die holden Damen sich zu hunderten erheben,
Und Musen, Grazien und Nymphen, deren Zahl
Kein Dichter noch errieth, dort auf und niederschweben,
Und Zevs, den doch so leicht die Menge nicht verwirrt,
Sich gröblich oft auf Vestas Brust verirrt.

Hier ist der Beschreibung des versammelten Götterchors ein viel zu großer Platz eingeräumt; und die letzten Zeilen enthalten, wenn wir uns nicht sehr irren, einen falschen Gedanken. Zevs verirrt sich oft auf Vestas Brust — wegen der Menge von Götterbusen, die er um sich sieht, ohne Zweifel. Und hoffentlich nur — mit den Augen. Aber dann ist die Sache unmöglich. Auch bey der Verwirrung der größten Menge, scheint doch das Alter alt und die Jugend jung. Ja wenn von dem trunknen Jupiter die Rede wäre!

An folgender Stelle:

Die Mädchen sind geprüft, die Königinn erkohren;
Jetzt wafnet euch mit Muth und mit Beharrlichkeit!
Zwar wehrt zehn Jahre lang, wie Troja's alte Thürme

Sich

Sich keine mehr; oft siegt Gottlimor ohne Stürme,
Doch öfter siegt allein die Zeit.

würden wir bey einem andern Dichter vielleicht nicht angestoßen seyn; bey dem unsrigen ist sie außer dem Tone.

Die schwächste Stanze im ganzen Werke ist vielleicht diese:

Saht ihr die Donaustadt noch in Theresens Tagen,
So hörtet ihr darob die Männer sicher klagen.
Im Frieden schmiegte sich der unbeweibte Held
Dem jungen Weibchen an, und zog er nach Trophäen
Hinaus ins kriegerische Feld,
So sah man den Abbe' geputzt am Nachttisch stehen.
Was auch der Männer List und immer wacher Blick
Verwehrte, kaum entging der zehnte dem Geschick.

Die Zeilen:

Für uns und unser Glück und unsern Zeitvertreib
Schließt eine Welt sich auf; nicht also für das Weib.

geben nicht den Sinn, welchen der Dichter beabsichtigte. Es ist nicht von einem einzelnen Falle die Rede, welcher die Freuden und den Ideenkreis des Mannes hätte erweitern können; sondern von einem bleibenden Zustande, in welchem sich die beyden Geschlechter befinden. Der Dichter will sagen: Nicht in einem Gegenstande brauche der Mann sein Glück und sein Vergnügen zu suchen. Ihm stehen eine Menge Wege offen, die dem Weibe zu betreten verboten sind. Alle Fähigkeiten, die

es

es besitzen mag, alles Feuer seines Geistes, giebt ihm keine andern Ansprüche, als auf die Herrschaft in dem Hause, oder in dem Herzen seines Liebhabers.

Nicht ganz richtig ist das, was von dem Nutzen der Freundschaft in der Liebe gesagt wird:

Durch sie nur, Liebende, durch sie
Weckt ihr des Argwohns Zweifel nie.

Wo das entgegengesetzte Bild stehen sollte: Durch sie wiegt ihr die Zweifel des Argwohns ein. — Wenn es weiter hin von dem Verdrusse der Weiber bey der Untreue ihrer Männer heißt:

Geruhig diesen Schmerz im Innern zu verschließen,
Ist ein Verdienst, das wenig Schönen rührt.

so fühlt man leicht, daß rührt, nicht das richtige, wenigstens nicht das deutlichste Wort ist. Auch von Verdienst kann hier eigentlich die Rede nicht seyn.

Wahrscheinlich werden unsern meisten Lesern diese Kritiken sehr mikrologisch scheinen. Aber so ist es; bey vollendeten Werken wird die Kritik zur Mikrologie. Wir glauben mit gutem Gewissen unserm Vaterlande zu einem Gedichte Glück wünschen zu können, das in Rücksicht auf mannigfaltige Schönheiten des Inhalts, Reinheit des Geschmacks, Vollendung der Sprache und edler Harmonie der Versification den besten Werken der Poesie in unserer Sprache an die Seite gesetzt werden darf.

XIII.

Englische Litteratur.

Juvenile Poems. By *Henry Kett.* M. A. Fellow of Trinity College, Oxford 1793. London, Rivingtons 54. p. 8. Die Jugend des Verf. ist es nicht allein, was diese Gedichte der Aufmerksamkeit und Auszeichnung werth macht. Durchaus verräth der Dichter jenes zarte und tiefe Gefühl, das die Seele der Poesie ist, und jenen feinen und geläuterten Geschmack, der seinen Werken die letzte Politur giebt. Ohne sich von der Einfalt der Natur zu entfernen, ist sein Ausdruck gewählt und zierlich, und sein Versbau wohlklingend. Ein beträchtlicher Theil dieser kleinen Sammlung besteht aus Sonnetten, deren jedes eine einzelne Empfindung angenehm darstellt und der Seele stark einprägt, ohne nach den zugespitzten Einfällen und den glänzenden Gedanken zu ringen, die eigentlich dem Sinngedicht zukommen, wodurch man aber jetzt häufig, wiewohl sehr unüberlegterweise, das Sonnett aufzustutzen sucht. Eins der anmuthigsten Gedichte ist folgende Inschrift für ein Wäldchen bey Elsfield.

Heedlefs wanderer, come not here
With clamorous voice, or footftep rude,
For harmony's fweet fake forbear
To violate this folitude,

For

For ne'er the nightingale forsakes
This haunt; when hawthorn blossoms spring;
Veil'd in the shade of tangled brakes,
She calls her nestlings forth to sing.

Hark! catch you not their warbling wild
That softly flows the leaves among?
Now loudly shrill, now sweetly mild
The descant of their thrilling song.

The earliest primrose of the year
Beneath delights its flowers to spread,
The clustering hare-bell lingers near
The cowslip's dew-bespangled bed.

And whilst the western gales allay
The fervour of the noon tide heat,
They whisper where, retir'd from day,
The violet scents her low retreat.

See, sparkling with a tremulous gleam,
The rivulet, meandring flows;
Whilst on the surface of the stream
The silver lily quivering blows.

It tempted by the twilight shade
Beneath the smooth-leav'd beech you lay,
Soon will the charms, that dress the glade,
Bring sweet oblivion of your way.

But heedless wanderer, come not here,
This feast was not prepar'd for thee;
Unless thy heart feels nought more dear,
Than Nature and simplicity.«

Unter den Uebersetzungen zeichnet sich ein Lied an die Gesundheit nach dem Griechischen, ein Epigramm an die Sappho von Dioscorides, ein anders an dieselbe von Antipator 2c. sehr vortheilhaft aus.

Poems. Dedicated to the Right Honor. the Earl of Mansfield. By *Lady Burrel.* In two Vol. 600 p. London 1793. 8. Diese starke Sammlung kleiner Gedichte ist weniger wegen einzelner Fehler und Unvollkommenheiten, wiewohl sie auch keinesweges davon frey ist, als wegen eines gänzlichen Mangels jener kräftigen Aeußerungen der Erfindungskraft und Phantasie, und eines vorzüglichen Grades der Eleganz des Ausdrucks, der die Poesie von erstem Range auszeichnet, tadelhaft. Die Verf. scheint keinen höhern Zweck gehabt zu haben, als ihre Freunde und das Publikum mit einer Anzahl kleiner Gedichte mancher Art, die größtentheils durch örtliche und persönliche Verhältnisse veranlaßt wurden, und als Opfer der Höflichkeit oder Freundschaft für gewisse Individuen bestimmt waren, zu unterhalten. In ihrer Neuheit mögen sie in dem Zirkel der Bekannten der Verf. Vergnügen gemacht und Beyfall gefunden haben: dieß war indeß bey weitem noch kein zureichender Grund, sie öffentlich bekannt zu machen. Die Gerechtigkeit fordert aber gleichwohl, zu gestehen, daß wenn auch nicht das Ganze, doch manches einzelne Stück des Drucks werth war. Einige von den ernsthaften Stücken athmen eine gewisse rührende Zärtlichkeit, wodurch sie sich empfehlen: so die Erzählungen des ersten Bandes im

Balla-

Balladenton. Vorzüglich gelingen der Verf. die scherzhaften und tändelnden Kleinigkeiten. In diesen ist viel Witz und manche glückliche Anspielung auf bekannte Personen in der politischen und galanten Welt und auf Sitten und Gebräuche der Zeit, wie man sie von einer Dame erwarten kann, die so lange in der besten und geistreichsten Gesellschaft gelebt hat. Ihre Manier in dieser Gattung kann man aus folgender artigen Bagatelle ersehen:

On a robin readbreast being in one of the windows in the drawing-room at St. James's, on new-years day, 1784.

Say, idle flatterer! why art thou
Come hither with the motley crowd?
Who promise, flatter, cringe and bow
Each of his own importance proud!
Poor bird, unnotic'd thou wilt wait,
A trifler, lost among the great.

Why, Robin, didst thou venture here?
Did Royal Charlotte's gentle mien
Encourage thee, to come so near,
Attracted by heer look serene?
Say, didst thou leave the peaceful grove,
To hear speak, to see her move?

Or wert thou won by Townshend's smile?
Did Jersey's charms thy heart ensnare?
Did Stormont's eyes thy steps beguile?
Or Buckingham's majestic air?
Or Devonshire's bewitching face
Entice thee to this busy place?

Or say! did Rutland's form divine,
And graceful air attract thy sight:
Did Melbourn's countenance benign,
Thee, rambler, to the court invite?
The risque of accidents to brave,
At best, a voluntary slave!

Whate'er the real cause may be
That brought thee, silly creature! here,
May none, with eyes malicious see
The Readbreast, as he hovers near;
Ah, may no hand profane presume
To bee thee from the Royal room.

For thou hast merit few possess,
Who here their frequent homage pay;
They often hate, whom they caress,
And flatter only to betray;
Whilst thou, who ne'er deceit hast known,
Art worthier to approach the throne.

The Poëtics of Marcus Hieronymus Vida, Bishop of Alba, with Translations from the Latin of Dr. Lowth, Mr. Gray and others. By *John Hampson*. London 1793. 256 p. 8. Der Name des Vida ist bekannter als seine Werke, die in unsern Tagen wohl nur sehr wenig Leser finden, so viel sie deren auch verdienen. Vida, ein Italiener, geboren zu Cremona 1470. schrieb auf Befehl Leos X. sein religiöses Gedicht Christias. Auch sonst schrieb er noch manches in Prosa und Versen, das sehr günstig aufgenommen ward. Vorzüglich scheint er

Rei-

Neigung und Talent zur didactischen Poesie besessen zu haben. Seine Bombyces, ein Versuch über die Behandlung der Seidenwürmer, ist eine glückliche Nachahmung von Virgils Georgicis, ein ausgearbeitetes, regelmäßiges Gedicht voll poetischer Züge. Seine Schacchia, über das Schachspiel ward zu seiner Zeit sehr bewundert. Sein bekanntestes und bestes Werk aber ist seine Poetik: die ohnstreitig das Verdienst richtiger und wahrer Ideen, einer guten Methode und einer reinen und eleganten Sprache hat. Man hatte schon eine englische Uebersetzung dieses Gedichts von einem gewissen Pitt, die aber aus den Buchläden verschwunden ist, und der es überdieß ganz an den so nöthigen Anmerkungen und Erläuterungen fehlt. Desto willkommner wird diese neue Dollmetschung des Hrn. H. seyn, die in leichten, fließenden Versen geschrieben und auch ziemlich treu ist. Zur Probe setzen wir die Stelle vom Anfang her, wo dem jungen Dichter der Rath gegeben wird, sich auf das vertrauteste mit Virgil und Homer bekannt zu machen.

P. 10. Now let our youth his earliest tribute bring,
Join the full choir and seek th' Aonian spring,
From his first years the tuneful bard explore,
Rear'd by the muse on Mincius' verdant shore;
And from the magic of the Mantuan page,
His genius feel, and catch his noble raye.
Delightful task! while young Ascanius fires
With martial warmth, or tender woe inspires
To mourn the generous youth untimely slain,

 And

And the pale horrors of the ensanguin'd plain.
With what delight I hear him still enquire
Of Lausus sinking as he saves his sire;
Of Pallas pierced by Turnus' flying lance,
While o'er his eyes the hovering shades advance;
Unpitying fate arrests his rosy breath;
And his limbs stiffen in the grasp of death!
Pleas'd I behold the fiercer passions rise,
Flame in his breast and lighten in his eyes;
But soon his face a different aspect wears,
In sorrow clouded and all bath'd in tears;
Thee, thee he mourns, Euryalus the brave,
And the stern fate, that marks thee for the grave,
Learns with thy sorrowing parent to deplore
Those beauteous limbs all pale and stain'd with gore,
Sees all around the purple torrent flow,
And bear to early to the realms below.
Nor less the Grecian bards his cares engage,
And claim the tribute of his tender age;
While either speech ambitious to obtain,
He joins th' Argolic with the Latian strain.
Now shall he learn Aeneas to compare
With fierce Achilles, master of the war,
Or Ithacus delighting to relate
The various windings of his wayward fate,
And in Anchises offspring see combin'd
Pelides' valour with Ulysses' mind,
But since no slender phalanx forms the throng
Of Greeks and Romans who contend in song;
Lest some inferior, and of doubtful voice,
His taste degrade, and fix his partial choice,
'T were well to each his station to award,
Nor with the genuine class the spurious bard.

Nor

Nor hard the task each poet to record;
While Homer reigns by right, superior lord;
Him all observing catch the sacred fire,
And grow immortal as his works inspire.
Thrice happy he the mighty Greek who saw,
And from his lips deriv'd the living law!
Or they who in the first succeeding age,
Felt the full force of his transcendant page!
Who next to Homer knew to touch the lyre,
Outsoar the rest and lead the tuneful choir;
While later bards, a mean degenerate race,
At awful distance know their destin'd place;
Too blind their father's beauties to discern;
Too dull to write and yet to proud to learn.
Ah! the dire chance, when from th' Inachian shore
Fled the greek Muse, and learning was no more!
Hurl'd from their seats, her kings, her people roam,
And point in exile to their ravish'd home.
The fierce barbarian, with insulting hand
Shakes the red scourge, and desolates the land.
The banish'd Muse our Latian fires detain,
From Greece transported to th' Ausonian plain.
Here, as they first their simple joys rehearse,
Rough and uneven flows th' unpolish'd verse;
Though rude the song, the rural Gods around
Hail the glad omen, and approve the sound.
Nor yet had Ennius lernt his arms to wield,
And paint in song the terrors of the field;
Though first who dar'd, in yet untutor'd lays,
In Italy presume the Grecian bays.
Then others rose, ordain'd t'explain the laws
Of nature, and explore each secret cause;
Sweet was the polish'd strain, and pure the song,

As ev'ry Muse had touch'd each tuneful tongue;
Thus by degrees the Latian maid assum'd
A nobler air, and with new beauties bloom'd.
Stript of her homely garb, the nymph is seen
Of form majestic and exalted mien;
Till as obscur'd no more the face of day,
The rains subside, the sever'd clouds give way;
In high effulgence shines the orb of light,
Serenely fair, and beautifully bright:
Great Maro thus at once resplendent shone,
And Phöbus glories in his fav'rite son...

Die erläuternden Anmerkungen sind mit unverkennbarem Fleiß und Geschicklichkeit zusammengetragen; auch die auf dem Titel erwähnten Uebersetzungen neuerer lateinischen Gedichte von englischen Verfassern haben ihren Werth.

Ode for the Encaenia held at Oxford, Jul. 1793. for the Reception of his Grace William Henry Cavendish Duke of Portland, Chancellor of the University. By *Robert Holmes* D. D. Professor of Poetry. Set by Ph. Hayes, D. M. Professor of Musick. Oxford and London 1793. 15 p. 4. Der Ruhm der alten Gönner und Zierden der Gelehrsamkeit von Oxford sind in diesen sehr vollendeten Versen mit einer dem Gegenstand angemessenen Pracht des Ausdrucks gefeyert, und die Wissenschaften ergeben sich hier mit aller gehörigen Achtung und Dankbarkeit selbst unter den Schutz ihres neuen Hauptes.

Modern

Modern France: a Poem. By *George Richards* M. A. Fellow of Oriel college. Oxford and London 1793. 19 p. 4. Ein Gemälde von einer Meisterhand ausgeführt! Der ehemalige und jetzige Zustand von Frankreich sind in einen kräftigen Contrast gesetzt, das Schicksal des unglücklichen Königs wird in rührenden Versen beklagt und mit der Stärke Juvenals eifert der Dichter gegen die Wuth und den Wahnsinn derer, die unter dem Vorwand, die aufkeimende Freyheit zu pflegen, sie boshaft und muthwillig im Aufsprießen zertraten. Warum aber befleckte der Dichter sein Blatt durch einen Zug wilder Rachgier, indem er den Geist Ludwigs „den rächenden Donner der Britten auf die Brust seiner Mörder richten" läßt? Ist der Krieg, den England gegen Frankreich führt, nicht vielmehr ein Vertheidigungs- und ein Sicherheits- als ein Rachekrieg? Doch, diesen Fehler büßt der Dichter einigermaaßen wieder durch folgende schöne Zeilen aus:

> But, o my britons, when the field is won,
> And the wild wasteful work of war is done;
> When conquest bears your standard through the skies
> And shakes her plumes before you, as she flies:
> O then, my sons, your common being scan,
> And give to Gallia, what is due to man;
> Think on the free-born blood, that swells your veins,
> And fear to bind a generous race in chains:
> Give them that freedom, social and refind,

Which awes the passions, and sublimes the mind:
Give them that heavenly patriotic flame,
Which glow'd of yore in Somers' godlike frame:
Give them in Nature's foremost rank to stand,
And walk with high-soul'd britons hand in hand...

Raymond: a Tragedy Descriptive of the age of Chivaley. London 1793. 68 p. 8. Der Schauplatz der Handlung dieses Stücks liegt an dem Ende der Alpen im südlichen Frankreich. Die Periode derselben ist der Kreuzzug des heil. Ludwig. Die Fabel ist kurz und einfach. Raymond ein tapfrer Ritter kehrt mit Ruhm gekrönt aus dem gelobten Lande zurück, mit der Hoffnung, den Preis für seine Arbeit in Azelais Armen zu finden. Ein boshafter Feind, der Gelegenheit gefunden, ihn bey ihrem Vater zu verläumden, bringt ihn um die Erfüllung dieses heißen Wunsches. Er findet den Vater unerbittlich, hält die Geliebte für treulos, und ras't und tobt nun die drey letzten Akte des Stücks hindurch in wahnsinniger Verzweiflung, bis er zu dem Entschluß kömmt, beyde von der Erde zu vertilgen. Gottfried, sein treuer Knappe, tödtet den Vater; die liebenswürdige Azelais behält er seinem eignen Schwerte vor: allein, wie es schon gegen sie gezückt ist, bebt er vor der Ausführung zurück. Er wendet den Streich gegen sich selbst und stirbt. Die Moral davon ist (S. 68.)

— — who will dare to love! Oh 't it a potion,
That if gently moved, swimms rich with flavour
And salubrious: but shake the composite,

It

It smarts in galling bitterness, and boils
To phrenzy — —

Das Stück ist mager und dürftig an Handlung: die Sprache höchst schwülstig. Aus folgenden Stellen kann man sich einigen Begriff machen, was für eine ausschweifend tolle Sprache der Dichter vorzüglich die Hauptperson seines Stücks führen läßt: „Hinweg mit dir, mürrisch aufgeblasener Stolz, begrabe deinen riesenhaften Dünkel in die Wolken, und stürze unter deiner ungeheuern Leere zusammen — —

„Ich hebe den Handschuh auf. Und wären die Schuppen deines Panzers Krokodile, und blitzten rasende Drachen um dein Schwert. Und wäre dein Schild ein Felsen, und Alpen deine Wälle, ich bohre in deine Eingeweide und spieße dich an diese Klinge...

„Ich bedarf nicht des Sporns zur kühnen Ritterthat. Nein, nein — ehe sollen entwurzelte Thürme umkippen, und mich zu Atomen trümmern...

„Daß die Rache des Himmels und der Erde und der Hölle mich durch die Stacheln der Wuth entzünde! Arm! vermehre den Orkan der Rache! Zerreiße sie, durchbohre sie, durch und durch — bis sie Eine große Wunde ist. Dazu mußt' ich leben bleiben; um eines so schrecklichen Todes zu sterben! Ich werde rasend (schlägt an die Thür) Hier ist der Eingang zu ihrer Höhle... ich will sie aus dem Bauch derselben ans Tageslicht bellen..“

Mit

Mit patriotischem Vergnügen sah Rec. aus diesem Stücke, daß es in England wenigstens Einen dramatischen Schriftsteller giebt, dessen Sprache selbst um mehrere Grade schwülstiger uud abentheuerlicher ist, als die des rohesten und zügellosesten Fabrikanten deutscher Ritterstücke.

Sketches of the Origin, Progress and Effects of Music, with an account of the ancient Bards and minstrels. Illustrated with various historical facts, interesting anecdotes and poetical quotations. By the Rev. *Richard Eastcott*, of Exeter. Bath and London 1793. 277 p. 8. Dieses Werk beginnt mit einer allgemeinen Uebersicht des Zustandes der Musik in den ältesten Zeiten, worin die Hauptideen einiger ältern Geschichtschreiber dieser Kunst in der Kürze zusammengestellt sind. Hier war dem Verf. schon so viel und so gut vorgearbeitet, daß er sich und den Lesern wohl die durchaus fremden, von der Materie ganz entlegenen Abschweifungen über andere Künste und Wissenschaften, ja sogar auf die römischen Fechterspiele, die Grausamkeiten des Nero u. s. w. hätte ersparen können. Ueber die der Musik zugeschriebene wunderbare Macht wird mit Recht nur mit wenig Worten gehandelt. Ueber die angeblichen Heilkräfte der Musik führt der Verf. die Meinungen der Philosophen, Naturforscher und Geschichtschreiber an, und erläutert sie durch verschiedene Erzählungen, die er für zuverlässig ausgiebt; allein man sieht bald, daß der V. Anekdoten dieser Art zu leicht Glauben schenkt.

Ohne

Ohne Bedenken wiederholt er die alten Sagen von der Pestilenz, die durch die Leyer vertrieben worden, und von dem glücklichen Gebrauch der Musik in hitzigen sowohl als in chronischen Krankheiten. Einige neuere Anekdoten mögen mehr Zutrauen verdienen: z. B. die von Stradella, einem italienischen Musiker: *) Verschiedene seltsame Beobach-

*) Stradella war ein Componist bey der Oper in Venedig, und stand so wohl als Sänger, denn als Harfenspieler sehr hoch in der Gunst und Achtung des Publikums. Er unterrichtete ein junges Frauenzimmer von edler Herkunft, die, ohnerachtet des großen Glanzes ihrer Familie, mit einem Nobile einen strafbaren Umgang unterhielt. Stradella machte einen so wirksamen Gebrauch von seinem musikalischen Talent, daß er ihre Seele bald mit seinen Empfindungen in Einklang setzte, und nach einigem Weigern entschloß sie sich, ihre Verbindung mit dem Nobile aufzugeben, und künftig mit Stradella Glück und Unglück zu theilen. Dem zufolge gingen sie in einer schönen Nacht an Bord, und da der Wind ihnen günstig war, so entkamen sie glücklich. Rache bemächtigte sich der Seele des Venetianers, als er die Nachricht von ihrer gemeinsamen Flucht erhielt, und auf der Stelle schickte er zwey Banditen mit dem Auftrag ab, den Aufenthalt der Flüchtlinge auszuspüren und sie beyde aus der Welt zu schaffen. Eine ansehnliche Summe war die versprochene Belohnung, wenn sie ihre Sache gut ausführten. Sie erfuhren bald, daß beyde

obachtungen und merkwürdige Facta, die die große Gewalt der Musik über Kinder und Thiere erweisen. Einige erstaunenswürdige Beyspiele großer Geschicklichkeit in der Musik in den ersten Kinderjahren.

beyde den Weg nach Rom genommen; sie folgten ihnen sogleich dahin und vernahmen bey ihrer Ankunft dort, daß Stradella den nächsten Abend, um fünf Uhr, in der Kirche von St. Giovanni Laterano, ein Oratorium aufführen werde. Sie beschlossen demnach, der Aufführung beyzuwohnen, und ihren schändlichen Plan auszuführen, wenn Stradella und seine Geliebte sich aus der Kirche entfernen würden. In der gewissen Hoffnung, den Zweck ihrer Botschaft zu erfüllen, und von der Begierde nach der Belohnung gereizt, fanden sie sich den nächsten Abend um die bestimmte Zeit ein. Stradella erschien bald: die Aufführung hub an, die Musik verschlang ihre ganze Aufmerksamkeit, und erzeugte so neue und wunderbare Empfindungen in ihnen, die sogar über ihre durch lange Gewohnheit zur Natur gewordene Grausamkeit und Wildheit den Sieg davon trugen. Sie fingen an, Gewissensbisse zu spüren, und mit Abscheu über die Schändlichkeit des Verbrechens nachzudenken, zu dem sie sich hatten dingen lassen: kurz, sie entsagten ihrem Vorhaben, und beschlossen, anstatt den zum Tode bestimmten Opfern das Leben zu nehmen, alles mögliche zu ihrer Erhaltung zu thun. Als Stradella und seine Geliebte aus der Kirche nach Hause kehrten, folgten sie ihnen, redeten sie auf die

ehrer-

jahren. (Das neueste und merkwürdigste ist ohnstreitig Mozart.) Der Verf. betrachtet sodann die Musik als nachahmende Kunst, und bemerkt, daß die Versuche auf diesem Wege oft, doch nicht immer geglückt wären. Shakspears musikalische Kenntnisse und seine große Verehrung für diese Kunst werden durch mehrere Stellen aus seinen Werken dargethan. Ferner führt der V. Stellen aus verschiedenen Dichtern über den Charakter der alten Barden und die alte Lehre von der Musik der Sphären

ehrerbietigste Weise an, und nachdem sie dem Künstler für das unendliche Vergnügen, das seine Talente ihnen verschafft, gedankt hatten, erzählten sie ihm, daß und warum sie ihm nachgeschickt wären. Sie gestanden, sie wären wie reißende Thiere in die Kirche gegangen: hätten sie aber als Menschen verlassen, und fänden, daß sie durchaus unfähig wären, ihren erhaltenen Auftrag auszuführen. Sie baten das liebende Paar inständigst, den nächsten Morgen Rom zu verlassen, entsagten mit Vergnügen der versprochenen Belohnung, kehrten nach Venedig zurück, und sagten ihrem Kunden, Stradella und Hortensia wären den Morgen vor ihrer Ankunft aus Rom geflohen und hätten sich nach Turin begeben, wo die Gesetze so streng und ausser den Pallästen der fremden Gesandten schlechterdings keine Freystätten für Mörder wären, so daß bey diesen Umständen die Gefahr zu groß und der Erfolg zu unsicher sey, und sie daher die ganze Sache von sich ablehnen müßten.

Sphären an; doch ohne weitere historische Nachrichten von jenen, noch ohne eine Erklärung über die Vorstellung von dieser zu geben. Den Beschluß machen vermischte Bemerkungen, Anekdoten und Winke über die Vorliebe großer und gelehrter Männer für die Musik; über die Errichtung musikalischer Akademien; über den Nutzen der Musik; über ihren gegenwärtigen Zustand, sowohl einzeln als in Verbindung mit der Poesie betrachtet; über musikalische Ziererey; über den Gebrauch und Misbrauch der Kirchenmusik; über die von Salomo bey der Einweihung des Tempels gebrauchten musikalischen Instrumente; über den gegenwärtigen Zustand der Tonkunst in verschiedenen Theilen der Welt... Das ganze Buch ist in einer zu desultorischen Manier geschrieben, und enthält zu viel vages Dilettantengeschwätz, als daß es auf den Beyfall gelehrter Kenner rechnen dürfte. Das höchste, was diese hier für sich erwarten dürfen, ist eine leichte und nicht ganz unangenehme Unterhaltung für ein paar Stunden.

A Catalogue of engraved Britiſh Portraits, from Egbert the Great to the preſent Time. Conſiſting of the Effigies of Perſons in every walk of human Life; as well as thoſe whoſe Services to their country are recorded in the annals of the Engliſh Hiſtory, as others whoſe Eccentricity of Character rendered them conſpicuous in their Day. With an Appendix, containing the portraits of ſuch Foreigners, as either by

by Alliance with the Royal Families of, or Residence as Visitors in this Kingdom, or by deriving from it some Title of Distinction, may claim a Place in the British Series, methodically disposed in Classes, and interspersed with a Number of notices, biographical and genealogical, never before published. By *Henry Bromley*. London, Payne 1793. 550 p. 4. Der ausführliche Titel zeigt zur Genüge, was man in diesem, für den Kunstkenner und Liebhaber äußerst wichtigen, und selbst dem gelehrten Geschichtforscher nicht ganz gleichgültigen Werke zu suchen hat. So wenig man hier unbedingte Vollständigkeit erwarten kann, so ungemein groß ist doch die Anzahl der in diesem, mit vielem Fleiß gesammelten Verzeichnisse aufgestellter englischer Porträts, das alle ähnlichen frühern Versuche weit hinter sich zurückläßt. Vielleicht dürften wir einigen unserer Leser einen Gefallen erzeigen, wenn wir ihnen die Stelle der Einleitung, worin der V. selbst Nachricht von seiner Arbeit giebt, in einer Uebersetzung mittheilen. „Der Geschmack am „Sammeln und Aufbewahren englischer gestochener „Portraits scheint in eben dem Verhältniß zugenom„men zu haben, als dieser Gegenstand überhaupt „fleissiger behandelt worden ist. Die Arbeiten und die „Thätigkeit unserer eignen Künstler in der Kindheit „der Kupferstecherkunst ließen, bey der steten und „großen Aufmunterung, die sie fanden, von der Ri„valität der Ausländer nur wenig befürchten; am „Ende der Regierung Karls I. aber schien dieser

„Kunst der Untergang zu drohen, und man kann wohl „sagen, daß damals die Werke der besten Meister „dem Spiele des Zufalls überlassen waren.

„Vor dem Cabinett des Grafen von Oxford „wissen wir von keinem, das ausgezeichnet zu wer„den verdiente. Denn wenn schon die Kunst, von „der Wiederherstellung an bis auf den Anfang „der gegenwärtigen Regierung, unter Karl II. „ihre größte Höhe erreichte, so findet man doch nur „von wenigen Personen, die Portraits gesammelt „hätten, Nachricht, und auch diese betrachteten „dieß immer als einen Nebengegenstand von Lieb„haberey. Unter diese gehören vorzüglich Mr. „Evelyn, Mr. Ashmole und Mr. Pepys.

„Die Vorliebe des obengenannten Lords und „der verwittweten Herzoginn von Portland für die „Kupferstecherkunst, die sie durch ihre unmittel„bare Unterstützung des unermüdlichen Mr. George „Vertue an den Tag legten, erzeugte keine allge„meine Liebhaberey. Allein, was die Kunst selbst „nicht vermochte, das thaten einige Schriften „über dieselbe, die Aufsehn erregten, weil sie be„rühmte Verfasser hatten. Der beschreibende „Catalog der auserlesenen Sammlung des Mr. „John Nickolls, eines Quakers, von Mr. Jo„seph Ames, der 1748 erschien, und die geschmack„vollen Abhandlungen des berühmten Horace „Walpole, brachten die Leidenschaft, alte Portraits „zu sammeln, so in Schwung, daß von den ältern „Werken nur wenige für spätere Sammler in Um„lauf blieben. Die Erscheinung von Mr. James

„Granger

„Granger biographischer Geschichte von England „trieb sie vollends zu einer solchen Höhe des Enthu- „siasmus, daß alte Legenden, Chroniken, von Käu- „fern und Verkäufern in Vergleichung der Gemälde, „die sie enthielten, nur als Nebensache betrachtet „wurden. Antiquare und Trödler wurden durch das „allgemeine Fragen nach alten Köpfen aufmerksam „gemacht, und hielten nun ihre alten Tröster, Mord- „geschichten und selbst Kalender zurück, bis sie Leute „fanden, die ihre anlockenden Bilderchen zu unge- „heuern Preisen bezahlten.

„Der Nutzen einer gut gewählten Sammlung „gestochener Portraits ist offenbar, wenn wir be- „trachten, welchen großen Zuwachs die Litteratur „vorzüglich in der allgemeinen und besondern Ge- „schichte, der Biographie, Genealogie, Adelsge- „schichte rc. dadurch erhalten hat, und noch mehr „Gewinn wäre dafür zu erwarten, wenn man grös- „sere Acht auf die Inschriften der Kupferstiche hätte. „Granger war der erste, der hierin kritisch und sy- „stematisch zu Werke ging. — — Sind aber „richtige Unterscheidung der Kupfer und Erleichte- „rung der Mühe des Biographen, durch einen zu- „sammenhängenden, leicht zu übersehenden Plan „Haupterfordernisse eines Werkes dieser Art, so „hofft der Verf. in diesem Werke beyde Forderungen „hinlänglich befriedigt zu haben, und durch dieses „vollständige Verzeichniß sowohl den Beyfall engli- „scher Geschichtforscher und Alterthumskenner, als „der Künstler und Kenner zu erhalten. — — — „Große Schwierigkeiten machten ihm oft die man-

„gelhaften Auf- und Unterschriften der Kupfer. In
„den ersten Zeiten der Kunst scheinen die Kupferste-
„cher bedacht zu haben, daß da der Hauptzweck ihrer
„Arbeit sey, nicht allein die Gesichtszüge einer Person,
„sondern auch ein Denkmahl ihres persönlichen
„Werths auf die Nachwelt zu bringen, die Unter-
„schrift der Platte nothwendig eine Angabe der Ei-
„genschaften enthalten müsse, wodurch die Person
„sich auszeichnete. Die Famillie Vertue und ihre
„Zeitgenossen bey Einführung der Kunst in England
„setzten diesen löblichen Gebrauch fort, und machten
„die Aufschriften ihrer Portraits in lateinischer und
„englischer Sprache zugleich, um jenen Zweck desto
„sicherer und allgemeiner zu erreichen. Stellar
„that dasselbe in den Kupfern, die er nach Vandyk
„stach, unglücklicher Weise aber begann auch zu-
„gleich mit ihm jene Sitte, übe die man schon so
„oft gerechte Klage geführt hat.

„Die Mezzotintos von Smith, Becket,
„Browne u. a. unter der Regierung Karls II. und
„ihrer Nachfolger bis unter der vorigen Regierung
„machten die Unterschriften ihrer Köpfe, besonders der
„weiblichen, so unbestimmt und kurz, daß es scheint,
„als ginge ihre Bestimmung nicht über den Tag
„hinaus. Diese böse Gewohnheit ahmt man auch
„in unsern Tagen noch blindlings nach. Auf diese
„Weise sind manche Personen, die nicht mit dem hö-
„hern und niedern Adel (peerage and baronета-
„ge) verwandt waren, heut zu Tage gänzlich unbe-
„kannt geworden. Bey Kupfern, die nach dem Tode
„der abgebildeten Personen erschienen, kann dieß

„von

„von der Nachlässigkeit der Mahler hergekommen „seyn. Ein flüchtiger Blick auf die Liste der Mah„ler in folgendem Catalog zeigt, wie selten das „Datum der Gemälde, oder das Alter der Perso„nen angegeben ward. Daher kommen alle die Kla„gen über falsche Namen in den Copien alter Ge„mälde, wodurch man uns so oft getäuscht hat. Bey „Personen von Adel sind die Inschriften gewöhnlich „am ausführlichsten, ob es gleich hier weniger nö„thig war, als bey andern, die kein Merkmahl „haben, als einen oft sehr gemeinen Zunamen. „Wie widersinnig ist es aber, das Portrait eines „Freundes oder Verwandten, wie so häufig geschieht, „mit großen Kosten doch offenbar in der Absicht ste„chen zu lassen, um sein Andenken zu erhalten, und „denn doch durch eine ganz leere und unbedeutende „Unterschrift, den Nahmen, der das Werk der Un„sterblichkeit weihen sollte, auf diese Weise zufällig „oder absichtlich in Dunkelheit versinken zu lassen! „Die Achtung, die ich für die Künstler unserer Tage „hege, denen in den Annalen der Kunst ein vorzüg„licher Platz gebührt, läßt mich hoffen, daß sie diesen „Wink mit eben dem guten Willen aufnehmen wer„den, mit welchem er gegeben ward: indem ich da„bey keinen andern Wunsch hege, als daß ihre Werke „dadurch ihre volle Wirkung erhalten mögen, daß „sie den Nachkommen sowohl, als ihren jetztleben„den Bewunderern diese Verlegenheiten, die mir „so viel zu schaffen gemacht haben, ersparen" —

The Emigrants, a Poem in two Books. By *Charlotte Smith.* 1793. 68 p. 4. Die

 schon

schon durch mehrere poetische Versuche, vorzüglich im romantischen Fache, vortheilhaft bekannte Verfasserinn behandelt hier ein allgemein interessantes politisches und populäres Thema, dem ihr Talent für lebendige Darstellung und Ausdruck leidenschaftlicher, tiefer Empfindung ungemein zu Statten kömmt. Ohne das Betragen der französischen Ausgewanderten ganz entschuldigen zu wollen, entwirft sie einige rührende und seelenvolle Gemählde ihrer Unfälle und Leiden, und preißt die mitleidige Großmuth, die dem Bruder im Elend hülfreich die Hand reicht, ohne den Gefühltödtenden Eingebungen politischer oder Nationalvorurtheile Gehör zu geben. Jeder Freund der Menschheit wird dieses Gedicht mit Vergnügen lesen. Von dem Hauptgegenstand geht die Dichterinn mit einem ganz natürlichen Uebergang auf ihre eignen Unglücksfälle über, und wenn sie auch schon etwas zu lange dabey verweilt, so wird sie doch deshalb leicht von denjenigen Verzeihung erhalten, die es begreifen, wie sehr häusliches Unglück ein fühlendes Herz verwunde. Folgende Stelle, die eine kräftige Schilderung der Folgen des Kriegs enthält, diene zur Probe:

The feudal chief, whose gothic battlements
Frown on the plain beneath, returning home
From distant lands, alone and in disguise,
Gains at the fall of night his castle walls,
But at the vacant gate, no porter sits
To wait his lords admittance! — — In the courts
All is drear silence! — Guessing but too well
The fatal truth, he shudders as he goes

Through

Through the mute hall; where, by the blunted light
That the pale moon thro' painted casements lends
He sees that devastation has been there:
Then, while each hideous image to his mind
Rises, terrific, o'er a bleeding corse
Stumbling he falls: another interrupts
His staggering feet — all, all who us'd to rush
With joy to meet him — all his family
Lie murder'd in his way! — And the day dawns
On a wild raving maniac, whom a fate
So sudden and calamitous has robb'd
Of reason; and who round his vacant walls
Screams unregarded, and reproaches heav'n! —
Such are thy dreadful trophies, savage war!
And evils such as these, or yet more dire,
Which the pain'd mind recoils from, all are thine —
The purple pestilence, that to the grave
Sends whom the sword has spar'd, is thine, and thine
The widow's anguish and the orphan's tears! —
Woes such as those does man inflict on man;
And by the closet murderers, whom we style
Wise politicians, are the schemes prepar'd,
Which to keep Europe's wavering balance even,
Depopulate her kingdoms, and consign
To tears and anguish half a bleeding world! — —

Sight, The Cavern of Woe, and Solitude. Poems by Mrs. *Mary Robinson*, Author of Poems: Ainsi va le monde, the Monody to the Memory of Sir Josuah Reynolds, Vancenza, etc. 1793. 32 p. 4.
Diese drey Gedichte haben fast in gleichem Grade alle Schönheiten und Fehler der neuesten Produkte

der Verf. Ueppigkeit bilderreicher Beschreibung, Ueberladung von Beywörtern, spitzfindige, glänzende, aber sehr oft falsche Gedanken und Empfindungen; von der andern Seite aber auch wieder ein kühner Schwung der Phantasie, Reichthum der Diction, Feinheit der Gesinnungen und sehr wohlklingende, vollströmende Verse. Aus dem ersten Gedicht heben wir folgende schöne Beschreibung der Vergnügungen aus, die auch dem des Gesichts beraubten noch übrig bleiben:

P. 6. And yet, in such a mind, so whelm'd in gloom;
The pure affections of the soul still live!
The melancholy void is subject still
To the sweet magic of seraphic sounds;
The soothing eloquence of sacred song;
The whisp'ring gale, that mourns declining day;
Or Philomela's soul-subduing strain,
That woves lone Echo, from her viewless seat,
To sail aërial-thron'd upon the breeze!
The lulling murmurs of the wandring stream;
The ever-rippling rill; the cataract fierce;
The lowing herds; and the small drowsy tones,
That, from the insect myriads, hum around;
The love-taught minstrelsy of plumed throats;
The dulcet strains of gentle Consolation!
But must of all, to that lov'd Voice, whose thrill
Rushing impetuous through each throbbing vein
Dilates the wand'ring mind, and frees its pow'rs
From the cold chains of icy apathy
To all the vast extremes of bliss and pain!
For, to that Voice ador'd, his quiv'ring pulse
Respon-

Responsive beats! he marks its ev'ry tone,
And finds in each a sympathetic balm!

Die Höhle des Jammers ist ein allegorisches Gedicht, worin die verschiedenen Gattungen menschlichen Elends personificirt sind, und als Bewohner einer dunklen Höhle aufgeführt werden. Die Verf. zeigt sich hier als eine glückliche Nachahmerinn Spensers: überhaupt aber sind doch Gedichte dieser Art außer dem Geist und Geschmack des Zeitalters, und so dürfte auch dieses, bey aller seiner Schönheit, nur von wenigen mit reinem Vergnügen ohne alle Anwandlung von Langeweile gelesen werden. — Das dritte Stück die Einsamkeit ist in jener sanften, melancholischen Manier geschrieben, die dem Talent und Geschmack der Dichterinn besonders angemessen zu seyn scheint. Die Reize der Einsamkeit sind vortreflich geschildert: eben so sind die Klagen über die Thorheit derer, die sie so oft den blendenden Phantomen der Gewalt und Reichthümer aufopfern. Nicht weniger schön ist die Versinnlichung der traurigen Wirkungen des befriedigten Strebens nach Kriegsruhm durch eine glücklich erfundene Erzählung. Die Betrachtungen über das Ungemach, das mit irrdischer Hoheit verbunden ist, verdienen ausgezeichnet zu werden:

Ah, who can tell the various pangs that wait
On splendid Misery? the tridden woes,
That thronging round the canopy of gold,
Pernicious, moth-like, feed upon the wretch
Who groans beneath the payeantry of state!

 Who

Who can describe the agonizing throbs,
The thirsty fevers, or the languid hours,
That sated Luxury is doom'd to own?
Who can avert the strongly-poison'd shaft
Of Envy, glancing from the recreant soul?
Or who can bear the slow-consuming touch
Of unrequited Love; the subtle smile
Of insolent disdain; or the fell grasp
Of keen Ingratitude, »the child of hell«
Or who, but those, the worst of human kind,
Who batten on the miseries of man,
Would, robbing Nature of her ample means,
Crouch the base knee, or prompt the fawning tongue,
To gain applause from Ignorance and Pride?
Who, that is blest with intellect refin'd!
With sense to know the dignity of worth!
The vast supremacy of innate truth!
The majesty of mind! the sacred glow
That warms the son of Genius, and expands
The pure ethereal essence of the soul,
Would, like an eagle, pouncing on a worm,
Barter the proudest attributes of God
For the base joys of sublunary pow'r...

Wie viel mehr Lob noch würden diese Gedichte verdienen, wenn die Verf. weniger Wohlgefallen an jener künstlichen Phraseologie fände, die den Sinn dem Klang, oder jenen kleinlichen Verzierungen aufopfert, die, genau genommen, auf bloße Wortspiele hinauslaufeu.

Sonnets. By a Lady. Sun-set, the yew-trew the Change of fortune, the Bird, the

the wish, the Sea, the Time, the neglected Mansion, the Evening walk, Morning, to Hope, on the Pain of unpleasing Conversation, Philosophy, Rural pleasures, the Rose-bush, the Storm, May, Bride, the Pheasant, Music, solitude, an Ode after parting with friends in Autumn. London 1793. 24 p. 4. In einem langen Gedichte verzeiht man dem Dichter einen kurzen Schlummer, kleine Nachlässigkeiten u. s. w. allein von kürzern Stücken erwartet man natürlich und mit Recht, daß sie durchaus korrekt und elegant seyen. Das Sonnet ist ein kurzes Gedicht, in dessen vierzehn Zeilen so viel Empfindung, Bildnerey und Harmonie als möglich zu legen, der Dichter alle Kräfte aufbieten sollte. Die Mühe würde auf diese Weise sehr groß und der Gewinn und Ruhm doch nur gering seyn: dieß kann der Verf. dieser Versuche zum Trost gereichen, wenn man ihre Sonnette, wie es mehr als wahrscheinlich ist, in mehr als einem Betracht für unvollkommen erklären sollte.

Ververt or the Parrot of Nevers: a Poem in four Cantos. Freely translated from the French of I. B. Gresset. London 1793. 48 p. 4. Greßet hat sich, vorzüglich durch seine launige und satyrische Erzählung Ververt, keinen geringen Namen gemacht. Dieses kleine scherzhafte Gedicht ist mit so viel Laune und Eleganz geschrieben, daß es sich einen Platz neben der Secchia rapita des Taßoni, dem Lutrin von Boileau und dem Lockenraub von Pope erworben hat.

Der

Der Ton und die Manier des Originals ist in dieser freyen Uebersetzung, die, wie man sagt, den gelehrten und geistreichen Dr. Geddes zum Verfasser hat, ungemein glücklich erhalten. Zur Probe wollen wir eine Stelle aus dem ersten Gesang neben die Urschrift stellen.

Plus mitonné qu' un Perroquet de Cour
Tout s'occupoit du beau Pensionaire,
Ses jours couloient dans un noble loisir:
Au grand dortoir il couchoit d'ordinaire
Là, de cellule il avoit a choisir:
Heureuse encor, trop heureuse la Mére
Dont il daignoit, au retour de la nuit,
Par sa présence honorer le réduit!
Très-rarement les antiques Discrettes
Logeoient l'Oiseau; des Novices proprettes
L'alcove simple étoit plus de son gout;
Car remarquez qu'il étoit propre en tout.
Quand chaque soir le jeune Anachoréte
Avoit fixé sa nocturne rétraite,
Jusqu' au lever de l'astre de Vénus
Il réposoit sur la boëte aux Agnus:
A son réveil, de la fraiche Nonnette,
Libre témoin, il voyoit la toilette.
Je dis toilette, et je le dis tout bas:
Oui, quelque part, j'ai lu qu' il ne faut pas
Aux fronts voilés des miroirs moins fidelles,
Qu' aux fronts ornés de pompons et dentelles:
Ainsi qu' il est pour le Monde et les Cours
Un art, un goût de modes et d'atours,
Il est aussi des modes pour le Voile;
Il est un art de donner d'heureux tours
A l'étamine, à la plus simple toile.

Sou-

Souvent l'essain des folâtres amours,
Essain qui sait franchir grilles et tours,
Donne aux bandeaux une grace piquante,
Un air galant à la guimpe flottante;
Enfin, avant de paroître au parloir,
On doit au-moins deux coups d'oeil au miroir.
Ceci soit dit entre nous en silence etc. etc.

Dr. Geddes:

P. 8. When night approach'd, he, like a sultan, chose
The fav'rite cell, in which he would repose.
Nice was in deed his choice; for it appears,
He never harbour'd with a nun of years:
But where he found a nunlét, young and neat,
There he was sure to make his ev'n-retreat.
Upon the box, her Agnuses that kept
And other holy toys, he perch'd and slept.
Whether, with her, his ev'ning hymn he said;
Or graceless, went, without a pray'r to bed;
It is not known — Yet probably I ween,
He to her orisons might say: Amen!
Nor is it known what were his holy dreams:
Ideal cracknels? or ideal creams?
All that, as yet, I have for certain found
About his sleep, is — that his sleep was sound.

But soon as break of day begins to peep,
And busy bells rouse lazy nuns from sleep:
He too awakes, to view with curious eyes,
Fresh from her couch, the lovely vestal rise;
To see her lave and dress — in short, to share
In all her little toilet's morning care.
Toilet, I say — For I have heard it said,

That

That nuns themſelves call in the toilet's aid,
To raiſe her charms, and make them ſtill appear
Devoutly decent, ev'n in holy gear.
Not a leſs faithfull mirroris requir'd,
When holy fronts are meant to be attir'd
In ſimple gauze, than is requir'd to place
On fronts profane bijoux and Bruſſels-lace.
For, as the court and cities have their modes,
Juſt ſo it happens in this bleſt abodes;
Where as much art and taſte may be diſplay'd
In the adjuſtment of a ſimple braid,
As by the mundane fair-one is employ'd
To dek herſelf in all the pomp of pride.

Nay, oft the free and fancy-following loves,
Forſaking parks and palaces and groves,
Have wing'd their way o'er convent wall's and gates;
And, ſpite of bolts, and bars and iron grates,
Shed all their influence on a veſtal's face,
And giv'n to weeds and veils reſiſtleſs grace.

An Epiſtle to the Right Hon. Charles James Fox. London 1793. 28 p. 4. Der Abſicht des Verf. nach eine poetiſche Lobſchrift auf dieſen berühmten Mann, aber ohne regelmäßigen Plan und mit weniger Feuer und Kraft geſchrieben, als ein ſolcher Gegenſtand erforderte, und der Erwartung nach wohl einflößen ſollte. Folgende Zeilen gehören zu den beſten dieſer Epiſtel:

While thou, a hero, in the arts of peace,
A ſage, tho' born not in the plains of Greece
In ſuperſtirion's and in folly's ſpite
Shalt ſpeak with freedom and with wiſdom write.

Let others, staring at strange things that lurk
In every fairy tale of mother B...,
Adore with awe the sounds sublime, admire
With dazzled eye the bright fallacious fire:
Fire such as that which early hards presume,
Has led the peasant to a watery tomb:
When late in evening heedlessly he stray'd
To meet, and frolic with, his merry maid.
Thus when her wavering lamp the Sestian held,
Leander boldly every wave repell'd.
But oh! loud winds arise — the feeble light
Dies, dies away and all is, dreary night...

Diese kleine Broschüre giebt, ganz wider die gemeine Sitte, dem Leser mehr, als der Titel verspricht. Außer zwey Episteln an Fox, enthält es noch eine dritte an den Herzog von Portland bey seiner Einführung als Kanzler von Oxford. Für den letztern ruft der Dichter die Muse also an:

Him all around, ye mystic muses, twine
The lilac blue and yellow jessamine.
Let fresh violets laugh around his feet,
And gales nectareous joys acclaim repeat.

Diese letzte Zeile giebt eine artige Gruppe von Worten, aber keinen deutlichen Gedanken.

A political Dialogue, between two illustrious friends. A Poem. Yarmouth 1793. 15 p. 4. Thomas Payne und Satan sind die beyden berühmten Freunde, die in diesem Gespräche redend eingeführt werden. Der Verf. hat die edle Absicht, seinen Gegner lächerlich und verächtlich zu machen; aber es fehlt ihm an der dazu nöthigen

thigen Gabe von Witz und Laune. Die Charaktere sind durchaus verfehlt. Payne hat manchen gefährlichen, unüberlegten und falschen politischen Grundsatz, aber nie solchen Unsinn gepredigt, als dieser Ungenannte ihm in den Mund legt. Auch ist wahrlich der Teufel nicht so dumm, daß er seine Monarchie aufgeben, und in der Hölle eine große Republik sollte stiften wollen. Die vornehmsten Helden seiner neuen Republik schildert der Teufel, oder vielmehr der arme Teufel von Poeten, der dem Teufel so unteufelische Ideen unterschiebt, also:

As trusty members first, we mention
The whole French National Convention;
To all the Jacobins, as fitting,
Decreed — the honours of the sitting.
Next, kindred honours we decree
To citizen Egalité: —
Nor here omit we, names so dear,
As Kellermann and Dumourier.
Also, we proudly name, as ours,
The doctors Priestly, Price and Towers:
Nor need we hesitate to say,
We 're sure of Erskine and of Grey;
Nor doubt we that the *Populi vox*
Will add both Sheridan and Fox;
Nor know we any thing to hinder,
Our making room for Peter Pindar.
Of these as part of our convention,
Decree we honorable mention:
The rest true levellers shall be,
And sons of blest equality — — —

Marat

Marat. A political Eclogue in imitation of the Daphnis of Virgil, with Variations, Imitations and Notes critical and explanatory. 1793. 29 p. 4. Die Nachahmung ist so frey, und der Ungenannte hat so wenig Rücksicht auf den Gang der erwähnten Virgilischen Eklage genommen, daß ohne die Erinnerung des Verf. wohl schwerlich jemand das Muster zu dieser Satyre in ihr gesucht haben würde. Ueber den eigentlichen Zweck des V. hängt ein geheimnißvoller Schleyer: bald scheint er im Ernst bald im Scherz zu sprechen, bald gegen diese bald gegen jene Parthey zu seyn. Der Inhalt ist mit seinen eignen Worten dieser: „Rose und Burgeß, zwey bekannte Herausgeber von Ministerialblättern, beklagen Marats Tod. Der eine beweint den Nachtheil, den ihre Sache durch seinen zu frühen Verlust erleiden dürfte: der andere tröstet sich mit dem vielen Guten, das er ihr bereits gethan hat, und beschließt seinen Namen zu verewigen.“ In dem Gedichte sowohl als in den Namen geht der Verf. mit einigen berühmten und hohen Personen ziemlich frey um. Als Probe seiner Manier stehe hier (S. 14.) folgende Anspielung auf die Birminghamer Mordbrennergeschichte:

Far to the West a Vandal city lies,
Where caitiff ſcience, whipt and baniſh'd flies,
Where high-church reaſon bids a loyal mob
Preach, pillage, argue, burn, convince and rob;
There flame thy altars there thy ſhrine we raiſe,
While veſtal poiſſardes guard the ſacred blaze.

 Thence

Thence smile benignant on our harmless sports,
Nor scorn the pastimes of anointed courts,
First in their ranks thy civic sons appear,
Reeves in the van, and *Impey* in the rear;
Spies, affidavits, dungeons, whips and axes,
Sure war, sure want, sure death, and surer taxes
March in their train — — —

Democratic Rage: or Louis the Unfortunate. A Tragedy by *William Preston* Esq. 1793. 102 p. 8. Es ist traurig, daß selbst das Theater, daß selbst die ehrwürdige Muse der Tragödie gemißbraucht wird, vorübergehende Gährungen des Partheygeistes zu erregen oder zu nähren. Die schreckliche Catastrophe, die Ludwigs XVI. Leben endigte, hat in jeder nicht ganz verhärteten Brust Abscheu und zugleich das innigste Mitleid erregt. Vielleicht giebt es unter den Freunden ächter Freyheit nur wenige, die nicht aus menschenfreundlichen sowohl als aus politischen Gründen die Verbindung unglücklicher Umstände und rasender Leidenschaften, die dieses schreckliche Urtheil erzeugten, verwünschen und beklagen sollten: gewiß aber sind die Gemüther der Menschen fast unter allen Nationen Europens nunmehr genug zu dieser Empfindung erweckt, wir möchten fast sagen gereizt worden, und es war sicher, zumahl in England, nicht nöthig, durch eine Tragödie neues Oehl in die Flamme zu gießen, und der Erbitterung und dem Haß gegen eine ganze Nation neue Nahrung zu geben. Als poetisches Produkt ist das Stück nicht ganz ohne Verdienst, wenn es gleich dem größten Theil nach

aus

aus langen, für die Bühne zu frostigen politischen Deklamationen besteht. Folgende Zeilen sind aus einer Scene zwischen Kersaint und Sieyes:

Kersaint. And what are we, that emulate the Romans?
A skipping, dancing, dissipated crew;
With bursts of wild ferocious levity.
Sieyes. Thy censure is unjust; — our nation boasts
Th' exalted aims and comprehensive views
Of mild philosophy, with lib'ral arms,
Embracing all mankind — the statesman's skill
In council and in treaty - science led,
From the sequesterd lamp and barren toils,
To wed with commerce in productive union,
And great inventions, both for peace and war,
Are their glad progeny. Among the crowd
If luxury prevail and levity
Blame a corrupted court, from age to age,
With base examples unblushing vice,
And wild extravagance exhausting art,
Tainting the public eyes, and public mind
With gross pollutions, canst thou wonder then,
If yet some stains are found, the foes of freedom,
With triumph, mark them, and on freedon charge,
What want of freedom caus'd.
Kersaint. Assert thyself. —
Profound research and a commanding soul
Are thine; and wilt thou stoop to practice arts
That dignify such things as Robespierre?
Resist with firmness the vile populace;
Oppose thy bosom to the roaring torrent,

Were glorious talents, philoſophic views,
And mild humanity ordain'd to follow
The guidance of the rabble?
Sieyes. Yet, my friend
That guiding rabble is conjoin'd, by fate,
With freedom's cauſe etc. etc. . . .

An Aſylum for fugitive pieces in Proſe and verſe, not in any other Collection, with ſeveral pieces never before printed, Vol. IV. 1793. 278 p. 12. Dieſer vierte Theil iſt wenigſtens nicht geringer, als die drey erſten, wenn er ſie auch nicht beträchtlich an innerm Werthe übertrifft. Die neueſten politiſchen Ereigniſſe haben den Stoff zu einer Menge launiger und ſatyriſcher Stücke gegeben, deren Witz oft treffend, nicht ſeltner aber auch etwas derb, ja wohl mitunter auch plump iſt. Unter den proſaiſchen Stücken zeichnen ſich aus: die authentiſche Nachricht von dem Siege der Bonzen über die Verbindung im Königreich Triuna; politiſches Credo; Dorfpolitik, Dialogen: unter den poetiſchen, eine Ode an Pitt, Freyheit eine pindariſche Ode von Crawford; der Kropf eine Fabel voll Laune. Dieſer Auswuchs hält ſich für einen nützlichen und weſentlichen Theil des menſchlichen Körpers. Nachdem er ſeine Privilegien auseinander geſetzt: fährt er fort

Now for my *ſervices.* I need not tell ye,
How once the members quarrelled with the belly;
And ſtill the reſty raſcals, led
By the rebellious head,
Are prone to riot.

Tis

Tis then my task to keep them quiet,
By draining off superfluous humors,
Suppressing ferments and plethoric tumours,
And by the wholsome system of starvation,
Maintaining peace and due subordination;
And thus I keep the balance even,
And fit the body-politic for heaven — —

Diese Rede wird von einem französischen Wundarzt unterbrochen, der mit Einem Schnitt das Schicksal des seiner eignen Meinung nach so nützlichen Auswuchses entscheidet. Die Moral ist:

Most states abound in hangers-on and tumours,
From petty warts to wens of monstrous size,
That suck the blood and waste the precious humours,
Yet call themselves *supporters* and *allies*.

Mehr ächte Philosophie dürfte freylich in Pfeffels Erzählung der Bucklichte seyn. Hier stirbt der Patient unter einer ähnlichen Kur. Daß mit dergleichen poetischen Einfällen eine so wichtige Frage nicht entschieden werden kann, wie die: Ist es der Staatsklugheit gemäß „den Abkömmlingen der Grundeigenthümer, wenn sie auch keinen Landsitz haben, Vorzüge vor den Kindern der Handarbeiter zuzugestehen? brauchen wir wohl nicht erst zu sagen. Auf die Guthsbesitzer selbst paßt weder die Vergleichung des englischen noch des deutschen Fabulisten. Diese genießen keine Privilegien, sondern haben eigene, ihrem Stande angemeßne Rechte; so wie die Gelehrten, welche den ersten, und die Manufakturisten, welche den dritten Stand im Staate

bilden; denn auf Wissenschaft, Ackerbau und Manufakturen beruht der innere Werth eines Staats. Statt Klerisey und Adel sollte man, um allem Mißverstand vorzubeugen, sagen: Gelehrte und Landeigenthümer. Daß man in Frankreich die letztern todschlägt oder verjagt, um die Landbauer und Erblandpächter in Landeigenthümer zu verwandeln, heißt nicht den Staatskörper von einem Auswuchs befreyen, sondern ihn zerstören. Wie wenn die Ackerknechte nun auch die Bauern, die Gesellen ihre Meister, die Handlungsdiener ihre Handlungsherren für Höcker ansähen, und mit ihnen gleiche Rechte verlangten; wo sollte das Schaben und Schneiden aufhören?

Picturesque Views on the River Medway, from the Nore to the vicinity of its source in Sussex; with Observations on the public buildings and other works of art in its Neighbourhood. By *Samuel Ireland*. 1793. 8. 206 p. und 29 Kupf. Unsere Leser kennen den Verf. seine Manier und den Werth derselben schon aus seinen frühern, auch von uns angezeigten Arbeiten in dieser Gatung, seiner mahlerischen Reise durch Holland, Brabant ꝛc. und den mahlerischen Ansichten der Themse. Das hier erwähnte ist gewissermaaßen eine Fortsetzung der Ansichten von der Themse. Der Medway, der sich in die Themse ergießt, ist einer der schönsten und ansehnlichsten Flüsse Englands. Die Gegenden an demselben sind weniger romantisch, aber von einer sanften und anziehenden Schönheit. Herr Js. Nachrichten von

Kunst-

Kunstsachen sind ziemlich kurz und unbefriedigend: er scheint nur auf solche Leser Rücksicht genommen zu haben, die die angeführten Gegenstände selbst vorher gesehn. Am interessantesten war uns die kurze Beschreibung des neulich errichteten kostbaren Mausoleums für Lord Danley, das nach einem Riß des berühmten Wyatt aufgeführt worden, und 10,000 Pf. St. kostete. Vielleicht erhalten wir von Hrn. Küttner in seinen Beyträgen zur Kenntniß von England eine ausführlichere Beschreibung dieses merkwürdigen Gebäudes. — Die Platten sind auch dießmal sämmtlich in Aquatinta, und haben ungemein viel Sanftes und Gefälliges. Am Ende macht Herr J. noch zu einem ähnlichen Werke (picturesque beauties of the Avon and Severn) Hofnung.

Poems by *Lady Manners*. 1793. 110 p. Small. 8. Ohne einen Platz unter der ersten Klasse von Dichtern fordern zu dürfen, hat die Muse der V. empfehlende Eigenschaften genug, durch Hülfe deren sie mit Ehren vor dem Richterstuhle auch einer strengern Kritik bestehen wird. Die V. ist nicht immer so aufmerksam auf Harmonie und Eleganz der Diction, daß sie von dieser Seite gegen alle Vorwürfe von Nachlässigkeit gerettet werden könnte; ohne Ausnahme aber athmen ihre Gedichte den reinen Geist edler Gefühle, und verrathen ein Herz, das aller Pflichten des häuslichen Berufs im hohen Grad empfänglich ist. In mehrern Stücken erscheint die Dichterinn in dem Charakter der Mutter, der Tochter, der Gattinn, der Freundinn höchst lie-

benswürdig. Die bisweilen etwas prosaische Sprache besitzt den Reiz der Einfalt, und wenn sie das Gemüth des Lesers gleich nicht zur Bewunderung hinreißt, so füllt sie es doch mit sanfter Heiterkeit. Die vornehmsten Stücke bestehn aus Balladen und Elegieen von der rührenden Gattung. Da wo die Verf. aus diesen Regionen in das Gebiet der didactischen Poesie übergeht, ist sie weit weniger glücklich. Ihre Betrachtungen über die Gewalt der Mode z. B. enthalten gute Bemerkungen, sind aber klare Prose, nicht Poesie. Der Druck ist vortreflich, und ein schöner Kopf der V. gestochen von Condé nach einem Gemälde von Cosway ziert den Titel. Zur Probe folgendes kleine Stück von S. 79.

To Contentment.

Contentment, rosy, dimpled fair,
Thou brightest daughter of the sky,
Why dost thou to the hut repair,
And from the gilded palace fly?

I've trac'd thee on the peasant's cheek;
I've mark'd thee in the milk-maid's smile;
I've heard the loudly laugh and speak,
Amid the sons of Want and Toil,

Yet, in the circles of the great,
Where Fortune's gift are all combin'd
I've sought thee early, sought the late,
And ne'er thy lovely form could find.
Since then from Wealth and Pomp you flee,
I ask but Competence and Thee.

Aus

Aus einem Briefe von Windsor 18. Jun. 1794.

Barkers neues Panorama *) ist noch nicht vollendet. Künstler und Layen erwarten es mit Ungeduld. Daß der Beschauer der ersten Vorstellung mit seinem Auge nicht über die cylindrische Wand hinaus irren

 konnte,

*) Der originelle Gedanke eines Engländers, ein Gemälde aufzustellen, welches nicht wie die gewöhnlichen Gemälde den begrenzten Raum einer geraden Fläche einnähme; sondern vielmehr in einer ungeheuren großen cylindrischen Wölbung den ganzen Umfang des Horizontes darstellte; ist unter dem angeführten Namen Panorama durch öffentliche Nachrichten schon bekannt worden. Minder bekannt sind die erstaunenden Würkungen, welche diese riesenmäßige Abbildung der Natur auf den Zuschauer hervorgebracht hat. Der Künstler führte den Zuschauer durch einen verdeckten Gang in die Mitte des großen cylindrischen Saales, den er dazu hatte erbauen lassen, und stellte ihn auf eine Art von Verdeck, welches er, um die Täuschung zu befördern, zum Standpunkt auserwählt hatte. Von hier aus sah der bestürzte Zuschauer die große Seeflotte, welche damals an der englischen Küste vor Anker gelegen hatte, auf der cylindrischen Wand, die ihn von allen Seiten umgab, in einer gehörig abgemeßnen Entfernung, mit einer solchen Wahrheit und Treue vorgestellt, daß ihm nicht anders zu Muthe seyn konnte, als wenn er sich auf einmal zwischen Himmel und Wasser befände.

Der Zulauf von Menschen, die dieses neue Wunderwerk sehen wollten, war über alle Erwartung groß und veranlaßte den Künstler, auf eine neue Vorstellung zu denken, die er sich von den Gegenden zu Bath erborgen will: Von dieser neuen Vorstellung ist hier die Rede.

Anm. des Einsenders.

konnte, würde durch eine Art von Segel am Maste des Schiffes verhindert, worauf der Beobachter stand. Er konnte nie über seinen Scheitel sehen, so daß sein Sehwinkel auf keinen Fall den obern Rand des cylindrischen Gemäldes erreichte. Damit er aber auch den Fußboden des Zauberbildes nicht sehen möchte, so war sein Standpunkt auf dem besonders hoch liegenden Verdecke des Schiffes durch eine Altane begränzt, die sowohl als der übrige Theil des Schiffes ihn hinderte, in die Tiefe herab zu blicken. Die Erleuchtung des Ganzen kam vom obersten Theile des Gebäudes; das Licht fiel zunächst auf die den Mast des Schiffes rund umgebende Segel, und wurde von da auf das Gemälde reflectirt. Dieses schwache, milde Licht war von einer vortreflichen Wirkung, indem der Künstler über das Ganze einen halb durchsichtigen Nebel schuf, welcher nebst der über alles gehenden Perspective, den so erstaunend wundervollen Effekt dieses non plus ultra von Guckkasten verherrlichte.

Physikalische Merkwürdigkeiten giebt es jetzt hier nicht. Eine Privatgesellschaft beschäftigt sich gegenwärtig mit praktischen Versuchen über die Wassererzeugung nach Lavoisier u. de Luc Meteorologie. Erstere Versuche werden nächstens wieder angehen, und die letztern, wodurch die Erklärung des Donners jetzt zur unwiderlegbaren Evidenz gebracht worden ist, sind schon bekannt.

Hunter, dem großen Anatom, wird wahrscheinlich ein Denkmal in der Abtey Westminster errichtet werden. Dieses durch so viele Jahrhunderte geweihte Heiligthum ist für mich das sehenswürdigste in ganz London. Ich besuche es der Nähe wegen oft, und bemerke, wie jeder Fremde es mit Ehrfurcht betritt, wenn er hier vereinigt findet, was auf dem

ganzen

ganzen Erdenrund nicht wieder zu finden ist. Eine unbegreifliche Empfindung erschüttert die Seele des Beobachters und versetzt sie in eine Stimmung, die selbst dem rohesten Menschen Thränen entlocken kann.

Hier ruht friedlich beysammen der Bischoff und der Schauspieler, der Musikus und Admiral, der Staatsminister, der Dichter und der Philosoph, der Krieger und der Menschenfreund, der Kaufmann und Handwerker. Wo das Auge sich hinwendet, findet es einen verewigten Namen. Alles schläft ruhig und friedlich bey einander — alles lebt in dem prächtigen Marmor, von den Meisterhänden der besten Künstler beseelt. Beym Eintritte in dieses erhabene Mausoleum der Menschheit siehet man zuerst Newton und Stanhops Monument. Beydes sind Meisterstücke der Bildhauerkunst. Newton ruht im alten Costume mit der Rechten auf seinem Elementarwerke: über ihm sieht man einen Globus, den die Unsterblichkeit umschwebt.

Von hier bis zur Eingangsthür ist ein etwa hundert Quadratfuß leerer Raum, der durch die alt bemahlten Fenster verdüstert wird, welches dem Ganzen ein feyerlich schwermüthiges Ansehn giebt. Die Mauern sind der Reihe nach mit Denkmälern älterer Zeiten besetzt.

Hier findet man Shakespears Monument. Er steht als bejahrter Mann in alter Tracht an einen Altar gelehnt. Der Meißel des Künstlers bildete diesen größern Trauerspieldichter ganz ungewöhnlich ausdrucksvoll. Erhabner, melancholischer Ernst ruht auf seinem Gesichte, und zwingt den Beobachter bey diesem Kenner des menschlichen Herzens mit Ehrfurcht zu verweilen. Zur Seite sieht man Thomsons, Dryden und Gay's Denkmal. Gegenüber ist unser

unser Landsmann Händel in Lebensgröße im Schlafrocke und Pantoffeln in einer Nische abgebildet. Sein Arm ruht auf einem Pulte, das mit musikalischen Instrumenten und Symbolen umgeben ist. Auf dem Pulte liegt ein Notenblatt mit seiner Composition des Liedes »I Know that my redeemer lives etc. *) aus dem Messias. Ueber ihm schwebt ein Genius. Noch einem zweyten Landsmann von uns, dem Major André, ist hier ein Monument errichtet, nicht groß und prächtig, aber schön und geschmackvoll. Washington erhält den Brief des Englischen Generals, den ein Fähndrich mit der Fahne in der Hand überbringt: Er ist meisterhaft gearbeitet. Güte, Mitleid und Entschlossenheit verstand die Hand des Künstlers im feinsten, halbdurchsichtigen Marmor auf sein Gesicht zu bilden. Er steht in der Mitte auf seinen Degen gestützt. Im Hintergrunde sieht man Amerikanische Offiziers in mitleidsvollen, schmerzhaften Stellungen. Tiefer ist Andrés Gefangennehmung mehr als schön vorgestellt.

Durch eine Ungezogenheit wurde vor einiger Zeit etwas an diesem Monument beschädigt. Das Ministerium setzte 50 Pfund für den Angeber des Thäters: er wurde entdeckt und sitzt auf 50 Jahre im Zuchthause.

*) Ich weiß, daß mein Erlöser lebt ꝛc.

Inhalt.

Inhalt.

Erstes Stück.

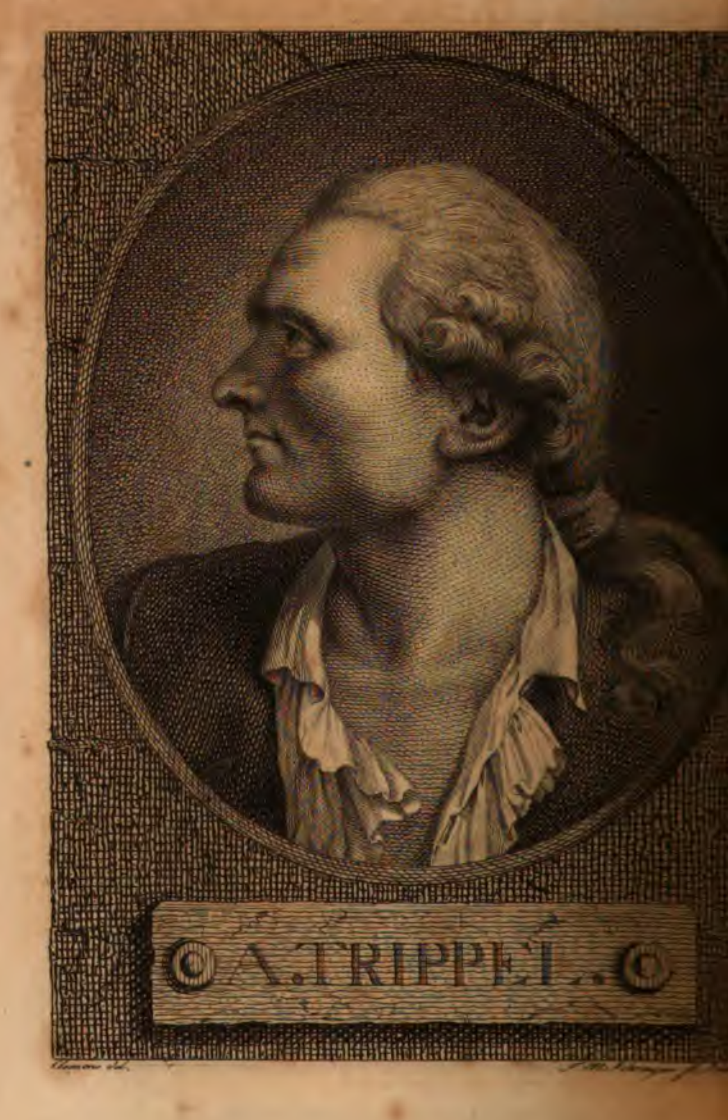
Museo

Nyt.

Inhalt.

XIII.

XIII. Englische Litteratur:


A. TRIPPEL.

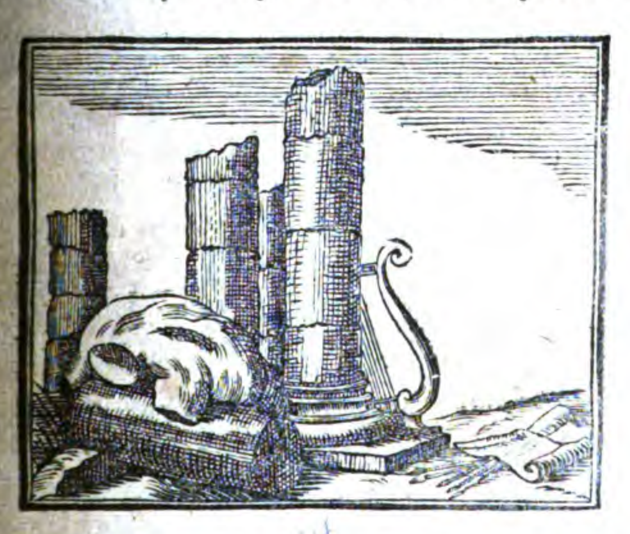
Neue Bibliothek

der schönen

Wissenschaften

und

der freyen Künste.



Vier und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1795.

In der Dyckischen Buchhandlung.

I.

Fortsetzung über das Wesen schöner Empfindungen.

(S. 49. B. 2. St.)

Das Prädicat schön ist ohnstreitig den Empfindungen zuerst beygelegt worden, die wir dem Auge zu verdanken haben. Mit diesen haben wir es jetzt zu thun, nachdem wir uns durch eine nähere Untersuchung des Schönen bey den Gehörempfindungen den Weg dazu gebahnt haben. Wir haben bisher die Entstehungsart einer schönen Empfindung dadurch zu entdecken gesucht, daß wir genau den Eindruck beobachtet haben, der von äussern Gegenständen auf unsre Sinne gemacht wird. In der Verschiedenheit dieses Eindrucks, haben wir die Verschiedenheit der Empfindung überhaupt wahrgenommen; und indem wir weiter nachforschten: woher es wohl komme, daß manche Gegenstände jedesmal auf jeden Menschen einen angenehmen Eindruck, manche aber auch auf jeden Menschen jedesmal einen unangenehmen, widrigen Eindruck machten? so fanden wir, daß alle Gegenstände so beschaffen wären, daß sie, vermöge der

Construction ihrer Theile bald eine gleichförmige, bald eine ungleichförmige Bewegung erzeugen, die sich unsern Empfindungswerkzeugen mittheilt. Von dieser Erfahrung haben wir zuerst die Anwendung auf unsre Gehörempfindungen gemacht, weil es uns leichter schien, die eigentliche Beschaffenheit der Bewegungen zu erforschen, wodurch diese Empfindungen erzeugt werden. Jetzt ist die Reihe an den Gesichtsempfindungen, von denen wir die analogische Vermuthung haben, daß sie auf die nehmliche Art erzeugt werden, wie die Empfindungen des Gehörs. Daß unser Auge, sobald wir etwas zu sehen bekommen, von dem, was wir Lichtstrahlen zu nennen pflegen, berührt werde, ist keinem Zweifel unterworfen; weil uns die Erfahrung davon überzeugt, daß wir außer Stand gesetzt werden zu sehen, so bald uns das Licht völlig entzogen wird. Allein das, was wir Lichtstrahlen nennen, ist im Grunde nichts anders, als eine in Bewegung gesetzte flüßige Materie, die an Feinheit alle unsre Vorstellungen übertrift. Man könnte sie Lichtmaterie nennen, wenn dieser Ausdruck nicht auf den falschen Nebenbegriff führte, als wenn in der Materie selbst das Licht enthalten sey, zu dessen Fortpflanzung sie dient. Aus dem Grunde wollen wir sie lieber Aether nennen, weil wir einmal gewohnt sind, uns bey diesem Ausdrucke irgend etwas feineres als Luft zu denken.

Dieser Aether nun ist das Mittelorgan, wodurch wir sehen, so wie die Luft das Mittelorgan ist, wodurch wir hören. Nach unserer täglichen Erfahrung

fahrung kann der Aether durch nichts, als durch leuchtende Körper in Bewegung gesetzt werden, die also fähig seyn müßen, eine so feine Bewegung hervorzubringen, dergleichen kein andrer Körper hervorzubringen im Stande ist. Die Kenntniß der Farben lehrt uns, daß diese Bewegung unendlicher Modificationen fähig ist, sobald der bewegte Aether an andre Körper anstößt, und durch die ungleiche Zurückwerfung seiner bewegten Theile in seiner vorigen Bewegung gehemmt und dadurch in eine andre Art von Bewegung gesetzt wird.

Schon hieraus läßt sich folgern, daß die Bewegungen des Aethers eben so wie die Bewegungen der Luft aus Vibrationen bestehen müßen, weil ohne diese keine Verschiedenheit in der Bewegung Statt finden könnte: es läßt sich aber auch aus der Beschaffenheit unsrer Nerven, die auf keine andre Weise als durch Vibration empfindungsfähig werden können, dasselbe vermuthen. Wir dürfen also annehmen, daß bey jeder Bewegung, die irgend ein leuchtender Körper in der Natur erzeugt, der Aether in zahllose Schwingungen gesetzt werde, die wegen ihrer unendlichen Schnelligkeit, womit sie auf einander folgen, keiner sinnlichen Wahrnehmung fähig sind.

Daß aber gleichwohl diese Schnelligkeit wieder ihre verschiedne Grade habe, scheint uns die Abstufung der Farben sehr deutlich zu lehren. Doch wir werden von den Farben alsdann erst urtheilen können, wenn wir die Natur des Lichts vorher genauer untersucht haben. Die Empfindung von

Licht entsteht in unserm Auge vermöge einer schnellen Aetherbewegung, von der das Auge getroffen wird. Diese Bewegung hat ihren ersten Ursprung allemal in einem leuchtenden Körper. Ein leuchtender Körper kann daher kein andrer seyn, als ein solcher, der dem Aether, wovon er umgeben ist, eine schnelle Bewegung mittheilt *).

Diese Bewegung pflanzt sich durch den Aether in unermeßliche Entfernungen fort, wovon uns der Anblick der Gestirne den überzeugendsten Beweis geben kann. Sie wird aber unterbrochen durch einen jeden Körper, deßen einfache Theile so dicht in einander schließen, daß durch die Zwischenräume sich

*) Sollten sich nicht hieraus für die Naturlehre wichtige Folgen ziehen lassen? Was können leuchtende Körper anders seyn, als solche, deren feinste Theile in eine so heftige Erschütterung gerathen sind, daß wir uns gar keinen Begriff von der außerordentlichen Schnelligkeit dieser Bewegung machen können. Damit stimmt auch der Sinn unsers Gefühls überein. Sobald unsre Gefühlnerven in den Bewegungskreis eines leuchtenden Körpers gerathen, so empfinden wir unmittelbar die heftige Erschütterung der bewegten Theile in einer so lebhaften Art, daß wir sagen: es brennt. Wie viele Wahrscheinlichkeit enthält dadurch die Hypothese, daß das Feuer im Grunde nichts anders als eine heftige Erschütterung der feinsten Theile eines Körpers sey, und also gar keine besondre Materie ausmache.

sich die Bewegung nicht mehr weiter fortpflanzen kann. Einen solchen Körper pflegen wir einen undurchsichtigen zu nennen. Dieser macht nun, daß der anstoßende Aether nach den Gesetzen der Bewegung von der Seite, wo er anprallt, eine neue Richtung bekommt, und zwar jedesmal so, daß der Einfallswinkel dem Rückfallswinkel gleiche. Ist nun die Fläche des Körpers, der das Licht zurückwirft, uneben, so zerstreuen sich die Lichtstrahlen, indem es eben so verschiedne Rückfallswinkel, als Einfallswinkel giebt. Da nun unser Auge nicht in jedem Rückfallswinkel stehen kann, so kann es auch nicht so viele Lichtstrahlen empfangen, als es erhalten würde, wenn es in dem gemeinschaftlichen Rückfallswinkel aller Lichtstrahlen stände. Daher kommt es, daß alle Körper mit rauhen Oberflächen matte Lichter zurückwerfen, oder wie wir sagen, matt beleuchtet werden. Durch die Politur ebnen wir die Oberflächen der Körper; wir machen sie also dadurch fähig, uns, wenn wir unser Auge in den Rückfallswinkel des Lichts stellen, weit mehr Lichtstrahlen zurückzuwerfen: dagegen empfangen wir aber auch desto weniger Lichtstrahlen von dem flachpolirten Körper, wenn wir unser Auge nicht in den Rückfallswinkel stellen.

Unser Auge muß keine scharfen Lichter sehen, wenn es angenehm berührt werden soll: ohnstreitig aus keinem andern Grunde, als weil die Gesichtsnerven durch die vielen Stöße vom Aether allzuheftig angegriffen werden. Auf die Art sind weder die leuchtenden noch die allzustark beleuchteten

Körper fähig, angenehme Empfindungen in unserm Auge zu erzeugen: wohl aber die Körper, welche uns die Lichtstrahlen unter verschiednen Modificationen zurückgehen, und das sind eben diejenigen, denen wir Farben beylegen. Farben sind das Mittel zwischen Licht und Finsterniß; wir nennen sie aber hell und dunkel, je nachdem sie sich dem einen oder dem andern nähern. Eine Farbe, die dem Auge gefallen soll, muß die Nerven in eine lebhafte Bewegung setzen, ohne sie allzuheftig anzugreifen; eben so wie der Ton, der unserm Ohre gefallen sollte, die Gehörnerven lebhaft aber ohne Ueberspannung erschüttern mußte. Da es aber von der jedesmaligen Beschaffenheit unsrer Nerven abhängt, ob sie viel oder wenig gerührt werden wollen; so kann das Wesen einer schönen Empfindung beym Auge so wenig, wie bey dem Ohre, in dem Grade der Lebhaftigkeit des Eindruckes zu suchen seyn. Dieß würde mit andern Worten auch so ausgedrückt werden können: die absolute Schönheit muß mit der relativen nicht verwechselt werden.

Da aber unser Auge wegen der Feinheit seiner Werkzeuge sowohl, als wegen der Feinheit seines Mittelorgans, des Aethers, noch weit mehr gleichzeitiger Eindrücke fähig ist, als unser Ohr; so wird es nothwendig seyn, vor allen Dingen den Spuren der einfachen Empfindung nachzugehn, um alsdann erst mit einiger Sicherheit auf die zusammengesetzten Empfindungen schließen zu können. So wie die einfachen Empfindungen des Ohrs in einfachen Tönen bestanden, eben so bestehn

stehn, die einfachen Empfindungen des Auges in einfachen Farben.

Indem ich von den einfachen Farben reden will, dürfte vielleicht mancher meiner Leser denken, daß ich ihn mit den sieben sogenannten Hauptfarben bekannt machen wolle; und doch habe ich nichts weniger im Sinne, als dieß. Es kann eben so wenig sieben Hauptfarben geben, als es sieben Haupttöne giebt: und wenn man sich einbilden wollte, daß alle übrigen Farben und Töne aus einer bloßen Mischung der Farben und Töne entstünden, die wir mit Nahmen zu nennen gewohnt sind; so wäre dieß eine von den Vorstellungen, die sich im geringsten nicht auf die Natur der Sache gründen. Es giebt unzählige Verschiedenheiten einfacher Töne, die sich durch Höhe und Tiefe von einander unterscheiden: und eben so verschieden sind auch die einfachen Farben, von denen die eine immer heller oder dunkler, als die andre seyn kann. Die Unterschiede aber zwischen den mannigfaltigen Farben könnten wir unmöglich wahrnehmen, wenn das Auge keine Verschiedenheit in der Bewegung des Aethers empfände, wodurch die Sehnerven verschieden afficirt werden. Die Schwingungen der Sehnerven aber müssen jedesmal den Schwingungen des Aethers, der sie berührt, vollkommen gleich seyn, weil kein Grund vorhanden ist, warum die Ursache nicht gleiche Würkung erzeugen sollte *).

*) Dieser Gedanke lehrt uns zugleich, daß die Bestandtheile unsrer Sehnerven so undenklich fein,

Ist nun unser Auge im Stande, die Verschiedenheit der Bewegungen in dem Aether zu empfinden, so wird es auch im Stande seyn, durch seine Empfindung wahrzunehmen, ob diese Bewegung von einer regelmäßigen oder unregelmäßigen Art sey — ob die Schwingungen des Aethers in gleichweitem Abstande auf einander folgen oder nicht. Im ersten Falle entsteht in unserm Auge das Gefühl von einer reinen, im andern Falle das Gefühl von einer unreinen oder vermischten Farbe.

Nach unsrer Theorie sind wir uns einer angenehmen Empfindung bewußt, so bald unsre Nerven in eine gleichförmige oder regelmäßige Schwingung gerathen. Da nun dieß beym Anblicke einer reinen Farbe jedesmal geschehen muß, so folgt daraus, daß die Empfindung reiner Farben die Grundlage aller schönen Empfindungen beym Auge ausmache; eben so, wie die Empfindung reiner Töne alle schöne Empfindungen des Ohrs begründet. Reine Farben sind also das Buchstabenalphabet, aus denen unser Auge alle Gefühle des Schönen zusammensetzt. Wir können uns sinnlich davon überzeugen, daß eine jede Farbe, die wir erblicken, um so angenehmer auf unser Auge würkt, je reiner sie ist. Sie ist aber rein, wenn das Auge keine

Verschie-

wie die Bestandtheile des Aethers seyn müßen, weil es sonst unmöglich wäre, daß die Bewegung des Aethers sich auf unsre Sehnerven fortpflanzen könnte. Wer sollte hier nicht den unbegreiflich kunstvollen Bau der menschlichen Organisation bewundern?

Verschiedenheit in der Bewegung des Aethers empfindet. Diese Behauptung stimmt genau mit der Betrachtung der natürlichen Beschaffenheit der Oberflächen aller Körper, die uns Farben zurückwerfen, überein. Denn grade die Körper, deren Oberflächen aus lauter gleichartigen Theilen bestehn, die sich unter einander in einer gleichförmigen Lage befinden, sind es, die uns reine Farben zurückwerfen. Verschiedenheit der Farbe macht noch keine Unreinigkeit aus. Es können vielerley Farben neben einander stehen, und unser Auge kann dadurch nicht weniger angenehm berührt werden, so bald diese Farben an sich nur reine Farben sind, und jede einzelne darunter etweder einem besondern Körper oder einzelnen Theilen desselben zukommt, die wir eben an dieser Verschiedenheit der Farben erkennen. Unser Vergnügen wächst bey dieser Abwechslung von Farben, wenn die Farben selbst unter einander in einer gewißen Uebereinstimmung stehen. Lichtvibrationen sind zu fein, als daß sich ihr Abstand von einander mit irgend einem Maaßstabe ausmessen ließe: aber die Empfindung sagt es uns, daß gewiße Farben mehr oder weniger mit einander übereinstimmen; und jeder Mahler weiß, daß seine Farben auf der Leinwand eine viel größre Würkung thun, wenn sie unter einander in einer harmonischen Verbindung stehen. Ohnstreitig beruht diese angenehme Uebereinstimmung der Farben auf denselben Zahlenverhältnißen, auf denen die Uebereinstimmung der Töne beruht. Was wir also ehedem von der Harmonie

monie der Töne gesagt haben, das können wir ohne Bedenken auf die Harmonie der Farben anwenden, und uns dadurch begreiflich machen, woher es komme, daß gewiße Farben, welche einzeln genommen dem Auge sehr angenehm erscheinen, bey ihrer Zusammenstellung einen sehr widrigen Contrast machen; so wie im Gegentheil die nehmlichen Farben in Verbindung mit andern eine sehr gefällige Würkung hervorbringen können. Diese Wahrnehmung hat die Veranlassung zu einem sehr sonderbaren Einfalle gegeben, Farben nehmlich wie die Töne zu behandeln, und ihre harmonischen Accorde den Menschen durch Tastengriffe fühlbar zu machen: als wenn es möglich wäre, den ganzen Raum, aus welchem Lichtstrahlen auf unser offnes Auge fallen können, durch Tasten zu beherrschen, und die Farben eben so wie die Töne allmählig anwachsen und wieder verschwinden, in einander zu ziehen und verschmelzen zu lassen: als wenn es überhaupt nur möglich wäre, einzelne Farbenflecke, die wir in der Natur nie ohne bestimmte Bedeutung sehen können, mit einander in eine erträgliche Verbindung zu bringen. Nichts war daher natürlicher, als daß der Gedanke mit einem Farbenklaviere verunglücken mußte.

Jede Farbe, die wir in der Natur erblicken, erweckt in uns die Vorstellung von einem würklichen Gegenstande in der Körperwelt. Durch die Mannigfaltigkeit der Farben werden uns die mannigfaltigen Dinge sichtbar, die uns umgeben. Wir würden durch unser Auge keine Sache von der andern

dern unterscheiden, wenn wir sie nicht durch die verschiedne Einwürkung der Lichtstrahlen von andern unterscheiden lernten. Die Verschiedenheit der Farben und ihrer mannigfaltigen Schattirungen zeigt uns theils die Verschiedenheit der Körper selbst, theils die verschiedne Lage und Richtung ihrer Theile an. Auf die Art lernen wir, einem jeden Körper seine abgesonderte Stelle von andern anzuweisen, und uns beym Anblicke der Farben sogleich die Gegenwart der Körper selbst zu denken, die mit den Farben bekleidet zu seyn pflegen. Sind wir nun einmal gewohnt, uns beym Anblicke einer jeden Farbe einen bestimmten Körper zu denken, so macht uns der Anblick verschiedner Farben schon aus dem Grunde Vergnügen, weil er uns das Daseyn einer Menge von Körpern bezeugt, deren bloße Vorstellung, wegen ihrer anderweitigen Verbindung mit uns, schon viel Interesse haben kann, wenn wir auch jetzt nicht an die äußere Schönheit denken, die von dem anmuthigen Farbenspiele ihrer Oberfläche abhängt.

Die Farben, die wir erblicken, gewinnen daher nicht wenig in unsern Augen durch die Bedeutung die wir ihnen geben. Wenn jeder Körper seine eigenthümliche, unwandelbare und von allen andern Dingen verschiedne Farbe hätte, und wenn unser Auge im Stande wäre, ohne Hülfe andrer Merkmahle, diese Farbe sogleich von jeder andern zu unterscheiden: so bedürfte es nur des Anblicks dieser Farbe, um daran sogleich den Körper zu erkennen, dem sie zukäme. Allein so verhält sichs

nicht

nicht in der Würklichkeit. Die Natur hat weit mehr durch Abwechslung für unser Vergnügen gesorgt, indem sie den leuchtenden Körpern erlaubt hat, alle übrigen beleuchteten Körper bald mit dieser, bald mit jener Farbe zu bekleiden: wiewohl es Körper in Menge giebt, deren oberflächliche Theile unter jeder Beleuchtung immer kenntlich bleiben. Das Auge nimmt daher seine Zuflucht zu der Form oder Figur, unter welcher ihm die Körper sichtbar werden.

Jeder Körper nehmlich wirft, wenn er beleuchtet erscheint, eine Menge von Lichtstrahlen auf unser Auge, die in ihrer Nebeneinanderstellung die Idee von einer gewißen Ausdehnung in unsrer Seele erzeugen. Da, wo die Farbe des einen Körpers aufhört, und die Farbe des andern anfängt, zieht sich das Auge eine Grenzlinie, die es sehr bald, auch bey dem Wechsel der Farben, an den Körpern immer wieder als dieselbe erkennt. Diese Grenzlinie ist es eigentlich, welche der Seele das Geschäft erleichtert, beym Anblick einer Farbe, sich die Anwesenheit eines bestimmten Körpers zu denken, weil die Erfahrung lehrt, daß diese Grenzlinie immer auf dieselbe Art gezogen werde, so oft ich dieselbe Sache wieder erblicke. Auf die nehmliche Art zieht sich das Auge gewiße Grenzen, in die es die einzelnen Theile der Körper, wie sie hinter und neben einander durch ihre Farben abgesondert liegen, einschließen lernt: und auch dadurch erleichtert sich die Seele das Geschäft, beym Anblick der Farben sich sogleich die Körper oder

ihre

ihre Theile zu denken, denen die Farben gewöhnlich zukommen.

Form und Umriß sind also das Mittel, den Farben Bedeutung zu geben. Der Umstand aber, daß Farben würkliche Körper bedeuten, oder anzeigen, oder daß sie die Vorstellung von würklichen Körpern in mir erwecken, so viel er auch zu meinem Vergnügen beyträgt, hat mit dem Wesen der schönen Empfindungen, die wir hier zergliedern, nicht das geringste zu thun. Meine Gesichtsnerven werden dadurch, daß ich, beym Anblicke gewißer Farben, mich würklicher Körper erinnere, in keine angenehmere Schwingungen versetzt: der Anblick gewinnt also an Schönheit nicht das geringste; wohl aber werden durch die Erinnerung an viele Gegenstände, die mir in der würklichen Welt zu einer andern Zeit und durch andre Arten sinnlicher Berührungen Vergnügen erweckt haben, eine Menge Fibern, (worunter auch Gesichtsfibern seyn können) in Bewegung gesetzt, welche ehedem bebten und jetzt nicht beben würden, wenn sie nicht der feine Zusammenhang des ganzen Nervengewebes in neuen Schwung brächte.

Diese unächten Schönheitsgefühle, welche im Grunde nichts anders als Erinnerungen sind, werden häufig von den Menschen mit den wahren Schönheitsgefühlen verwechselt, die der Anblick des schönen Gegenstandes unmittelbar erregen muß. Und wenn dann der eine sagt: das ist schön! weil ihm der Anblick einer Sache angenehme Empfindungen wieder aufweckt, und der andre stimmt nicht

mit

mit ein, weil er keine Empfindung haben kann, die in ihm niemals erzeugt worden ist, so schreyt man augenblicklich, daß der Geschmack ein vieldeutiges Wesen sey, welches sich in Ewigkeit nach keinen bestimmten Regeln werde beurtheilen lassen; und man will durchaus, daß es in der Sache selbst liegen soll, warum sie der eine für schön, der andre für häßlich erklärt; nicht in den tausend Nebenempfindungen, welche durch den Anblick einer Sache wieder aufgeregt werden.

Allerdings würde man Ursache haben, an einer sichern und gründlichen Theorie des Geschmacks zu verzweifeln, wenn Alison Recht hätte, der das Wesen schöner Empfindungen in der Erweckung angenehmer Gefühle, nicht in der unmittelbaren Hervorbringung derselben suche. Es können sehr schöne Gefühle seyn, welche der Anblick eines schönen Gegenstandes in uns erweckt; und wir werden es in der Folge dem Künstler nicht nur erlauben, sich solcher Mittel zu bedienen, wodurch er schöne Gefühle wieder aufwecken und ins Leben rufen kann, wir werden es ihm sogar zur Pflicht machen, bey allen seinen Werken diesen doppelten Endzweck mittelbarer Erweckung und unmittelbarer Erzeugung schöner Gefühle zu beabsichtigen: aber nie würden wir zu einer endlichen Entscheidung, was denn nun eigentlich schön oder nicht schön zu nennen sey, gelangen können, wenn wir das wesentliche Schöne nicht von der zufälligen Schönheit gehörig absondern wollten.

Mit Unrecht würde jemand aus dem bisher gesagten folgern, daß ich der Form alle Fähigkeit abspräche, zum Wesentlichen einer schönen Empfindung etwas beyzutragen. Dieselbe Form, die ich als Mittel betrachten kann, den Farben, die wir erblicken, Sinn und Bedeutung zu geben, kann ja auch wieder an und für sich als Endzweck betrachtet werden, sobald wir sie allein und abgesondert denken. Dieß lernen wir durch die Zeichenkunst. Die Zeichenkunst hat uns gelehrt, mit Hülfe gewißer Grenzbestimmungen, genau den Ort anzugeben, wo die Farbe des einen Körpers aufhört und die Farbe des andern anfängt.

Diese Grenze bildet zwar eigentlich eine mathematische Linie, bey der ich mir weder Breite noch Tiefe vorstellen darf. Allein wir sind nun schon einmal gewohnt, mathematische Linien durch Striche von bestimmter Stärke oder Breite anzudeuten, und auf diese Art Grenzen zu formiren, wodurch sich die Körper, die unserm Auge näher stehen, von den entferntern absondern.

Auch diese bloßen Linien oder Umriße, wenn wir sie nur allein betrachten, können einen mehr oder minder angenehmen Eindruck auf unser Auge machen, je nachdem unser Auge dadurch auf eine gleichförmige oder ungleichförmige Art berührt wird. Eine vollkommen grade Linie und eine vollkommen runde Zirkellinie muß aus dem Grunde von unserm Auge weit angenehmer empfunden werden, als eine höckrichte Linie oder ein unregelmäßiger Zickzack. Daher kommt es auch, daß man

in der Kalligraphie, und in den Werken der Baukunst, den gleichförmigen Linien den Vorzug vor allen andern gegeben hat. Auch die gebogene Linie, die von der graden und Zirkellinie abweicht, erscheint um so viel angenehmer, je unmerklicher sie von der einmal angenommenen Richtung abweicht, und jeder Zug, den wir mit unsrer Feder machen, erhält seine Schönheit durch die Beobachtung dieser Gesetze von Gleichförmigkeit. Figuren entstehn, so bald Linien einen Raum einschließen. Einzelne Figuren sind um so viel schöner, je regelmäßiger und gleichförmiger die Seiten sind, von denen sie eingeschlossen werden. Die regelmäßigen Figuren behaupten daher mit Recht den Vorzug vor allen unregelmäßigen Figuren. Jedes Auge kann sich davon überzeugen, wenn es auf dem Papiere einen Zirkel, ein gleichseitiges Dreyeck, ein vollkommnes Quadrat mit einer Parabel, Rhomboide oder mit einem Trapez vergleichen will. Aus dem Grunde ziehen wir bey unsern Hausgeräthen die regelmäßige Form allen andern vor. Nur alsdann verlassen wir diese Form, wenn sie sich mit andern nothwendigern Zwecken nicht vereinigen will, oder wenn sie mit den übrigen Formen contrastirt, mit denen sie zusammen ein schönes Ganze ausmachen soll; oder wenn wir durch eine unregelmäßigere Form das Andenken an eine schönre Empfindung erneuern können, als diejenige seyn würde, die der Anblick einer regelmäßigen Form in uns erzeugte. Einige Beyspiele werden dieß erläutern. Wir verlassen die regelmäßige Form, wenn uns die Nothwendig-

keit

keit dazu auffordert. Das Profil unsrer Schreibepulte verwandelt die Figur des angenehmen und beliebten Parallelograms durch eine schräge Linie in ein Trapezium, weil diese Linie für die Bequemlichkeit unsers Auges und unsrer Hand unumgänglich nöthig ist. Wir versehen unsre Gebäude, die sich in einer italienischen oder orientalischen Platform zugleich besser ausnehmen würden, mit einem zugespitzten Dache, weil wir dadurch in einem Clima, wo sie der nassen Witterung so sehr ausgesetzt sind, für ihre längere Dauer sorgen müßen. Wir verjüngen unsre Säulen und lassen unsre Obelisken spitz zulaufen, damit sie nicht so leicht aus ihrem Schwerpunkte gerückt werden mögen. Wir theilen unsre Schrift bey einer großen Bogenform in zwey Columnen, damit unser Auge desto leichter den Uebergang von einer Schriftlinie zur andern finden möge. rc.

Oder wir ziehen eine unregelmäßigere Form der regelmäßigern vor, damit sie nicht mit andern Formen contrastire, die mit ihr in einer allzugenauen Verbindung stehn. Die Figur eines Zirkels ist z. B. regelmäßiger, als die Figur eines Parallelograms, weil die einzelnen Theile eines Zirkels sich unter einander mehr gleichen, als die einzelnen Theile einer eckichten und winklichten Figur; gleichwohl wird der geschmackvolle Baukünstler an seinem Gebäude keine Ochsenaugen dulden, weil diese krummen Linien mit den nothwendigen graden Linien des Gebäudes einen allzulebhaften Abstich machen. Eben so wird der geschickte Gar-

tenkünstler, da, wo er die Anlage eines regelmäßigen Gartens auf einem nicht völlig regelmäßigen Grunde zu besorgen hat, die Fehler des Gartens durch mancherley Linien, welche das Auge beym ersten Anblick mit Regelmäßigkeit täuschen, zu bedecken suchen.

Noch öftrer aber bedient man sich unregelmäßiger Formen, anstatt der regelmäßigen, wenn man durch sie irgend eine schöne Empfindung erwecken kann, die an Stärke und Lebhaftigkeit noch bey weitem die Empfindung übertrift, die uns durch das unmittelbare Anschauen einer regelmäßigen Schönheit zu Theil worden wäre. Eine Statue, die man zwischen die Säulen eines Gebäudes hinstellt, eine Trophee, womit man die Wände oder den Eingang eines Pallastes verziert, eine Inschrift u. s. w. würde das Auge nicht wenig beleidigen, wenn sie uns nicht durch den Inbegriff unzähliger schönen Empfindungen, die dadurch in unsrer Seele wieder aufgeregt werden, hinlänglich entschädigte. Derselbe Fall findet bey allen Verzierungen Statt, die an sich mit der Sache nichts gemein haben, welcher man dadurch ein höheres Interesse geben will. Wenn ein Chronos sich über den Zeiger einer Uhr hinlehnt, wenn, in einer Gartenfontaine, Tritonen Wasser aus ihren Schalen gießen; so weiß jeder, daß der Chronos zur richtigen Anzeige der Stunden, so wie der Triton zum Ausströmen des Wassers sehr entbehrlich ist: aber diese in lauter unregelmäßige Linien eingeschlossene Figuren sind gleichwohl im Stande, Gefühle aufzuwecken,

zwecken, die wir mit den Gefühlen aller regelmäßigen Verzierungen nicht vertauschen mögen.

Ich habe mich bemüht, einige von den Ursachen anzugeben, warum wir das Unregelmäßige dem Regelmäßigen bisweilen vorziehen, in keiner andern Absicht, als um die Freunde des Geschmacks an die so oft vergeßne Wahrheit zu erinnern, daß dem Regelmäßigen überall der Vorzug vor dem Regellosen gebühre, so bald nicht Umstände eintreten, welche machen, daß durch das Regellose größre Würkungen erreicht werden können. In diesem letztern Falle aber ist es nicht das Unregelmäßige, welches dem Auge wohl gefällt, es sind nicht die ungleichförmigen Nervenschwingungen des Auges, woran wir uns vergnügen, sondern die dadurch aufgeregten gleichförmigen Vibrationen andrer Nerven, welche ehedem durch andre verwandte Gegenstände in Bewegung gesetzt worden sind.

Das Gesetz der Gleichförmigkeit wird also auch auf die Zeichnung angewendet werden müßen, wenn jemals der Geschmack nach allgemeinen Grundsätzen urtheilen soll. Vergleichen wir einzelne Linien unter einander, so finden wir, daß überall die grade Linie den Vorzug vor jeder andern behaupte, weil in derselben durchaus nichts ungleichförmiges zu finden ist. Unter den ungraden Linien steht die krumme Linie aus keinem andern Grunde der höckrigten vor, als weil in ihr mehr Gleichförmigkeit angetroffen wird. Unter den krummen Linien behauptet der Zirkelbogen den Rang vor allen übrigen, sowohl der reine Zirkel,

als die Parallelschnecke und die Spirallinie und Schlangenlinie. Und da einmal in der Zeichnung eine jede Linie ihre bestimmte Stärke haben muß, weil sich keine mathematischen Linien zeichnen lassen, so verdient wieder eine jede einzelne Linie den Vorzug vor allen andern, welche in ihrer ganzen Länge überall gleich stark oder schwach erscheint, d. h. eine Linie von paralleler Breite. Nächst dieser vertragen wir am liebsten die Linien, welche sich regelmäßig verstärken oder verschwächen.

Am unerträglichsten aber erscheint uns die Linie, welche bald stark, bald wieder schwach gezogen ist, bald viel bald wenig Breite hat, wie es der Zufall mit sich brachte. Von diesem allen läßt sich die nächste Anwendung auf die Beurtheilung der Schönheit unsrer Schriftzüge machen. Denn diesen, war es erlaubt, eine willkührliche Form zu geben, und kein ander Gesetz dabey zu beobachten, als daß sich ein Zug vom andern gehörig unterscheide: da hingegen bey der Zeichnung, die uns würkliche Gegenstände vorstellen soll, unsre Hand gezwungen ist, allen Figuren die Umriße zu geben, unter welchen sie sich in der Natur als würkliche Körper unserm Auge darstellen.

Unter den Figuren, wenn wir dieß Wort in seiner mathematischen Bedeutung nehmen, worin es einen durch Linien begrenzten Raum anzeigt; unter diesen Figuren behauptet der Zirkel den Vorzug vor allen übrigen, weil es die einzige mögliche Figur ist, in welcher außer der nothwendigen Krümmung nicht das geringste ungleichförmige vorkommt.

kommt. Ihr zur Seiten steht das Oval. Dann folgen die regelmäßigen Polygone, worunter das Quadrat sich merklich vor den andern auszeichnet, weil es wegen seiner parallelen Seiten das Gefühl von Gleichförmigkeit so stark unterhält: an seiner Seite steht das Oblongum. Nächst dem Quadrate wird das Achteck und Sechseck wegen des merklichen Gefühls der gegenüberstehenden parallelen Seiten den Vorzug vor andern Vielecken verdienen. Diese Betrachtungen lassen sich nach Willkühr fortsetzen. Auf die regulären Figuren folgen die symmetrischen d. h. alle die Figuren, welche so beschaffen sind, daß wenn man sie in Gedanken durch eine grade Linie mitten von einander theilt, die eine Hälfte die andre vollkommen decken würde. Unter den regulären Figuren giebt es keine, die nicht auch zugleich symmetrisch wäre; aber außer den regulären giebt es noch eine unendlich unbestimmte Menge von symmetrischen Figuren, die vor andern den Vorzug haben, daß darin jedesmal zwey Seiten mit einander vollkommen übereinstimmen. Die Natur hat diese Symmetrie in dem Baue der Pflanzen und Thiere beobachtet, und uns dadurch ein Beyspiel zur Nachahmung gegeben, bey allen Dingen, wo mehrere Theile ihrer wesentlichen Bestimmung nach mit einander übereinstimmen sollen.

Ueberhaupt ist es die Natur, die überall die strengste Regelmäßigkeit beobachtet, und nicht eher von diesen Gesetzen abweicht, bis es die Nothwendigkeit erfordert: es müßte denn seyn, daß irgend

ein Zufall sie in ihren Verrichtungen stöhrte. Von der einfachsten Krystallisation ihrer Elementartheile, bis zur künstlichsten Organisation der Pflanzen und Thiere, finden wir Spuren von Regelmäßigkeit, die uns zur Bewunderung reizen. Wir sehen aber auch, daß die Natur von dieser Regelmäßigkeit nothwendig abweichen mußte, wenn alle ihre mannigfaltigen Produkte diejenige Bildung erhalten sollten, die zu ihrer wesentlichen Bestimmung unumgänglich erfodert wurde. Dadurch sorgte sie zugleich für unser Vergnügen; denn auch die schönsten Formen würden aufhören schön zu seyn, wenn wir sie ohne Abwechselung betrachten müßten.

Sind denn aber auch die regelmäßigen Formen zugleich die schönsten? Auf diesen Einwurf müßen wir nothwendig stoßen, wenn wir bedenken, daß die Mahlerey, welche doch die Darstellung des Schönen unmittelbar beabsichtiget, alles Regelmäßige so viel wie möglich zu vermeiden sucht. Um diesen Einwurf zu widerlegen, dürften wir uns kühn darauf berufen, daß es keinen Menschen jemals geben wird, der eine unregelmäßige Gestalt der regelmäßigen darum vorziehen sollte, weil ihm diese mißfälliger als jene wäre. Im Gegentheile sind wir gewohnt, alle Abweichungen von den Gesetzen der Gleichförmigkeit, besonders da, wo keine höhern Absichten die Verletzung der Regel erheischten, mit dem Nahmen mißgestalteter oder ungestalteter Dinge zu belegen; eine Benennung, wodurch wir ohnstreitig unsern Beyfall nicht haben ausdrücken wollen. Es muß also doch einen an-

dern

dern Grund gehen, warum der Mahler grade dasjenige schön zu nennen gewohnt ist, was wir im gemeinen Leben häßlich finden würden.

Der Mahler hat es mit Abbildungen würklicher Gegenstände aus der Natur zu thun. Schon aus dem Grunde ist es ihm unmöglich, lauter regelmäßige Figuren vorzustellen, weil es der Natur selbst unmöglich war, lauter reguläre Körper zu bilden, wenn sie dabey unerschöpflich an Gestalten und unermeßlich in Hervorbringung so vieler Wesen seyn wollte, von denen sie eine jede Gattung mit besondern Werkzeugen zur Erreichung ihrer Hauptabsicht versehen mußte. Jeder Baum, jede Pflanze, jedes Insekt, das wir erblicken, kann nicht regelmäßiger seyn, als es die Natur geschaffen hat, oder es müßte aufhören das Wesen zu seyn, was es in der Reihe der Dinge seyn soll. Die Dinge bleiben aber nicht immer so regelmäßig, als sie bey ihrer ersten Bildung waren, oder sie werden auch nicht immer so regelmäßig, als sie, ohne die stöhrende Einwürkung so vieler benachbarten Dinge, würden geworden seyn. Gefräßige Insekten zerstöhren den symmetrischen Bau der Blätter an den Pflanzen. Würmer zernagen die Knospen der Bäume, aus denen nach Verlauf einiger Jahre große Aeste hervorgetreten wären. Wucherpflanzen entziehn den Zweigen, worauf sie der Zufall geworfen hat, ihre Nahrungstheile, oder es drängen sich andre Bäume an ihnen heran und hindern das Wachsthum ihrer Nachbarn. Daher entstehn die seltsamen Figuren der Bäume und

Gewächse, die der Künstler nachahmen muß, wenn er der Natur getreu bleiben will.

Eben so verhält sichs mit andern Gegenständen. Unter allen Körpern, die wir sehen, giebt es keinen einzigen, den wir nicht an gewißen Merkmahlen von allen andern unterscheiden könnten. Diese Unterscheidungen waren nothwendig, wenn in der Natur keine Verwirrung entstehen sollte. Durch sie aber mußte zugleich die Regel verletzt werden, nach welcher jede einzelne Gattung von Wesen gebildet werden sollte.

Der Mahler würde sich also an der Wahrheit versündigen, wenn er alle seine Gestalten nach einem Originalmuster gleichförmig bilden wollte.

Ferner, alle regelmäßigen Körper, die einzige Kugel ausgenommen, müßen nothwendig unregelmäßig werden, wenn man sie aus verschiednen Standpunkten von verschiednen Seiten betrachtet. Wenn nun der Mahler natürliche Dinge vorstellen will, so kann er unmöglich alle Körper, und wenn sie noch so regelmäßig wären, grade von der Seite vorstellen, von welcher sie regelmäßig ins Auge fallen (wiewohl auch diese Regelmäßigkeit schon durch die Perspektive verletzt werden würde) weil sie in der Würklichkeit nicht alle so gefunden werden. Man sieht also wie der Mahler nach und nach sich gewöhnen muß, das unregelmäßige als unzertrennlich von seiner Kunst zu denken.

Der Mahler würde aber auch etwas von dem Ruhme seiner Geschicklichkeit verlieren, wenn er uns immer nur regelmäßige Dinge darstellte.

Seine

Seine Gemählde würden den Reiz der Neuheit und die Vorzüge des Auffallenden entbehren, welche wir am ersten da bemerken, wo die Natur sich selbst oder die Kunst der Natur in den Weg getreten ist.

Hierzu kommt noch, daß der Mahler das, was seinem Gemählde an Regelmäßigkeit abgeht, durch ganz andre Dinge ersetzen kann. Er giebt dem Verstande etwas zu denken und dem Herzen etwas zu fühlen, indem er unsre Sinne rührt.

Der Mahler hat es ja aber auch nicht mit Formen allein zu thun. Er braucht sie nur, um den Farben Bedeutung zu geben. Eine Farbe, die willkührlich auf die Leinwand oder aufs Papier geworfen ist, ohne absichtliche Umriße und Grenzen, kann an sich sehr schön seyn, oder auch mit andern eben so hingeworfnen Farben sehr schön zusammenstimmen, aber wir denken uns nichts dabey.

Und doch möchten wir uns gern bey jedem Farbenflecke etwas denken. Unsre Phantasie hält sogleich den Begriff von der Sache dagegen, die mit dem Anblicke dieses Farbenstreifens die meiste Aehnlichkeit hat, weil wir in der Natur einmal gewohnt sind, überall Körper zu finden, da wo wir Farben erblicken. Der Mahler nutzt diese vortheilhafte Angewöhnung der Seele zu neuen Zwecken.

Man denke sich irgend einen großen Tintenfleck auf einem weißen Papiere. So lange ich mir nichts weiter als einen regellosen Fleck darunter vorstelle, so lange kann mir auch dieser Anblick kein Vergnügen machen. Gesetzt aber, daß ich

bey

bey einem längern Verweilen auf diesem Flecke gewahr würde, daß er zufälliger Weise dem Schattenbilde gleiche, welches ich von einem meiner liebsten Freunde habe: oder so gestaltet sey, daß ich mit einer geringen Veränderung das Schattenbild meines Freundes daraus machen könnte: wird nicht von dem Augenblicke an dieser Tintenfleck einen Werth bey mir erhalten, den er vorher nicht haben konnte. Dieser größre Werth besteht in keiner wesentlichen Schönheit: denn der Tintenfleck ist an sich noch eben so häßlich, wie er zuvor gewesen ist. Er hat aber nun eine gewiße Bedeutung angenommen, von der ich sehr angenehm gerührt werden muß. Die Nervenschwingungen, die mir durch seinen Umriß erweckt werden, wecken in mir zugleich eine Menge gleichzeitig empfangner höchst angenehmer Nervenschwingungen, über denen ich den Uebelstand vergessen habe, den der schwarze Fleck auf dem weißen Papiere macht. Jedes Gemählde ist ein Gemisch von Farbenflecken, die unserm Auge unerträglich vorkommen würden, wenn nicht durch jeden einzelnen Fleck ein bestimmter Gegenstand aus der Natur bezeichnet würde, bey dessen jedesmaligen Anblicke wir uns vieler angenehmen Empfindungen bewußt werden.

Je lebhafter diese angenehmen Empfindungen sind, je größer ihre Anzahl ist, und je gewißer sie bey einem jeden Menschen durch den Anblick der Farben erregt werden; desto größer ist auch der Werth, den das Gemählde durch diese relativen Schön-

Schönheiten erhält. Hieraus lassen sich die bekannten Grundsätze herleiten, die der Mahler bey seiner Arbeit zu befolgen hat. Er soll der Natur getreu bleiben, er soll die Gegenstände so viel als möglich darstellen, wie sie würklich sind. Die nehmlichen Gestalten, die nehmlichen Farben, die nehmlichen Verhältniße muß uns der Mahler vor das Auge stellen, die wir in der Natur an den Gegenständen, die er auf sein Gemählde bringt, zu erblicken gewohnt sind. Außerdem würde es ihm ja nicht möglich seyn, in unsrer Seele die nehmlichen Empfindungen zu erregen, deren wir uns beym würklichen Anblicke der gemahlten Gegenstände bewußt zu seyn pflegen. Er soll ferner eine Auswahl unter den Empfindungen machen, die er durch seine farbigten Gestalten erwecken will. Gegenstände, die mit schönern Empfindungen in einer nothwendigen Verbindung stehen, verdienen immer den Vorzug vor andern, die minder schöne Empfindungen in uns erwecken. Der Anblick eines todten Haasen kann unmöglich so allgemein gefallen, wie der Anblick eines lebendigen Menschen von edler Form.

Eben so verdienen auch die Gegenstände, für die sich ein jeder lebhafter interessiren muß, als für andre, den Vorzug vor diesen. Eine Scene aus der würklichen Geschichte hat bey weiten mehr anzügliches für uns, als die Vorstellung von einer erdichteten Begebenheit. Alle diese Grundsätze aber haben nur auf die relative Schönheit Bezug. Das wesentliche Schöne besteht immer nur in der

Schön-

Schönheit der Farben und Gestalten, mit denen sich der Mahler vor allen Dingen bekannt zu machen hat, bevor er noch an die zufälligen Schönheiten gedenkt.

Es bleibt uns aber hier noch ein auffallender Einwurf zu beantworten übrig, den wir auf keine Weise mit Stillschweigen übergehen dürfen. Wenn das Spiel der Farben zu den wesentlichen Schönheiten, die unser Auge empfinden kann, gerechnet werden soll, welchen Verstoß gegen die Regeln der Schönheit begehn da nicht die Baukünstler, daß sie ihre Häuser nicht mit bunten Farben übermahlen, und die Bildhauer, daß sie ihren Figuren nicht blaue Augen, rothe Lippen und schwarze Haare geben? Dieser Einwurf wird schon durch die gegenseitige Frage entkräftet: wozu soll ihnen das helfen? Soll der Baumeister sein Haus mit Farben überstreichen, damit der Schlagregen die Farben untereinander mische, die Sonne sie ausbleiche; oder wenn sie der Witterung trotzen wollten, die Länge der Zeit einzelne Theile von dem Gemählde losrisse, und so das schöne Ganze verunstalte. Farben, womit wir etwas schönes darstellen wollen, pflegen wir nicht dem Wetter Preis zu geben. Viel lieber pflegen wir das Innre der Gebäude durch Farben zu verschönern, und der Baukünstler, der durch äußere Farbenverzierungen seine Kunst beeinträchtigen würde, von der er wohl weiß, daß sie auch ohne diesen Zusatz von Schönheit durch die Schöpfung edler Formen und der angenehmen Verhältniße ihrer Theile dem Ver-

ständi-

ständigen gefallen wird, schämt sich nicht, die innern Theile des Gebäudes durch mannigfaltige Anordnungen schön decorirter Wände zu erheben und ihnen neue Reize zu geben, zum sichtbaren Beweise, daß es nicht die Farben sind, die er in seinen Werken zu vermeiden sucht, sondern nur das unzweckmäßige Anbringen der Farben an solchen Orten, die dieser Zierrathen nicht bedürfen.

Das nehmliche wird auch vom Bildhauer gelten, nur mit dem wichtigen Zusätze, daß das Anstreichen seiner Figuren, (wenn es auch keine Sache wäre, die ein besonderes Studium erforderte, worauf der Bildhauer, wenn er in seiner Kunst groß werden will, unmöglich seine Zeit verwenden kann,) von einer noch unangenehmern Würkung seyn müßte, so bald dem Beschauer seiner Kunstwerke die Gewaltthätigkeit sichtbar würde, mit der die Materie des Kunstwerks gezwungen worden ist andre Farben anzunehmen, als ihr die Natur gegeben hat. Sey die Figur, die der Künstler darstellt, von Erde, Stein, Holz oder Metall: jeder von den Zuschauern weiß, daß sie aus irgend einer von diesen Materien geformt seyn muß. Warum soll die Farbe ihn in Ungewißheit lassen, welchen Stoff dießmal der Künstler bearbeitet habe; da doch gewiß einmal in der Zukunft die Farbe weichen und den Stoff fleckweise entblößen wird; worüber sich weder der Künstler noch der Zuschauer freuen kann, dem an der Erhaltung eines schönen Gegenstandes etwas gelegen ist. Hingegen da, wo alle diese Unfälle nicht zu besorgen sind, pflegt

die

die Kunst die Farben auch an Figuren nicht zu vermeiden, wovon uns die Schaubühne den deutlichsten Beweiß ablegt.

Wir müßen aber bey dieser Gelegenheit auch wieder in Erinnerung bringen, daß wenn einfache Linien und Figuren, auf einer Fläche vorgestellt, schon wesentliche Schönheiten enthalten können, obwohl diese schönen Linien und Figuren immer dieselben bleiben, wie viel mehr Abwechslung von Schönheiten muß ein schöngeformter Körper darstellen, den ich von unzähligen Seiten betrachten kann. In dieser Abwechslung findet der Kenner des Schönen reichliche Entschädigung für den Verlust der Farben: und hierin liegt zugleich der Grund, warum der Bildhauer alles Regelmäßige in seinen Formen auf das sorgfältigste vermeidet, (die symmetrischen Regelmäßigkeiten abgerechnet, die die Natur in den Bau der unbeweglichen Theile des Gesichts u. s. w. gelegt hat) weil das Regelmäßige der Mannigfaltigkeit schaden würde, von der sich die bildende Kunst so viele Reize borgt.

Horstig.

II.

Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer von J. C. T. Manso. Leipzig, bey Dyck. 1794. 8. 519. S.

Die Gegenstände, welche in dieser schätzbaren und gewiß jedem Freunde der alten Litteratur wichtigen Sammlung mythologischer Abhandlungen bearbeitet worden, sind folgende: I. Ueber die Venus. II. Ueber den Amor. III. Ueber die Horen. IV. Ueber die Grazien. V. Ueber den Genius der Alten. VI. Ueber die Parzen. Die dritte und vierte Abhandlung sind zum erstenmal zu Jena 1787, ohne den Nahmen ihres Verfassers, erschienen und schon damals günstig von dem Publicum aufgenommen worden. Die fünfte und sechste standen zuerst in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, diese im sechs und dreyßigsten, jene im vier und vierzigsten Bande. Die erste und zweyte, welche gegen drey Viertheile des ganzen Werkes einnehmen, erscheinen hier zum erstenmal. Sie sind es demnach, von denen wir unsern Lesern vorzüglich Rechenschaft zu geben haben.

Ueberhaupt sollten diese Abhandlungen, der Absicht ihres Verfassers zufolge, ein Versuch seyn, die Grundsätze unsrer gelehrten Alterthumsforscher

auf einige einzelne Fälle anzuwenden, und dem Publicum dadurch einige Proben zu geben, wie mythologische Gegenstände auf eine gelehrte und zugleich gefällige Weise bearbeitet werden könnten. Da wir hier nichts weiter zu thun im Stande sind, als einen Abriß des Inhalts zu geben, so müßen wir es unsern Lesern überlassen, sich mit der Art der Einkleidung und den Mitteln, deren sich der Verfasser bedient hat, sie auch für die Unterhaltung und das Vergnügen einzurichten, aus dem Werke selbst bekannt zu machen.

Bey der Abhandlung über die Venus hat Herr M. die Schrift von Larcher benutzt, welche im J. 1775 von der königl. Academie des Inscriptions den Preiß erhielt. Aber nur als Magazin konnte sie ihm dienen, in welchem mancher brauchbare Stoff, die Frucht einer großen und ausgebreiteten Belesenheit, gesammlet lag. Die Verarbeitung desselben und seine Vertheilung nach richtigern Grundsätzen ist Hrn. Manso ganz eigenthümlich.

Den Anfang macht er mit einer Geschichte der Idee dieser Göttinn, deren Dienst in der alten Welt so allgemein verbreitet war. Er sucht ihre Wiege in dem Orient auf, von wo aus, einer alten Sage zufolge, Cadmus und Harmonia den Begriff der Venus nach Griechenland gebracht hatten, und da mehrere Zeugniße des Alterthums auf Syrien, als das Vaterland dieser Göttinn, hindeuten, so glaubte er keinen Schriftsteller hierinne sichrer zu Rathe ziehen zu können, als den Lucian, einen gebornen

bornen Syrer, bey welchem der Dienst vier weiblicher Gottheiten symbolischer Art umständlich beschrieben wird. In allen diesen abentheuerlichen Göttinnen, welche Lucian bald mit dieser bald mit jener griechischen Gottheit vergleicht, findet Hr. M. den Grundbegriff der alles belebenden und verjüngenden Natur, den sich der Orientale zuerst als eine Person dachte und an das Bild eines reizenden Frauenzimmers anknüpfte. Dieser Begriff lag der Venus zum Grunde; aber man würde sich irren, wenn man glauben wollte, daß bey so mannichfaltigen und so weit auseinander liegenden Nationen eine und dieselbe Venus verehrt worden sey. Die Hauptidee von einer in der Natur lebenden und wirkenden Kraft war herrschend und allgemein: der Gottheiten hingegen, welche diese Kraft symbolisch bezeichneten, waren vielleicht so viele als vielfacher Bestimmung diese Idee selbst fähig war.

Mit der Erweiterung der Philosophie, oder vielmehr als man zuerst anfing, über die Ursache der Erscheinungen nachzudenken, benutzte man die Vorstellung einer Venus, als personifizirten Zeugungskraft der Natur, und bezeichnete durch dieselbe die Natur selbst oder doch die Erde, als die ergiebige Mutter der Wesen. Nach der Meinung des Orients nehmlich war bald die eine, bald die andere aus dem Wasser hervorgestiegen. Auf diesen Begriff aber leitet das, was Lucian von der großen Göttinn zu Hierapolis und Diodor von der Derceto zu Ascalon anführt.

In einigen Gegenden des Morgenlandes nahm man von dem Einfluße, der dem Monde an dem Gedeihen der Pflanzen beygelegt wurde, und vielleicht auch von der Verbindung, in der man sich die Venus, als Erde, mit dem Adon, als dem Symbole der Sonne, dachte, Gelegenheit, die Venus als Mond anzubeten und seine Symbole auf sie überzutragen. Die Isis der Aegypter ist einerley Gottheit mit der Astarte der Phönizier; Astarte aber ist bald die Venus, bald der Mond.

Nach diesen Untersuchungen über den Begriff einer Venus im Orient, wendet sich der Verfasser nach Griechenland. Wer die Göttinn hierher gebracht habe, läßt sich mit Gewißheit nicht bestimmen. Aber aus mehrern Gründen findet er sich geneigt, denen zu widersprechen, welche den Cadmus für den Urheber des Venusdienstes gehalten haben. Hier scheint uns ein Grund nicht bündig genug. In Theben zeigte man alte Schnitzbilder, (ξόανα) welche die Venus vorstellen sollten und so alt waren, daß man sie für Geschenke der Harmonia ausgab. In Athen aber fand sich ein Bild derselben, wie eine Herme gestaltet, mit der Inschrift: Venus Urania ist die älteste der Parzen. Nun meynt der Verf. daß die Herme offenbar auf ein höheres Alterthum hinweise als die Schnitzbilder in Theben, und daß folglich Theben nicht die Wiege des Venusdienstes in Griechenland sey. Hier wenden wir zuerst ein, daß da Pausanias von der Gestalt dieser Schnitzbilder nichts weiter sagt, sie mit der athenienſischen Herme nicht füg-

lich

lich verglichen und hierauf kein Schluß gebaut werden könne. Zweytens, wenn das Alterthum der Inschrift auf der athenienſischen Herme nicht in Zweifel gezogen werden kann, wozu kein Grund vorhanden ist, so muß sie jünger seyn, als Cadmus, da von diesem die Kunst zu schreiben in Griechenland eingeführt worden ist. — Nach den hier zusammengestellten historischen Zeugnißen ist es wahrscheinlich, daß Venus auf verschiednen Wegen und zu ganz verschiedenen Zeiten, von Syrien aus über Cypern, zu den Griechen kam, und frühzeitig schon in- und außerhalb der Halbinsel verehrt wurde.

Diese Zeugniße unterstützt der Verf. mit einigen, auf die Geschichte gegründeten Vermuthungen. Die ältesten Stämme, welche zuerst Griechenland bewohnt zu haben scheinen, waren frühzeitig tief in Asien eingedrungen und hatten sich bis nach Syrien hin verbreitet; ferner, die Phönizier hatten schon mehrere Jahrhunderte vor der Zerstörung von Troja Handel getrieben und Colonien in Klein-Asien angepflanzt. So konnte also der Dienst der phönizischen Göttinn leicht nach Asien und zu den Völkern gelangen, welche sich in der Folge in Griechenland niederließen.

Welchen Begriff verbanden nun die Griechen mit ihrer Venus und in welcher Gestalt erscheint sie hier? Die älteste und lauterste Quelle, welche sich hier dem Alterthumsforscher darbietet, ist, obgleich selbst abgeleitet und verhältnißmäßig nur neu, die Theogonie des Hesiodus. Aus ihr gehe die

die ursprüngliche Vorstellungsart des Morgenlandes weit deutlicher hervor, als aus den Gesängen Homers, in denen Venus so ganz Maschine und Dichtergeschöpf ist. In derjenigen Stelle, wo Hesiodus ihren Ursprung beschreibt (154 — 206.) unterscheidet Hr. M. ein zwiefaches Gepräge, das Gepräge einer alten cosmogonischen Dichtung und den Zusatz des neuern Sängers. Er nimmt als wahrscheinlich an, daß jenes eine Allegorie über Welt und Welturſprung sey, dergleichen Hesiodus mehrere gesammelt hat. Die Erklärung fällt folgendermaßen aus: Uranos wird in der Umarmung der Gäa von seinem Sohne Kronos entmannt, heißt nichts anders, als die Elemente besänftigen sich durch die länge der Zeit und die unruhigen Kämpfe und Wirkungen der Natur gehn zu Ende. Aber die Zeugungskraft der Natur selbst hört mit der Entfaltung und Verbindung derselben zu einem Ganzen nicht auf, sondern beweißt sich immerfort thätig. Daher entsteht Aphrodite aus den Zeugungstheilen des Uranus, oder aus der Natur selbst, bildet sich im Meere, insoferne sich die Idee des Orients mit dem Nahmen Aphroditens vermischt, und landet an dem Ufer der Inseln Cythere und Cypern; als von wannen sie nach Griechenland, wenigstens den allgemeinsten Ueberlieferungen zufolge, gekommen war.

In dieser Erklärung scheint uns doch einiges willkührlich angenommen zu seyn. Zu der Annahme, daß durch die Entmannung des Uranus in einer Umarmung der Gäa die Beendigung der unruhi-

unruhigen Kämpfe der Natur angedeutet werde, fehlt der Beweiß. Man mochte sich wohl den Himmel in einem Umfangen der Erde begriffen denken, indem die leztere einen Theil ihrer Fruchtbarkeit der Luft, den Dünsten und dem Regen verdankt. Von einem Kampfe der Elemente finden wir hier keine zureichende Spur. Wenn aber auch dieses wäre, woher mögen wir wißen, daß nun die Natur als ein Ganzes gedacht wurde, und warum beweißt sich die Zeugungskraft derselben nun gerade zulezt in der Hervorbringung der Aphrodite, von welcher der Verf. annimmt, daß sie in dieser Fabel selbst nichts anders als bloße Naturkraft, Naturgöttinn bedeute? Wenn wir bedenken, daß die Venus am allgemeinsten und gewissesten die Schönheit und die durch die Schönheit erweckte Liebe bezeichnet, so scheint es uns doch noch eher, als habe man das Entstehen der zufälligen Ordnung und Schönheit in der Natur, gleichsam als der lezten Mitgabe an den vertheilten Stoff, in der Fabel andeuten wollen. Aus dem Chaos entwickelte sich die rohe Natur; der Stoff schied und ordnete sich nach gewißen Gesetzen der Nothwendigkeit; was zum Bedürfniß erforderlich war, stand da; aber dieser Anordnung gebricht es an Schönheit und Reiz. Nun wird Venus geboren; des Vaters lezte Kraft und ein Werk des Zufalls, wie die Schönheit überall erscheint. Daß man sie aber aus den Fluthen des Meeres hervorrief, kann einen vielfachen Grund haben. Einen physischen: die ganze Erde und eine Menge von Gottheiten

waren aus dem Meere geboren; einen histori-
schen: man fand ihren Dienst zuerst mitten auf
dem Meere, auf einigen ihr geweihten Inseln:
einen geographischen: indem man auf die Reize
der Küstenländer des ägäischen Meeres Rücksicht
nahm.

Auch in einer zweyten Stelle desselben Ge-
dichts, (933 — 937.) wo die Rede von der Liebe
des Mars und der Venus ist, findet der Verf.,
und wie uns dünkt mit vieler Wahrscheinlichkeit,
Symbole des Streites und der Vereinigung der
Elemente, indem in dieser Fabel Aphrodite und
Mars dasselbe bedeuten, was, in einer andern Fa-
bel desselben Sinns, Eris und Amor sind. Wenn
er aber hier die bekannte Geschichte von dem Netze,
in welchem Vulcan seine untreue Gemahlinn und
ihren Liebhaber fing, mit dem Netze vergleicht, in
welches sich die syrische Göttinn Derceto, nachdem
sie die Gestalt eines Fisches angenommen hat, ver-
wickelt, so fürchten wir, daß er sich durch eine all-
zuleichte Aehnlichkeit und vielleicht auch durch die
einmal vorgefaßte Meinung von der Identität der
Venus und der Derceto hat leiten lassen.

Wir wollen bey dieser Gelegenheit, und weil
der Verf. gerade hier die Untersuchungen über den
cosmogonischen Begriff der Venus beschließt, eini-
ge Worte über den Gang der Untersuchung ein-
schalten. Sollte er wohl zweckmäßig genug ge-
nommen seyn, um dem Leser eine, so weit es Un-
tersuchungen dieser Art verstatten, vollständige
Ueberzeugung abzugewinnen? Eine unbefriedi-
gende

gende Angabe des Herodot, und einige bestimmtere Zeugniße des Pausanias, weisen den Verf. nach Syrien und Phönizien, als dem Vaterlande der Venus. Er verfolgt diese Spur. Er findet bey dem Lucian mehrere Gottheiten erwähnt, die in diesen Ländern verehrt werden. Diese Gottheiten deutet er auf die Venus aus. Wir wollen annehmen, daß die Aehnlichkeiten der Bilder, der Eigenschaften und des Dienstes auffallender und zahlreicher wären, als sie wirklich sind, würde der Verf. nicht seiner Hypothese dennoch dadurch schaden, daß er den dunkelsten und verwickeltsten Theil seiner Materie zuerst vornimmt, und von einem so ungewißen und wahrscheinlich so entstellten Theile der Mythologie ausgeht, daß er sich in demselben nur durch Anhäufung mehrerer Hypothesen einiges Licht verschaffen konnte? Er scheint daher von einer vorgefaßten Meinung auszugehn, deren Spuren er in den dunkeln Traditionen des Alterthums aufsucht; und vielleicht wird aller Scharfsinn, welchen er in der Erklärung derselben zeigt, nicht hinreichend seyn, diesen Umstand bey den Gegnern der allegorischen Erklärungsart und denen, welche nicht an dieselbe gewöhnt sind, gut zu machen. Wir sollten meynen, daß wenn der Verf. von dem Gewißen und Ausgemachten zu dem Ungewißen und Dunkeln fortgeschritten wäre, seine Hypothesen und Erklärungen dadurch an Wahrscheinlichkeit sehr gewonnen haben würden, gesetzt auch daß ihm diese Methode sonst keinen andern Vortheil verschafft hätte. Wir würden daher unsers Theils

im Anfange der Untersuchung die historische Sage von der Entstehung des Venusdienstes im Orient berührt, aber uns so lange um ihre weitere Erörterung unbekümmert gezeigt haben, bis wir alle in Griechenland herrschenden Vorstellungen kennen gelernt, aufgeklärt und an einander gereiht hätten. Der Leser, welcher nun belehrt gewesen wäre, was er zu suchen hätte, würde es sich gerne haben gefallen lassen, den ersten Ursprung der Venus auf dem ungewißen Boden der orientalischen Mythologie aufzusuchen, wo er nun, nicht mehr blindlings den Anweisungen seines Führers zu folgen gezwungen, mit eignen Augen sehen und die Wahrheit oder Falschheit der obenerwähnten Tradition prüfen konnte. —

Der Verf. verfolgt hierauf den Begriff der Venus in ein späteres Zeitalter, wo sie nicht mehr bloßer philosophischer Ausdruck für eine unbekannte Erscheinung ist, sondern als thätiges handelndes Wesen auftritt. Diese neue Idee, Venus als Liebesgöttinn, steigt weit über Homers Zeitalter hinauf, wie aus dem bestimmten und vollendeten Charakter erhellt, den er ihr beylegt. Die Hauptmerkmale derselben sind folgende: Venus ruft in allen lebenden Wesen den Trieb zur Vereinigung und Liebe hervor. Diese Idee bot einen reichen Stoff zu anmuthigen Dichtungen dar. Venus dient nun, als Symbol der himmlischen Liebe, um die Allgemeinheit und Allgewalt dieser Leidenschaft darzustellen; und geräth demnach in Verbindung mit einer Menge von Begebenheiten, in denen

denen sich eine heftige Liebe als Triebrad der Handlungen zeigt. (Der Verfasser geht hier mehrere dieser berühmten Fabeln durch, wobey wir gewünscht hätten, daß auch auf die Verschiedenheiten in denselben und die seltnern Traditionen, wenigstens in den Anmerkungen, einige Rücksicht genommen worden wäre. So wird hier die Geschichte der Atalante und des Hippomenes nach der gewöhnlichen Tradition aus dem Schol. des Theokrit III. 40. erzählt, wo Theokrit offenbar auf eine anders gewendete Fabel Rücksicht nimmt; indem er sagt, daß Atalante bey dem Anblicke des Hippomenes, welcher die goldnen Aepfel der Venus in den Händen hielt, von einer heftigen Liebe sey ergriffen worden. Auch in dem Nahmen des Liebhabers findet sich bey andern die Verschiedenheit, daß er Meilanion heißt. — Die Fabel von Daphnis, und der Antheil, welchen Venus an seinem Schicksal hatte, welches in der ersten Idylle Theokrits nur dunkel und unbestimmt angedeutet ist, hätte eine umständliche Erläuterung und Vergleichung mit den Erzählungen des Servius, Aelian, Diodorus Siculus und anderer verdient. — Mit der Art der Bestrafung, welche Philoktet für die Ermordung des Paris anführt, hätte füglich die Erzählung bey Herodot. I. 105. nebst den Erläuterungen, welche Heyne über den morbum muliebrem der Scythen in den Commentat. Societ. reg. Scient. P. I. p. 28. ff. gegeben hat, verglichen werden können.) Hier hat der Verfasser ein schönes Gemälde der Göttinn der Liebe aus Stellen

alter

alter Dichter zusammengewebt; und mit demselben die Erklärung der Beywörter verbunden, welche ihr in dieser Eigenschaft beygelegt werden. Ein zweytes Hauptmerkmal der Venus als Göttinn der Liebe ist: die ihr beywohnende Schönheit, der Reiz, welcher die Liebe erweckt und erhält. Mit dieser neuen Verwandlung verlieren sich zugleich alle philosophischen Ideen und machen einer Menge anmuthiger und entzückender Dichtungen Platz. Der Verf. geht von der Erklärung der Bilder aus, welche Hesiodus und der Verf. des vierten Homerischen Hymnus aufgestellt haben. Als Göttinn der Schönheit wird ihr Eros und Himeros (Liebe und Sehnsucht) beygesellt; die Horen führen sie in den Kreis der Götter ein; und die Göttinnen der Anmuth, die Grazien, sind ihre Dienerinnen. Vulcan ist ihr Gemahl, nicht der lahme Gott, das Symbol des Feuers, noch auch der von seiner Beschäftigung entstellte Arbeiter, sondern Vulcan, das Symbol der Kunst und künstlicher Arbeit. Zu wie viel Fabeln jene alte Vereinigung der Schönheit mit der Kunst Veranlassung gegeben hat, nachdem man sich unter dem Vulcan nur den häßlichen Gott, unter der Venus nur die reizende Frau dachte, ist zur Genüge bekannt. Mit der Aufzählung derselben verbindet der Verf. die Symbole und Beywörter der Schönheitsgöttinn und geht hierauf zu einem dritten Charakter derselben über, dem zufolge sie die Göttinn der Hochzeiten und Ehen ist. In dieser Eigenschaft haben ihr die Alten den Hymenäus als

Beystand

Beystand zugeordnet, und ihr zugleich die Fürsorge für die Gebärenden und für die Kinder zugeschrieben.

Mit den bis dahin entwickelten Begriffen weniger verwandt, und sogar, dem Anscheine nach, dem Charakter einer Venus widersprechend, sind die der Venus von den Alten oft beygelegten Prädicate einer Beherrscherinn des Meeres und einer Göttinn des Kriegs. Was das erste betrifft, so sucht der Verfasser den Ursprung desselben in dem Orient auf. Hier ward Venus als die aus dem Wasser hervorgegangene Natur verehrt. Die Phönizier, ein handelndes Volk, bedurften einer schützenden Gottheit auf dem Meere, und wählten daher diejenige, welche in ihrem Lande als Hauptgottheit verehrt wurde und der Sage nach aus dem Meere entsprungen war. Diese Vermuthung wird durch den Umstand wahrscheinlich gemacht, daß die ganze asiatische Seeküste mit den von Phöniziern erbauten Tempeln der Venus bedeckt war. Der Grieche aber hatte noch einen nähern Bewegungsgrund. Wahrscheinlich lange vor Homer und Hesiodus kannte er seine Venus als Tochter des Meeres, und diese Meinung gründete sich nicht, wie bey dem Orientalen, auf ein dunkles Philosophem über das Entstehen der Natur, sondern auf einen deutlichen Mythus, der zwar höchst wahrscheinlich von derselben Idee abgeleitet war, aber durch die Hülfe der Phantasie gar bald Gestalt und Leben gewonnen hatte. Es war ihm also leicht, sich die Tochter des Meeres als eine Beherrscherinn

desselben

desselben zu denken. Hierzu kam, daß er sie über das Meer her, aus den Händen einer seefahrenden Nation, erhalten hatte; daß sich die ältesten und angesehensten Tempel der Göttinn auf den Inseln oder doch in der Nachbarschaft des Meeres erhuben, und daß die griechischen Schiffer häufig an diesen der Venus geweihten Gegenden landeten, der Göttinn dankten oder ihren Schutz erflehten. Was das zweyte Prädikat anbetrifft, dem zufolge Venus Victrix und νικηφορος unter die Göttinnen des Kriegs gerechnet wird, so beziehn sich die angeführten Beywörter theils auf eine individuelle Begebenheit, theils auf den Sieg, den sie als Göttinn der Schönheit über die Juno und Minerva davon trug. Wenn sie aber zu Sparta, Korinth, Cythere und Cypern bewaffnet vorgestellt wurde, so läßt sich diese Vorstellung zum Theil aus dem Charakter der Völker, bey denen sie so gefunden wurde, herleiten, zum Theil gehört sie in die Zeit des höchsten Alterthums, wo die Götter ohne Ausnahme gewaffnet vorgestellt zu werden pflegten. (Nehmlich mit einem Helm, oder Speer, oder Schwerte. s. Mitscherlich in Comment. ad Hymn. in Cerer. 105. ff. Hier hätten wir gewünscht ein sonderbares Epigramm des Leoni, das Tarentinus in den Anal. T. I. p. 233. L. anführt, erwähnt und erläutert zu sehn. S. Heyne priscae Artis Opera ex Epigr. Gr. II. in den Commentatt. X. p. 108.)

Der Verf. sucht nach diesen vorläufigen Betrachtungen über den Begriff der Venus die Oerter auf

auf, wo sie verehrt ward. Da seiner Hypothese und den Zeugnißen mehrerer alten Schriftsteller zu folge dieser Gottesdienst durch die Phönizier von Morgen gegen Abend hin verbreitet worden ist, so verfolgt er diese Spuren, und sucht den ältesten Venusdienst in den Städten Mediens, Assyriens und Babyloniens auf. Die Mylitta zu Babylon, in deren Nahmen und bey deren Tempel sich jedes Mädchen einmal den Umarmungen einer Mannsperson Preiß geben mußte; die Anaitis zu Susa, wo der nämliche Gebrauch herrschte, und die Diana zu Elymais, scheinen insgesammt nur Eine Göttinn, nehmlich eine Venus zu seyn, auf die man aber frühzeitig die Kennzeichen des Mondes übergetragen hat. Von hier aus geht er nach Cypern, wo alles einen uralten Dienst verräth, und von da nach Klein-Asien über. Daß Venus zu Milet vorzüglich verehrt wurde, ist nicht nur aus dem von dem Verf. angeführten Epigramm des Posidippus klar, sondern noch mehr aus Theocrit. XVIII. 4. wo wir lernen, daß sie einen Tempel am Meere in dem Schilfe hatte. Wahrscheinlich war es also eine Venus ἐν καλάμοις, wie die zu Samos. s. Athenae. XIII. p. 572. F. Auch findet man die nackte Venus auf den Münzen der Milesier. s. Spanheim ad Callim. H. in Dian. 226. p. 330. — Auch in den nördlichen Gegenden, an der Thrazischen Meerenge und an den Küsten hinab, finden wir mehrere nahmhafte Tempel. In Athen hatte sie viele Tempel und mannichfaltige Beynahmen. Warum mochte sie aber

wohl

wohl auf der oben schon erwähnten Herme die älteste der Parzen heißen? Weder hier noch in der Abhandlung über die Parzen finden wir diesen merkwürdigen und einer nähern Untersuchung bedürftigen Umstand erläutert. — Von den Tempeln und Statuen der Venus auf den Inseln des Archipelagus werden nur die berühmtesten angezeigt, und hierauf der Peloponnes durchwandert. Von hier geht der Verf. nach Sicilien über. Er findet es mit Bochart wahrscheinlich, daß der Dienst der Venus in dieser Insel mit der Verehrung der phönizischen Astarte zusammenhing. Von einer berühmten Venus in dem untern Theile von Italien oder in Hetrurien weiß man nichts. Desto häufiger kömmt sie zu Rom vor. Nach Afrika brachten die Phönizier ihren Dienst. Mehr als einen Venustempel findet man in Aegypten erwähnt. Aus dieser geographischen Uebersicht der vornehmsten Tempel dieser Göttinn zieht Hr. M. folgende Resultate: Erstlich: Die Behauptung, daß Venus in dem Morgenlande entsprungen sey, wird außer allen Zweifel gesetzt. Hierhin führt der Umstand, daß das Schwein von den Altären der Venus verbannt war; daß Adonis und Venus in gemeinschaftlichen Tempeln verehrt wurden; daß in mehrern der entferntesten Länder die babylonische Sitte, zum Dienste der Göttinn die Keuschheit Preiß zu geben, so einstimmig herrscht. Zweytens: Die eben erwähnte Sitte scheint ihren ersten Grund in dem Aberglauben zu haben, dem zufolge man den Göttern das Kostbarste, was man

besaß,

besaß, opfern zu müßen glaubte. Es ist aber dem Verf. ferner wahrscheinlich, daß nur in Babylon Vornehme und Geringe zu der Erfüllung dieser religiösen Pflicht verbunden waren; anderwärts aber nur die niedrigere Klasse der Weiber sich derselben unterwarf. Endlich findet man diese Sitte nur in großen, am Meere gelegenen Städten, wo sie durch dieselbe Politik erhalten worden zu seyn scheint, welche in unsern Tagen die Anlegung öffentlicher Häuser begünstigt hat. — Drittens: Der Dienst der himmlischen und gemeinen Venus scheint sorgfältig geschieden gewesen zu seyn. Sie wohnten in abgesonderten Tempeln und erhielten ihre besondern Opfer. Die Verschiedenheit aber, welche in Rücksicht auf ihre Verehrung in den griechischen Städten obwaltete, rührt sicher daher, weil er selbst auf verschiedenen Wegen und durch verschiedene Völkerstämme in das Land gekommen war. Wo aber beydes, die Verehrung der Venus Urania und Pandemos vereinigt gefunden wird, da hatte die Vermischung, allem Vermuthen nach, in der spätern Verbindung einzelner Familien sowohl als ganzer Völker, und in den mannichfaltigen Wanderungen derselben, ihren Grund. Viertens: Der Dienst der Venus scheint schon sehr früh, wahrscheinlich durch den Aeneas, in Latium eingeführt worden zu seyn, obgleich einige römische Alterthumsforscher behaupten, daß unter der Regierung der Könige die Venus bey den Römern noch nicht bekannt gewesen sey.

Zu den berühmtesten Festen dieser Göttinn, denn auf diese geht nun der Verf. fort, gehören

cosmogonischen System ein Princip, eine Grundursache der Wesen. Das Chaos hatte angefangen sich zu entwickeln, und die Erde und der Tartarus sich zu scheiden; aber alles lag noch unordentlich unter einander, bis endlich die bindende Kraft, Eros, hinzukam und den Streit der Elemente beylegte. Diese Meinung bestätigen die mannichfaltigen Fabeln, welche Pausanias aus alten Dichtern anführt; und welche unsern Verf. auf die Vermuthung bringen, daß die Idee des cosmogonischen Amor hauptsächlich bey dem thrazisch-pelasgischen Stamme im Umlaufe gewesen sey. Doch scheint es, daß man frühzeitig aufgehört hat, den Eros als philosophischen Begriff, zur Erklärung des Ursprungs der Welt, zu benutzen. Die Dichter verwandelten ihn bald in ein bloßes Dichterbild. Dieses verdankt seine Ausschmückung und Vollendung weder dem Homer, der den Amor gar nicht, noch dem Hesiodus, der ihn nur im Vorbeygehn erwähnt, sondern den Lyrikern. Diese haben auf den Amor, als Gott der Liebe, dasjenige angewendet, was von der Liebe überhaupt gesagt werden kann; so daß den Charakter Amors entwickeln, fast nichts anders ist, als die Merkmale der Leidenschaft aufsuchen, deren Sinnbild er ist.

Die gemeine Dichtersage, daß Amor keine Eltern habe, oder daß man sie nicht kenne, wird hier dahin ausgedeutet, daß die Liebe sich unvermerkt, und ohne daß wir wißen auf welchem Wege, in unsre Herzen einschleicht. Als Wirkung der Schönheit ist er ein Sohn der Venus; und wenn

ihm

ihm Mars oder Mercur zum Vater gegeben werden, so wird überhaupt wohl nur auf die einmal als bekannt angenommene Untreue der Venus angespielt. Dem Eros wird der Anteros gegen über gestellt, den Venus aus den Umarmungen des Mars gebahr, und nach dessen Geburt jener erst seine volle Kraft erhielt. Von dieser Idee haben mehr die Künstler als die Dichter Gebrauch gemacht. Die letzten geben ihm vorzüglich den Pothos und Himeros zu Begleitern. Außer diesen Gottheiten umgeben ihn eine Menge Eroten, jüngere Brüder der Venus und minder mächtig als er. Ueberdieß gehören der Jocus, Bacchus, Hymen, die Fortuna, die Svada, die Grazien und Musen zu seiner Gesellschaft und unter die Beförderer seiner Macht.

Weil Amor zu Thespiä in Böotien, unter der Gestalt eines rohen Steines, vorzüglich und seit undenklicher Zeit verehrt wurde, und weil in eben diese Gegenden der Dienst der Musen seit den frühesten Zeiten eingeführt worden war, so muthmaßt der Verf. daß die Verehrung beyder Arten von Gottheiten auf einem Wege nach Böotien gekommen und beyder Verehrung aus einer Quelle geflossen sey. Auch den Amor hat vielleicht Orpheus zuerst nach Griechenland gebracht; und in der That findet sich unter den orphischen Hymnen eine auf den cosmogonischen Eros, in welcher, bey vielen fremdartigen Zusätzen, doch wenigstens einige Spuren ächt orphischen Geistes sichtbar sind. Wir bemerken hier, daß dasjenige, was Plinius XXXVI.

4. 5. von der Bildsäule des Amor zu Thespiä sagt, dem Cicero in Verrem IV. 2. nachgeschrieben ist. Aber Plinius hatte, wie es ihm oft begegnete, etwas flüchtig gelesen, und beging daher einen Irthum, welchen Lessing, wir erinnern uns nicht deutlich mehr an welcher Stelle, durch eine Veränderung der Worte vergeblich zu heben suchte.

Den Beschluß dieser Abhandlung macht eine Aufzählung der vorzüglichsten artistischen Vorstellungen des Amor, und eine Uebersetzung der IX. Elegie des II. Buchs von Properz, welche ein schönes Gemälde des Liebesgottes enthält.

Die folgenden Abhandlungen über die Horen und Grazien sind zu ihrer Zeit in dieser Bibliothek (XXXV. S. 70. ff.) beurtheilt worden, wohin wir unsre Leser verweisen müßen. Sie haben hin und wieder einige Zusätze erhalten. Wenn dieser, sagt der Verf. in der Vorrede, weniger sind, als manche vielleicht, nach einer Zeit von acht Jahren, erwarten mögen, so ist dieß weder die Ursache meines Eigensinnes, noch meiner Trägheit. Ich habe allerdings alles, was seitdem über diese Gegenstände geschrieben worden ist, sorgfältig angemerkt und verglichen, aber überall meine Darstellung und meine Ideen gefunden. u. s. w.

Die Sorgfalt, welche Hr. M. in allen diesen Abhandlungen auf den Styl gewendet, und die Mühe, welche er sich gegeben hat, seinen antiquarischen Untersuchungen durch ein gefälliges Gewand Eingang zu verschaffen, verdient noch besonders eine ehrenvolle Erwähnung. Häufig sind Ueber=

Uebersetzungen schöner Stellen aus alten Dichtern eingewebt, welche jeder Freund des Alterthums mit Vergnügen lesen, und die auch dem ungelehrten Leser eine angenehme Unterhaltung verschaffen werden. Wir setzen eine Ode der Sappho zur Probe hierher:

Thronenreiche Königinn, Aphrodite,
Schlaue Tochter Jupiters, laß, ich flehe,
Laß nicht ewig unter des Kummers schweren
Banden mich schmachten.

Hieher eile, wenn mein Gesang dir jemals
Lieblich tönte, Gütige, du mich jemals
Hörtest! Jüngst noch senktest du dich auf goldnem
Wagen vom hohen

Himmel nieder. Trauliche Spatze zogen
Durch des Aethers blaues Gewölk' dich, lenkten,
Ihre grauen Fittiche schüttelnd, eilends
Mit dir hernieder

Und entschwanden. Heiteres Lächeln mahlte
Sich in deinem himmlischen Antlitz; liebreich
Trat'st du zu mir, fragtest, warum ich klage,
Was ich erdulde;

Ob ein neuer Wunsch die verirrten Sinnen
Feßle, neue Liebe mein Herz bethöre?
„Sappho, sprachst du, wer von den mitleidsleeren
Jünglingen kränkt dich?

Der itzt spröde fliehet, — er soll dir folgen,
Der Geschenke höhnisch verschmäht, sie bieten,
Der sich deinen Küssen entzieht, um einen
Tagelang seufzen."

 O schwebe

O schweb' itzt auch gütig herab und mildre
Dieses bittersüße Gefühl! Vollende,
Was ich wünsche, Göttinn, und sey im Kampfe
Meine Gefährtinn.

III.

Goethe's neue Schriften. Erster Band mit einem Kupfer (dem Stammbaume Cagliostro's) Berlin, 1792. 8. 464. S.

Wenn wir uns bisweilen mit der Anzeige der Schriften berühmter Männer, so wie es mit der vor uns liegenden Sammlung der Fall ist, ein wenig verspäten, so hoffen wir, daß unsre Leser so billig sind, dieses nicht für eine Folge der Nachläßigkeit oder Unachtsamkeit zu halten. Wie sehr wir auch immer eilen möchten, so dürfte es doch so leicht nicht seyn, mit der Neugierde gleichen Schritt zu halten, die natürlicher Weise aus den Produkten einer jeden Messe zuerst diejenigen auswählt, die sich durch die Nahmen ihrer Verfasser zu empfehlen scheinen. Auch hat in der That die Bibliothek der schönen Wissenschaften nie nach dem zweydeutigen Lobe gestrebt, immer die neusten Bücher, und diese immer zuerst, beurtheilt zu haben. Billigerweise sollte jedes Buch von Bedeutung, vorzüglich aber ein Werk der Kunst, früher als die Kritik desselben gelesen werden; und der Kritiker selbst,

wenn

wenn er, frey von Partheylichkeit, nach den Prinzipien der Kunst urtheilt, wird sich am liebsten mit Lesern unterhalten, welche das Werk kennen, über das er schreibt. Deßhalb pflegen wir uns bey Schriften, wo wir diese vorläufige Kenntniß voraussetzen können, am liebsten zu verweilen, wenn sie auch schon sonst, ihrer absoluten Wichtigkeit wegen, mit einer minder umständlichen Beurtheilung bey Seite gelegt werden könnten. Rühren sie von berühmten Verfassern her, so ist diese Umständlichkeit um desto nothwendiger, je mehr entweder das Vortrefliche in denselben einer genauen Auseinandersetzung bedarf; oder je leichter ihre Fehler und Mängel die Augen des eingenommenen Publikums täuschen könnten. Nicht als wenn wir die Absicht hegten, das Urtheil desselben zu bestimmen; wir wißen, wie schwer, wo nicht wie unmöglich dieses ist; sondern weil wir glauben, daß Untersuchungen über die Quellen des Wohlgefallens und Mißfallens an Werken der Kunst auch dann den Geschmack schärfen und die Urtheilskraft üben, wenn das Urtheil des Kritikers irrig und der Gang seiner Untersuchung falsch seyn sollte.

Der erste Band der neuen Schriften des Hrn. v. Göthe enthält den Groß-Cophta ein Lustspiel in fünf Aufzügen; eine kurze Nachricht von der noch zu Palermo lebenden Familie des angeblichen Grafen Cagliostro und der Bekanntschaft des Verfassers mit derselben; und die Beschreibung des römischen Carneval. Nur die erste und letzte dieser Schriften gehört vor das Forum

unsrer Bibliothek; und nur die letzte war werth aus der Feder ihres berühmten Verfassers zu fließen.

Der Groß-Cophta ist die poetische Erklärung jener räthselhaften Begebenheit, welche im Jahre 1786. in ganz Europa ein so großes, ein so außerordentliches Aufsehn verursachte. Das Interesse, welches man an dieser berüchtigten Halsbandgeschichte nahm, über die man so verschiedentlich urtheilte, und welche noch jetzt mit einem dichten Schleyer bedeckt ist, entsprang aus mehr als Einer Quelle. Aber den vorzüglichsten Antheil an demselben hatte doch die Wichtigkeit der Personen, die sie betraf. Ein ungeheurer Betrug war begangen worden; aber auf wessen Rechnung er eigentlich geschrieben werden müße, und für wen er begangen worden sey, blieb ungewiß. Es war allerdings etwas Merkwürdiges, einen Prinzen von Geblüte, einen Cardinal und Erzbischof, eines Betrugs wegen, bey welchem er der leidende Theil war, in der Bastille zu sehn; aber was diesem Umstand eine größere Wichtigkeit gab, war das Verhältniß der Königinn zu dem Cardinal, und der thätige Antheil, welchen ihr die Malignität des Publikums an dieser Begebenheit beylegte. Noch kam endlich ein Mann in's Spiel, welcher schon geraume Zeit vorher, durch sein geheimnißvolles Betragen, seine angeblichen Wunderkuren und die Mysterien, deren Stifter er war, die Aufmerksamkeit der Welt in einem hohen Grade gereizt hatte. Diese Verbindung solcher Personen

bey

bey einem solchen Gegenstande war es also, was die Neugierde damals auf das höchste spannte. Das Interesse war an die Personen geknüpft; und wenn man die Art des Betrugs zu wissen begierig war, so geschah dieses wohl vorzüglich darum, weil man nur auf diese Weise den Antheil erfahren konnte, welchen jede Person an dem Vorgange genommen hatte.

Dieses Interesse war also nur subjectiv, und es mußte bey der dichterischen Behandlung der Begebenheit durch ein anderes und allgemeineres ersetzt werden. Wir wollen sehn, welche Mittel der Dichter hiebey in Bewegung gesetzt hat.

Dadurch, daß in diesem Stücke das Werden, nicht den Erfolg des Betrugs gezeigt wird, ist der ganze Gesichtspunkt verändert worden. Hier ist kein Cardinal, der in der Bastille seine Leichtgläubigkeit bereut; keine Königinn, welche für ihren Ruf besorgt zu seyn Ursache hat; kein Wunderthäter, der sich durch alle magischen Künste weder befreyen noch reinigen kann; es ist also, mit Einem Wort, gar nicht mehr dieselbe Begebenheit, an welcher das Publikum Antheil genommen hatte, sondern dasjenige, was diese Begebenheit veranlaßte. Der Dichter hat den Schleyer aufgehoben, der dieselbe bedeckte; wir unterscheiden nun Schuldige und Unschuldige; wir lernen den Antheil eines jeden an dem Betruge kennen. Aber ist nun unsre Neugierde befriedigt? Keinesweges. Diese kann nur durch den Geschichtschreiber, durch beurkundende Actenstücke befriedigt werden. Der Dich-

ter hat nur eine von den hundert möglichen Auflösungen des Räthsels ersonnen und aufgeführt. Wer mag behaupten, daß er gerade die wahre getroffen habe?

Doch was liegt daran, wie viel oder wenig, oder ob überhaupt etwas aus der wirklichen Welt einem Schauspiel zum Grunde liegt? Jeder Stoff steht dem Genie zu Gebot, und hat es denselben einmal dem Zweck seiner Kunst gemäß bearbeitet, so ist er sein volles und rechtmäßiges Eigenthum. Wir wollen also immer an die würkliche Geschichte gar nicht mehr denken, und uns nur mit dem beschäftigen, was der Dichter vor unsern Augen geschehen läßt.

Als wir dieses Stück zum erstenmal lasen, fühlten wir eine gewiße Leerheit, die uns in einem Werke dieses Dichters doppelt befremdete. Jeden Augenblick wären wir bereit gewesen, das Buch zuzumachen, so gering ist die Erwartung des Ausgangs, so schwach die Thätigkeit der handelnden Personen. Wir blieben in einem vollkommen gleichgültigen Zustand; und bey jeder Wiederholung dieser Lektüre kehrte dieselbe Empfindung zurück. Diejenigen, die den Groß-Cophta haben aufführen sehn, versichern dasselbe gefühlt zu haben. Woran hat es denn der Dichter fehlen lassen?

Zuerst an der Verwicklung. Eine abgefeimte Betrügerinn überlistet einen schwachen, im höchsten Grade leichtgläubigen, und von Liebe und Ehrgeiz geblendeten Mann. Dieser Mann setzt nicht das mindeste Mißtrauen in ihre Versprechungen

und

und Nachrichten. Die Fäden des Netzes sind nicht sehr fein gesponnen; aber er ist so frey von Verdacht, daß er auch das Sichtbarste nicht sieht, sondern mit offnen Augen in die Schlinge läuft. Wir haben also nicht einmal das Vergnügen, die Ressourcen der List entwickelt zu sehn. Alles geht von Statten, ohne Widerstand; die Anlegung des Plans und die Ausführung ist gleichsam nur eins. Ein Unternehmen aber, dem sich keine Schwierigkeiten entgegensetzen, läßt uns gleichgültig, wie kühn oder unverschämt es auch an sich immer seyn mag. Wir wollen Leben und Thätigkeit in den Handlungen sehn, um selbst in Leben und Thätigkeit erhalten zu werden.

Zweytens. Der Mangel an Bewegung — eine Folge des glücklichen und ungehinderten Fortganges der Unternehmung — wird um desto fühlbarer, je mehr der Dichter Fäden angesponnen, je mehr er demnach die Erwartung einer ausgezeichneten Thätigkeit erregt hat. Wie viel hatten wir nicht von einem dreyfachen Liebeshandel und einem dreyfachen Betrug zu erwarten? Worauf mußten wir nicht bey einer Handlung vorbereitet seyn, in welcher ein Weib, wie diese Marquise, und ein Mann, wie dieser Graf, die Hauptrollen spielen? Aber die Fäden sind nur angesponnen, nicht ausgesponnen. Der Dichter hatte des Stoffes zu viel unter den Händen, um ihm die Vollkommenheit geben zu können, die er haben müßte, wenn er Vergnügen und Theilnahme erregen sollte.

Drit-

Drittens. So gleichgültig uns die Handlung läßt, eben so gleichgültig lassen uns auch die handelnden Personen. Der Mittelpunkt der ganzen Intrigue ist der Domherr. (der Cardinal.) Von jedermann betrogen, glaubt er schon seine Wünsche erfüllt, und des Besitzes eines längst gehofften Glückes gewiß zu seyn; als er sich auf das schändlichste hintergangen sieht, und in seinen vermeintlichen Freunden seine ärgsten Feinde erblickt. Faßt man das Schicksal dieses Mannes so zusammen, so scheint es allerdings geschickt, auf dem Theater eine glückliche Würkung hervorzubringen. Aber diese Würkung bleibt aus. Es ist uns vollkommen gleichgültig, ob, und wie, und wie sehr dieser Mann betrogen wird. Freylich mußte er wohl so schwach, so leichtglaubig und egoistisch seyn, um auf diese Weise hintergangen zu werden; aber eben darinne hat der Dichter gefehlt, daß er eine Intrigue anlegte, die einen so nichtswürdigen und aller Energie beraubten Charakter nothwendig machte. An einen solchen Menschen verschwenden wir unsre Theilnahme nicht, der keine einzige gute Seite zeigt, und — was in ästhetischer Rücksicht noch schlimmer ist, — eine so unbeschreibliche Eingeschränktheit des Geistes verräth. Auch hat dieß der Dichter gar wohl gefühlt; aber indem er den einen Fehler der Anlage verbergen wollte, ist er in einen andern verfallen, der um nichts erträglicher ist, und nicht einmal seine Absicht erreicht. Er hat dem Domherrn eine Leidenschaft angedichtet, die er seit mehreren Jahren gegen die Prinzessinn

sinn gehegt haben soll. Diese Leidenschaft hat einen romantischen Anstrich und könnte den Mann veredeln, der sie hegt, wenn sie nur einige Wahrheit hätte. Nun dient sie hier auf eine doppelte Weise: als herrschend: indem der Domherr jedes Gut in Vergleichung mit dem Besitze des geliebten Gegenstandes gering schätzt; als untergeordnet: indem ihm die Gunst der Prinzessinn dienen soll, die verlorne Gnade des Fürsten wieder zu erobern. Es bedarf eben keines vorzüglich zarten Gefühls, um wahrzunehmen, daß diese Leidenschaft in ihrem ersten Charakter nicht in dem Herzen eines Mannes der Art habe keimen können, und daß sie ihm nur in ihrer zweyten Gestalt, als Mittel zur Erreichung eines eigennützigen Zweckes, angemessen sey. In dem Munde des Hofmannes (oder wie er hier einmal genannt wird, des kalten Weltmannes) mag überhaupt die Romanensprache unwahrscheinlich seyn, und es ist ganz außer dem Ton, wenn er im vollen Ernste vor den Augen seiner Göttinn (im Bilde) sterben will. (S. 95.) Aber nicht nur außer dem Ton, sondern gegen allen Verstand ist es, wenn er bey der Annäherung einer geheimen und höchst gefährlichen Zusammenkunft, in einem öffentlichen Garten, an einem Orte, wo, wie der Hofmann doch wißen muß, alles Ohren hat, mit einer Tirade auftritt, wie die folgende ist: „Eine tiefe Stille weissagt mir meine nahe Glückseligkeit. Ich vernehme keinen Laut in diesen Gärten, die sonst durch die Gunst des Fürsten allen Spatziergängern offen stehn und

bey

bey schönen Abenden oft von einem einsamen unglücklich Liebenden, öfter von einem glücklichen frohen Paar besucht werden. (Der gütige Mann! wie er die Zuschauer zurecht weißt!) O ich danke dir, himmlisches Licht, daß du dich heute in einen stillen Schleyer hülltest! Du erfreust mich, rauher Wind, du drohende trübe Regenwolke, daß ihr die leichtsinnigen Gesellschaften verscheucht, die in diesen Gängen oft umsonst hin und wieder schwärmen, die Lauben mit Gelächter füllen, und ohne eignen Genuß andre an den süßesten Vergnügungen stören. O ihr schönen Bäume, wie scheint ihr mir seit den wenigen Sommern gewachsen, seit mich der traurige Bann von euch entfernte" u. s. w. Auch da sogar fällt dieser sonderbare Mann in seine poetische Prose, wo er den Betrug entdeckt, sich verhöhnt und mit neuen Strafen bedroht sieht: „Ihr Bild (sagt er,) und die Hofnung werden nie aus meinem Herzen kommen, so lange ich lebe. Sagen Sie ihr das. Euch übrige verachte ich. Ihr waret geschäftig um meine Leidenschaft, wie Käfer um einen blühenden Baum; die Blätter konntet ihr verzehren, daß ich mitten im Sommer, wie ein dürres Reis, dastehe; aber die Aeste, die Wurzeln, mußtet ihr unangetastet lassen." —

Die zweyte Person von Wichtigkeit ist die Marquise. (de la Motte) Sie ist das Triebrad des ganzen Betrugs, und sie könnte interessant seyn, wenn wir in ihr eine verschlagne, feine und gewandte Frau kennen lernten. Aber wo zeigt sie

sich so? Welche Mittel bietet sie auf, die nicht auch dem gemeinsten Betrüger beygefallen wären? Wo verräth sie etwas mehr als gewöhnliche Menschenkenntniß? Wie gewinnt sie die Gemüther und wie beherrscht sie dieselben? Von allen dem wird uns wenig oder nichts gezeigt. Es sind sogar Gelegenheiten unbenutzt gelassen, wo es hätte gezeigt werden können.

Zum Beyspiel: Die Marquise erkennet in dem Grafen (Cagliostro) den Betrüger; der Graf bemerkt, daß er die Marquise zu seinen Zwecken nützen könne. Er giebt ihr einen entfernten Wink; sie versteht ihn. Dieß ist sehr gut, und wir würden es dem Dichter Dank gewußt haben, wenn er mehr Züge dieser Art gegeben hätte. Nun ist aber ferner aus dem Erfolge klar, daß sich die beyden Betrüger näher erklärt, und, ohne sich gerade bloszugeben, doch mit ihren Planen bekannter gemacht haben. Wie schätzbar würde uns diese Scene gewesen seyn! wie viel hätte sie beytragen müßen, zwey der wichtigsten Charaktere besser zu entfalten und vollkommner zu runden!

Zunächst nach der Marquise kömmt der Graf. Er erscheint oft, und wenn er erscheint, ist er die wichtigste Person. Man bemerkt es, daß dieser Charakter hat herausgehoben werden sollen, und er ist gut gehalten, obschon ohne einen großen Aufwand von Kunst. Der Scharlatan bricht allzu stark hervor; und es ist unglaublich, wie so ein Geschöpf auch nur seinen Schülern groß und achtungswerth scheinen könne. Freylich ist auch nur

der einzige Domherr ganz gläubig; der Ritter schwankt, wenigstens wenn er ihm nicht unter den Augen steht; und die Marquise glaubt gar nicht an ihn. Aber doch imponirt er selbst den Ritter mehr, als man glaublich finden wird, wenn man diese Personen näher kennt. Die starken Umrisse mögen für die Menge freylich von größrer Wirkung seyn; aber ein feinerer und edlerer Contour würde den großen Künstler gezeigt und geehrt haben.

Nur eine einzige Scene haben wir gefunden, in welcher sich dieser Graf über den gemeinen Betrüger erhebt. Aber diese Scene ist vortreflich, und, da sie in diesem Stücke keine ihres gleichen hat, so verdient sie wohl, daß wir uns ein wenig bey derselben verweilen und sie etwas näher in Augenschein nehmen.

Der Ritter, ein Mann von Muth und gesetztem Geiste, voll Eifer für das Gute, aber zu arm, um so viel wirken zu können, als er wünscht, strebt nach Verbesserung seines Charakters und seiner Umstände, und glaubt diesen doppelten Zweck durch den Beystand des Grafen am ersten und sichersten erreichen zu können. Der Graf hat sich auch in der That Verdienste um ihn gemacht, für die er ihm große Verbindlichkeiten schuldig ist. Aber ob er gleich bisweilen sein Herz durch einzelne Züge von Geistesgröße und Uneigennützigkeit zu ihm hingerissen fühlt, so empört sich doch oft sein Verstand bey dem zwecklosen Gauckelspiel desselben Mannes, bey seinen Versprechungen von Wundern, welche nicht

gethan,

gethan, von Belehrungen, welche nicht gegeben werden. Nun ist gerade der Tag gekommen, an welchem der Graf seinen Schülern eine höchst wichtige Begebenheit, die Erscheinung des Groß-Cophta, verheißen hat; und der Ritter erwartet den Moment der Auflösung, um, im Falle einer neuen Täuschung, den Betrüger vor den Augen der Welt bloszustellen. Er findet sich in dem Hause des Domherrn, dem Centrum der Mysterien, ein. Der Graf erscheint einen Augenblick nachher und begrüßt ihn als seinen Gehülfen, als ein Mitglied des zweyten Grades, in welchen der Domherr schon eingeweiht ist. Er verlangt von ihm zu hören, was er für die Pflichten eines Gehülfen, und für den Zweck der Mitglieder dieses höhern Grades halte. Der Ritter spricht mit Wärme von der Ausübung der Tugend und der vielen herrlichen Lehren, die er als Schüler des ersten Grades erhalten hatte; er glaubt nun erst tüchtig gemacht zu werden, an seiner eignen Besserung und dem Glücke seiner Nebenmenschen mit Erfolge zu arbeiten. Während dieser Reden blickt der Domherr den Ritter mitleidig an, und, da er um sein Urtheil gefragt wird, findet er, daß er noch als ein Schüler spreche.

Ritter.

Wie?

Domherr.

Es ist nicht von ihm zu verlangen: er muß belehrt werden.

Ritter.

Was?

Domherr.

Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter.

Was du willst, daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie.

Domherr.

Vernimm dagegen den Wahlspruch des zweyten Grades: Was du willst, daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie nicht.

Ritter (aufspringend)

Nicht? Hat man mich zum Besten? — Darf ein vernünftiger, ein edler Mensch so reden?

Graf.

Setze dich nieder und höre zu. (zum Domherrn) Wo ist der Mittelpunkt der Welt, auf den sich alles beziehen muß?

Domherr.

In unserm Herzen.

Graf.

Was ist unser höchstes Gesetz?

Domherr.

Unser eigner Vortheil. u. s. w.

Auf diesem Wege fährt der Domherr fort, das System des Egoismus, als das System der Brüder des zweyten Grades, aus einander zu setzen. Der Unmuth, der Zorn des Ritters steigt bey jedem Worte höher; er ist fest entschlossen, sich auf ewig von diesen Menschen zu trennen; er will sich entfernen; der Graf hält ihn zurück und schickt den Domherrn fort. Hier nimmt die interessan-

teressanteste Scene des ganzen Stücks ihren Anfang. Der Ritter will sich, bevor er Abschied nimmt, seines ganzen Zornes, und alles dessen, was er schon längst auf dem Herzen hatte, gegen den Grafen entladen. „Leben Sie wohl, sagt er. — Wenn ich je ein kleinlicher niedriger Schelm werden, wenn ich dem Strome nachschwimmen und nur einen augenblicklichen, elenden Vortheil für mich zum Schaden der andern gewinnen sollte: so bedurfte es nicht dieser Anstalten, dieser Vorbereitungen, die mich beschämen und erniedrigen. Ich verlasse Sie; aus mir werde, was da will.“ Der Graf hat diesen Moment abgewartet. Nach einer unbedeutenden Ceremonie, welche eine neue Gaukeley erwarten läßt, schließt er den Ritter in seine Arme und begrüßt ihn als Meister. Der Ritter ist betroffen; er fordert Erklärung. Wie nannte der Domherr den zweyten Grad? fragt ihn der Graf. — Mich dünkt die Prüfung. — „Gut, die hast du überstanden. . . . . Du hast das sonderbarste Abentheuer überstanden, du hast dir die Würde eines Meisters selbst gegeben, du hast dir die Vorzüge des dritten Grads wie mit stürmender Faust erobert. . . . Du hast die Prüfung überstanden, du bist der Versuchung entgangen, du hast dich als einen Mann gezeigt, den ich suche. Alles was du aus dem Munde des Domherrn gehört hast, was leider dieser Unglückliche nebst mehrern andern für Wahrheit hält, ist nur Prüfung, nur Versuchung.“ u. s. w.

Die Auflösung dieser Situation ist meisterhaft und der Kunst dieses Dichters vollkommen würdig. Sie überrascht den Zuschauer, ohne ihn im mindesten zu befremden; sie ist eben so vorbereitet als vorbereitend; und die Charaktere erscheinen in ihrer ganzen Ründung und Vollkommenheit. In solchen Zeichnungen erkennt man die feine und feste Hand eines großen Dichters, den man fast verkennt, wenn er so, wie in dem zweyten Auftritt geschieht, groteske Gestalten mit grellen Farben bedeckt. Auch haben die angeführten Scenen fast allein die Ausführlichkeit, ohne welche der Dichter nicht interessiren kann. Eine Menge andere gleichen mehr dem Canevas eines noch auszuführenden Werks, in denen nur einige Reden vortreflich ausgearbeitet, die Ausführung des übrigen aber der Erfindungskraft der Schauspieler überlassen wird. Dieß ist indeß in den dramatischen Werken unsers Dichters überhaupt kein seltner Fall.

Wir haben uns ein wenig seitwärts von unserm Wege verloren. Wir wollten zeigen, daß keine unter den handelnden Personen im Stande ist zu interessiren. Bey der Erwähnung des Grafen kamen wir auf den Ritter zu reden, den einzigen rechtschaffnen Mann unter den Hauptpersonen des Stücks, der aber absichtlich im Schatten gehalten und am Ende der Katastrophe aufgeopfert wird. Das nemliche gilt von der liebenswürdigen Nichte der Marquise, die doch unser Mitleiden in einem höhern Grade erregt, als es vielleicht der Haltung des Stückes und dem (beabsichtigten)

Haupt-

Hauptinteresse zuträglich ist. Es ist fürwahr grausam, daß ein so gut geartetes Geschöpf in die Hände so schändlicher Menschen fallen, daß sie in das Schicksal derselben verwickelt und gerade durch den Mann zu Grunde gerichtet werden muß, der bestimmt schien ihr Retter zu seyn. Der Dichter hat an dem Schluß des Stücks diese Grausamkeit ein wenig zu mildern und die Zuschauer zu versöhnen gesucht, die freylich Ursache haben mögen, über das unerwartete Sinken eines edeln Mannes verdrießlich zu seyn.

Einige zerstreute Bemerkungen, die uns noch zu machen übrig sind, wollen wir, so wie sie uns beyfallen, hierhersetzen. — Die oben erwähnte Nichte thut zweymal ein rasches Bekenntniß, dessen Folgen von Wichtigkeit sind. Es hat uns geschienen, als wenn beydesmal die Umstände nicht gerade ein solches Bekenntniß erfordert hätten.

Das erstemal gesteht sie ihrer Tante, von dem Marquis, ihrem Manne, verführt zu seyn. Man sieht wohl, daß es einem Mädchen, die mit den Sitten und Lastern der großen Welt ganz und gar unbekannt ist, schwer fallen muß, den Verlust ihrer Unschuld unaufgefordert zu bekennen; noch schwerer, ihn einer Frau zu gestehn, die sie nach mehrern Jahren in dieser Stunde zum erstenmal sieht; am schwersten endlich, der Frau des Mannes, den sie liebt und der ihre Liebe gemißbraucht hat. So wie dieses Bekenntniß hier motivirt ist, glauben wir, daß der letzte Umstand, der es am meisten erschweren mußte, ganz wohl hätte verschwiegen

werden können; und daß er wenigstens nicht so frey und unausgefragt über den Mund der Verführten hätte gehn sollen. Freylich war es gerade der Umstand, um dessen willen der Dichter die ganze Situation ersunden hat. Um desto nothwendiger aber war es, die Unvermeidlichkeit desselben außer allen Zweifel zu setzen.

Eben so wenig und fast noch weniger befriedigt uns das Betragen der Marquise in diesem Augenblick. Es ist zwar sehr gut, daß ihr sogleich beyfällt, ein Geständniß der Art könne für ihre Plane von Wichtigkeit seyn; aber eben der Absicht, die Nichte durch das Bewußtseyn einer großen Schuld in ihre Gewalt zu bekommen, ist das Betragen zuwider, das sie gegen dieselbe zeigt. Wie tief mußte sie in den Augen des Mädchens sinken, indem sie sich so gleichgültig bey einem Verbrechen zeigt, das diesem so groß schien! und wie kann sie mit Sicherheit auf einen unbedingten Gehorsam von der Seite der Nichte rechnen, da sie ihr weder die Größe ihrer Schuld, noch die Größe ihrer Nachsicht fühlen läßt? Mit den wenigen trocknen Worten: „Kommen Sie Nichte, erhohlen Sie sich! Sie sind ein gutes, braves Kind! Alles vergebe ich! Kommen Sie, werfen Sie Ihren Schleyer über, wir wollen ausfahren, Sie müßen sich zerstreun" — ist die ganze Sache auf einmal abgebrochen; und wenn wir in der Folge sehn, daß die Marquise ihren Zweck dennoch erreicht hat, so ist dieses mehr dem guten Willen des Dichters, als der

der Zweckmäßigkeit und Klugheit ihres Benehmens zuzuschreiben.

Das zweyte Bekenntniß derselben Person ist noch weniger als das erste vorbereitet, und es ist dieses eine von den Stellen, wo der Mangel an Ausführlichkeit der Wahrscheinlichkeit des Vorgangs ausnehmend nachtheilig ist. Kurz und trocken sagt sie dem Ritter, sie sey eine Betrügerinn. Und doch ist er der Mann, dessen Meinung sie schonen will, den sie liebt und den sie zu ihrem Retter ersehn hat. Das war aber wohl leicht zu sehn, daß sie ihn durch ein solches Geständniß von aller weitern Theilnahme an ihrem Schicksale entfernen mußte; und sie würde eben deßhalb jedes Mittel versucht haben, ihn zu bewegen seiner Neugierde Einhalt zu thun und eine vollständige Erklärung abzuwarten. Nun ist aber leider gerade die Unvollständigkeit in der Entdeckung und das daraus entstehende Mißverständniß dem Dichter zur Entwickelung der Begebenheit nothwendig.

Noch einen Punkt, der diese Nichte betrifft. Sie ist von dem Marquis, ihrem Onkel, verführt worden, und wir haben eben gesehn, wie der Dichter diesen Umstand zu nutzen gesucht hat. War es aber nothwendig, war es auch nur schicklich, ihn den Zuschauern so nahe vor die Augen zu rücken, wie in folgender Unterredung des Marquis mit seinem Bedienten geschieht: „Ist die Nichte schon aufgestanden? — Bedienter. Ich glaube kaum. Sie hat wenigstens das Frühstück noch nicht gefordert. Es scheint mir, sie ist erst wieder ein-

geschlafen, seitdem Sie heute früh von ihr weg schlichen." —

Der Eitelkeit des Trosses der Theaterdichter wird es schmeicheln zu sehn, daß auch Goethe seine Zuflucht zu ihren kleinen Mitteln nimmt. Der Ritter soll die Nichte überraschen, er soll sie in ihrer Garderobe behorchen. Wie ist er hineinzubringen? Wo bekömmt er den Schlüßel her? Je nun. Er hat ehemals in demselben Hause gewohnt und, als er es verließ, hat der Besitzer vergessen, ihm den Hauptschlüssel abzufordern.

Die Unterredung des Marquis mit der Nichte würde auch vielleicht anders ausgefallen seyn, hätte der Dichter nicht den Ritter in die Garderobe gestellt, um ihn das ganze Geheimniß des Betrugs hören zu lassen. Was zwingt den Marquis, sich in den Augen seiner Nichte so tief herabzusetzen, daß er sie zur Vertrauten des verübten Diebstahls macht? Gab es denn keinen andern Vorwand zu einer nothwendigen, dringenden Reise?

Welch' ein Drang führt den Grafen in den Garten, wo der Domherr seine Prinzessinn aufsucht? Die Neugierde ohne Zweifel; denn er hat einige Worte von dem Geheimniß gehört. Da aber der Dichter die Sache so im Dunkel läßt, so wird er niemanden den Verdacht verwehren können, daß er den Grafen dahin geschickt habe, um sich mit dem übrigen Gesindel gefangen nehmen zu lassen.

Diese Gefangennehmung nimmt den größten Theil des fünften Aktes ein und ist, troß der einge-

streuten

streuten Bouffonerien, unerträglich langweilig. Die Harlekinade, mit welcher der Graf in dem siebenden Auftritte dieses Aktes eingeführt wird, ist unter der Würde des Verfassers.

Da wir des Grafen gedenken, möchten wir auch noch die Frage aufwerfen: ob nicht dieser Scharlatan, mit seinen Geheimnißen und seiner ägyptischen Loge die Bühne mehr beschäftigt, als sein Einfluß auf die Handlung erlaubt? Man untersuche den Gang der Haupthandlung, und in wie weit sie durch den Grafen befördert wird, und wir sind überzeugt, die Antwort auf diese Frage wird bejahend ausfallen. Ja noch mehr: Man versuche es, den Wunderthäter ganz aus dem Spiel zu lassen, und wir fürchten, die Handlung wird ihren Gang dennoch gehn.

So umständlich geht man in einer leidenschaftlichen Lage wohl nicht mit sich zu Rathe, wie der Ritter in dem langen Monolog, am Ende des vierten Akts. Bey dem Abwägen der Gründe und den vielen Worten verliert man die Quelle des ganzen Raisonnements, den Zorn und Unmuth des Redenden, fast aus den Augen. In der folgenden Stelle hat sich der Ritter wohl nur das Parterr, durch einige nützliche Erklärungen, die er ertheilt, verpflichten wollen: „Doch halt! Das thu' ich um des kalten, eigennützigen Weltmanns willen? Er wird mir danken, und für die Rettung aus der ungeheuren Gefahr mir seine Protektion versprechen, mir eine ansehnliche Charge zusichern, sobald er sich wieder würde in Gunst gesetzt haben. Diese

Erfah-

Erfahrung macht ihn nicht klug; er wird dem ersten, besten Betrüger sich wieder in die Hände geben, sich immer leidenschaftlich, ohne Sinn, Verstand und ohne Folge betragen; wird mich als einen Schmarozer in seinem Hause dulden; wird bekennen, daß er mir Verbindlichkeiten habe, und ich werde vergebens auf eine reelle Unterstützung warten, da es ihm, ungeachtet seiner schönen Einnahme, immer an baarem Gelde fehlt. u. s. w.

Wir verlassen dieses Stück, bey welchem wir uns vielleicht schon zu lange verweilt haben, um über die Beschreibung des römischen Carnevals, eines Werkes von ganz anderm Werthe, noch einige Worte zu sagen. Diese kleine Schrift ist so oft und in so verschiednen Gestalten gedruckt, und nachgedruckt worden, daß wir wohl voraussetzen können, sie sey keinem unsrer Leser unbekannt. Aber sie verdient nicht blos gelesen, sie verdient als das Muster einer vollkommnen Beschreibung studirt zu werden. Denn es ist zuverläßig nicht die Befriedigung der Neugierde allein, was so sehr an dieselbe fesselt, und bey einer wiederholten Lektüre ein immer neues Interesse erzeugt.

Es war ohne Zweifel ein schweres und mißliches Unternehmen, einen Auftritt zu beschreiben, der, wie es scheint, seine Wirkung einzig und allein dem Anblicke selbst verdankt, dessen Interesse in der Beschaffenheit der Scene, der Mannichfaltigkeit seiner einzelnen Theile, und der reißenden Schnelligkeit ihrer Folge zu liegen scheint. Denn

das

das was hier zu beschreiben war, was dem Feste sei-
ne Wichtigkeit giebt, sind weder große noch aus-
gezeichnete Erscheinungen; es ist die Verbindung
und die Folge theils unbedeutender, theils lächerli-
cher, theils bedenklicher Umstände. Es bedurfte
demnach, um eine Beschreibung dieses Festes zu
geben, die dem Leser, wenn auch kein Bild dessel-
ben vor die Augen zauberte, doch mit den Em-
pfindungen erfüllte, die der wirkliche Anblick erre-
gen mag, des großen und seltnen Talents, das
mannichfaltigste und verwirrteste Gedränge von
Bildern im Ganzen und Einzelnen mit der größten
Klarheit zu fassen, das, was die Einbildungskraft
vorzüglich belebt, auszuwählen, und es so zu ord-
nen, daß es die Phantasie des Lesers leicht zu ei-
nem Ganzen vereinigt.

Möchten doch alle Reisebeschreiber solche Dich-
ter, oder nur solche Dichter unsre Reisebeschreiber
seyn!

Es kann parador scheinen, aber es ist so, die-
se Beschreibung hat den Gang eines Drama. Sie
hat ihre Exposition, ihre Verwicklung und Auflö-
sung. Sie ist in jeder Rücksicht ein vollendetes
Ganze, bey dessen Fortschreiten wir unsre Theil-
nahme allmählig verstärkt, und bey dessen Schlusse
wir uns vollkommen befriedigt fühlen.

Sie eröffnet sich mit der Beschreibung einer
unbelebten Scene, dem Theater des Carnevals,
und dem entfernten Vorspiel desselben. Hier er-
hält die Einbildungskraft gleichsam das Ende des
Fadens, an welchem sie sich durch die Handlung,
die

die nun bald ihren Anfang nehmen wird, finden soll. Die Vorbereitungen zum Feste selbst fangen an; der Schauplatz desselben wird durch Arbeiter belebt; und unsre Erwartung wird allmählig rege, so wie sich die Scene verändert und die Annäherung der Feyerlichkeit verspricht. So weit geht die Exposition, und die Handlung beginnt, von welcher doch jene schon ein Theil war. Das Signal zum Anfang des Carnevals erschallt: scherzend und lachend legen die Arbeiter ihre Geräthschaften nieder, und die noch übrigen Zubereitungen werden mit größrer Eilfertigkeit und einem größeren Eifer gemacht. Die Zuschauer kommen heran und besetzen die Fenster und die Gerüste; einzelne Masken schweifen umher. Mit jedem Augenblick wächst ihre Anzahl; bald ist der ganze Corso mit ihnen bedeckt, und überall sieht man die Ausbrüche der närrischten Freude und der ausgelassensten Lustigkeit. Reihen von Wagen, welche die Seiten der Straße besetzen, vermehren das Getümmel in ihrer Mitte, das noch durch manche andre Vorfälle bis zu einem unglaublichen Grade steigt. Es vermehrt sich gleichsam bey jedem Schritte, den man vorwärts thut, und es wird gegen das Ende der Straße, wo die schöne Welt von Rom versammelt ist, am stärksten. Einzelne Kämpfe, welche mit mehr oder weniger Ernst behandelt werden, die ausgezeichneten Einfälle einzelner Masken und ganzer Gruppen, bringen Mannichfaltigkeit in dieses Gewühl. Einzelne Massen sondern sich ab und treiben ihre Kurzweil in den benachbarten freyern Straßen.

Straßen. Indessen bricht der Abend herein. Die Straße wird frey gemacht und die Masken in die Reihen der Wagen gedrängt. Die Erwartung der Zuschauer erreicht ihren höchsten Grad. Das Wettrennen der Pferde beschließt den Tag, und jeder eilt so gut er kann, oft mit Gefahr, doch selten mit Schaden, nach Hause. So weit ist die Handlung nur Vorbereitung der Katastrophe, die mit dem letzten Tage des Carnevals eintritt. Das Gewühl, der Lärm, der Unsinn erreicht seinen höchsten Grad; aber nach Beendigung des Wettrennens, ruht er eine kurze Zeit, um nur, wo möglich, noch heftiger auszubrechen. Jedermann erwartet die Dämmerung, und sobald es düster wird, lassen sich einzelne Lichter sehn. Nun ergreift jeder eine Kerze und zündet sie an, während er die Kerze des andern auszulöschen sucht. Das Geschrey ist über alle Beschreibung; die Masse der Menschen häuft sich gegen die Mitte des Corso; niemand vermag sich mehr von seinem Platze zu rühren. Endlich wird man auch dieses satt. Die Menge schmilzt allmählig hinweg; jeder sucht einen freyen Platz und das Fest einer allgemeinen Ausgelassenheit endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung.

Dieß sind die Hauptmomente der Beschreibung, welche, hier zusammengedrängt, nur ein todtes Gemälde geben; in dem Werke selbst ist alles belebt. An der Hand des Verfassers wird uns jeder Schritt, den wir vorwärts thun, wichtig; bald fühlen wir uns in dem Getümmel bedrängt; bald entweichen

wir demselben und wünschen uns Glück freyer athmen zu können. Wir hören das Getöse des verwickelten Haufens, das Freudengeschrey der einzelnen, die Ausbrüche der Lustigkeit aller Art. Und um diese Wirkungen hervorzubringen, scheint der Aufwand der Kunst so gering! Aber die große Einfachheit der Sprache, der stille und gleichförmige Fluß der Rede, verräth uns einen Beobachter, der nicht nur, während des wirklichen Anblicks, jedes Bild mit einer bewundernswürdigen Schärfe und Klarheit faßte, sondern den gesammelten und in seinem Gedächtniße niedergelegten Stoff, bey der Ausführung, gleichsam wie ein Geschöpf seiner eignen produktiven Kraft, aus der Tiefe seiner Phantasie, in einer schönern und zweckmäßigern Ordnung hervorgehen ließ, als er, oder irgend ein andrer Zuschauer, ihn bey dem wirklichen Anblicke fassen konnte.

Das was jeder Beschreibung Kraft und Wahrheit giebt, Leben der einzelnen Gemälde und Ordnung in der Gruppirung derselben, findet man hier in einer hohen Vollkommenheit. Eine Menge einzelner Personen und Gruppen, mit wenigen aber bedeutenden Zügen geschildert, gehen vor unsern Augen vorüber und fließen bald mit der großen Menge zusammen, in welcher man nichts einzelnes mehr zu unterscheiden vermag. Mit ungemeiner Kunst werden wir von dem Besondern auf das Ganze, von dem Ganzen auf das Besondere zurück geführt. Das ganze Gemälde bewegt sich und lebt. Die einzelnen Figuren folgen sich schnell, und in

einer

einer lebhaften Thätigkeit. Nirgends stößt man auf todte Gestalten, oder unbewegte Gruppen. Selbst die ganze Menge wird in einer unaufhörlichen Geschäftigkeit erhalten, deren Grund bald von innen, bald von außen kömmt, und oft durch kleine Leidenschaften, Furcht, Hofnung und Erwartung erregt wird. Endlich hat auch der Verf. das Ohr eben so gut und eben so oft, als das Auge seiner Leser zu beschäftigen gewußt.

Wir zweifeln nicht, daß, wenn wir hier einige Beschreibungen ausheben, die auch für sich betrachtet für schöne Gemälde gelten können, wir dadurch unsern Lesern eine angenehme Wiederholung verschaffen und vielleicht manchen reizen werden, die ganze Schrift noch einmal und mit kritischen Augen zu lesen. S. 405. „Mit schnellen Schritten, declamirend, wie vor Gericht, drängt sich ein Advocat durch die Menge; er schreyt an die Fenster hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an, droht einem jeden mit einem Prozeß, macht bald jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald diesem eine genaue Specification seiner Schulden. Die Frauen schilt er wegen ihrer Cicisbeen; die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft sich auf ein Buch, das er bey sich führt, producirt Documente, und das alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Er sucht jedermann zu beschämen und confus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, so fängt er erst recht an; denkt man, er gehe weg, so

kehrt er um; auf den einen geht er gerade los, und spricht ihn nicht an, er pakt einen andern, der schon vorbey ist; kömmt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, so erreicht die Tollheit ihren höchsten Grad." — S. 434. „Eine Gesellschaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volkes, in kurzen Wämsern mit goldbesetzten Westen darunter, die Haare in ein lang herunterhängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die sich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder spatzieren. Eine von den Frauen scheint hochschwanger zu seyn, sie gehen friedlich auf und nieder. Auf einmal entzweyen sich die Männer, es entsteht ein lebhafter Wortwechsel, die Frauen mischen sich hinein, der Handel wird immer ärger, endlich ziehen die Streitenden große Messer von versilberter Pappe und fallen einander an. Die Weiber halten sie mit gräßlichem Geschrey auseinander, man zieht den Einen da, den Andern dort hin, die Umstehenden nehmen Theil, als wenn es Ernst wäre; man sucht jede Parthey zu besänftigen. — Indessen befindet sich die hochschwangre Frau durch den Schrecken übel; es wird ein Stuhl herbeygebracht, die übrigen Weiber stehen ihr bey, sie geberdet sich jämmerlich, und ehe man sich's versieht, bringt sie zu großer Belustigung der Umstehenden irgend eine unförmliche Gestalt zur Welt. Das Stück ist aus und die Gruppe zieht weiter, um dasselbe oder ein ähnliches Stück an einem andern Platze vorzustellen." — S. 458. „Ohne Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich habe, sucht

man

man nur immer das nächste Licht auszublasen, oder das seinige wieder anzuzünden, und bey dieser Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöschen. Und je stärker das Gebrüll sia amazzato von allen Enden wiederhallt, desto mehr verliert das Wort von seinem fürchterlichen Sinn, desto mehr vergißt man, daß man in Rom sey, wo diese Verwünschung, um einer Kleinigkeit willen, in kurzem an einem oder dem andern erfüllt werden kann. Die Bedeutung des Ausdrucks verliert sich nach und nach gänzlich. Und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanständige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, so wird sia amazzato diesen Abend zum Refrain aller Scherze, Neckereyen und Complimente. . . . . Alle Stände und Alter toben gegen einander, man steigt auf die Tritte der Kutschen, kein Hängeleuchter, kaum die Laternen sind sicher, der Knabe löscht dem Vater das Licht aus und hört nicht auf zu schreyen: sia amazzato il Signore Padre! Vergebens daß ihm der Alte diese Unanständigkeit verweißt; der Knabe behauptet die Freyheit dieses Abends und verwünscht seinen Vater nur desto ärger. Wie nun an beyden Enden des Corso sich bald das Getümmel verliert, desto unbändiger häuft sich's nach der Mitte zu, und dort entsteht ein Gedränge das alle Begriffe übersteigt, ja das selbst die lebhafteste Erinnerungskraft sich nicht wieder vergegenwärtigen kann. — Niemand vermag sich mehr von dem Platze, wo er steht oder sitzt, zu rühren; die Wärme so vieler

Menschen, so vieler Lichter; der Dampf so vieler immer wieder ausgeblasnen Kerzen, das Geschrey so vieler Menschen, die nur um desto heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt selbst die gesundesten Sinne schwindeln; es scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehe, daß die Kutschpferde nicht wild, nicht mancher gequetscht, gedruckt oder sonst beschädigt werden sollte. Und doch, weil sich endlich jeder weniger oder mehr hinwegsehnt, jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einschlägt, oder auf dem nächsten Platze freye Luft und Erholung sucht; löst sich diese Masse auch auf, schmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieses Fest allgemeiner Freyheit und Losgebundenheit, dieses moderne Saturnal, endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung." —

Der Schluß dieser Schrift, eine treffende Anwendung der Scenen des beschriebnen Festes auf die Scenen des menschlichen Lebens, trägt nicht wenig dazu bey, die Empfindungen des Lesers in Einen Punkt zu sammeln, und das Gefühl zu verstärken, welches aus den einzelnen Theilen der Beschreibung hervorgeht; jenes Gefühl der Nichtigkeit, das nach lermenden Freuden jedes gebildete Gemüth zu erfüllen pflegt. Wie wahr ist es doch, daß die lebhaftesten und lautesten Vergnügungen (denn von den höchsten möchten wir dieß nicht behaupten) nur auf einen Augenblick erscheinen, uns rühren und kaum eine Spur ihres Daseyns zurücklassen! So führt also die Betrachtung der größ-

ten

ten Thorheiten, auf eine unmerkliche aber unwiderstehliche Art, der Weisheit zu, und erfüllt das Herz mit einer unnennbaren Sehnsucht nach einem ruhigen Genuß, nach stillen, gewählten und dauerhaften Freuden.

IV.

Fernere Nachrichten von dem Leben und den Schriften des französischen Dichters le Mierre. (S. diese Bibliothek, 52. B. 1. St. S. 137.)

Schon einige Zeit vor seinem Tode ließ die zunehmende Schwäche seiner Seelen- und Leibeskräfte sein nahes Ende vermuthen. Man sollte glauben, diese Art von moralischer Zernichtung, die der Auflösung der Maschine vorhergeht, sey mehr eine Wohlthat, als eine Strenge der Natur, weil sie uns von dem einzigen Uebel, das mit dem Tode verbunden ist, dem Gedanken an unsere Zerstörung, befreyt; unglücklicher Weise aber war bey ihm dieser Gedanke der einzige, der ihm in der letztern Zeit seines Lebens blieb. Er konnte sich desselben nicht entschlagen: immer glaubte er den Tod, der ihm drohe, an seiner Seite zu sehn: er war traurig,

 still,

still, und ward von religiösen Schrecknissen gequält. Uebrigens war dieß auch der einzige Todeskampf, den er kämpfte. Sein Ende überraschte ihn, ohne daß er es ahndete; und er starb, wie man in einen sanften Schlummer sinkt.

Das Talent zur Poesie scheint sich bey ihm nicht sehr frühzeitig entwickelt zu haben: wenigstens kam nichts davon zur Wissenschaft des Publikums. Als er 1757 sein erstes Theaterstück Hypermnestra gab, war er schon 36 Jahr alt. Vorher hatte er blos (1753 bis 1765) viermal von der Akademie francoise poetische Preiße erhalten. Diese Versuche, wie so viel ähnliche, gekrönt und vergessen, ob er sie gleich in der Folge in einer Sammlung flüchtiger Poesien, die auch niemand mehr liest, wieder abdrucken ließ, kündigten schon den allgemeinen Charakter seiner Compositionen an. Man findet darin keine Spur von jener Harmonie, keine Idee von jenen glücklichen Wendungen und Ausdrücken, welche die Poesie zu einer eignen Sprache machen; aber es ist Geist, es sind Gedanken und einzelne hervorstechende Verse darin. Man hat aus diesen vier akademischen Stücken drey Verse behalten; jenen, den er selbst den Vers des Jahrhunderts! (le vers du siecle) nannte:

Le trident de Neptune est le sceptre du monde,

und beyde folgenden, die wirklich eine sinnreiche Idee enthalten:

Croire tout découvert est une erreur profonde:
C'est prendre l'horison pour les bornes du monde.

Sein

Sein dramatischer Versuch erhielt großen Beyfall, und verdiente, daß er auf dem Theater blieb. Freylich muß man dabey über die mythologische Unwahrscheinlichkeiten, und selbst über die wahre Unmöglichkeit hinwegsehn, daß ein Vater an Einem Tage funfzig leibliche Töchter mit funfzig Söhnen seines Bruders vermähle. Die ganze Welt könnte davon kein Beyspiel liefern, und noch weniger eins von funfzig jungen Mädchen, die sich vereinigten, ihre Männer in der ersten Hochzeitnacht zu erwürgen. Dieß ist eine Monstruosität außer aller Natur: indeß gründet sie sich auf die Sage der Fabel. Auch betreten die übrigen Danaiden die Scene nicht: Hypermnestra allein erscheint vor den Augen des Zuschauers, welcher Dinge, die er nicht sieht, gern hingehn läßt. Mit Recht verzeiht man also dem Dichter diese Unwahrscheinlichkeit, mit der sein Süjet steht und fällt, zumal da dieses Süjet sonst so tragisch ist. Der Gang des Stücks ist es auch; er ist klar, einfach, rasch, anziehend, und bietet ächt theatralische Situationen dar. Die Scenen der Hypermnestra mit ihrem Vater sind voll Feuer und Leben, und das Interesse der Hauptrolle entschädigt für die Schwäche der übrigen. Das Gemälde, welches die Auflösung veranlaßt, war schon oft, besonders von Metastasio, auf das Theater gebracht worden: es ist von einer auffallenden Schönheit, und bringt großen tragischen Effekt hervor. Dieß fordert und erhält Verzeihung für die Art von Taschenspielerstreich, womit es sich endigt; zumal da es fast un-

 möglich

möglich war, sich anders aus der Sache zu ziehn. Hypermnestra unter dem Dolch ihres Vaters — Lynceus an der Spitze seiner Soldaten, voller Wuth und Schrecken — und das Herz durchbohrende Geschrey un moment, chers amis! das man durch den Waffenklang vernimmt, bilden ein so furchtbares Schauspiel, daß man in dem Augenblick, wo Hypermnestra der Gefahr entrinnt, nicht genau untersucht, wie sie ihr entronnen ist; und gerade diese Auflösung machte das Glück des Stücks. Was den Styl betrifft, so hat es einige schöne Verse; das übrige ist so geschrieben, wie Lemierre gewöhnlich schrieb.

Tereus, der auf die Hypermnestra folgte, fiel gänzlich, auch dürfte dieses Süjet, selbst unter geschicktern Händen, schwerlich Glück machen. Es enthält nichts als empörende, und folglich frostige Abscheulichkeiten. Zwanzig Jahre später versuchte der Dichter es unter einer neuen Gestalt ins Leben zu rufen; allein es fiel abermahls.

Idomeneus, sein drittes Trauerspiel, war nicht viel glücklicher. Allerdings war es besser, als das Crebillonsche Stück gleiches Nahmens: aber das ist nicht viel gesagt. Lemierre hatte sich wenigstens gehüthet seinen Idomeneus die Rolle eines lächerlich Verliebten spielen zu lassen: allein sein Genie war nicht fruchtbar genug, den großen Mängeln des Süjets, und der Einförmigkeit einer sich immer gleichen Situation, die keinen andern Ausweg zeigt, als den Tod eines unschuldigen Fürsten, abzuhelfen. Idomeneus ward nach den

ersten

ersten Vorstellungen bey Seite gelegt, und erschien nicht wieder.

Artaxerxes ward etwas günstiger aufgenommen: doch war auch das kein Stück, das sich auf der Bühne erhalten konnte. Es war eine Copie von Stilicon und Xerxes. Man weiß, daß dieser letztere, ohnerachtet der Gunst, in welcher Crebillon bey dem Publikum stand, einen gänzlichen Fall erlitten hatte: der Stilicon von Thomas Corneille hingegen, in dessen Anlage ziemliche Kunst herrscht, hatte zu einer Zeit, wo das tragische Jnbroglio noch in der Mode war, Glück gemacht. So wie die Meisterstücke von Racine aber den Geschmack des Publikums zur Reife brachten, verschwand er vom Theater. Metastasio legte große Schönheiten des Details in seinen Artaxerxes, (dasselbe Sujet als Stilico) und erwarb sich damit in Jtalien und Deutschland großen Beyfall. Allein der Unterschied zwischen einer Oper und einem Trauerspiel ist groß: man fordert in der letztern eine weit genauere Beobachtung der Natur und der Wahrscheinlichkeit, als in der erstern, und kann unmöglich das Unnatürliche und Unbegreifliche in dem Betragen und Charakter Artabans ertragen, der alle Verbrechen der Ehrsucht, nicht für sich, sondern für seinen Sohn begeht, welcher nicht im mindesten ehrsüchtig ist. Eine solche Grundlage eines Stücks wird überall und immer für fehlerhaft gelten. Nichts ist frostiger, als eine Reihe von Verbrechen, die jemand nicht für sich, sondern für einen andern begeht. Lemierre

scheint diesen Einwurf vorausgesehn zu haben, indem er seinen Artaban gleich in der ersten Scene sagen läßt:

> Rarement pour un autre on ravit la couronne.

Er beantwortet ihn aber sehr schlecht durch folgende beyde Verse:

> Mais sous le nom d'un fils je donnerai la loi;
> Le rang sera pour lui, la puissance pour moi.

Und wer hat ihm das gesagt? Ist sein Sohn ein Schwachkopf, unfähig selbst zu regieren? Nichts weniger, als das: denn er rechnet ja selbst auf seinen Ruhm und seine großen Eigenschaften, die ihm, ohnerachtet Xerxes zwey Söhne hinterlassen hat, den Weg zum Thron von Persien bahnen sollen. Hast du, könnte man ihm fragen, Macht und Mittel, auch diese beyden Prinzen aus dem Wege zu räumen? konntest du den Vater ermorden lassen, und kannst du auch die beyden Söhne noch hinwegschaffen, was hindert dich, selbst den Thron zu besteigen? Man könnte gegen den widersinnigen Plan Artabans noch mehr Einwürfe machen, allein jedermann ist von selbst im Stande zu beurtheilen, wie weit er sich von jener Regel der Dichtkunst entfernt: Inventez des ressorts qui puissent m'attacher.

Wir übergehen die übrigen Unwahrscheinlichkeiten des Details, die zu denen der Anlage des Ganzen hinzukommen. Was kann zum Beyspiel lächerlicher seyn, als daß Artaban gleich im Anfange des Stücks, statt den blutigen Degen, mit dem er den Xerxes ermordet hat, hinwegzuwerfen, ihn

ihn seinem Sohn zustellt, der ihm in der finstern Nacht begegnet? Heißt das nicht auf das muthwilligste eben den Sohn, dem er zum Thron verhelfen will, der größten Gefahr aussetzen? Die ganze Intrigue beruht auf dieser Verlegenheit des Arsaces, der unschuldig ist, aber für schuldig gilt, und sich nicht rechtfertigen kann, ohne seinen Vater anzuklagen. Diese gezwungenen Triebfedern erwecken einen Augenblick Neugierde, wie können sie aber die ganze Maschine des Drama, das auf festern Grunde ruhen muß, zusammenhalten.

Wilhelm Tell ward anfangs noch frostiger aufgenommen, als Artaxerxes. Doch lag der Grund davon weniger in dem Dichter, als in dem damaligen herrschenden Geist, der für republikanische Stücke sehr wenig gemacht war. Man sah damahls in diesem Stück nichts, als ein außerordentlich einfaches Drama, ohne Liebe und fast ohne Intrigue: denn es ist darin keine andere, als die edle Unternehmung Tells und seiner braven Kameraden zum Besten der Freyheit ihres Landes, und eine Intrigue dieser Art schien auf einem Theater, wo die Weiber immer einen großen Platz einnehmen sollten, unzureichend. Die unnütze Rolle der Cleofe, Tells Gattinn, füllte diese Leere nicht aus, und ist noch jetzt der fehlerhafteste Theil des Werks. Diese Rolle ist überdieß sehr schlecht ausgedacht. Cleofe kündigt sich anfangs wie eine Porzia an: sie will ihrem Mann sein Geheimniß entreißen, weil sie, wie sie behauptet, würdig sey, Theil an der Ausführung seiner edlen Plane zu

nehmen,

nehmen, und in dem Rest des Stücks zeigt sie blos die gewöhnlichen Besorgniße einer Gattinn und Mutter. Diese gänzliche Nichtigkeit der Rolle der Cleofe war eine Folge der schwachen Erfindungskraft und der kalten Phantasie, die Lemierre in allen, selbst in seinen besten Stücken zeigt, wo immer nur Eine Rolle mit einiger Kraft und einigem Umfang gezeichnet ist. Gewöhnlich sind seine Plane eng und eingeschränkt, weil seine Phantasie arm und matt war. In der Folge gelang es ihm jedoch, die Handlung seines Wilhelm Tell durch eine sehr glückliche Kühnheit zu verstärken. Anfangs hatte er das Abentheuer mit dem von dem Kopfe des jungen Tell herabgeschossenen Apfel nur in der Erzählung eingewebt; in der Folge wagte er es, diese Erzählung in Handlung zu verwandeln; und daran that er sehr wohl. Dieses in der Schweiz berühmte und in allen Geschichten aufgenommene Abentheuer ward von Voltaire in seiner allgemeinen Geschichte für ein Mährchen erklärt: allein dieß ist eins von den Beyspielen, wo er historische Thatsachen einem, oft trüglichen, Wahrscheinlichkeitscalcul unterwarf. An einem öffentlichen Platze einen Hut auf eine Pike stecken, mit dem Befehl, ihn zu grüßen, und die grausame Idee, einen Vater zu zwingen, mit Lebensgefahr seines eignen Kindes eine Geschicklichkeit zu zeigen — freylich ist das das Uebermaas von Uebermuth und grillenhafter Barbarey: hat sich aber in den Zeiten der Unwissenheit und Barbarey, wo eine von den charakteristischen Zügen der Gewalt die tiefste Verach-

tung

tung für die Menschheit war, die Feudaltyranney nicht in tausend ähnlichen Launen geäußert? Gewiß sehen diese und ähnliche Züge den Grillen eines Tyrannen ähnlicher, als erdichteten Volkssagen und historischen Lügen. . .

Wie dem aber auch seyn mag: genug, es war immer gewagt, diesen Umstand auf dem Theater zu zeigen. Denn das Seltsame des Vorgangs gränzt nahe an das Lächerliche. Ich gestehe, daß ich anfangs nur die Gefahr sah; die Vorstellung aber, der wahre Probierstein theatralischer Effekte, hat mich gänzlich auf andre Gedanken gebracht. Es ist unmöglich in dem Augenblick nicht zu zittern, wo der unglückliche Tell sich zu diesem schrecklichen Versuche entschließt, seinen Sohn umarmt, ihn belehrt, daß sein Leben allein von seiner Unbeweglichkeit abhänge, ihm die Augen verbindet, ihn an einen Baum befestigt, zum Himmel, den Beschützer der Unschuld betet und auf den Knien den furchtbaren Pfeil abdrückt. . . Und die Freude, das Entzücken der Mutter, als sie auf die Scene zurückkehrt unter dem lauten Jubelgeschrey: Es lebe Tell! das ihr verkündigt, ihr Sohn sey gerettet: wenn sie sich auf ihn stürzt und ihn an ihren Busen drückt! . . Rührung mischt sich zum Schrecken: die außerordentliche Gefahr läßt jede andre Idee verschwinden: kurz, nichts ist dramatischer. Zu diesem Verdienste rechne man das der Ausführung, desto bemerkenswerther, je seltner es bey diesem Dichter ist. Die Personen sagen, was sie sagen müßen, und die Diction ist natürlich, wahr,

wahr, und interessant. Lemierre hat dießmal, (und man muß gestehn, daß dieß nicht häufig bey ihm der Fall ist) gezeigt, daß er zum Herzen sprechen könne, ohne das Ohr zu beleidigen. Doch, das ist noch nicht alles. Man hätte glauben sollen, die Härte der fremden Nahmen müße die gewöhnliche Rauhigkeit des Dichters in diesem Stücke noch vermehren: im Gegentheil aber ist die Versification desselben viel besser, als in seinen übrigen Trauerspielen. Hier und da stößt man zwar auch noch auf einen seltsamen und harten Vers, im Ganzen aber ist der Ausdruck viel reiner, richtiger: oft bemerkt man eine Präcision und Kraft, ohne daß die Zunge oder das Ohr beleidigt werden. Tells Rolle ist voller Schönheiten der Gedanken, des Ausdrucks und des Dialogs: man hat mehrere Verse auswendig behalten, in denen große Ideen mit kräftiger Einfalt ausgedrückt sind.

Que la Suiffe foit libre, et que nos noms periffent...
Jurons d'être vainqueurs: nous tiendrons le ferment...

Et lorsqu' à cet excès l'efclavage eft monté,
L'efclavage, crois-moi, touche à la liberté.

Die beyden letztern Verse enthalten eine ewige Wahrheit, die selten zur Warnung dient, aber oft zur Weissagung wird.

Kurz, dieses Werk, wo die Erhabenheit des Sujets den Verfasser über sich selbst scheint erhoben zu haben, ist mit seiner Hypermnestra das Beste von dem, was er für das Theater geliefert hat; und wenn gleich die Revolution den Effekt der

der Vorstellung um ein beträchtliches verstärken muß, wenn gleich vor dieser Epoche die einzige Aufführung dieses Stücks, die es seit seiner ersten Erscheinung erhielt, keinen sonderlichen Beyfall fand; so bin ich doch überzeugt, daß es mit der schönen Scene, die der Dichter zu seinem vierten Akt hinzugesetzt hatte, und die ihn so theatralisch macht, selbst unter der alten Regierung eine sehr günstige Aufnahme hätte finden müßen.

Eine weit unbeträchtlichere Veränderung half 1780 der Malabarischen Wittwe auf, die ohngefehr zehn Jahre früher gefallen war. Das prächtige Schauspiel der Auflösung ausgenommen, ist das ganze übrige Stück in jeder Rücksicht sehr schlecht. Es ist eine dialogirte Declamation, eine Reihe Gemeinsprüche, ohne Handlung, ohne Triebfedern, ohne einen von den Wechselfällen von Furcht und Hofnung, die die Seele des Trauerspiels ausmachen; eine blos leidende und sich beständig gleichbleibende Situation; eine Erkennung im zweyten Akt, die eben so kalt als rasch ist und nichts hervorbringt, als daß sie der Wittwe einen Bruder giebt, der unnützerweise mit ihr seufzet. Diese Wittwe ist überdieß höchst uninteressant: sie ist allein gefaßt zu sterben, und übrigens ohne alle Leidenschaft: denn Leidenschaft kann die ruhige Erinnerung der Liebe nicht heißen, die sie zu einem längst für sie verlornen französischen Offizier empfunden. Die Liebe dieses Offiziers bringt eben nicht mehr Interesse hervor, denn kaum ist von ihr die Rede. Er weiß sogar nicht einmal, ob

die,

die, die er liebte, noch in der Welt ist, so wie auch sie von seiner Existenz nichts weiß: und Montalban thut fünf Akte hindurch nichts anders, als daß er sehr unnütze Predigten über Menschlichkeit vor einem Oberpriester hält. Man sieht den Zweck des Dichters wohl; er wollte die Ueberraschung bey der Entwickelung desto stärker machen, wenn Montalban in dem unbekannten Schlachtopfer, das er blos aus Gefühl von Edelmuth rettete, eine Geliebte wiederfände. Allein eben dieser falsche Gedanke des Dichters hat seinem Werke am meisten geschadet. Man darf fünf Akte nicht blos deshalb frostig machen, um eine Auflösung, deren Wirkung vorzüglich von einem großen Schauspiel abhängt, durch einen Moment von Ueberraschung zu verstärken. Um das Stück zu beseelen und tragisch zu machen, müßte die gegenseitige Liebe Montalbans und der Wittwe nothwendig, gleich vom Anfang des Stücks an, einen großen Platz einnehmen: denn sie ist die wahre Triebfeder des Interesse. Im dritten Akt müßten sich die beyden Liebenden erkennen, und von diesem Augenblick an müßte die Gefahr durch Umstände, die die Kunst aufsparen lehrt, immer höher anwachsen. Dann erst würde das Stück eine wahrhaft tragische Handlung haben. Philosophisch gesprochen, ist es freylich schöner, ein unbekanntes Weib den Flammen zu entreißen, als eine Geliebte aus ihnen zu retten. Dieser letztere Fall aber ist unendlich dramatischer: denn auf dem Theater verdient das Leidenschaftliche immer vor dem Moralischen den Vorzug.

Was

Was verschaffte nun aber in einem Zwischenraum von zehn Jahren diesem Stücke so verschiedene Schicksale? Eine bloße Veränderung der Decoration. Bey der ersten Aufführung war der Scheiterhaufen, in den sich die Wittwe stürzen sollte, durch eine Art von kleinem Loche vorgestellt, aus dem einige kleine Flämmchen aufschlugen, und Lanassa, die am Rande dieses Lochs deklamirte, ehe sie sich hineinstürzte, machte den Zuschauer desto geneigter zu lachen, je mehr ihn das Stück Langeweile gekostet hatte. Montalban kam mit seinen Leuten aus einem andern Loche heraus, von hinten zu Lanassen, um sie von dem Loche, in welches sie eben fallen wollte, hinwegzuziehn. Diese Verbindung von Löchern war ein neuer Stoff zum Lachen. Bey der Wiedernahme des Stücks fühlte man die Nothwendigkeit den Augen zu imponiren um die Phantasie zu bewegen, und man errichtete nun einen sehr großen, hohen und flammenden Scheiterhaufen. Die Wittwe bestieg ihn mitten im Brennen, und ein schöner Schauspieler (La Rive) entführte sie mit herkulischer Kraft mitten aus den Flammen, die sie verzehren sollten — Dieser ganze Auftritt schien bewundernswerth und war es in der That. Ganz Paris wollte diese wunderbare Entführung sehen, und das Stück erhielt dreyßig Vorstellungen. Ich weiß nicht ob diese Art von Schönheit, für die freylich jedermann empfänglich ist, das Stück auf dem Theater erhalten wird: ich weiß nur so viel, daß nie auch der allerreizendste Anblick Eines Moments Leute von Geschmack bewegen wird,

die Langeweile von fünf Akten, die durchaus ohne alles Verdienst sind, zu ertragen.

Barnevelt ist etwas besser und hat einige Schönheiten. Die Scene zwischen dem Groß-pensionar und seinem Sohn, ist dem Eduard Gresſets nachgeahmt, in welchem Worcester's Freund, Arundel, seinen gefangenen und unschuldigen Freund ermahnt, sich durch freywilligen Tod einer ungerechten Hinrichtung zu entziehen; sie steht tief unter ihrem Vorbild, schließt aber doch mit einem wahrhaft erhabenen Vers:

Caton se la donna — Socrate l'attendit . .

Uebrigens ist das Stück sehr frostig, so trocken in den Gesinnungen als im Styl. Es besteht ganz aus politischen Verhandlungen, hat eine schlechte Oekonomie und schlechte Auflösung. Die Rolle der Gattinn Barnevelts ist überflüßig, und dient blos übelangebrachte Geständniße anzubringen. Das Ganze ist ein todtgebornes Werk, das Ein schöner Vers nicht wieder ins Leben rufen wird.

Lemierre hatte noch zwey andere Tragödien, Ceramis und Virginie, verfertigt. Die erste erhielt drey oder vier Vorstellungen und ward nie gedruckt. Die zweyte ward weder aufgeführt noch gedruckt.

In andern Gattungen der Poesie haben wir von Lemierre eine Sammlung vermischter Gedichte: das Gedicht Les Fastes und das Gedicht über die Mahlerey. Die Sammlung Gedichte ist nichts als eine Verbindung von Grotesken. Mit Ausnahme zwey oder dreyer Stücke, in denen man

man unter vielen Fehlern wenigstens einige ganz artige Tiraden findet — ein Gedicht auf die Anweisung eines Generalpachters, ein anderes auf den Tod eines achtjährigen Kindes, das mit diesem glücklichen Zug schließt:

Quelque part qu'il soit, il repose.

ist alles übrige nur Muster von schlechtem Geschmack.

Dieser schlechte Geschmack allein konnte ihm den Gedanken zu seinem Gedichte Les Fastes eingeben, so wie er auch bey der Ausführung fast allein den Vorsitz geführt haben muß. Nur in unsern Tagen konnte jemand auf die abentheuerliche Idee gerathen, ein vorgebliches Gedicht von sechzehn Gesängen, ohne Plan, ohne Verbindung, ohne Distribution der Theile und Fiction, kurz ohne alles, was den Leser fesseln kann, zu machen; ein Gedicht ohne Gegenstand: denn im Ernst, kann man die Beschreibungen von den Maskeraden in der Vorstadt St. Antoine, den Umzug der Huissiers, u. s. w. für Süjets eines Gedichts gelten lassen? Indeß findet man in diesem ungeheuern Haufen abscheulicher Verse zwey oder drey angenehme Stellen, vorzüglich eine, die der beste Versificateur nicht verläugnen würde — die Beschreibung eines Mondscheins. Der Liebhaber hebt das Blatt, auf dem diese dem Uebrigen so fremde Stelle steht, sorgfältig auf, und wirft das Buch ins Feuer.

Anders ist der Fall bey dem Gedicht über die Mahlerey. Dieses Gedicht nebst den beyden

Trauerspielen, die die Kenner von den übrigen ausgezeichnet haben, Hypermnestra und Wilhelm Tell ist alles, was von Lemierre's Werken auf die Nachwelt kommen wird. Sein bestes Werk in Rücksicht auf Versification ist dieses Gedicht über die Mahlerey; es ist das einzige, das man mit einigem Vergnügen nach einander weglesen kann. Zwar sind auch hier noch schlechte Verse genug und bisweilen etwas Amphigouri, allein das Süjet ist doch, sowohl in so fern es zur didaktischen als zur beschreibenden Gattung gehört, interessant, und wenn der Dichter gleich meistens blos das lateinische Gedicht des Abbee de Morsy über dieselbe Materie übersetzt oder nachahmt, so thut er dieß doch meist mit gutem Glück, und die Fehler werden durch mehrere gute Stellen und schöne Verse vergütet. In der Beschreibung der chemischen Prozesse, die zur Bereitung der Farben nöthig sind, herrscht eine gewiße Originalität, und die Schwierigkeiten sind glücklich überwunden. Im Ganzen ist dieses Werk von poetischem Geist beseelt.

Aus dem Resultat dieser kurzen Uebersicht ergiebt sich, daß Lemierre in dem größten Theil seiner Arbeiten unter dem Mittelmäßigen geblieben ist, sowohl was die dramatische Erfindung betrifft, die bey ihm immer sehr schwach ist, als in Rücksicht des Styls, den man einstimmig für höchst fehlerhaft erkennt. Trockenheit, Härte, Inkorrektheit, beständiger Prosaismus, barokke Wendungen und Ausdrücke — dieß sind die Hauptzüge seiner Versification, und man führt noch täglich eine

eine Menge von seinen Versen an, die wegen ihrer Lächerlichkeit berühmt geworden sind. Drey von seinen Werken besitzen wahres, dramatisches und poetisches Verdienst, und zeigen, mitten unter den Fehlern, Schönheiten genug, die sie der Vergessenheit entreißen und ihrem Urheber eine Stelle unter den Dichtern jener zweyten Klasse verschaffen, die immer noch ehrenvoll genug bleibt, da auch sie noch nicht sehr zahlreich, und die Anzahl derer, von welchen sich nichts erhält, unendlich ist.

Lemierre war übrigens ein äußerst braver, rechtschaffener Mann, von einem sanften Charakter und höchst einfachen Sitten, entfernt von Intriguen und Kabalen, und als ein ächter Versemann ausschließend mit seinen Gedichten beschäftigt, die er allenthalben hersagte, die er dem ersten dem besten, der ihm in den Weg kam, selbst auf öffentlicher Straße vordeklamirte, und die er selbst über alles Maas mit einer unverhohlnen Eigenliebe lobte, die man an einem großen Manne nicht ertragen hätte, die aber an einem Schriftsteller seiner Art nur ein Ridicül war, mit der man sich belustigte. Die Menschen verzeihen dem, der ihre Eigenliebe in Unruhe setzt, nichts; denen aber, von welchen sie nichts fürchten, verzeihen sie alles.

Sehr spät erst ward er in die Akademie aufgenommen. Er hatte sein sechzigstes Jahr schon zurückgelegt. In seinen Discours bey der Aufnahme stopfte er viel Esprit, vorzüglich suchte er zu beweisen, daß die lange Weigerung der Akademie ein Beweiß ihrer Achtung für ihn sey. Dieß hieß

wenigstens sich als galant homme aus der Sache ziehen. Da er zufrieden war, so mußte es wohl jedermann seyn.

Einige Nachrichten von Laplace und seinen Schriften.

Laplace war 1707 geboren und starb zu Anfang des Jahres 1793. Er nannte sich den Senior der Gelehrten (le doyen des gens-de lettres,) und in den letztern Jahren seines Lebens unterschrieb er sich nie anders. Spötter sagten daher, er mache sich zum Senior einer Gesellschaft, zu der er nicht gehöre. Er gab sich auch für einen Philosophen aus, und konnte in dieser Rücksicht sehr füglich den Vers auf sich anwenden:

J'avais quatre-vingt ans quand cela m'arriva.

In seinem 7ten Jahre schickte man ihn von Calais, wo er geboren war, nach St. Omer, um dort in einem englischen Jesuitercollegio, einer Art von Seminar, aus dem der katholische und jakobitische Theil von England seine Prediger und Missionare bekam, zu studieren. In diesem Hause ward fast nichts als englisch gesprochen. Der junge L. lernte daher durch beständige Uebung diese Sprache vollkommen, zu gleicher Zeit aber verlernte er seine eigne dermaßen, daß er sich, als er im 17ten Jahre das Collegium verließ, seinem eignen Geständniß nach gezwungen sah, seine eigne Muttersprache, die er vergessen hatte, wieder zu lernen.

In diesem Studium muß er keine großen Fortschritte gemacht haben, denn er hat sein Lebelang das Französische geschrieben, wie diejenigen es sprechen, denen es an den ersten Prinzipien fehlt. Die Kenntniß des Englischen aber ward die Ursache seines kleinen Glücks.

Damahls war es in Frankreich selbst unter den Gelehrten etwas ungewöhnliches, diese Sprache zu studieren. Erst durch Voltaire kam sie in die Mode. Seine Lettres sur les Anglois, die 1732 erschienen, bedurften des Aufsehens nicht, das sie durch die lächerlichen Verfolgungen, die sie ihrem Urheber zuzogen, erregten. Sie waren an sich eine äußerst interessante Lektüre, indem sie eine Menge anziehender und neuer Nachrichten von den berühmtesten englischen Schriftstellern; von Shakspeare, Milton, Pope, Addison, Locke, Congreve, Wicherley u. s. w. und einige meisterhafte und originelle Uebersetzungen aus diesen Autoren enthielten, die damahls in Frankreich sehr wenig bekannt waren, und die nach einer solchen Empfehlung nun jedermann kennen wollte. Diese ungeduldige Neugierde machte größtentheils das Glück der schwachen Uebersetzung des Versuchs über den Menschen vom Abbee Duresnel, und des verlornen Paradieses von Dupre de St. Maur, und verschaffte ihnen anfangs eine Aufnahme über ihr Verdienst, so daß die letztere sehr mittelmäßige prosaische Uebersetzung des Miltonschen Gedichts für einen hinreichenden Grund galt, den Verfasser in die Academie francoise aufzunehmen.

Laplace benutzte diese Umstände, sich mit einem Trauerspiel La Venise sauvée, einer ziemlich treuen Uebersetzung von Otway, auf das Theater zu wagen. Die Grundlage des Süjets war glücklich und tragisch, und hatte dem Lafosse seinen Manlius geliefert, eins der besten Stücke vom zweyten Range, dem zum ersten nichts als der Styl eines Racine oder Voltaire fehlt. Indeß hatte man diesen Manlius lange nicht gespielt: man kündigte das gerettete Venedig als ein ganz englisches Trauerspiel an, und wirklich hatte L. nur die Episoden und die rohesten Auswüchse vertilgt, die damahls jeder Schüler für das erkannte, was sie sind, und welche der noch unverdorbene Geschmack des Publikums nicht ertragen hätte. Diese Art von Neuigkeit ward der Nachsicht der Zuschauer durch einen Prolog, den ein beliebter Schauspieler (Roselli) hielt, empfohlen und als der erste Versuch eines jungen Mannes vorgelegt. Die rohe Energie der englischen Tragödie, die ganz gemacht war, zu einer Zeit, wo alles, was englisch hieß, Mode zu werden anfing, die Neugierde zu reizen, verschaffte dem Stück anfangs eine günstige Aufnahme. Ohnerachtet des inkorrekten und schwachen Styls und der Fehler aller Art erhielt es einigen, aber sehr kurzdauernden, Beyfall. Erst vierzig Jahre nachher konnte es der Verf., der, wie er selbst sagt, überzeugt war, ein gutes Stück geliefert zu haben, durch hartnäckige Bemühungen und zu seinem Unglück dahin bringen, daß man das gänzlich vergessene Stück wieder auf die Bühne brachte. Es

ward

ward ausgepfiffen, und Laplace behauptete, eine Kabale Voltairs habe es zu Falle gebracht. Allein dem Publikum waren längst vorher die Augen aufgegangen. Kurz nach der ersten Vorstellung des geretteten Venedigs ließ Lekain bey seinem Debüt den Manlius wieder hervorsuchen, der ganz so viel Beyfall fand, als er verdient, und seitdem immer erhalten hat. Jedermann war nun im Stande zu vergleichen, und man sah ein, daß das gerettete Venedig nicht Eine Scene vom Manlius werth sey.

Laplace, der andrer Meinung war, fuhr fort Trauerspiele und Lustspiele zu verfertigen. Vergebens wäre es, hier die Titel derselben anzuführen. Den größten Theil derselben konnte man nicht spielen, geschweige lesen. Der Machtspruch des Marschalls von Richelieu brachte eins davon, das die Schauspieler schlechterdings nicht annehmen wollten, *Adele de Ponthieu*, auf das Theater. Laplace richtete, um den alten Kammerherrn bey der Ehre zu fassen, einen Viervers an ihn, worin er sehr geschickt und sehr bescheiden der beyden schönsten Thaten des Marschalls, die seiner Meinung nach sein Andenken der Nachwelt empfehlen müßten, gedenkt:

Tu pris Minorque et fis jouer Adele.

Causa patrocinio non bona pejor erit. Dießmal hatte Laplace keinen englischen Dichter, der ihn aufrecht erhielt. Adele war ganz auf seinem Grund und Boden gewachsen. Sie ward sehr schlecht aufgenommen, und nach einigen Tagen für

immer verlassen. Funfzehn oder zwanzig Jahre nachher versuchte er, ob es ihm im Komischen besser glücken wolle. Er gab ein Stück in drey Akten, das nicht zu Ende gespielt ward. Dieß ist die Geschichte des dramatischen Talents von Laplace.

In dieser Zwischenzeit gab er sein Théatre anglois heraus — eine unförmliche Sammlung von tragischen und komischen Stücken, ganz oder zum Theil übersetzt, oder auszugsweise in schlechter Prose, dann und wann mit noch schlechtern Versen untermischt, zergliedert. Da indeß diese Compilation der erste Versuch war, ein fremdes, von dem französischen so sehr verschiedenes Theater einigermaßen bekannt zu machen, so fand sie Abgang: seitdem man aber in Frankreich mit der englischen Sprache und Litteratur vertrauter geworden ist, hat man diese eben so schlecht geschriebene als ohne Geschmack getroffene Sammlung unter die Bücher verwiesen, die man nicht mehr liest.

Glücklicher war er mit seiner Uebersetzung des Tom-Jones, der einzigen Arbeit von ihm, die nicht in Vergessenheit gesunken ist. Nicht als ob dieses Meisterstück Fieldings in dieser Gestalt nicht sehr entstellt und selbst auf das unmenschlichste mißhandelt wäre; allein dieser Roman, der beste von allen Romanen, hat so viel Interesse und Mannichfaltigkeit, daß Personen, die des Englischen nicht kundig sind, ihn immer auch in der platten, verstümmelten Uebersetzung von Laplace so lange mit Vergnügen lesen werden, bis dereinst eine bessere Feder Fielding rächen wird.

Laplace

Laplace, der, in Ermangelung anderer Talente, verschmitzt, geschmeidig und thätig, und überdieß ein Freund von Vergnügen und einer guten Tafel war, hatte sich, vorzüglich in dieser letztern Eigenschaft, mit Schriftstellern verbunden, die ohne eben vom ersten Range zu seyn, doch mehr oder weniger Verdienst und Ansehen hatten, so wie Piron, Duclos, Colle, Crebillon der jüngere und andere, die so wie er einen guten Tisch und das Leben an öffentlichen Orten liebten. Durch diese Verbindungen verschaffte er sich Zutritt bey dem Bruder der berühmten Pompadour, dem Marquis de Marigni, de Vandieres, de Menard, denn er führte wechselsweise den Nahmen von diesen drey Marquisaten. (Man weiß, daß sein eigentlicher Nahme Poisson war.) Laplace fand Gelegenheit, diesem Poisson und seiner Schwester einen kleinen Dienst zu leisten. (Er selbst erzählt diesen Umstand mit versetzten Nahmen in seinen Pièces intéressantes et peu connues) Der französische Gesandte hatte in Holland die ganze Auflage eines in englischer Sprache geschriebenen Lebens der Mad. de Pompadour aufgekauft. Man wünschte von sicherer Hand eine Uebersetzung davon zu haben. Der Marquis glaubte in Laplace den rechten Mann hierzu gefunden zu haben, den er längst als einen höfischen Schriftsteller und allzeit fertigen Lobsänger von allen, die Macht oder Ansehn hatten, kannte. Laplace übersetzte das Buch in vierzehn Tagen und kurz darauf (gegen 1762) erhielt er zur Belohnung das Privilegium des

Mercure

Mercure de France. Laplace behauptet, der Marquis habe sich selbst bey seiner Schwester ein Verdienst aus dieser Uebersetzung gemacht und ihr den wahren Urheber verschwiegen: ein Vorwurf, der von aller Wahrscheinlichkeit entblößt ist. Die Pompadour kannte die Unwissenheit ihres Bruders zu gut, als daß sie ihm eine Uebersetzung aus dem Englischen hätte zutrauen können; und was lag überhaupt an der Person des Uebersetzers? Laplace schrie indeß über die Undankbarkeit der Großen: er schien die Erwartung von wer weiß was für einem großen Glück darauf gebaut zu haben: und gleichwohl war das Privilegium des Merkurs noch ein allzugroßes Glück für ihn: denn, wie wir sogleich hören werden, konnte er selbst dieses nicht erhalten.

Dieses Privilegium war eine Concession der Regierung, eine Art von Lehngut, das unter der Bedingung verliehen ward, eine bestimmte Summe von Pensionen an Gelehrte, die man belohnen wollte, zu bezahlen. Je nachdem die Hände des Nutzniesers mehr oder weniger geschickt waren, trug es mehr oder weniger ein. Laplace war nicht sehr glücklich. Die Abonenten traten Haufenweise ab, und nach drey Jahren sah man sich genöthigt, ihm das Privilegium abzunehmen, weil die Pensionen nicht mehr ausgezahlt wurden. Die Pensionärs büßten sogar eine halbjährliche Einnahme ein, die ihnen nie ersetzt ward. Und wie behandelte der Hof einen Mann, dem er ein Gut, das gehörig zu verwalten er nicht die mittelmäßige Geschicklichkeit besaß, abzunehmen sich genöthigt sah?

sah? Er erhielt für den Abtritt einen Jahrgehalt von 5000 Franken, das heißt, ohne allen Vergleich mehr als die angesehensten Gelehrten, die er noch überdieß geplündert, bekommen hatten: denn die stärkste Pension war 2000 Franken. Er allein bekam für seine guten und treuen Dienste 5000, die er bis an seinen Tod genoß, und unter beständigen Klagen, daß man seine Arbeiten und seine litterarischen Verdienste nicht genug schätze. Seine Sammlung Pièces intéressantes etc. ist voller Geschichtchen, die auf ihn selbst Bezug haben, und wobey er oft genug mit eben so viel Selbstgefälligkeit als Wichtigkeit an die Zeit erinnert, wo er Inhaber des Mercure de France war: indeß hat er sich wie billig sehr gehütet, der Anekdote, wie er zu diesem Glück gekommen, und des Bonmots zu gedenken, mit dem man sich damahls trug que le Mercure étoit tombé sur la place.

Bey der Art, wie er die Bogen dieses Journals füllen zu dürfen glaubte, war es kein Wunder, daß es täglich mehr Leser verlor. Es bestand fast größtentheils aus schlechten Versen und Aufsätzen zum Lobe angesehener und vielgeltender Personen, die aber selten oder nie Lieblinge des bessern Theils der Nation waren. So füllte er drey bis vier Stücke mit den Details eines Festes das man dem Minister von St. Florentin, diesem höchst verächtlichen Menschen, auf einem seiner Güter gegeben hatte, und Laplace sprach in eben dem Tone davon, in dem ein anderer von den

Huldi-

Huldigungen, einem Titus oder Mark Aurel dargebracht, hätte sprechen können. Ein anderes Stück vom Merkur begann er mit einem Gedichte, zum Lobe Ludwigs XV. dessen erster Vers jedermann wegen der lächerlichen Zweydeutigkeit auffiel:

Quelle race, grand Dieu! que celle des Bourbons!

Wäre Laplace ein Spötter gewesen, so hätte man eine Ironie in diesem Verse finden können, allein der Mann war zu bekannt, und man erwartete von ihm nichts Arges. Auf seinen Takt kann man aus einer höchst possierlichen Verbesserung schließen, die er in einem Gedicht anbrachte, das man ihm für seinen Merkur eingeschickt hatte. Die Rede war von dem Gewinn einer Haushälterinn bey einem ledigen Menschen:

Le ſervice du lit lui rapporte encor plus.

Laplace suchte diesen Vers etwas anständiger zu machen: er nahm daher seine Zuflucht zum Gedankenstrich und ließ ihn so abdrucken:

Le Service du — lui rapporte encor plus.

Der Merkur war unter seiner Direction in der Gattung berühmt, was man le genre bête nennt. Damit nichts fehle, hatte man dem Laplace einen gewißen Lagarde, den man seiner guten Reputation wegen Lagarde-Bicêtre nannte, an die Seite gesetzt. Auch dieser war ein Begünstigter der Pompadour, die ihm den Artikel Theater hatte übertragen lassen. Diesen besorgte er auf eine so originale Art, daß einige lustige Leute sich zum

Scherz

Scherz Sammlungen von lagardischen Phrasen machten. Hier sind einige Beyspiele davon: „M. d' Auberval si justement célebre pour avoir perfectionné le *genre infernal* . . . Cette pièce est dramatique pour le théatre et pittoresque pour le tableau. Von der berühmten Sängerinn der Demoiselle Maure sagte er: Mechanisme incompréhensible, par lequel cette inimitabile actrice trouve dans le matériel même de son organe l'intelligence motrice de son jeu. Lagarde Bicetre hatte jährlich 2000 Franken, wofür er wöchentlich dergleichen Phrasen drechseln mußte. In der That war dieß nicht zu theuer bezahlt.

Wir übergehen die Romane von Laplace, die wenigstens eben so vergessen sind, als seine Schauspiele, es sey denn bey Leuten, die alle Romane gut finden, und es giebt solcher Leute. Erwähnung aber verdient der abentheuerliche Einfall, den er einst bekam, eine Sammlung aller in französischer Sprache vorhandenen Grabschriften in vier dicken Bänden herauszugeben. Vielleicht war dieß ein bloßer Vorwand einige hundert von seiner Mache an den Mann zu bringen. Das Lustigste bey der Sache war, daß viele von diesen Grabschriften lebenden Personen, besonders Freunden des Verfassers, gesetzt waren. Ein kleines Angebinde, das er ihnen bey ihrem Lebzeiten machte, und wovon er erwartete, daß es sich vielleicht nach ihrem Tod verinteressiren werde: eine ganz neue Art von Madrigal, das er erfunden hatte, die

Form

Form der Lobeserhebungen und Schmeicheleyen zu variiren! Er schien mit Bonifaz in der Komödie zu sagen:

Mourez quand vous vous voudrez et comptez là-dessus.

Man kann leicht denken, daß dieses Todtenregister wenig Leser fand; desto mehr bekamen ihrer die Pièces interessantes et peu connues: eine Compilation von anderer Art, womit er das Publikum auf eine sehr schlaue Weise hinter das Licht führte. Düclos hatte ihm eine Handschrift unter dem Titel Mémorial vermacht; eine Sammlung Anekdoten und merkwürdiger Züge, die er zu seinem Gebrauch zusammengetragen und die er als ein Mann von vielen Verbindungen und feinen Talenten eben so gut gewählt als vorgetragen hatte. Laplace, der alles zu benutzen wußte, ließ dieses Memorial drucken, das in wenig Tagen abgesetzt war. Nachdem er auf diese Weise das Publikum angekörnt hatte, gab er hurtig einen zweyten, in dem sich noch einige Stücke von Düclos fanden, die er absichtlich aufgespart hatte. Dieser zweyte Band verkaufte sich gleichfalls, so sehr er auch gegen den ersten abstach; und Laplace, der sehr richtig rechnete, daß die meisten Käufer der ersten Bände auch die folgenden würden haben wollen, ließ nach und nach noch sechs andere drucken, die er aus den Ana, Anekdotensammlungen, Vademecums u. d. g. zusammengeschrieben hatte. Doch compilirte er nicht blos; er benutzte diese Gelegenheit, auch seine poetische Brieftasche und sein

sein Anekdotenkrämchen auszuleeren: er giebt ungestraft seine Romanzen, Episteln, Madrigale, Inpromptus, und erzählt — in welchem Ton und in welchem Styl! alle Begebenheiten des Hrn. Laplace: alles, was er seinen Freunden beym Frühstück oder Mittagsessen gesagt, was seine Freunde ihm gesagt, was er für sie gethan rc. und alles das heißt Pièces intéressantes et peu connues! Und der Styl! Unbegreiflich fast ist es, daß ein Mann, der über ein halbes Jahrhundert eine Art von litterarischen Ruhm genossen, so schreiben, sich so ausdrücken konnte. Seine meisten Perioden sind so gebaut, daß verschiedene Glieder an nichts hängen, und daß es ohnmöglich ist, das Ende mit dem Anfang zu verbinden. Hier ist Ein Beyspiel aus tausenden. Die Rede ist von Briefen zweyer Franzosen, die vor dreyßig Jahren zum Lobe Marien Theresiens von Wien aus geschrieben worden: „L' editeur se fait un plaisir de leur surprise, lorsqu' ils verront, après trente ans, dans ce receuil ces mêmes lettres qu'un déménagement imprévu vient de lui faire retrouver dans un porte-feuille, dont il regrettoit la perte, et dont l'hommage si légitimement dû aux rares et respectables qualités de l'imperatrice-reine, ne lui permet pas de priver plus longtemps une nation telle que la françoise, c'est à dire, si bien faite pour en connoitre tout le prix, ainsi que pour lui en savoir le plus grand gré. Eine von den komischsten Stellen ist

folgende: Le testament politique du marechal de Bellisle *n'est plus que probablement pas de lui*. An einem andern Orte heißt es: „il laissa le Duc aussi effrayé que consterné d'une si vive leçon.“ Eben diese Stärke der Gedanken herrscht in seinen Versen.

Dût le crime en fremir, toute mon âme a droit
De rendre à la vertu l'hommage qu'on lui doit.

Dieses moralische Axiom schließt auf eine tiefsinnige Weise ein kleines didaktisches Gedicht. Ein geistreiches Frauenzimmer sagte von einer Freundinn, die oft Sentenzen dieser Art debitirte: Alles, was diese Dame sagt, ist sehr wahr. — Jedermann kennt den berühmten Gedanken von Pascal über die Unermeßlichkeit Gottes. C'est un cercle dont le centre est partout et la circonference nulle part. Laplace glaubte die Entdeckung gemacht zu haben, diese erhabene Idee sey aus einer Vorrede genommen, die Dem. de Gournay vor eine Ausgabe der Werke von Montaigne (1635) setzte. Erstlich irrt er sich in der Thatsache, indem er diesen berühmten Zug einem Frauenzimmer zuschrieb, die sehr wenig fähig war, ihn zu finden. (Er rührt ursprünglich von dem gelehrten Guillaume Duval, Prof. der Philosophie an der Universität Paris, her, und Dem. Gournay hat ihn aus einer oratio eucharistica genommen, die dieser Gelehrte seiner Ausgabe des Aristoteles (1629. fol.) angehängt hat. Seine Worte sind: Sphaera intelligibilis, cujus centrum ubique, circumferentia nullibi.) Doch das ist sein kleiner

fter

ster Fehler: unbegreiflich aber ist es, wie er den Gedanken Pascals so gänzlich verunstalten konnte, indem er ihn zu verbessern glaubte. Er machte daraus einen Zirkel, dont la circonférence est par-tout et le centre nulle part! — — —

Noch einige Nachrichten von dem französischen Dichter Cazotte. (Aus J. Peltier Dernier Tableau de Paris, T. II. p. 199 seq.)

Jakob Cazotte hatte sein 73stes Jahr zurückgelegt. Dijon war seine Geburtsstadt. Sein Vater, ein rechtschaffener Mann, war Greffier der Stände von Bourgogne. J. Cazotte hatte sich seinem Vaterlande im Dienste des Seewesens nützlich gemacht, und unter andern in den Kriegen vor 1778 die Stelle eines Commissaire ordonnateur aux Isles du vent mit Auszeichnung verwaltet. Er war ein treuer Freund, ein guter Vater, ein zärtlicher Gatte: nur wenig Personen besitzen einen so fröhlichen Charakter, einen so heiteren Geist und ein so gefühlvolles Herz. Ollivier, der verliebte Teufel, der Lord aus dem Stegreif *) werden der Nachwelt Beweise

*) Deutsch in den Moralisch-komischen Erzählungen, Mährchen und Abentheuern, übers. von G. Schaz. Leipzig, 1789 — 90. Vier Bändchen. 8.

seines Genies und besonders seiner glänzenden Einbildungskraft seyn. Seine weissen Haare und sein kahler Scheitel gaben ihm völlig das Ansehn eines Patriarchen. Er lebte in der Eingezogenheit zu Pierry in Champagne, im Schooß einer Familie, die er glücklich machte. Von seinen beyden Söhnen stand der eine bey der königlichen Garde, der andere war ausgewandert, und befand sich bey der Armee der Prinzen. Eine Tochter von zwanzig Jahren, ein Muster von Grazie und kindlicher Frömmigkeit, Elisabeth Cazotte, diente ihrem Vater in seiner Einsamkeit als Schreiber. Am 18. August umringte ein Detaschement der Nationalgendarmerie ihr Haus. Der Befehlshaber, Vigneux, ein Freund des alten Cazotte, trat zur Mittagszeit in sein Zimmer. Cazotte, der eben im Begriff war, sich zu Tische zu setzen, lud ihn ein, sein Gast zu seyn. Der unglückliche Offizier sank in Ohnmacht, als er ihm den Befehl, den er hatte, vorzeigte, sich seiner und seiner Tochter zu versichern, und sie in die Gefängniße von Epernay zu bringen. Cazotte und seine Tochter gehorchten, ohne daß sie nur den geringsten Grund dieses Verhafts errathen konnten. In Epernay erfuhren sie, daß man sie nach Paris schaffen werde. Der Präsident des Distrikts, voll Rache, daß Elisabeth Cazotte ihm kurz zuvor ihre Hand und ihr Herz versagt hatte, ließ sie auf einem Karren von Gefängniß zu Gefängniß schleppen. Der Offizier, der sie in Verhaft genommen, zitterte vor den Gefahren, in denen sein Freund sich befand: er ließ daher

Post-

Postpferde vor eine Chaise spannen, und nahm es auf sich, ihn und seine Tochter selbst nach Paris zu bringen. Diese Vorsicht rettete ihnen zu Chateau Tierry und zu Meaux, wo der zusammengelaufene Pöbel ihre Köpfe verlangte, das Leben. Bey ihrer Ankunft in Paris hatten sie gleiches Schicksal mit allen denen, die man damahls in Verhaft nahm. Sie wurden aus der Wohnung des Maire (Pethion) nach dem Comitee de Surveillance, von da nach den verschiedenen Comitees der Commune gebracht, mitten unter die Gefangenen gestoßen, die man stündlich einbrachte; hatten zu ihrer Ruhestätte nichts als das feuchte Pflaster eines unsaubern Saals, wurden erst nach 48 Stunden mitten unter Tumult und wildem Getöse verhört, und endlich in die Abtey geschickt. Einige Tage vor dem zweyten September war die Tochter für unschuldig erkannt worden, und hatte die Erlaubniß erhalten, aus dem Gefängniß zu gehn: das tugendhafte Mädchen aber, die ihren Vater nicht einen einzigen Tag verlassen hatte, konnte sich nicht entschließen, ihn allein und hülflos zu lassen. Sie erbat sich als eine Gnade und erhielt die Erlaubniß, im Gefängniß bey ihrem Vater zu bleiben. Die zärtliche Sorgfalt für die Erhaltung ihres Vaters ließ sie den Schrecken und Abscheu besiegen, und sie wußte auch den Marseillern, die sich von Zeit zu Zeit in das Innere des Gefängnißes schlichen, durch ihre reizende Figur, durch ihre reine Seele und ihre feurige Sprache Achtung und Interesse einzuflößen. Sie ließ sich von ihnen ihre Protection

tection für ihren alten Vater versprechen, den sie von einem schimpflichen Tode bedroht sah. Nach einem dreyßigstündigen Metzeln kam die Reihe gerichtet zu werden auch an ihn. Er hatte in seinen Briefen an de la Porte, Pethion so geschildert, wie er ihn sah. Schon war das Schwert über ihn gezückt. Zehn blutige Arme waren bereit, diesen ehrwürdigen Busen zu durchbohren. Hier schlingt sich die Tochter um den Hals des alten Vaters, bietet ihre Brust den Mördern dar und ruft: Vous n' arriverez à mon pere, qu'après m'avoir percè le coeur. Die gezückten Schwerter sinken. Die Marseiller erkennen in ihr die Person, der sie ihren Schutz zugesagt. Man hört eine Stimme Gnade! rufen, tausend Stimmen wiederholen ihr Wort. Die reizende Elisabeth, doppelt schön in ihrer glücklichen Verwirrung, umarmt die blutigen Mörder, und führt triumphirend ihren alten Vater in den Schooß seiner Familie zurück. Von der unwiderstehlichen Gewalt der Tugend hingerißen, drängen sich alle Zuschauer und selbst die Mörder um Vater und Tochter her: Nommez-nous vos ennemis, que nous vous en fassions justice rufen sie aus Einem Munde. Eh, puis-je en avoir, erwiedert lächelnd der Greis, je n'ai jamais fait de mal à personne. So ward dieser edle Mann durch den Muth und die Standhaftigkeit seines Kindes, aber leider nur auf kurze Zeit gerettet. Roland und Pethion ließen die bey dem Könige gefundenen Papiere drucken, und so

wurden

wurden auch die Briefe von Cazotte allgemein bekannt. Die Jacobiner murrten, daß man ihn verschont hatte. Seine Freunde glaubten ihn nicht sicher. Sie wollten ihn von der Hauptstadt entfernen; allein er wollte in seinen Jahren nicht das Schauspiel eines Flüchtlings geben, und erwartete sein Loos mit Fassung. Nach neun freyen Tagen, am 12. Sept. erschien ein Soldat vom Regiment Chateauvieux mit einem Befehl, unterzeichnet Panis und Sergent, und einer Ordre von Pethion. Dieser Soldat nöthigt Cazotte mit ihm in einen Wagen zu steigen und ihm nach der Municipalität zu folgen. Ohnerachtet des Verbots des Häschers begleitet ihn seine Tochter. Der Kutscher bringt sie nach dem Gefängniß der Conciergerie, wo der Vater hineingeführt, die Tochter aber mit schmählicher Ungeschliffenheit zurück gewiesen wird. Sie fliegt nach dem Gemeinderath, zum Minister des Innern: ihr Flehn, ihre Thränen verschaffen ihr die Vergünstigung, als Aufwärterinn bey ihrem Vater zu bleiben. Diese fromme Pflicht übt sie bis zum letzten Augenblick. Ihr Vater tröstete sie, empfahl ihr, ihre Mutter zu trösten, und ihn dem Andenken seiner Freunde zu empfehlen. Kein einziges bittres Wort, kein Vorwurf gegen seine barbarischen Verfolger kam aus seinem Munde. In dem langen Verhör, das seinem Todesurtheil vorausging, suchte er sich nicht zu entschuldigen: er erkannte die Schrift der Briefe für seine Hand an. Nie hatte er geglaubt, daß man von den Ergießungen des Herzens in den Schoos eines

Freundes Grund zu einer ernstlichen Anklage hernehmen könne. Da er die ungemeine Erbitterung seiner Richter bemerkte, so sagte er ganz ruhig zu seinem Vertheidiger: Vous avez là, Monsieur, une bien mauvaise cause. Nachdem die Fragen erschöpft waren, gestattete man ihm in Rücksicht seines hohen Alters noch drey Stunden. Er wendete sie dazu an, daß er so ruhig wie ein Kind in der Wiege schlief, so wie er auch schon den größten Theil der Zeit während des Blutbades in der Abtey mitten unter den Todesgefahren, die ihm drohten, gethan hatte. Zwey seiner Richter giengen vor dem Schlafenden vorüber, und man hörte aus ihrem Munde die Worte: Dors, dors, tu dormiras bientôt du sommeil de paix. Elisabeth Cazotte, aufgemuntert von verschiedenen Personen der Jury, die ihr sagten, das Gesetz sey gegen ihren Vater, vielleicht aber könne sie doch noch Gnade für ihn erhalten, hatte eben dieselben Marseiller holen lassen, denen sie am 2ten Sept. so viel verdankte; sie hatte eine Menge Weiber zusammengebracht, und alles, was in ihren Kräften stand, gethan. Ihr Herz war voll Hoffnung, als man sie, eben in dem Augenblick, wo man ihrem Vater sein Urtheil ankündigte, verhaften und in Verwahrung bringen ließ. Man kann sich ihre schreckliche Lage denken. Verzweifelnd schrie sie: De quel droit attentez vous a ma liberté? — mon dévoir m' appelle ailleurs, votre conduite est une trahison . . . Und nun mußte die Unglückliche noch die grausamen Scherze der Richter

Richter ihres Vaters anhören; sie sagten mit barbarischem, empörenden Spotte: sie könne den zweyten Theil zur Nina abgeben. Während dieß vorgieng, war Cazotte bey seinem Beichtvater. Er verlangte eine Feder und schrieb diese Worte: Ma femme, mes enfans, ne me pleurez pas, ne m' oubliez pas: mais souvenez vous surtoût de ne jamais offenser Dieu. Man schleppt ihn zum Schaffot, das er ruhig besteigt. Er selbst schneidet seine grauen Haare ab, und bittet seinen Beichtvater, sie seiner Tochter zuzustellen. Je meurs, sagte er laut und mit fester Stimme, comme j'ai vecu, fidele à Dieu et à mon Roi, und sein ehrwürdiges Haupt fiel unter dem tödtlichen Eisen. Der Vertheidiger des Vaters befreyte die Tochter aus dem Gefängniß, wo die Vorsicht der Barbaren sie inne hielt. Nachdem sie diesen schrecklichen Aufenthalt verlassen hatte, mußte sie acht Tage einen Zufluchtsort nach dem andern aufsuchen, und sich endlich vor den Mördern ihres Vaters stellen, um von ihnen verhaßte Complimente anzuhören, einen Paß und ein schriftliches Attestat ihrer Unschuld zu erhalten. Dieses edle Mädchen ist in Frankreich geblieben, wo sie den Kummer einer untröstlichen Mutter zu lindern hat, und sie erfüllt diese letzte Pflicht mit allem Eifer, den die Tugend einflößt.

V.

Vermischte Nachrichten.

Deutsche Litteratur.

Berlin und Stettin: Vermischte Gedichte und prosaische Schriften von Herrn Ludwig Heinrich von Nicolay. 1794. Fünfter Theil. 301. S. Sechster Theil. 142. S. 4. Wir bemerken mit Vergnügen den raschen Fortgang dieser neuen und splendiden Ausgabe der Werke eines unserer vortrefflichsten und schätzenswürdigsten, wenn gleich nicht nach Verdienst geschätzten und gelesenen Dichters. Der fünfte Theil enthält zuerst das zweyte Buch der neuen Fabeln und Erzählungen. So viel Werth einige Stücke davon haben, so stehn sie doch im Ganzen den ältern Versuchen des Dichters in diesen Gattungen weit nach; wir haben auch nicht Eine Fabel oder Erzählung gefunden, die neue oder hervorstechende Züge hätte, wie man sie dort so häufig findet. Sehr oft wird der Vortrag matt und weitschweifig. Man sieht, daß die große Leichtigkeit, alles in Vers und Reim zu bringen, Hrn. v. N. verleitet hat, sehr mittelmäßige, ja höchst fehlerhafte Sujets andern Dichtern nachzuerzählen. Manches Stück könnte dreymal kürzer, und würde dann gewiß um eben

so

o viel besser seyn. Wie drückend und ermüdend
ang ist z. B. die Erzählung Metra S. 53. So
glücklich einzelne Details derselben sind, von so
schwacher Wirkung ist das Ganze: alles ist so ge-
dehnt und ausgesponnen, daß schwerlich jemand zu
einer zweyten Lektüre versucht werden wird. Kaum
ein paar Stücke sind wahre äsopische Fabeln, und
erfüllen die wesentlichen Regeln dieser Gattung.
Gleich das erste, der Spiegel, ist eine bloße Alle-
gorie. Sie soll die Wirkung der Fabel zeigen,
die sie indeß unter einem zu einseitigen, ungünsti-
gen Gesichtspunkt darstellt. Die Fabel nutzt, wenn
gleich selten unmittelbar, doch gewiß oft mittelbar.
Ist sie auch zu schwach, schon zur Gewohnheit ge-
diehene Thorheiten und Fehler auszutilgen, so dient
sie doch den noch Gesunden zu einem moralischen
Präservatif. Einen räuberischen Tyrannen wird
die Fabel von dem Wolf und Lamm freylich nicht
bekehren, allein jedes noch nicht ganz verhärtete
Gemüth wird sicher durch sie mit einem lebhaften
Abscheu für Gewaltthätigkeit und Unrecht erfüllt,
und das ist doch gewiß schon ein großer Gewinn.
Wahre Liebe zur Tugend besteht nicht ohne Haß
und Verabscheuung des Lasters. — Andere
Stücke enthalten blos eine Sentenz oder Bemer-
kung unter einem Bilde, aber ohne Handlung;
noch andere sind versificirte naturhistorische Beob-
achtungen, aber keine Fabeln. So Nr. 14.

Ein

Ein weiser Forscher der Natur

(Nun folgt eine Beschreibung dieses Naturforschers in acht Versen, die durchaus müßig ist, und nicht den mindesten Einfluß auf das folgende hat.)

— — — — sah, wie mit der kleinen Heerde
Die Henne den nicht wohl verzäunten Hof verließ,
Und ihr des Feldes Furchen wieß.
Wie kakelte die Brut! wie pickte sie voll Freude!
Und wie enthaltsam stand die wache Mutter da!
Die bald die kleine Schaar, noch kaum bedeckt mit Seide,
Und bald mit schiefem Hals den Horizont besah.
Der Weise stand, bewundernd, ihr zur Seite,
Als plötzlich sie durch einen scharfen Schrey
Die Jungen rief. Sie purzelten herbey,
Und krochen unter sie. — Was war es, das sie scheute?
So sprach der Philosoph. Das Feld ist weit umher,
Der Himmel ist von Feinden leer.
Mit einem Glase waffnet er
Zuletzt das Auge. Nichts. Tief in der blauen Höhe
Schwimmt nur ein schwarzer Punkt, den ich undeutlich sehe.
Jetzt naht er sich. Er wächst. Sind dieß nicht Flügel? Ja!
Er stürzt herab. Der Falk ist da.
Wie scharf doch, ohne Glas, der Mutter Auge sah!

Die Moral fehlt bisweilen da, wo sie am nöthigsten gewesen wäre. 3. B. S. 29. Was soll diese Fabel lehren? Man sieht wohl überhaupt

wogegen

wogegen sie gerichtet seyn soll — denn Hr. v. N. ist, wie man von einem Dichter am Newa erwarten kann, ein warmer Vertheidiger der Knechtschaft und des Despotismus — allein man sieht doch schwer, was für ein besondrer, näher bestimmter Satz, als der, daß es überhaupt um Freyheit ein mühseliges und vergebliches Streben sey, durch sie versinnlicht werden soll? Eine der besten Fabeln scheint uns nachstehende:

Der Esel als Vezier.

Ein junger Löwe ward der Thiere Großsultan,
Und dachte nur auf Kuß, auf Gasterey und Jagen.
Sich der Geschäfte zu entschlagen,
Nahm er zum Großvezier zuerst den Tieger an.
Sogleich entstanden heft'ge Klagen
Ob seiner Härte. Wohl! so sey's der Elephant!
Der ist zu stolz. Der Bär! der drückt das arme Land
Mit Steuern. Kurz in sieben Tagen
Ward schon der siebente Vezier ernannt,
Und wider jeden schrie das Land.

Des ewigen Entsetzens müde,
Wird nun der Löwe toll und spricht:
So mags der Esel seyn! und hiemit Friede!
Denn ein für allemal, ich ändre weiter nicht.
Der Esel trägt des neuen Amtes Bürde
Als Esel; sieht vom Volk sich bald verlacht,
Sieht seinen nahen Fall, wenn er durch jede Würde
Im Staate sich nicht sichre Freunde macht.
Klienten, Schmeichlern, Anverwandten
Theilt er sie aus: er macht die Brüder zu Gesandten;

Der

Der Hase führt die Legion:
Den Maulwurf nimmt er zum Spion;
Der Affe prangt als Oberpriester;
Der Wolf ist sein Justizminister;
Der Fuchs regiert die Policey,
Das Murmelthier die Kanzeley.

Vertraue nie dem Thoren deine Rechte,
Denn Eine schlechte Wahl zeugt hundert schlechte.

Zerbin und Bella, in sechs Gesängen; der Zauberbecher; Anselm und Lilla; Richard und Melissa: sämtlich schon gedruckte romantische Gedichte, nach Ariost. Gudula, Romanze nach einer bekannten Legende. Rec. findet diese Romanze des Dichters in keiner Rücksicht würdig. Es ist ziemlich matte Reimerey, in der auch nicht Ein Zug den wahren Dichter verräth; dagegen hat sie manches triviale und platte, das keinem Mann von Genie und Geschmack, am wenigsten einem Dichter, der an einem Hofe (wär es auch gleich ein nur halb europäischer) lebt, zu verzeihen ist. 3. B. S. 282.

Im ängstlichen Kerker schmachten vereint
Die Nonnen der südlichen Reiche:
Und doch dringt oft durchs Gitter der Feind,
Stört mancher die zierliche Weiche u. s. w.

Sechster Theil. Morganens Grotte, in vier Büchern; nach Bojardo. Auch hier trifft man überall auf glückliche Verbesserungen und häufige Spuren der mit kluger Ueberlegung und wah-

rer

ter Meisterhand geführten Felle. Hier sind nur ein paar Beyspiele. Sonst hieß es im Eingang der Erzählung der Zauberbecher:

Ich hab' es schon gesagt, und sag' es jetzt aufs neue:
Ein Ehemann, den gegen seines Weibes Treue
Ein Kitzel falscher Ehre zu empfindlich macht,
Und der gequält durch eifersüchtigen Verdacht,
Forscht, grübelt, jeden Umstand, jeden Schritt ergründet,
Hat nichts, als seinen wohlverdienten Lohn,
Wenn er, was er gefürchtet, wirklich findet.

Zwar könnt' ich hier, wie andre schon
Vor mir gethan, mit langen tiefen Schlüßen
Beweisen: von der Brüderschaft Vulkans zu seyn,
Sey nichts, wenn wir es nicht, sey wenig, wenn wirs wißen u. s. w.

Dafür steht jetzt:

Ich hab' es oft gesagt, und sag es itzt aufs neue:
Ein Mann, den auf den Punkt der ehelichen Treue
Ein falscher Kitzel zu empfindlich macht,
Und der gefoltert vom Verdacht,
Forscht, grübelt, jeden Schritt des armen Weibs ergründet,
Hat nichts als den verdienten Lohn
Wenn er sie wirklich untreu findet.

Hier könnt' ich zwar, wie andre schon
Vor mir gethan, mit tiefen Schlüßen
Beweisen, von der Zunft Vulkans zu seyn
Sey nichts, wenn u. s. w.

In

In den ersten Zeilen des ersten Buchs von Morganens Grotte hieß es in der alten Ausgabe:

Ein Meer, geheimer Strudel wegen schwer berüchtigt,
Ist des Bojardo Lied. Zwar alter Worte Rost
Schliff Berni weg; doch blieb die Fabel ungezüchtigt;
Und aus Bescheidenheit allein, mein Ariost,
Hast du, den Helden singend, den Bojard erhebet,
Dem gröbern Stoffe deinen feinern angewebet.

Dieß ist jetzt folgender Gestalt verändert und verbessert:

Ein wild Gewässer, schwer berüchtigt,
Ist des Bojardo Lied. Zwar alter Worte Rost
Schliff Berni weg, doch blieb die Fabel ungezüchtigt,
Und aus Bescheidenheit hast du, mein Ariost,
Die seidnen Faden deiner Spule
Den zwirnen angeknüpft, auf dem verlaßnen Stuhle.

Im zweyten Buche desselben Gedichts hieß es sonst S. 170:

Auch liegt bestreuet mit zerrißnen Kähnen
Der Felsen Fuß, von bleichenden Gebeinen weiß.
Und dennoch wimmelt stets der Ufer weiter Kreis
Von Schwärmen, die sich nach der Insel sehnen.
Es locken sie zur Ueberfahrt
Die Hormen, eine Mißgeburtenart,
Die, zwischen Weib und Fisch und Vogel unbestimmet,
Bald Flügel von gezackter dünner Haut
Verbreitet, bald mit Gänsepfoten schwimmet.
Unzählbar, mannichfaltig, wundersam gebaut;

Ganz

Ganz Bauch die eine, mit unmäß'gem Kopfe
Die andre, die gehörnt, und die mit schlappem
Kropfe,
Großsprechend, launisch, unbesonnen, kühn,
Dumm und doch arg, geschäftig immerfort in Eile,
Zieht jede stets ein kleines Boot an einem Seile
Vom Eiland her, zum Eiland hin,
Erzählt und rühmet der erstaunten Menge
Morganens Reichthum und Freygebigkeit,
Wie sie mit Schätzen jeden Kommenden erfreut
u. s. w.

Dafür jetzt:

Auch liegt der Klippen Fuß mit den zerrißnen
Kähnen
Bestreut, von bleichenden Gebeinen weiß:
Und dennoch wimmelt stets der Ufer weiter Kreis
Von Schwärmern, die sich nach der Insel sehnen.
Es locken sie zur Ueberfahrt
Die Hormen, eine Mißgeburtenart,
Die Vogel, Weib und Fisch in sich verbinden,
Sich bald auf Flügeln von gezackter Haut
Erheben, in der Fluth sich tauchend, bald ver-
schwinden.
Unzählbar, wundersam gebaut:
Ganz Bauch die Eine, mit unmäß'gem Kopfe
Die Andre: die gehörnt, und die mit schlappem
Kropfe,
Großsprechend, launisch, unbesonnen, kühn,
Dumm, arg und eitel, stets in Eile,
Beschäftigt jede sich, ein Both an einem Seile
Bald von dem Eiland her, bald nach ihm hinzuziehn,
Und lobt Morganens Schatz der hoffnungsvollen
Menge u. s. w.

Leipzig: Kajus Valerius Katullus, in einem Auszuge lateinisch und deutsch. Von Karl Wilhelm Ramler. 1793. 392. S. 8. Aeußere und innere Einrichtung, so wie die ganze Manier der Behandlung, ist genau dieselbe, die Hr. P. Ramler bey seinem im Auszug verdeutschten Martial gebraucht hat. Von dem ganzen Ueberrest Katullischer Gedichte sind hier 78 Stücke, mit Ausnahme eines einzigen, in das Sylbenmaas des Originals übersetzt, und mit diesem zugleich abgedruckt. Leser von Geschmack werden schwerlich von dem ganzen Buche so viel Vergnügen erhalten, als ihnen vorlängst schon die meisterhafte, in ihrer Art einzige Uebersetzung des Lugete o Veneres von Hrn. Ramler gegeben hat: allein wenn diese Personen zugleich der Sprache des Originals kundig sind, so werden sie auch sehen und wissen, daß dieß nicht die Schuld unsers vortrefflichen Landsmanns sey. Katull hat kein einziges Gedicht, das jener allerliebsten Tändeley an Werth ganz gleich käme, und überhaupt nur äußerst wenige, die für uns wahrhaft interessant und anziehend seyn können. Unpartheylichkeit befiehlt uns indeß, nicht unerinnert zu lassen, daß manches Stück für einen deutschen Gaumen genießbarer werden konnte, wenn der Uebersetzer sich bald des lästigen Jochs der Nachahmung des Sylbenmaaßes der Urschrift entledigt, bald sich etwas mehr von derselben entfernt, wo es nöthig war, einen freyern Flug genommen, und überall mehr Sorgfalt auf Wohlklang und Versbau gewendet hätte, die nicht selten

selten beyde in einem hohen Grade vernachläßigt sind. Geübten und kritischen Lesern werden sich die Belege zu diesem Urtheil von selbst in dem Buche in Menge darbieten, den übrigen ersparen wir den Ueberdruß und die Langeweile, die ihnen eine Reihe einzelner, aus dem Zusammenhang gerissener Zeilen machen müßten: wir setzen dafür lieber ein paar kleine Gedichte her, die uns zu den bessern Katulls zu gehören, und auch im Deutschen am wenigsten von ihrem Geist und den Schönheiten der Diction verloren zu haben scheinen.

An sein Mädchen.

Laß uns leben, mein Mädchen, und uns lieben,
Und der mürrischen Alten Tadel auch nicht
Eines kupfernen Asses würdig achten.
Sieh, die Sonne geht unter und kehrt wieder;
Wir nur, geht uns das kurze Licht des Lebens
Unter, schlafen dort Eine lange Nacht durch.
Gieb mir tausend und hunderttausend Küsse;
Noch ein Tausend und noch ein hunderttausend:
Wieder tausend und wieder hunderttausend.
Sind viel Tausend geküßt, dann mischen wir sie
Durcheinander, daß keines die Zahl mehr wisse,
Daß kein Neider ein böses Stück uns spiele,
Wenn er weiß, daß der Küße so gar viel sind.

An die Halbinsel Sirmio.

O Sirmio, du Perlchen aller Halbinseln,
Und aller Inseln, die Neptun in Landseen
Und großen Meeren hegt! wie gern, wie frohlockend
Besuch ich dich! Noch kann ich kaum mir selbst
trauen,

Daß ich der Thyner und Bithyner Flur wirklich
Verlassen hab' und dich nun ungestört sehe.
Wie selig machen überstandne Drangsale:
Wenn man die Bürde ganz vom Herzen wegwälzet,
Von fremder Arbeit müde zu den Hausgöttern
Zurückkehrt, wieder im erwünschten Bett ausruht!
Und dieß ist auch für aller Arbeit Last alles!
O schönes Sirmio sey mir gegrüßt! freue
Dich deines Herren! Ihr, des regen Sees Wellen,
Seyd fröhlich! Scherze meines Hauses, lacht alle.

Von der Akme und dem Septimius.

Als Septimius Akmen, seine Liebe,
Auf dem Schooße hielt, rief er: Akme, lieb ich
Dich nicht sterblich, und fahre fort mit jedem
Jahre sterblicher, als man jemahls liebte,
Dich zu lieben: so wünsch' ich einsam irrend —
Sey's in Libyen, sey's am heißen Indus —
Dem gläräugigen Löwen zu begegnen.
Sprachs und Amor begab sich von der Rechten
Schnell zur Linken, und nießte seinen Beyfall.
Akme beugte das Haupt sanft um, mit jenem
Purpurmunde die trunknen Augen ihres
Holden Jünglings zu küssen, rief dann schmachtend:
O Septimchen, mein Leben! so laß ewig
Diesem einzigen Herrn uns dienen, als es
Wahr ist, daß mir ein ungleich stärkeres Feuer
In dem Innersten der Gebeine lodert.
Sprachs und Amor begab sich von der Rechten
Schnell zur Linken, und nieste seinen Beyfall.
Nach so glücklichen Zeichen lieben beyde,
Beyde werden geliebt. Ihrem armen
Liebeskranken Septim ist Akme theurer,
Als Brittinnen und Syrerinnen; Akmen

Der

Der Getreuen, ist ihr Septimchen alles,
Alle Freude des Lebens, alle Wollust.
Wer hat seliger jemals Menschen, wer hat
Einen himmlischern Liebesbund gesehen?

An den Kamerius.

Ich ersuche dich, wenn dirs nicht beschwerlich
Fällt, mich wissen zu lassen, wo du steckest.
Denn schon hab' ich dich auf dem Tiberfelde,
Dich im Cirkus, dich unter allen Büchern,
Dich im Tempel des großen Donnergottes,
Dich in Magnus Spatziergang aufgesuchet.
Alle Mädchen, die munter aussahn, hielt ich
An, und forderte dich von allen: gebt mir
Den Kamerius wieder, lose Mädchen!
Eine machte den Busen bloß und sagte:
Sieh, hier unter den Rosenknöspchen lauscht er. —
Nein, du Stolzer du, der du deine Freunde
So vermeidest, das halt ich auch mit Herkuls
Kräften nicht aus. — Wohlan entdeck' uns,
Wo du herbergst. Heraus damit! mir kannst du
Sonder Scheu dein Geheimniß anvertrauen.
Sage, hat ein Blondinchen dich bestricket?
Alle Früchte der Liebe gehn verloren,
Wenn die Zung' im verschloßnen Munde ruhet.
Venus liebt ja das Schwatzen von der Liebschaft.
Doch versiegle für wen du willst die Lippen,
Bin nur ich der Vertraute deiner Liebe.
Denn, Freund, lief' ich auch gleich dem Wächter Kretens,
Wäre hurtiger, als ein Ladas; trüge
Perseus Schwingen an meinen Sohlen; flöge
Mit dem Pegasus, oder mit des Rhesus
Weissem, schnellen Gespanne; nimm hiezu noch

Was an Füßen und Schultern Flügel führet,
Und verbinde damit den Lauf der Winde:
Doch verlör ich das Mark aus den Gebeinen,
Würd' aus Ohnmacht in Ohnmacht niedersinken,
Wenn ich länger dich aufzusuchen ginge.

Die Anmerkungen erläutern theils historisch, geographisch, mythologische Umstände: theils sind sie ästhetisch, geben Winke und machen auf versecktere Schönheiten aufmerksam. Andere enthalten Bemerkungen über Sylbenmaas, deutsche Sprache und vermischte Gegenstände. Einige Erklärungen und Vermuthungen sind Hrn. Ramler eigen.

Gotha: Nekrolog auf das Jahr 1792. Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Personen. Gesammlet von F. Schlichtegroll. Dritter Jahrgang, zweyter Band. 1794. 362. S. 8. So reichhaltig auch dieser Band des Nekrologs an interessanten Biographien ist, so enthält er doch zufällig nur wenig Nachrichten von Dichtern und Künstlern, das heißt, wenig, was auf den Gegenstand dieser Bibliothek Bezug hat, und hier in nähere Betrachtung gezogen werden kann. — In dem Artikel Knittel (in Wolfenbüttel) findet man ein vortreffliches lateinisches Gedicht eines Ungenannten abgedruckt, das bisher nur in Abschriften herumgegangen war. Es ist eine Parodie auf des verstorbenen Knittels Lobgedicht auf das preußische Religionsedickt. Hier ist zur Vergleichung der Schluß von beyden.

Knittel.

Knittel.

Talia qui sancit, caelo demittitur alto,
Et *pater* et *custos* (regum venerabile nomen
Aeternumque decus) *populorum* jure vocatur.
Nempe gerendarum rerum, sic Jova volebat,
Nervus relligio manet, aeternumque manebit.
Destruit incisus, turbatus destruit omnem,
Quam cupit et spectat res publica quaeque salutem.
Plaudite, Jo! Regi, populosque arasque tuenti!
Arma Borussa micant, micat et calet *ara Borussi*!

Der Ungenannte.

Iam bona religio, quae sit, nec judice Rege
Certatur, nec opus rege *jubente* fuit.
Est bona? digna Deo? veri et rationis amatrix?
Cur huic a sannis ludibriisque times?
Quique doces, verbum domini per saecla manere,
Regibus, edictis illud egere putas?
Sit *pater* et *custos* regum venerabile nomen;
Custodes pacis sint, *populique* patres;
Dummodo, ne populo: Iubeo vos credere! dicant;
Christus enim *suasit*, Rex tuus ista *jubet*.
Te laudatorem Christi doctrina recusat:
Suave tibi arma micant, te capit ara calens!!
Arma Borussa micant, micat et calet ara Borussa?
Dicere de Turcis te praeunte licet:
Arma Otomana micant, micat et calet ara Otomana,
In laudes *Lunae* laus abit ista *Crucis*.

Joh. Mich. Reinhold Lenz (starb zu Moskau in seinem 43sten Jahre.) Seine Schauspiele: der Hofmeister; der neue Mendoza ꝛc. ꝛc.

 noch

noch mehr aber die Freundschaft in der er in seiner Jugend mit nachher sehr berühmt gewordenen Dichtern stand, haben ihn bekannt gemacht. Seine Liebe zum Theater war Enthusiasmus. In der Mitte seiner Laufbahn hielt ihn eine Gemüthskrankheit auf, die seine Kraft lähmte, und den Flug seines Genies hemmte. Mit Verachtung, Mangel und Dürftigkeit kämpfend, verlor er doch nie das Gefühl seines Werthes. Er lebte von Almosen: doch nahm er nicht von jedem Wohlthaten an, und wurde beleidigt, wenn man ihm unaufgefordert Geld oder Unterstützung anbot. Er ward auf Unkosten eines großmüthigen rußischen Edelmanns, in dessen Haus er lange Zeit gelebt hatte, begraben. — Ernst Wilhelm Wolf, Herz. Weimarischer Kapellmeister, geb. im Gothaischen st. zu Weimar den 8. Dez. Seine ausgezeichnete Anlage zur Musik äußerte sich schon in seinem vierten Jahre, wo er in einer einzigen Stunde nicht allein die Noten kennen, sondern auch eine kleine Menuet auf dem Klavier spielen lernte. Im siebenten Jahre spielte er schon einen Choral ohne Fehler auf der Orgel. Das Jahr, wenn W. in weimarische Dienste trat, ist hier nicht angegeben: doch muß es vor 1770 geschehen seyn. W. war ein allgemein geschätzter Componist für die ernsthafte und feyerliche Gattung, für Kirchenmusiken, geistliche Lieder rc. Wäre er an Bachs Stelle nach Hamburg gekommen, so wäre er an seinem rechten Platze gewesen. In den neuern Operngeschmack konnte er sich nicht fügen, und als Wie-

lands

lands Alceste mit Schweizers Composition zum erstenmal in Weimar aufgeführt wurde, entspann sich zuerst ein Unmuth in ihm, der nachher immer zunahm. Die Herzoginn Amalia ließ den braven Künstler auch da nicht sinken, als man in Weimar anfing, seinen musikalischen Geschmack altmodisch zu finden. Sie nahm, hauptsächlich um ihn zu zerstreuen, selbst Klavierstunden bey ihm, und distingpirte ihn bey jeder Gelegenheit. Allein sein Mißvergnügen nahm zu, und das Mittel, das er dagegen ergriff, nehmlich Angewöhnung an stärke Getränke, schwächte sein Nervensystem immer mehr. Etwa vier Jahre vor seinem Tode bekam er ein geistliches Stück zu componiren, das ihm überaus viel Mühe verursachte, weil ihm der Text mißfiel: kaum war er damit fertig, so klagte er öfters Kopfweh, und bekam endlich einen Schlagfluß, der seine Sprachwerkzeuge lähmte, und ihn der Gedanken und des Bewußtseyns beraubte: doch erholte er sich so ziemlich wieder. Die Ursache seines Todes war ein böser Hals von der schlimmsten Art. Das angehängte vollständige Verzeichniß seiner Schriften und Compositionen wird manchem sehr willkommen seyn. — Zusätze und Berichtigungen zur Biographie E. v. Gemmingen (Nekrol. 1791. II. 131. N. Bibl. d. s. Wiß. 50. B. S. 263.) G. war noch in seinen männlichen Jahren fröhlich und lustig, wie ein Kind. „Wir verfolgten uns (erzählt der Regierungsrath Huber in dem Denkmal seines Freundes) in der Allee seines Hausgartens, um uns zu haschen. Ein-

 mal

mal überraschte uns der französische Gesandte Vibraie. Ha! rief er aus, die glücklichen Kinder! und ohne sich lange zu besinnen, warf er den Hut weg und sprang mit uns." — Die letzten seiner Gedichte schliefen im Manuscripte: kurz vor seinem Tode vertilgte er sie alle. Umsonst bat Hr. Huber um ihr Leben. Es waren Kinder trüber Stunden, ein zwistischer Nachlaß. Flecken in seinem Charakter waren Furcht, wo Muth nöthig war — das leichte Gehör, das Sykophanten von ihm erhielten, seine Nichtachtung des Bauerstandes und die gewaltige Vorliebe für das Jagdwesen, die ihn bey den Klagen und Thränen armer, leidender Brüder ungerührt ließ. Noch in den Jahren 1789 und 1790 sahe sich die Wirtembergische Landschaft genöthigt, die schädlichen Grundsätze zu bestreiten, die Gemmingen dem Herzog im Betreff des Jagdregals beygebracht hatte!!

Ohne Anzeige des Druckorts: Der Engelfall, ein komisches Gedicht in sieben Gesängen von K. B. W. H. K. 1793. LXII. 296 S. 8. In der Heimat des ungenannten Verfassers (die zuverläßig eine katholische Provinz Deutschlands ist) mag sein Witz vielleicht für vortreflich, so wie sein erklärter Haß gegen alle positiven Religionen, so wie seine plumpen Ausfälle und Schmähungen gegen die vornehmsten Religionsstifter, eine neue und wenigstens deshalb merkwürdige Erscheinung seyn: in den aufgeklärtern Gegenden unsers Vaterlandes wird er sicher nicht die mindeste Sensation erregen, höchstens wird man

man über seinen Witz die Achseln zucken, und wegen seiner pöbelhaften Lästerungen großer Menschen sein Buch mit Verachtung aus der Hand werfen. Ueber den armseligen Plan des Ganzen lohnt es nicht der Mühe nur ein Wort zu verlieren; um unser Urtheil jedoch nicht ganz ohne Beleg zu lassen, müßen wir wenigstens einige Proben seines Witzes und seiner Laune geben. Gleich zu Anfang des ersten Gesanges heißt es von Lucifer:

> Fortuna, das besondre Weib,
> Schien für sein Wohl portiret;
> Indem sie ihn aus Zeitvertreib
> Wie Essex promoviret;
> Allein er hatte mehr Geschick,
> Und kannte in der Politik
> Beynahe jeden Schleichweg.
>
> Und nach der Hand gelangs dem Schalk
> Sich ganz ans Bret zu schwingen,
> Denn er studierte, wie ein Falk,
> Seins Gleichen zu verbringen;
> Mit einem Wort; nach kurzer Zeit
> Ließ er selbst die Dreyeinigkeit
> Nach seiner Pfeife tanzen u. s. w.

Nachdem der Verfasser den Engelfall als Factum besungen hat, so schließt er mit einer seynsollenden Demonstration der Unmöglichkeit dieses Factums, die, wenn sie auch eben so gründlich und unwiderleglich wäre, als sie in der That davon das Gegentheil ist, dennoch hier ohne alle Beurtheilung angebracht seyn würde.

S. 195. Dieß alles glaubt nunmehr der Christ,
So wie den Fall der Engel,
Da man doch in der Bibel liest,
Gott schuf sie ohne Mängel.
Wo kam nun ihr Verbrechen her?
Und widerspricht dergleichen Lehr
Nicht ganz der Kraft zu denken?

Denn wer einmal im Himmel wohnt,
Lebt frey vom Zoll der Sünde;
Dort wird dem Schöpfer nur gefrohnt
Von seinem Hofgesinde.
Sonst wärs auch wirklich Spielerey,
Wenn Gottes Engel selbst nicht frey
Von Erdenlastern lebten.

Wie wärs erst mit dem Menschen, wenn
Ihn Gott gleich zur Belohnung
Für ausgeübte Tugenden
Hinnähm' in seine Wohnung?
Müßt' er nicht stets in Sorgen seyn,
Daß er, als selig, noch durch ein
Complott könnt' strafbar werden?

So schließt ein Mann, der fähig ist,
Das Wahrheitslicht zu fassen;
Kein Schuking, Vedan, Talmuds-List,
Kein Dogma von Grimassen
Drängt ihn aus dem Verstandeskreis.
Er sieht, was schwarz ist oder weiß
Durch seine Seelenoptik — — —

Und dieses unternahm ich nur
Aus Lust zur edlen Wahrheit,
Und ihrer Frau Mama Natur,
Vor deren Licht und Klarheit

Gekünstelte Erfindungen
Gemeiniglich so gut bestehn,
Wie Butter an der Sonne u. s. w.

In den erklärenden Anmerkungen und der Einleitung treibt der Verfasser großen Prunk mit seiner Belesenheit und Citaten aller Art. Den Ton, in dem er hier spricht, und welche Unbefangenheit von einem angeblichen Wahrheitsforscher zu erwarten sey, der sich so ausdrücken kann, mögen die Leser aus folgenden Phrasen beurtheilen, die wir so, wie sie uns in die Hände fallen, abschreiben: „der Bettelprinz Abraham — der Mörder Moses — der Dreckfresser Ezechiel — der Betrüger, der Phantast J. C. — die drey Galgenschwengel Richelieu, Porto Carrero und Alberoni — der . . . Doch diese Proben sind mehr als hinreichend, zu zeigen, unter was für eine Klasse von Dichtern, Philosophen, Gelehrten und Menschen überhaupt der Ungenannte gehöre. Von ihm kann es nicht befremden, daß er den famösen Cranz (S. 256) „einen der größten Satyriker unserer Zeit" nannte. Ja, einer von den Großen, unter die auch der Verf. gehört!

Nürnberg: Charlotta Sophia Sidonia Seidelinn, geb. Langinn, hinterlassene Schriften. 1793. 368. S. 8. Voran steht ein kurzes Leben der Verf. woraus der Artikel in Schmids Nekrolog verbessert und vermehrt werden kann. Die Verstorbene war geb. zu Burg im Magdeburgischen 1743. wo ihr Vater D. der Arzneyg. und

und Physikus, ein Sohn des Hallischen Theologen Joachim Lange und ein Bruder des Dichters Lange war. Sie verlor ihre Eltern früh, und hatte viel von einer Stiefmutter zu leiden. Diese Unfälle ihrer Jugendjahre ließen in ihrem Gemüth einen Hang zur Melancholie zurück, der sich nie wieder verlor. Durch ihren Vater, einen Dichterfreund, ward sie bald in das Studium derselben eingeweiht. Sie las früh Milton und Young, welcher letztere besondern Eindruck auf sie machte; doch ist es nicht gegründet, wenn Hr. S. versichert, ihre ersten Versuche in der Dichtkunst wären in Youngs Manier gewesen. Diese bestanden vielmehr in kleinen satyrischen Liedern oder Arten von Sinngedichten, die sie auf einige Personen verfertigte, die ihren Unwillen aufs äußerste gereizt hatten. Ihr Schicksal ward unendlich verbessert, als ihr Oheim, der Dichter Lange, sie zu sich nahm. Bey ihm ward sie mit der Poesie noch vertrauter, und ihre Neigung zu derselben wuchs. Die poetischen Freunde desselben wurden auch die ihrigen. Durch einen derselben ward sie dem Pf. Seidel, damahls Pfarrer zu Ezelwangen im Sulzbachischen, bekannt, und trat dann in einen Briefwechsel mit ihm, der die Folge hatte, daß sich beyde verlobten, ohne je einander gesehn zu haben. Sie heurathete 1773, lebte in einer ungemein glücklichen Ehe und starb 1778 im Kindbett. Einige ihrer Gedichte stehen in dem Taschenbuche für Dichter und Dichterfreunde 1775 und 1776, dem Leipziger Musenalmanach 1778 u. s. w. Die

Heraus-

Herausgabe dieser Sammlung ward durch mancherley Zufälle, unter andern durch den Tod des Gatten der Verf. der sie selbst zu besorgen gedachte, verzögert. Sie enthält 1) Gedichte. Sanfte, fromme Empfindungen, eine sehr wohlklingende Versification zeichnen sie aus: aber nur wenig eigentliche Poesie herrscht in ihnen. Rec. fand blos Ein wirklich schönes Lied, (S. 97) das ihn, den ersten Vers der letzten Strophe ausgenommen, untadelhaft dünkt:

An die Staaren
auf dem Ahornbaum vor dem Fenster meiner Wohnstube.

Hab ich den geliebten Ton vernommen?
Oder war es nur ein Frühlingstraum?
Gute Thierchen, glücklich angekommen
Auf dem wohlbekannten Ahornbaum?

Kein Gedanke an ein Mißgeschicke,
Keine Ahndung; zum gewohnten Flug
Sind euch einer Sonne heitre Blicke,
Ist ein lindes Lüftchen euch genug.

Ha! ihr wißt nicht, was Vernunft verwirren
Und ein weiches Herz empören kann;
Wißt nicht, daß das Zutraun oftmals irren,
Und ein Zufall alles ändern kann!

Oder wißt ihr? Nein von Zweig zu Zweigen
Folgt euch Hüpfenden die frohe Lust,
Und von Zukunft herrscht ein ruhig Schweigen
In der sorgenfreyen, kleinen Brust.

Wenn ich, wie ein Gott allwissend, stehe,
Sturm, der bald aus Aeols Höhle bricht
Und euch schrecken wird, von ferne sehe,
So beneidet diesen Vorzug nicht!

2) Vermischte Aufsätze; moralischen Inhalts, Sittengemälde u. s. w. 3) Briefe. Dem grössern Theil nach freylich nur den persönlichen Bekannten der Verf. interessant: doch enthalten sie auch manches, was für jedermann lesenswerth ist, besonders einige sehr treffende Urtheile über neue Schriften. Z. B. die Vf. schickt einem Freunde Sophiens Reisen zurück, und schreibt ihm darüber: „Das Buch ist im Ganzen sehr schätzbar; „aber wann werden wir einmal einen Schriftsteller haben, der gar nicht thut, als wenn die großen oder kleinen Richterstühle in der Welt wären? und wann einen Schriftsteller, der keinen „anpackt, der jeden seinen Weg gehen, reiten, „fahren, stolpern oder schlendern läßt, und den seinigen unbekümmert fortwandelt? Ich beschwöre Sie, sobald Sie auch nur ein Stückchen von „einem solchen erblicken, mir um des Antheils „willen, den ich daran nehme, es wissen zu lassen *). „Der Einzige, von dem man es mit Recht durchaus sagen kann ist Klopstock. (Seit den Grammatischen Gesprächen leider auch nicht mehr.) „—— Mit

*) Der Freund hätte ihr die Romane von Wezel: Herrmann und Ulrike, Peter Marks, die wilde Betty, Wilhelmine Arend, nennen können.

„— — Mit dem Verf. bin ich in vielen Fällen
„herzlich unzufrieden, und zwar unzufriedner in
„der zweyten, als in der ersten Auflage. Er hat
„Sophien versorgt, wie jede ungescheute Mutter
„versorgt, wenn sie ihr nichts als einen Mann
„giebt, und das ist, mit seiner Erlaubniß, sehr
„unhöflich gegen das ganze weibliche Publikum ge-
„handelt.“ — — So über Julius von Ta-
rent, Tristram Shandy („ich habe darin geblättert.
„Vielleicht ist es Sünde und Schande, daß ich
„nur das that — aber u. s. w. — Mir ist
„die Laune darin angenehm; selbst die Stellen,
„die mir — mit einem Worte, mißfallen, sind
„mir nicht sowohl ihres Inhalts wegen zuwider;
„sondern weil man sich so rechte Zeit dazu nimmt,
„sie zu sagen. Wenn einem im lustigen Muthe
„ein freyer Scherz entwischt, das will ich niemand
„aufmutzen: wenn sich aber einer hinsetzt, sich
„recht ausdehnt, sein Gesicht dazu zerrt, so mags
„meinethalben der berühmteste Mann auf Gottes
„Erdboden seyn, ich habe nichts mit ihm zu schaf-
„fen“) über Halladat, Kants Träume eines
Geistersehers, Göthes Stella u. s. w.

Berlin: Taschenbuch für Freunde edler Grundsätze. 1792. 160 S. 12. Abhandlungen über Gegenstände der Popularphilosophie, moralische Aufsätze, Sentenzen, Erzählungen, Gedichte (auch lateinische) vermischten Inhalts, meistens epigrammatischer Art — alles fast von gleichem Unwerth. Den Poesien fehlt es nicht nur durchaus ganz an poetischem Geist, sondern

mitunter selbst an einem vernünftigen Sinn: z. B.

Die gerechte Klage.

Hans Heßlich klagt, daß seine bösen Streiche,
Womit er doch nie was erreiche,
Der Leidende nur Schwachheit hieß,
Wobey man ihn so ganz verkannte;
Ihn nicht vielmehr ganz anders prieß,
Ihm derbe Prügel geben ließ,
Und einen groben Flegel nannte.

Berlin: Todtenfeyer Gustavs III. von Hagemeister. 1792. 8. S. 4. Dieses kleine Gedicht ist seines Gegenstandes nicht unwürdig, und hat einige in der That schöne Stellen,

O hört es Nationen fern und nah! — —
Ihr, welche noch die Schmach der Knechtschaft drückt,
Und ihr, die neubelebt ihr Genius
Zum Sonnenziel der Bürgergleichheit führt,
Vernehmt des Schicksals ernsten Richterspruch:
Durch Meuchelmord gedeiht die Freyheit nicht,
Und an dem Busen einer Furie
Wird sie, die Himmlische, nicht groß gesäugt.
Sie flieht die Felder, die mit Fürstenblut
Belastet sind, und ihre Flamme brennt
Nicht auf entheiligten Altären, wo
Des Mordes wilde Fackel loderte.
Ihr sanftes Auge bebt entseelt zurück
Vor des Banditen Stahl, und ihre Hand
Sie heilt des Bürgerkrieges Narben nicht u. s. w.

nur

Nur muthet Hr. H. seinen Lesern etwas zu viel zu, wenn sie ihm glauben sollen, das letzte Ziel von Gustavs Bemühungen sey gewesen, nicht seine eigne Gewalt zu erweitern, sondern die Rechte der niedern Stände seiner Nation zu wahren:

— ihr guten Bürger Schwedens — —
Für Euch ist er geschlachtet — Euer Recht
Rief ihn, den Edlen, in den langen Kampf.
Euch zu erlösen vom Satrapenjoch,
Euch loszuwinden aus dem bunten Netz
Der tausendjährigen Kabale, von
Der künftigen Dienstbarkeit euch zu befreyn,
Starb Euer König diesen Martertod!

Ohne Anzeige des Druckorts: Gedichte oder Beschäftigungen sorgenfreyer Stunden von D. B. Henning. 1792. 187. S. 8. Aus der Zueignung an die Leser ersieht man nicht allein, daß Hr. H. ein Schlesier ist, und in Schweidnitz lebt, sondern auch, daß er sich in dem großen Irrthum befindet, „die Höhen des Pindus „erstiegen zu haben." Wenn er noch nichts Besseres gedichtet hat, als was er hier zum Besten giebt, so hat er sich zuverläßig noch um nichts über den Fuß des Musenbergs erhoben. Das erste Gedicht an Schweidnitz hebt mit den Worten an:

Knie an der hohen Gottheit Stufen,
Du Königsveste hin —

Eine knieende Festung! — Der Unterschied zwischen poetischen und unpoetischen Wörtern scheint

Hrn. H. nicht bekannt worden zu seyn. In einem kleinen Gedicht an den König von Preußen kommen folgende drey Zeilen vor:

> Ja, Sire, du kömmst, welch freudiges Schrecken —
> Dir, Sire, dem unser Blut wallet und fließt —
> O, Sire, mein Lied u. s. w.

In einer Bewillkommnung der ersten Frühlingsblumen sagt der Verf.

> Euch lockt der Schöpfung erster Wiederhall;

aber man erfährt nicht, was er darunter versteht. Wahrscheinlich haben die Leser nie von blumigten Kräutern gehört, noch weniger haben sie geglaubt, daß man Kräuter — pflücke, am allerwenigsten aber, daß dieß von Vögeln geschehe. Gut, so können sie es hier in einem Frühlingsliede des Hrn. H. sehen:

> Blumigte Kräuter pflücket das Gefieder,
> Wolligte Heerden freun der Flur sich wieder,
> Lastbare Thiere hüpfen auf der Weide,
> Schnauben voll Freude u. s. w.

Stuttgardt: Poetische Blumenlese fürs Jahr 1793, herausgegeben von Gotthold Friedrich Stäudlin. 174. S. 8. Neben einer großen Anzahl höchst mittelmäßiger, geschmackloser und schlechter Verse (wir haben: Zur Menschheit aufgegorenen Staub, einen Todtengräberspaden, an dem Staub der Vorwelt voll Maden klebte, einen Geist, der Träume warm

warm umschlingt (wenn die Träume noch den Geist umschlängen) ein furchtbar stilles Tosen u. s. w. gefunden) enthält diese Blumenlese einige artige Stücke von C. (wahrscheinlich Conz), eine Anzahl Epigrammen von Haug, unter denen einige gute, doch keines ganz vortreflich ist (In die Aufforderung an Weisser S. 19. stimmt auch Rec. ein). In den Gedichten von Hölderlin ist Phantasie und Harmonie, aber viel abentheuerliche Stellen und ächter Bombast. An Aline von Reinhardt, eine niedliche Kleinigkeit. Stäudlin, keiner seiner Beyträge ist ohne Werth. Das Lied an Gallien hat schöne Strophen: (Nach dem 10. August 1792.)

Der Freyheit armen Jünger würgt der reiche
Und lacht bey seinem Wimmern kalten Hohn!
Und dort zerfleischt auf seines Vaters Leiche
Ein Rasender den frommen Sohn!

Durch Unsinn schänden die erkohrnen Sprecher
Im Volksfenat des Volkes Majestät:
Wer hier nicht schwärmt ist allen ein Verbrecher!
Ein feiges Weib, wer Klugheit räth!

Es schleicht umher im hohen Tribunale
Die bleiche Furcht, der lauernde Verdacht:
Nur Tugend sieht der Richter, wo Kabale,
Und Frevel, wo die Unschuld wacht.

O wehe, Gallien, statt Tod und Kette
Ist Amnestie des frechen Bluthunds Lohn!
Nur frechen Undank ärntet dein Fayette,
Die Lorbeern Cromwell-Pethion.

Ha nicht genug, daß dir mit wildem Grimme
Die Hyder, Bürgerkrieg, Zermalmung dräut —
Krieg mit dem Feind! ruft eine Schwärmerstimme,
Und — fertig steht dein Volk zum Streit u. s. w.

S. 162. nennt Hr. St. Schillern Germaniens Liebling,

in dem es mit Mutterentzücken
Shakspear und Hume zugleich keimen und reifen
sich sah' —

ungerechnet, daß das zugleich keimen und reifen in dieser Verbindung baarer Nonsens ist, so ist auch das Lob selbst so über alle Grenzen getrieben, daß nur die ärgsten Enthusiasten dieses Schriftstellers eine solche Hyperbel erträglich finden können. — Von W. eine drollige Romanze: Orpheus. Ungemein treffend ist der Spott der launigen Episode: „die mit einem sterblich verliebten, über „das tödtliche Ableiben seiner tugendbegabten Ehe„gattinn herzlich betrübten und daher nach Paris „in Frankreich entwichenen deutschen Komödien„schreiber sich zugetragene erbärmliche Geschichte" Orpheus suchte, wie bekannt, seine Gattinn im Schattenreich auf:

Er kam geschwind an Ort und Stelle:
Ein Jesuit zeigt ihm genau
Den nächsten Weg: er fand die Hölle,
Und ergo — seine liebe Frau.

Als jüngst Hanns Mors, das Ungeheuer,
Herrn Kotzebue sein Weib entriß,
Da wagt' auch der dieß Abentheuer,
Doch kam er nur bis nach Paris.

Hier rastete der Lebensfatte;
Doch fiel zur rechten Zeit ihm bey,
Daß er nicht blos gebeugter Gatte,
Daß er zugleich auch Autor sey.

Drum mahlt' er Friederikens Ende
Und seinen Schmerz dem Publikum,
Und stöhnt' und schluchzt' und rang die Hände
Für — Kummers Honorarium.

Der mehrte durch die Druckerpresse
Die Wittberthränen sich zum Heil,
Und bot zu Leipzig auf der Messe
Die seltne neue Waare feil.

Der Dichter kehrt zu Orpheus zurück, und erzählt den unglücklichen Erfolg seines Unternehmens. Er schließt mit folgenden Betrachtungen:

Er (Orpheus) ging davon mit wildem Toben,
Und netzte schluchzend manches Tuch;
Doch schrieb er, was wir billig loben,
Von seiner Höllenfahrt kein Buch. —

Manch Weibchen stirbt in unsern Tagen;
Allein kein Orpheus zeigt sich mehr:
Das rührt, ihr Schönen laßt's euch sagen,
Von euerm frommen Wandel her.

Habt ihr euch dieser Welt empfohlen,
So geht ihr straks zum Himmel ein:
Und euch von da herabzuholen,
Wer könnte wohl so grausam seyn?

Berlin und Leipzig: Ovids Werke von der Liebe. Nach Blumauer travestirt, von Professor C. W. F. Schaber. Drey Bänd-

 chen.

chen. 1794. 8. Der Verf. dieses travestirten Ovid ist der berüchtigte Abentheurer, der sich so manches Jahr in Deutschland herumgetrieben, und nun wohl bald alle möglichen Rollen versucht haben wird. Hier tritt er in zwey neuen Gestalten zugleich auf, als Professor und als Dichter. Von wem er das Amt oder den Titel eines Professors erhalten, können wir nicht sagen; daß er aber die Bestallung zum Dichter nicht von Apoll und den Musen erhalten hat, davon enthält dieser Versuch den unumstößlichsten Beweiß. Der Charakter des Menschen ist ganz der Charakter seiner — man verzeihe uns der Kürze wegen das Wort! — seiner Poesie. Zum Glück hat es Hr. S. dem Recens. möglich gemacht, den Beweiß davon führen zu können, ohne daß er nöthig hätte, viel Zeit und Papier zu verschwenden. Er darf das Buch nur auf gerathewohl aufschlagen und ein paar Strophen abschreiben.

Treibt das Schiff stürmisch her und hin,
Und fällt erst dem Matrosen,
Der immer ist so frech und kühn,
O' Courage in die Hosen,
Wenn der erst fängt zu beten an,
Du lieber Gott, wie würde man
So gern im Drecke patschen. — — —

— — — —

Dann spielt' ich an der Schnürbrust Rand
Dann glitt' ich durch die Falte
Des weissen zarten Florgewand
Bis zu des Busens Spalte!

Dann

Dann wagte ich mit schönster Art
Noch weiter abwärts meine Fahrt
Bis ins Privet der Liebe! — —

— — — —

Wenn du bey einem Mädchen bist
Alleine, einsam, heiter,
Und hast sie tüchtig abgeküßt —
Und kommst nicht auch gleich weiter,
So denk, daß du ein Esel bist,
Und gar nicht werth, daß du geküßt,
Du unsers Herrgotts Rindvieh — — —

Wien, Berlin und Leipzig: Virgils Aeneis travestirt von Blumauer, ausgeführt von Prof. Schaber. Vierter und letzter Band. 1794. 116. S. 8. Auf der Titelvignette sieht man zwey Knaben, die auf Steckenpferden reiten, mit der höchlich unverschämten Unterschrift: Virtus aequat. Zwar bekennt Rec. frey, daß die travestirte Aeneide von Blumauer in seinen Augen den hohen Werth bey weitem nicht hat, den man ihr hier und da in Deutschland, besonders in den südlichen Provinzen, wo der gute Geschmack noch etwas fern von der Reife ist, beylegt, und daß er in Michaelis wenigen Strophen mehr ächten Witz und Laune zu finden glaubt, als in Hrn. Bl. drey ganzen Bänden — allein daß ein Schaber sich Blumauern gleich stellen will, das findet er unerträglich, und im höchsten Grad unverschämt, wenn gleich vollkommen im Charakter des Mannes. „Mein travestirter Ovid war fertig, aber meine „Laune (Kitzel) zu travestiren noch nicht befrie-

 „digt.“

„digt." Schlimm genug, und das mußte denn der arme Virgil ganz unschuldig, Hr. Blumauer aber nicht so, sondern zur Strafe für seine zahlreichen frostigen und platten Spaße entgelten. Da Hr. S. von einem Steckenpferd, das ihm behagt, wie er sich ausdrückt: „verteufelt ungern herab-„steigt, und zufälligerweise in einem öffentlichen „Blatte die Anfrage las: ob Hr. B. das letzte „schon bezahlte Bändchen der Aeneide nicht bald „liefern werde? so war sein Entschluß gefaßt — „das schöne Werk zu schließen: ich mag, ich kann, „also zur Sache! — Schrieb ich gerade nicht, „wie Hr. B. (dem ich unter den lyrischen Dich-„tern unserer Tage selbst gerne den Vorzug ein-„räume) — —

Midas, le roi *Midas* a des oreilles d'âne — —

„so dank ich Gott, daß ich doch schreiben konnte als „der Carl Schaber, den die A13. in Mainz erschieß-„en ließ." Ob Hr. S. sehr Ursache hat, Gott dafür zu danken, lassen wir dahin gestellt seyn: allein daß er wirklich wie Carl Schaber geschrieben, ist außer allem Zweifel. Wie Carl Schaber aber in Versen schreibe, haben wir so eben gesehen, und wir schenken unsern Lesern alle weitern Proben.

Frankfurt und Leipzig: Herkules travestirt in sechs Büchern von Blumauer. 1794. 165. S. 8. Der unverzeihliche Mißbrauch, den Verleger oder Verfasser auf dem Titel dieser Broschüre mit Hrn. Blumauers Nahmen treiben, ist eine elende litterarische Beutelschneide-rey.

rey. In der Vorrede sagt der ungenannte Verf. selbst, dieß sey sein erster Versuch — dem leider noch ein zweyter Theil folgen soll. Das Löschpapier, die stumpfen Lettern, die klägliche Vignette sind hier sehr wahrhafte Verkündiger des innern Gehalts dieser in burlesken Versen und höchst platten Witz erzählten Abentheuer des Herkules. Nach der Erlegung der Schlangen in der Wiege läßt der Verf.

in einem Luftballon
Ihn weiter praktizieren.
Und recta zu der Juno Thron
Im Himmel transportieren.
Da reichte sie ihm ihre Brust,
Das Kindlein sog nach Herzenslust
Auf einen Zug zween Eimer.

Ach, schrie die Götterköniginn,
Was ist das für ein Lümmel!
Meynt er, daß ich ein Bierfaß bin? —
Und warf ihn aus dem Himmel.
Da wurde nun, wie es geschieht,
Wenn man im Trunk zu heftig zieht,
Ein Eimer Milch verschüttet — — —

S. 164. In Amors Rauchfang dorrte schon
Alzidens Muth zusammen,
Der Waden litt Reduction,
Und seine Kräfte schwammen
Im Meer der Liebe keck daher u. s. w.

Sein Denken war nur Omphale,
Nur Omphale sein Sprechen,

Er schluchzte und empfindelte
Als hätt' er Seitenstechen,
Tief stack im innersten Gekrös
Des Herzens Amor, wie der Speck
In einem guten Knödel . . .

Allerliebst!

Stutgart: Verwandelte ovidische Verwandlungen. Ad modum Blumaueri. Mit Anmerkungen. Neuntes bis zwölftes Buch. 1794. 336. S. Auch dieser Ungenannte fährt rüstig fort, den guten Ovid nach Blumauers Art zu verkleiden, und üppigen Witz, schöne poetische Sprache und lebhafte Darstellung in gedehnte, wäßrige Scherze, in prosaische Reime und matte Erzählung zu verwandeln. Unter zehn Strophen findet sich wohl immer eine leidliche und unter funfzigen eine gute: dieß ist freylich wenig genug, indeß muß es doch den Lesern genügen, die dem Vf. bis jetzt treu geblieben und ihn durch ihre Unterstützung in den Stand gesetzt haben, seine Einfälle nicht allein schriftlich, sondern auch im Druck zu Papier zu bringen.

Französische Litteratur.

Ferdinand et Constance, roman sentimental; par Mr. *Rhynvis Feith*, suivi de quelques autres morceaux du même auteur; le tout traduit du hollandois. Paris 1793. 8. Das sonst so fruchtbare Gebiete der französischen

schen schönen Litteratur liegt jetzt fast ganz öde und verwüstet. Die besten Köpfe der Nation sind fast ohne Ausnahme von dem unseligen politischen Schwindel ergriffen worden: viele von ihnen haben ihr Leben unter dem Schwerte der herrschenden Parthey aufgeben müßen, andere sind durch ihre eigne Hand gefallen, und die wenigen, die noch, wenn gleich nicht in Freyheit, doch wenigstens außer dem Kerker leben, beobachten ein tiefes und trauriges Stillschweigen. Unter solchen Umständen können die Nachrichten von den neuèsten poetischen Erscheinungen nicht anders als dürftig und mager ausfallen, und man sieht sich gezwungen, bey Produkten zu verweilen, die man sonst unter der Menge besserer kaum eines Blicks gewürdigt hätte. Der Verf. des hier angezeigten Romans ist ein bekannter holländischer Dichter, der um die Poesie seines Vaterlandes ausgemachte Verdienste besitzt: dieser Ferdinand aber ist doch nicht mehr, als eine ziemlich verunglückte Nachahmung der Leiden Werthers. Ferdinand, der Geliebte von Constantia, und im Begriff sie zu heurathen, schöpft Verdacht gegen ihre Treue. Eine Reihe von Umständen, die sehr künstlich und sehr gezwungen zusammengepreßt sind, lassen ihm keinen Zweifel an seinem Unglück. Sogleich ist sein Entschluß gefaßt; statt sich mit seiner Verlobten zu verständigen, entflieht er in eine ländliche Einsamkeit, nachdem er seiner Ungetreuen geschrieben, daß er von ihrer Schuld überzeugt sey und sie nie wiedersehen werde. Indeß entdeckt sich die Wahrheit bald;

Ferdi-

Ferdinand erkennt Constantiens Unschuld, und bittet in einem Brief um Verzeihung. Diese hatte aber so eben gehört, daß er im Begriff sey, einer jungen Person, Nahmens Cecilie, die Tochter eines Geistlichen, bey dem er die Zeit her gelebt, seine Hand zu geben. Cecilie ist freylich unsterblich in ihn verliebt, allein nicht Liebe, nur Mitleid mit ihrem traurigen Zustand, der sie um Gesundheit und Leben zu bringen drohte, hatte ihn zu jenem Schritt vermocht. Cecilie aber, die Ferdinands Leidenschaft kennt, bleibt unerschütterlich bey ihrer Weigerung, dieses großmüthige Erbieten anzunehmen. Dieß letztere aber weiß Constantia nicht, sie sieht in Ferdinands Briefe nichts als Spott und Hohn. Indeß erfährt sie kurz darauf Ceciliens Tod, und alles, was zwischen ihr und Ferdinand vorgefallen. Sie hört, daß seine unwandelbare Treue das Gespräch der ganzen Gegend ist, gleichwohl wird sie noch nicht erweicht. Sie schickt einen zuverläßigen Menschen ab, der insgeheim alle Schritte Ferdinands beobachten muß. Er findet Mittel, alles zu sehen und zu hören, und alles, was er sieht und hört, beweißt, daß Ferdinand nur für Constantia athmet, daß er nur sie anbetet, daß er auf Ceciliens Grabe, wo er alle Nächte in Thränen zubringt, nur ihren Nahmen seufzet, und daß sein Schmerz seinen Körper so angegriffen hat, daß sein ganzes Aussehn den nahen Tod verkündigt. Noch fügt sich Constantia nicht. Sie will mit ihren eignen Augen sehn, und richtet es so künstlich ein, daß sie ihrem Geliebten auf einem seiner nächtlichen

lichen Spaziergänge beym Mondschein folgt. Im Gesträuch verborgen hört sie die zärtlichen Klagen des treuen Ferdinand bey dem Grabe der unglücklichen Cecilie. Nach seinem Sterbemonolog (den sie bis zum letzten Worte aushört) greift er nach einer Pistole, die er neben sich hingelegt hatte, er spannt den Hahn, und in dem Augenblick, wo er losdrücken will, springt Constantia hervor, und kömmt eben noch zeitig genug, seine Hand zurückzuhalten, und den Mord zu verhüten. In der That eine glückliche Auflösung! Eine Secunde später, und alle Rettung war umsonst. Jeder Mensch von gesundem, richtigen Gefühl muß dieß eine falsche Natur nennen. Was soll man von diesem Mädchen denken, die so empfindsam, so liebevoll, so edel, so großmüthig, kurz wie ein Engel geschildert wird, und die gleichwohl eine so grausame und empörende Gefühllosigkeit zeigt, die einen so gut ausgebüßten Fehler nicht verzeihen will, die sich gegen die unwidersprechlichsten Beweise verhärtet, die ruhig die Züge des Todes und der Verzweiflung auf dem Gesichte dessen, den sie liebt, sehen kann, und die, statt sich voll Zärtlichkeit wie eine Geliebte in seine Arme zu stürzen, gleich eine Gottheit in der Oper, eben recht kömmt, den tödtlichen Streich aufzuhalten? Ce sont des faussetés et non des fictions, sagt Voltaire, und dieß paßt hier vollkommen. Eben so fehlerhaft ist der Styl dieser Composition. Der Ton ist beständig gespannt; eine Ausrufung, eine Anrede drängt die andre. Unnatürliche und übertrie-

bene Bilder und Ideen, fromme Stoßgebete, moralische Betrachtungen, einförmige Beschreibungen machen eine seltsame Mischung, die, verbunden mit einem kalten Feuer und einem ungeheuern Aufwand von Worten, nichts als wirkliche Armuth und das eitle Bestreben verräth, die Einbildungskraft zu erwärmen, da man sein Unvermögen fühlt, das Herz zu erschüttern.

Virginie, tragédie en 5 actes et en vers, — — reprise sur le théatre de la République le 9 mai 1792 par M. *Labarpe*, de l'acad. franç. Paris 1793. 8. Dichter und Schriftsteller aller Art, die jetzt in Frankreich nicht ganz schweigen, oder für ihre Ideen, ja für ein einziges Wort nicht den Tod zum Lohne haben wollen, müßen sich mit knechtischer Geschmeidigkeit nach der herrschenden Meynung des Tages und der eben tyrannisirenden Parthey richten. Ausgepfiffen zu werden war das Schlimmste, was sonst ein Autor, der etwas dem Publikum mißfälliges vorbrachte, dort zu fürchten hatte — jetzt ist es die Schärfe der Guillotine. Die neuesten Theaterstücke sind daher nicht nur mit der ängstlichsten Sorgfalt mehr nach den Erfordernißen politischer Rücksicht als den eigenthümlichen Regeln der Kunst gearbeitet, sondern selbst ältere Stücke müßen darnach umgewandelt werden, wenn sie der Ehre, auf einem republikanischen Theater zu erscheinen, würdig geachtet werden sollen. Eine solche Umschaffung nahm daher auch Laharpe mit seiner Virginie vor, und stutzte sie durch ein paar politische Scenen und

eine

eine Menge republikanischer Waidsprüche für das momentane Bedürfniß der Bühne zu: indeß muß es ihm doch nicht gelungen seyn, sich auf die rechte Höhe der Grundsätze zu erheben und darauf zu erhalten, denn zu Anfange dieses Jahres ward er als ein Verdächtiger eingezogen, und nur erst vor kurzem durch seinen Freund Tallien, nach dem Sturze von Robespierre, wieder aus dem Gefängniße, ohne Urtheil, befreyt. Den Geist seiner Aenderungen und Zusätze zur Virginie können die Leser aus folgenden Tiraden beurtheilen:

La liberté, sans doute, est souvent turbulente:
C'est en la defendant qu'on peut la maintenir.
Un sujet a tout fait quand il sait obéir;
Il suffit d'être vil pour savoir être esclave;
Le citoyen doit être et vigilant et brave.
Tout s'achete, en un mot, et le plus précieux,
Le plus cher des présens que nous ont fait les dieux,
La liberté, toujours aux peuples enviée,
Pourroit de quelques soins paroître trop payée!
Il faudra des tyrans en croire les discours!
Qui ne les connoit pas? ils appellent toujours
Du nom d'ordre et de paix l'autorité sans borne,
Le dévouement muet, la servitude morne,
Et décorent ainsi des titres les plus beaux
Le silence des morts et la paix des tombeaux.
Cette paix cependant peut les tromper eux-mêmes:
Tranquilles et du haut de leurs grandeurs suprêmes,
Croyant éterniser un stupide sommeil,
Ils ne pressentent pas le moment du réveil.
Ce reveil c'est la foudre — — — — —

Der Anfang folgender Stelle ist an sich wahr und schön, nur enthält sie gerade das Verdammungsurtheil und die Weissagung des endlichen Schicksals derer, für die der Dichter hier deklamiren läßt:

La force n'est qu'un droit qu'aux yeux de l'insensé,
Qui ne se souvient pas qu'en suivant sa maxime,
On peut du même droit le rendre la victime.
La force! et qui t' a dit que tu l'aurois toujours?
Que dis-je? est-elle à toi? compte tous les secours
Qui fondent un moment cette force empruntée:
C'est pour un autre emploi qu'elle te fut pretée;
Ce sont les bras d'autrui qui te font tout-puissant;
Tu diriges d'un mot leur glaive obéissant;
A leur devoir encore ils pensent satisfaire;
Mais qu'ils ouvrent les yeux, qu'un moment les éclaire,
Et l'oppresseur si fier va voir au même instant
Sa solitude affreuse ou plutòt son néant.
Ce maitre imperieux n'est plus qu'un vil coupable;
Il invoquoit la force et la force l'accable;
D'autant plus malheureux, quand son regne est passé,
Que sur son propre sort lui même a prononcé,
Que rien en sa faveur ne peut se faire entendre,
Et qu' à la pitie même il ne peut plus prétendre.
La vengeance publique insulte à son trépas,
Et mourant dans la fange, on ne le plaindra pas — —

(Ein Gemälde wie nach dem Leben. Mit ächt prophetischem Geiste schilderte der Dichter, ohne es selbst zu ahnden und zu verstehen, was er

er sagte, das Schicksal der Brissot, Pethion, Orleans, Danton, Robespierre, und anderer Helden der Gewalt.)

„Voilà ce qu'est la force; apprends qu'il n'en est qu'une
A l'abri des revers: la volonté commune.
C'est elle qui peut tout sous le saint nom de loi,
Qui fait les magistrats, qui legitime un roi.
Son principe est sacré: c'est la justice même,
Qu' au fond de tous les coeurs grava l'être suprême.
Elle unit les mortels tous égaux à ses yeux:
L'erreur fit les tyrans, et la loi vint des cieux.
etc. — —

Oeuvres de *Lucien* traduites du grec, avec des remarques historiques et critiques sur le texte de cet auteur et la collation de six manuscrits de la bibliotheque ci-devant royale. Paris chez Bastien, 6 voll. 8. Lucians Werke sind schon mehr als einmal in das Französische übersetzt worden. Die bekannteste Uebersetzung aus dem vorigen Jahrhunderte ist die von Ablancourt, und aus dem jetzigen die vom Abbee Massieu. Ablancourt, dessen größtes Verdienst darin bestand, zu einer Zeit, wo man noch äußerst incorrect schrieb, ziemlich richtig zu schreiben, war ein äußerst untreuer Uebersetzer. Massieu hielt sich viel näher an das Original: allein da er, aus Mangel hinlänglicher Kenntniß des Griechischen, zu oft der lateinischen Uebersetzung folgte,

so konnte es nicht fehlen, daß er eine Menge Fehler machen mußte. Der neue Uebersetzer, dessen Arbeit wir hier anzeigen, konnte dieser schlechten Nothhülfe entbehren. Seine Uebersetzung und die damit verbundenen erläuternden und kritischen Noten zeigen seine genaue Bekanntschaft mit der griechischen Sprache und der alten Litteratur überhaupt. Nur scheint er die Liebe zu den gelehrten Sprachen so weit getrieben zu haben, daß er seine eigene darüber ein wenig vernachläßigte. Man stößt nicht selten auf nachläßige und fehlerhafte Perioden, auf kleine Mißgriffe in der Wahl der Worte, und bisweilen etwas Neologie. Er treibt die Genauigkeit so weit, daß er selbst die angeführten Stellen griechischer Dichter in Verse überträgt: dieß ist allerdings lobenswerth, selbst wenn die Verse nicht eben meisterhaft sind. Allein, wenn man in einer Sprache versificiren will, so muß man wenigstens die Regeln der Versification kennen, und keine falschen Reime und Hiate machen: z. B.

Son souffle empoisonné *infecte* tous les lieux.

Ein Kunstrichter im Mercure françois entwirft bey Gelegenheit der Anzeige dieser Uebersetzung eine Charakteristik Lucians, die uns einer Uebersetzung und Aufnahme in diese Bibliothek nicht unwerth scheint. Hier ist das Wesentliche derselben:

— — — „Wir finden in den zahlreichen Werken Lucians viel Witz, viel Feinheit und satyrische Laune: nur herrscht in den Gegenständen, in den Ideen und Scherzen eine große Einförmigkeit.

keit. Lucian wiederholt sich oft. Er bleibt immer bey Einer Form, der dialogischen, und in diesen Dialogen treten immer dieselben Arten von Wesen, Götter und Sophisten, auf. Diese sind das beständige Ziel seiner Satyren, die nur durch die Titel von einander verschieden sind. Die Kühnheit, mit welcher er die heidnische Religion lächerlich machte, beweißt die Toleranz der römischen Regierung in Religionssachen. Zuverläßig würde Lucian damahls nicht so viel ungestraft gewagt haben, als das abergläubische Athen noch in seiner vollen Macht war, und Sokrates, Perikles, Alcibiades rc. wegen ihrer Meynungen gestraft wurden, die gleichwohl unendlich bescheidner und gemäßigter waren, als die Schriften Lucians."

„„Seltsam genug haben mehrere Schriftsteller diesen Lacher von Profession, diesen unbarmherzigen Verfolger aller Arten menschlichen Aberglaubens, für einen Christen ausgegeben, und in diesem vorgeblichen Christenthum die Quelle der unzählichen Spöttereyen finden wollen, mit denen er die heidnischen Gottheiten verfolgt. Auch wenn der Philopatris, ein Dialog, worin er sich über alle Geheimniße der christlichen Religion lustig macht, nicht von ihm wäre, (wie man, aber ohne alle triftige Gründe, behauptet) so braucht man doch nur auf den allgemeinen Geist, der in allen seinen Schriften herrscht, Acht zu haben, und man wird leicht bemerken, daß, wenn er sich zu irgend einer Lehre neigt, dieß ohnstreitig das System Epikurs ist. Diese Philosophie ist die einzige, die er absichtlich

 und

und mit Ernst in Schutz nimmt, die einzige, von welcher er nie übel spricht. Man darf nur seinen verwirrten Jupiter und seinen tragischen Jupiter lesen, und man wird sich aus der Art, wie er seine beyden begünstigten Sprecher Menipp und Damis reden läßt, aus den Gründen, die er ihnen in den Mund legt, und dem Umstand, daß sie endlich den Sieg davon tragen, bald überzeugen, daß diese die wahren Dollmetscher seiner Gesinnungen sind. Diese aber verwerfen das Daseyn der Götter geradezu, und nehmen nur eine ewige und nothwendige Ordnung der Dinge an.""

""Indeß Lucian mit Recht sich gegen die Sophisten erhob, die auf die Philosophen der schönen Tage Griechenlands gefolgt waren, und sie mit Spott und Hohn verfolgte, unterschied er jene ächten Weise sehr sorgfältig von ihren unwürdigen Nachfolgern, oder richtiger, ihren lächerlichen Affen. Er betheuert oft seine Achtung für Plato, Aristoteles, Chrysipp, Epikur: ja er verfertigte ein eignes Stück unter dem Titel die Wiederauferstandnen, worin er sie als Schüler der wahren Philosophie schildert, die er personificirt auftreten läßt, die Betrüger, die unter ihrem Nahmen die ausschweifendsten Possen und die verderblichsten Grundsätze vorbrachten, desto leichter zu verwirren und zu Schanden zu machen. Indeß darf man nicht glauben, daß er selbst diese großen Männer, die er zu ehren behauptet, immer schont, und sich keine muthwilligen Ausfälle auf sie erlaube. Dieß hieße von einem witzigen Kopf und Spötter

von Profession zu viel fordern. Auch wird wohl niemand läugnen, daß sie, ihrer wahren Verdienste ohnerachtet, doch der Satyre und selbst einer gerechten Satyre manche Blöße gaben: überdieß ist es kein Verbrechen, sich bisweilen selbst auf Kosten von Personen, die man übrigens schätzt, ein wenig lustig zu machen. Das Süjet, der Ton des Werks, das Apropos, und das Ziel und Maas rechtfertigen bisweilen Pläsanterien dieser Art. Allein Lucian geht bis zur Inconsequenz und verwickelt sich in grobe Widersprüche. Dieß ist einer der gegründetesten Vorwürfe, die man ihm machen kann. Er sorgt im Erguß seiner satyrischen Ader nicht dafür, mit sich selbst übereinstimmend zu bleiben. So verfolgt er z. B. überall die Cyniker als unverschämte Kläffer und elende Schmarotzer: dieß waren sie auch wirklich: und dennoch wählte er den Cyniker Diogenes, der sich sicher an Rohheit, Unverschämtheit und Plumpheit von keinem übertreffen ließ, zu einem Helden seiner Todtengespräche. Diesen Diogenes schildert er nun immer, selbst nach dem Urtheil der Götter der Unterwelt, als das Orakel der Moral und Tugend — des Sokrates hingegen erwähnt er fast nie, ohne etwas Böses von ihm zu sagen. Diese beyden Männer hätte er billig eine ganz verschiedene Rolle spielen lassen sollen.""

""In den Wiederauferstandenen erhält Aristoteles Lobsprüche und Huldigung; in einem andern Dialog hingegen zwischen Alexander und Diogenes macht Lucian eine häßliche Schilderung von

Aristoteles. Wenn man den Versicherungen glauben will, die hier seinem eignen Schüler in den Mund gelegt werden, so war er ein niedriger Schmeichler, ein habsüchtiger Mensch, ein Gauner voller Ränke: allein keines von den Zeugnissen, die uns über diesen Philosophen zugekommen sind, beschuldigt ihn dieser Laster, oder giebt auch nur einen Wink, daß Alexander ihm je solche Vorwürfe gemacht habe.""

""Es ist nur Eine Stimme über die ruhige Standhaftigkeit des Sokrates in dem Augenblick, wo er den Schierling trank. Plato machte gegen Augenzeugen das Gemälde dieses in der That bewundernswürdigen Todes, der keine Spur von Schwachheit oder Prunk zeigte. Gleichwohl versichert Lucian in seinen Todtengesprächen durch den Mund Menipps: Sokrates sey nur ein falscher Philosoph, ein Marktschreyer gewesen, der blos die Zuschauer zu hintergehn gesucht und eine Verachtung des Todes nur affektirt habe, indeß er ihn in der That gefürchtet. Cerberus behauptet, um ihn in den Orkus zu bringen, habe er sich gezwungen gesehn, ihn bey den Füßen herabzuziehn. Dieß ist in der That weder feiner noch witziger Scherz, sondern platte Verläumdung. Ueberhaupt ergiebt sich aus Lucians Werken, entweder, daß er selbst für die wahre Philosophie nicht die Achtung hatte, die er zur Schau trug; daß er im Grund des Herzens eifersüchtig auf den Ruhm war, den die grossen Srifter derselben nach sich gelassen hatten, und ihn gern unter sein satyrisches Talent herabgewürdigt hätte;

hätte; oder daß die Verworfenheit und die Laster der Sophisten seiner Zeit, die in der That die nichtswürdigsten unter allen Sterblichen waren, seine Galle so gereizt hatten, daß er unmöglich gegen irgend jemand, der den Nahmen Philosoph geführt, gerecht seyn konnte, sondern über alle gleiches Gericht ergehen ließ.""

"""Diese Inconsequenz in seinen Urtheilen bemerkt man auch bisweilen in den Gesinnungen und Reden, die er seinen sprechenden Personen leiht. Lucian beobachtet nicht immer Wahrheit und Wahrscheinlichkeit in den Rollen, die er seine Personen spielen läßt. "Zugeschlagen! zugeschlagen! überhäuft diesen abscheulichen Menschen mit einem "Hagel von Steinen! Verfolgt ihn mit Erdklößen, mit Austerschalen! Regalirt den Bösewicht mit einer Tracht Stockschläge! seht euch "vor, daß er nicht entwischt! Auf, Plato, schlage zu, und auch du, Chrysipp; kommt, laßt uns "alle auf einmal ihm zu Leibe gehn u. s. w." Und wer führt diese Sprache? Wird man es rathen? Sokrates, der wahrhafte Sokrates, der zu den wirklichen Philosophen spricht, die mit ihm im Gefolge der Philosophie aus der Unterwelt auf die Erde zurückkommen, die Sophisten nach Verdienst zu züchtigen. Gegen Lucian reizt Sokrates mit den angeführten Worten seine Mitbrüder an! allein nie hat dieser Weise für einen gewaltthätigen, brutalen Mann gegolten, und Lucian selbst, der ihn nicht schont, wirft ihm sonst nirgend etwas ähnliches vor. Sokrates galt stets für den sanftesten

und gemäßigsten aller Sterblichen, ob er gleich, seinem eignen Geständniß nach, von Natur einen Hang zum Jähzorn besaß. Wo ist hier die Beobachtung des Schicklichen, des Wahrscheinlichen?""

""Neben der Einförmigkeit des Tons und der Gegenstände, die man bey der Lektüre der Lucianischen Dialogen empfindet, bemerkt man zugleich eine auffallende Ungleichheit. Einige scheinen ohne allen Zweck zu seyn, sind unbestimmt und unbedeutend; andern fehlt es mehr oder weniger an Salz und Geist: mehrere sind sogar sehr unschmackhaft und schaal: allein der größere Theil ist voll Laune, Witz und Vernunft, ohnerachtet manche Anspielung und die Spitze manches Einfalls nothwendig für uns verloren seyn muß."" — —

— — "Lucian hat etwas von dem, was die Engländer Humor nennen, etwas von der Manier ihres Swift, den man in mehr als Einer Rücksicht den englischen Lucian nennen kann. In seinem Mährchen von der Tonne macht er sich eben so auf Kosten der verschiedenen Religionen seiner Zeit lustig, wie der Spötter von Samosata auf Kosten der seinigen. Von ihm hat Swift offenbar die Idee und den Plan zu seinen Reisen Gullivers entlehnt. Man lese die wahrhafte Geschichte, einen der geistreichsten Aufsätze von Lucian, von einer sehr bisarren und lustigen Art des Wunderbaren, und man wird sehen, daß hier das Vorbild von der Reise des Cyrano in den Mond, von den Reisen Gullivers und Mikromegas sich befindet. Dieses letzte reizende Stück, das mit

den

den lustigsten Dichtungen ernsthafte und gründliche Wahrheiten verknüpft, ist den Arbeiten von Lucian und Swift eben so überlegen, als diese es der Arbeit des Cyrano sind. — — Aus dem Esel, einem andern sehr artigen Roman von Lucian, von derselben Gattung des Wunderbaren, schöpfte Apulejus seinen goldnen Esel, der zwar von Seiten des Styls sowohl als von Seiten der Erfindung weit unter seinem Vorbild blieb, aber doch nicht ohne Werth ist. Es ist ein Beweiß, daß Lucian eine nicht gemeine Einbildungskraft besaß, da ihm Erfindungen glückten, die selbst wieder andere geschätzte Copieen hervorbrachten u. s. w.""

Abdélazis et *Zuleima*, tragédie en cinq actes et en vers, representée au théatre de la république. Paris, chez Maradan 1793. 8. Eine abentheuerliche, verwickelte, mehr für die Komödie als das Trauerspiel geeignete Intrigue, Charaktere ohne Natur und Wahrheit, Situationen, die weder gehörig eingeleitet, noch an sich wahrscheinlich sind. Gesinnungen, die mit den Charakteren und Situationen streiten, eine Sprache der Leidenschaften, wie man sie nicht in der Natur, sondern nur in schlechten — Schauspielen antrifft — und trotz dem hat dieses Stück bey seiner Erscheinung auf dem Theater einigen Beyfall gefunden. Dieß ist in der That so sehr nicht zu verwundern. Wie unzählich viel ähnliche Produkte werden einen Augenblick beklatscht und dann für ewig vergessen! Noch begreiflicher wird dieß in der gegenwärtigen Lage der Dinge, wo die

Nach-

Nachsicht und Gelindigkeit gegen Werke des Geistes allgemein worden ist, wo die Aufmerksamkeit des Publikums auf andere Gegenstände gerichtet ist, und folglich litterarische Gegenstände, Sachen der bloßen Unterhaltung viel sanfter behandelt werden. Die Versification dieses Stücks ist noch unter dem mittelmäßigen. Sie ist was man ein Cento nennt, ein Schülerstyl, der aus einer Menge zusammengestoppelter Halbverse besteht, die größtentheils ungeschickt genug zusammengesetzt sind. Flickwörter, vage, unbestimmte Ausdrücke, unverträgliche Bilder, Mißverhältniß zwischen Ton und Gedanken, Declamation oder Prosaismen, dieß sind die herrschenden Fehler dieser Composition, deren Verfasser, indem er nicht den Styl seiner Ideen haben konnte, da es ihm gänzlich an Ideen fehlte, sich auf gut Glück einen Styl aus alle dem, was sein Gedächtniß ihm lieferte, zusammen setzte. Gleich die ersten Blätter liefern Belege zu diesem Urtheil in Menge:

Ferdinand, qu'un revers rend toujours dangereux . .

Der Verfasser wollte sagen: Ferdinand ist dann immer am fürchterlichsten, wenn er überwunden worden — Hat er es aber gesagt?

Sans la prudence enfin, la victoire imparfaite
Souvent trompe la gloire et se change en défaite.

Ein gemeiner Gedanke, sehr schlecht ausgedrückt! Was ist das für ein Ding, ein Sieg, der den Ruhm betrügt? Verba et voces!

Don Sebastian vaincu . . . .
Prouve que des chrétiens la valeur *indiscréte*,
A chez les Musulmans trouvé plus d'un eceuil . . .

Der

Der Sinn forderte imprudente, der Reim setzte indiscrete.

Trop fier *pour lui* de voir un nouveau monde *éclore*
Ferdinand — —

Un nouveau monde qui *éclot* ist sehr lächerlich, und eben so sehr ist es die Stellung der Worte *pour lui*. Ein Kind sieht, daß es heißen müßte: Trop fier de voir pour lui etc..

Le Miroir magique, comédie en un acte, en vers et melée de vaudevilles, représentée pour la première fois à Paris sur le théatre du vaudeville 1792, par M. *Laus de Boissy*. Paris chez Cailleau 1793. 8. Die ursprünglichen Verfasser dieses kleinen niedlichen Stücks waren der berühmte Lesage und seine Freunde Fuzelier und Dorneval. Im Jahr 1720 kam es zuerst auf das Theater. Die Veränderungen, die es in dieser neuen Gestalt erhalten hat, sind wahre Verbesserungen. Alle Schnörkel, wie Robin turelure, lon lanla, liron lirette, sarlababo etc. sind hinweggestrichen. Die Rolle des Vezir Mobarek ist hinweggefallen, an die Stelle seiner Tochter Rezia ist die Rolle der Zelie gekommen. Hr. Boissy hat die Auflösung, die sonst sehr frostig und unbedeutend war, geändert, der König der Genien erscheint bey ihm nur in der vorletzten Scene; den prosaischen Theil des Dialogs hat er versificirt u. s. w. Das Süjet dieser kleinen Operette ist einfach und doch anziehend. Favorit, General der Armeen des Mogols, öffnet die Scene mit

Pierrot,

Pierrot, seinem Flügeladjutanten. Er ist des Junggesellenstandes überdrüßig.

> Je vais languir dans le répos,
> En terminant ainsi la guerre;
> Car le plus vaillant des héros
> Après la paix n'a rien à faire:
> Pour adoucir ce triste sort,
> Il faut bien que je me marie;
> Je suis las de donner la mort,
> Travaillons à donner la vie.

Parmi tous les objets qui pourroient l'enflammer,
Mon coeur n'admet aucune préférence.
Dans ce pays, toute fille, en un mot,
Peut concourir à ce grand hyménée;
Mais je prétends, mon cher Pierrot,
Que, parvenue a sà vingtième année,
Elle soit sage encor, et qu'elle n'ait jamais
Souhaité de cesser de l'être.
Tu pourras aisement seconder mes projets.

Pierrot.

Mais comment savoir si . . .

Favorin.

Je vais,
Par un moyen très-sûr, t'apprendre à le reconnoitre.
Ecoute ce que cette nuit,
Un bon genie, en m'eveillant, m'a dit . .

> Recois en don ce miroir.
> Honnêtte sera la fillette
> Qui, s'approchant pour s'y voir,

En

En laissera la glace nette.
Si sage elle n'a pas été,
Ou de fait ou de volonté,
Dès qu'elle s'y regardera
Le miroir se ternira.

Pierrot.

Ce que souvent on verra,

Die Prätendentinnen um die Hand Favorins treten nun nacheinander auf, und veranlassen verschiedene episodische Scenen, die die Grundlage dieses Stücks ausmachen. In der neunten Scene tritt Zehra mit Zuversicht auf; aber bald fängt auch ihre Besorgniß an. Sie erkundigt sich bey Scapin:

Sa glace trahiroit le plus secret mystere?

Scapin.

Elle apprend tout, désir, baiser, faveur légere,
Et nous vous en avertissons . .

A présent c'est à vous de voir
Si de regarder au miroir
Vous conserva l'envie.

Zebra.

Mais, quoique très-sûre de moi,
Bon soir la compagnie
Bon soir,
Bon soir la compagnie.
Lorsqu'elle épousa mon papa
Maman fut-elle ridicule?

Pierrot.

Pierrot

Non; mais ſur cet article là
Favorin montre un grand ſcrupule.

Luzine.

Des déſirs, dans nos coeurs naiſſans,
Si vous condamnez l'innocence;
Depuis quinze jusqu'à vingt-ans,
A quoi donc voulez vous qu'on penſe?

Endlich ruft der gute Genius, dem die vergeblichen Versuche seines Günstlings nahe gehen, die einzige Person, die seinen Wünschen entspricht, unter der Erde hervor:

Pour remplir ton envie,
Mortel, en ce moment,
De l'aimable Zelie
Je romps l'enchantement.
Loin d'elle un long ſommeil a chaſſé toute flamme:
Au même inſtant, ont dit les dieux,
Le jour doit entrer dans ſes yeux
Et l'amour dans ſon ame.

Zelie erwacht, und bezeigt beym Anblick Favorins, der ihr von dem Bette, auf dem sie eingeschlummert war, herabsteigen hilft, ein großes Erstaunen:

Quel objet vois-je à mes yeux?
Pourquoi mon ame eſt-elle émue?
Eſt-ce là l'amant qu'à ma vue
L'amour m'offroit dans mon ſommeil?
En ce moment où je m'ignore,

Un

Un mot va fixer mon destin;
Si ce n'est point là Favorin,
Amour, fais que je dorme encor.

Da aber die Männer durchaus etwas an den Weibern auszusetzen haben müßen, so spötteln auch hier Scapin und Pierrot über die so gut verwahrte Tugend Zeliens:

Scapin, (à demi - voix à Pierrot.)
Ce tendron, la vertu même,
Dans une tour vérouillé,
Auroit - il agi de même,
Si n'eût seize ans sommeillé?

Pierrot.
Si même, quand il dort, il aime,
Qu'auroit - il donc fait éveillé?

Recherches sur les costumes et sur les théatres de toutes les nations, tant anciennes que modernes: ouvrage utile aux peintres, statuaires, architectes, décorateurs, comédiens, costumiers, en un mot, aux artistes de tous les genres; non moins utile pour l'étude de l'histoire des temps reculés, des moeurs des peuples antiques, de leurs usages, de leurs loix et nécessaire à l'education des adolescens. 2 Voll. 4. Paris. So wenig die Ausführung diesem viel verheißenden Titel entspricht, so enthält das Buch doch allerdings viel gute und brauchbare Nachrichten und Lehren für Mahler, Schauspieler und

Schauspieldichter. Indeß würde man sich irren, wenn man glaubte, daß der Verf. immer nur aus reinen historischen und antiquarischen Quellen geschöpft habe. Bey näherer Prüfung findet man oft, daß seine Behauptungen sich auf Schriftsteller gründen, die wenig oder keine Autorität haben. Bisweilen (und das war freylich nicht ganz zu vermeiden) giebt er Vorschriften blos nach Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen. Seine Abbildungen und Beschreibungen betreffen blos die in folgenden fünf Trauerspielen von Racine: Andromaque, Esther, Britannicus, Bérénice, Iphigenie en Aulide, vorkommende Personen; indeß umfassen diese, mit Hülfe einiger Episoden, so ziemlich das ganze alte Theatercostume. Einige lehrreiche Digressionen über die theatralische Kunst erhöhen den Werth des Buchs: andere weitläuftige Abschweifungen aber, z. B. die Dissertation über den Papyrus, die kritische Zergliederung des Buchs Esther u. d. g. sind wahre Auswüchse. — Druck und Papier sind von der höchsten Schönheit. Die Kupfer, 55 an der Zahl in gewaschener Manier, (davon 44 farbig) sind von Chery gezeichnet und von Alix gestochen. Die Abbildungen alter Trachten, besonders das Pallium und der Chlamys, sind sehr genau und sorgfältig gearbeitet, auch ist immer sehr sorgfältig durch Zeichnung angegeben, wie der Schauspieler diese und andere Kleidungsstücke tragen müße.

Paris. Der Verf. eines Discours: combien il seroit essentiel pour la gloire de

lettres,

lettres, de ranimer le goût de l'antiquité, stellt seinen Landsleuten, zum Theil durch Declamationen, zum Theil aber auch durch gute Gründe und historische Inductionen, die Vortheile eines fleißigen und richtigen Studiums der alten Schriftsteller, und die Nachtheile der Vernachläßigung desselben vor. Zwar hat man in Frankreich die Nahmen Rom und Griechenland nie so oft nennen, die großen Männer Roms und Griechenlands nie so oft und so laut anführen und preisen hören, als seit der Revolution: allein dieß beweißt nichts weniger, als vertraute Bekanntschaft mit dem Geist dieser Völker und den Eigenthümlichkeiten ihrer Verfassung, der vielmehr von keiner neuern Nation mehr verkannt worden ist, als von den Franzosen, und so noch bis auf diese Stunde von den Neufranken verkannt wird. Dieß ist besonders in politischer Rücksicht wahr, es gilt aber auch mehr oder weniger von der litterarischen Seite des Gegenstandes, von welcher der ungenannte Verfasser ihn hier allein behandelt. Viele von seinen Bemerkungen, mancher von seinem Tadel, trifft auch Deutschland und deutsche Schriftsteller, deren Werke, mit Ausnahme einiger wenigen, fürwahr nichts weniger als das Gepräge einer weisen und originellen Nachbildung der Meisterstücke des Alterthums an sich tragen. — „So lange, sagt der Verf., die Werke der Alten unter uns in Vergessenheit lagen, beherrschte die dicke Nacht der Barbarey ganz Frankreich. Das Jahrhundert Ludwigs XIV. war vorzugsweise das Jahrhundert

der Künste, weil unsre Redner und Dichter die Alten studierten. Seitdem man sie nicht mehr liest, schmachtet die Litteratur unter uns und sinkt. Der Schluß daraus ergiebt sich von selbst." . . Jahrhundert Ludwigs XIV. Wie entstand diese erstaunenswürdige Revolution? Wem soll man diese plötzliche Veränderung und Ausbildung des Geschmacks 2c. zuschreiben? Allein dem Einfluß dieses Monarchen? Nein — Sans doute on doit savoir gré à Louis XIV d'avoir su apprécier ces hommes que leur fortune rend obscures, mais que leur esprit rend célebres; qui ne sont point destinés par leur naissance à approcher des rois, mais qui sont quelquefois destinés à honorer leur regne; beaucoup de princes, jaloux de l'éclat que répandent les lettres, les ont appellés par leurs bienfaits, et leur tentatives ont été infructueuses. Charlesmagne n'a pu fixer les muses. Nous avons été longtems après lui des barbares qui savions danser et combattre, mais qui ne savions pas écrire . . . Oder dem Zufall, der so viel glückliche Genies zu Einer Zeit und in Einem Lande zusammen hervorbrachte? Sans doute il est des veines de grands hommes plus riches et plus fécondes: mais ne faisons pas à la nature l'injure de penser qu'elle a pu être dix siecles dans un tel état de sterilité et d'inertie. Der wahre Grund bietet sich ganz ungezwungen und natürlich in „dem fleißigen und vernünftigen Studium der Alten" dar. Sehr gut entwickelt der Verf. den Einfluß dieses Studiums auf die französische Litteratur, und zeigt wie viel gerade die besten und größten Dichter

Frank-

Frankreichs den Alten verdanken. »Ou Corneille a-t-il puisé les beautés tragiques des Horace, les détails imposans de Pompée et de Sertorius, le 5me acte de Rodegune, l'un des plus grands tableaux qu'on ait jamais montré sur la scene? ou a-t-il puisé l'art de l'exposition et du dialogue, le mérite unique jusqu'à lui de remplir l'étendue du drame avec une action majestueuse et simple? Dans Tite-Live et Séneque. Ou Racine a-t-il pris tout son talent, ces développemens vastes et profonds des replis du coeur humain, ce flux et reflux si continuel et si orageux de toutes les passions qui peuvent bouleverser une âme, ces mouvemens rapides qui se croisent comme des éclairs, ce passage subit des imprécations de la haine à toutes les tendresses de l'amour, des effusions de la joie aux transports de la fureur, de l'indifférence et du mepris affecté au desespoir qui se repand en plaintes et en réproches, cette rage tantôt sourde et concentrée et meditant tout bas les horreurs de la vengeance, tantôt forcenée et jettant des éclats terribles? Dans Sophocle et dans la nature. Pourquoi le tissu de sa diction est-il si fini qu'on n'y peut rien déplacer, rien ajouter, rien retrancher? Pourquoi nul poëte françois n'a-t-il manié avec plus d'empire un idiome souvent rebelle, ni avec plus de dexterité un instrument toujours difficile? C'est qu'il avoit nourri et fortifié les dons de la nature par le commerce des Grecs. Et ce peintre des ridicules et des vices, qui a su donner à ses couleurs de l'eclat et de la vivacité, du mouvement et de la vie pour tous les temps, esprit inventif et fécond, qui seul a connu l'art d'attacher également et d'amuser le spectateur par un fond intarissable de gaieté reunie à un but

 moral

moral et toujours resultante de l'ordonnance de ses plans; génie robuste, qui, au milieu des variations de plus d'un siecle, n'a dû sa consistance inaltérable qu'au soin particulier qu'il a eu de rendre plutôt la nature qui demeure, que le moment qui passe; genie inimitable, dont les desseins sont si purs et si achevés, qui l'a formé? Qui a formé Moliere? Aristophane et Terence. Et ce bon la Fontaine, auquel il étoit reservé de faire admirer, dans la briéveté de l'apologue, l'accord des nuances les plus tranchantes et l'harmonie des couleurs les plus opposées, dont les beautés paroissent souvent une heureuse rencontre, dont le tour est naïf quand la pensée ést ingenieuse, qui se joue sans cesse de son art, qui à propos de la tardive maternité de l'alouette, me peint les délices du printems, les plaisirs, les amours de tous les êtres, et met l'enchantement de la nature en contraste avec le veuvage d'un oiseau; cet écrivain original et enchanteur, que nul n'egala jamais dans le talent de donner des graces à la raison et de la gaiété au bon sens, charmant dans sa negligence, qui a vécu sans bruit en produisant des chef-d'oeuvres, dont les panégyristes sont recompensés d'avance en les lisant, où puisoit-il cette aimable et douce philosophie qui fait les délices de tous les âges? On ne le soupçonneroit pas sans la lecture d'Esope, de Phedre, de Plutarque et de Platon. Et le legislateur de notre Parnasse n'est-il pas un garant pour nous, qu'avec les richesses des anciens on peut devenir leur émule? Comme il met à profit leurs pensées! Comme il les naturalise avec le gout de sa nation! Tantôt c'est l'enjouement du favori de Mécene, tantôt c'est l'eloquente indignation de Juvénal; quelquefois il approche de la préci-

sion

sion de Perse, et n'a jamais sort obscurité. Mais c'est dans son art poetique qu'il triomphe . . . Comment a-t-il réuni tant de qualités diverses? N'en doutons pas, c'est que les anciens ont été ses tributaires . . . Und woher, fragt der Verf. nun, entstand diese beständige Uebereinstimmung? Warum war das schönste Zeitalter der französischen Monarchie zugleich dasjenige, das die Alten am meisten studierte? Warum haben diejenigen französischen Schriftsteller, die der Stolz ihrer Nation und die Bewunderung der Welt wurden, die alte Litteratur allen neuern vorgezogen, und ihre Werke mit dem größten Entzücken gelesen? Die Antwort hierauf lautet: C'est que tout homme-de-lettres qui a pour eux une estime profondement sentie, travaille ordinairement avec goût; c'est que, plus on les imite, plus dans sa propre langue on devient soi-meme original; c'est qu'on reconnoît au nombre, à la chaleur, à la vérité, à la justesse un écrivain qui a fréquenté les auteurs de l'antiquité, comme autrefois la fable trouvoit une voix plus mélodieuse aux oiseaux qui avoient voltigé sur le tombeau d'Orphée . . Voltaire scheint freylich eine wichtige Ausnahme zu machen. Ohne die Meisterwerke der Alten zu Rathe zu ziehen, faßte er in seinem vier und zwanzigsten Jahre den kühnen Gedanken, seinem Vaterlande ein episches Gedicht zu geben, und führte ihn mit Beyfall aus: ohne die Fußtapfen der Alten zu betreten, verfertigte er Merope, Alzire, Mahomet und Zaire, das Trauerspiel für das Herz! Er lieferte in den leichten Gattungen der Poesie, ein Lehrgedicht, in

der Geschichte Meisterwerke, ohne den Mustern des Alterthums zu folgen. Allein, fügt der Vf. hinzu — mais on ne peut se dissimuler, parcequ'il a dedaigné les anciens, son Henriade est remplie de portraits brillantes, de comparaisons ingenieuses et de lieux communs; s'il eut marché sur leurs traces, l'ordonnance en auroit-été plus riche et plus imposante; s'il eut représenté ses personnages d'une maniere plus digne d'eux, il eût moins negligé la partie dramatique et donné par conséquent plus d'intérêt à son poëme. On ne l'eût point comparé à un pavillon svelte et symmétrique, trop rapidement construit, et que souvent il a fallu retressir. On se seroit accoutumé à joindre ensemble les noms du poëme et du héros. Parce qu'il a dédaigné les anciens, dans la tragédie il supplée souvent à la justesse des plans par le fracas de situations, la pantomime, la philosophie, les machines et l'atrocité angloise; souvent il couvre l'invraisemblance de sa fable et la petitesse de ses moyens par des tirades outrées et de contorsions faitices. Je ne puis approuver l'effet calculé du poison dont Seïde expire, et l'equivoque du billet de Nérestan. Dans la comédie il remplace la peinture des ridicules par de jolis dialogues étincelans d'epigrammes, par un jargon sophistique, par des analyses raffinées, et enveloppe quelquefois d'un voile lugubre la volâtre Thalie. Parce qu'il n'a point étudié les anciens, on peut opposer à Voltaire dans les piéces fugitives, La Fontaine parmi nous, et l'Anacréon du temple (Chaulieu) dont les hymnes au plaisir respirent ce voluptueux abandon qu'on chercheroit en vain ailleurs. Parcequ'il a dedaigné les anciens, il a quelquefois appliqué le style bouffon à la dignité de

de l'histoire; quelquefois ses vues politiques sont des sarcasmes, ses reflexions sont des invectives, l'esprit de parti domine dans ses portraits, les anecdotes scandaleuses, qu'il receuille avec complaisance, prouvent, dit le célebre auteur des entretiens de Phocion, qu'il veut amuser et tromper. Si Voltaire avoit imité les anciens, auroit-il deshonoré sa plume par des satyres ameres, dégoûtantes du fiel de la calomnie, par des épitres, des romans, des poëmes impurs, que les adorateurs du poëte, qu'on n'accusera pas d'une timidité scrupuleuse, n'ont pas osé cependant nommer dans leur panegyriques? Enfin parce qu'il a dedaigné les anciens, la même génération qui l'a couronné avec transport, admet des opinions defavorable à sa mémoire; car il faut conclure de ce changement singulier, que l'admiration est un sentiment qui pese à la foiblesse humaine; qu'après y avoir été forcés 60 ans par Voltaire, elle se repose d'un tel effort; que les bras qui porterent le triomphateur, tout le tems qu'a duré son triomphe, c'est à dire, tout le tems de sa vie, le déposent de lassitude, et le remettent au niveau de ceux qu'importunoit son élévation; ou qu'on n'arrive point à l'immortalité avec 100 volumes, ou plutôt que l'étude des anciens donne seule des succès solides et durables . . . .

Was der Verf. von der falschen Beredsamkeit seiner Landsleute sagt, gilt von mehreren Gattungen ihrer neuesten Litteratur, und leider ist sein Gemälde zugleich eine treffende Schilderung der Manier mehrerer unserer berühmtesten oder doch wenigstens am meisten gelesenen Dichter und Prosaisten!

»Sous un extérieur imposant de noblesse et de majesté, elle (l'éloquence) ne laisse voir que l'impuissan-

ce de l'art. Enervée par la frivolité contemporaine, à laquelle elle veut paroître supérieure, elle se fatique et s'épuise par des efforts convulsifs. Quelques orateurs, dignes émules de Diderot, fondent leur reputation sur l'obscurité mystérieuse et le galimatias impénétrable de leurs idées; semblables aux anciens imposteurs, qui, pour cacher leur ignorance, envelopperent avec soin leurs oracles sous des paroles énigmatiques. L'obscurité et l'emphase sont aujourdhui les qualités à la mode; toute pensée qu'on n'a pas de peine à deviner, est une pensée triviale: la clarté est ignoble et bourgeoise. On juge du merite des écrivains, comme les Orientaux de la majesté des princes par la difficulté de les aborder. Eben so wenig ist der Verf. mit dem neuesten Theatergeschmack seiner Nation zufrieden. Was würde Racine sagen, wenn er die französische Bühne in ihrem jetzigen Zustand erblicken könnte? „O mes compatriotes —läßt ihn der Verf. seinen Landsleuten zurufen, und mit diesen Worten wollen wir den Auszug dieser lesenswerthen Abhandlung schließen — de tristes raisonneurs ont changé l'aménité de votre caractere, et souillé le théatre de notre nation, en y répandant les noires vapeurs du délire britannique. Je vous en conjure, au nom des douces larmes, que je fis couler des yeux de vos ancêtres, accablez de votre mépris ces sacrileges profanateurs de Melpomene; dissipez cette folle ivresse d'admiration qu'on vous a inspirée pour des voisins mélancoliques, dont vous auriez toujours été les maitres dans l'art, si vous n'aviez eu la foiblesse de vous regarder comme leurs disciples . . . . .

Les époux malheureux ou l'histoire de M. et Mme de *** Nouvelle édition, corrigée, augmentée des deux nouvelles parties, qui sont la conclusion de l'histoire, avec figures, par M. *d'Arnaud*. IV. Vol. Paris. 12. 1793. Bey diesem Roman liegt eine allgemein bekannte, wahre und äusserst rührende Geschichte zum Grunde, die aber unter Arnauds Behandlung alles Interesse und allen Reiz verloren hat. Dieser Verf., der nunmehr seit einigen sechzig Jahren eine Menge Schauspiele und Romane geschrieben, ohne zu einer von beyden Gattungen wahres Talent zu besitzen, hat auch aus diesem anziehenden Stoff eine von den romantischen Rhapsodien gesponnen, die so leicht zu machen, und so schwer zu lesen sind. Vielleicht findet man in keiner andern Sprache ein Buch, in dem so viel geweint, geseufzt und geschluchzt würde (den seligen Siegwart selbst nicht ausgenommen.) Jedes Blatt, jede Zeile ist so zu sagen mit Thränen benetzt: die Entzückungen und Ohnmachten sind unzählich. Dieß sind die großen Triebfedern der Handlung bey diesem Dichter: alle seine Personen fallen bey jedem Vorfall, der ihnen begegnet, bey jeder Neuigkeit, die sie erhalten, bey jedem Worte, das man ihnen sagt, in Ohnmacht. Jede Scene öffnet oder schließt sich mit einer Ohnmacht. Ein paar Beyspiele dieser Ohnmachten werden zeigen, wie geschickt der Verf. sie anzubringen weiß. Einer von den Unglücklichen, die als Nebenperson in dem unglücklichen Ehepaar auftreten (denn in seinen Epi-

soden

foden, so wie in der Hauptgeschichte, giebt es, vermuthlich der angenehmen Abwechselung wegen, nichts als Unglück, nichts als Unglückliche) erzählt, daß er in eine gewiße Demoisf. Laurence, die in der Folge ertrunken, verliebt gewesen: und in der That muß nichts einziger und seltner seyn, als die ersten Symptome dieser Liebe. Er entwirft ein Gemälde von dieser Laurence, das ihn eben nicht viel gekostet haben kann: „Imaginez une jeune personne de 16 à 17 ans, de grands yeux noirs avec de très-longues paupieres, et la langueur, la vivacité, le feu de la volupté pure, une douceur celeste, le sentiment réuni dans ses yeux, un front ou l'air de grace et de majesté se confondoit, une bouche de rose qu'entouroit le sourire enchanteur, la peau la plus éblouissante, des cheveux blonds . . . Alles das läßt sich sehr leicht vorstellen bis auf das Feuer und das schmachtende Wesen, die sich in Einem Augenblick in den Augen der Schönen zugleich zeigen: denn längere Zeit war nicht erforderlich, die Wirkung hervorzubringen, die man gleich hören, aber gewiß nicht errathen wird: Bientôt mes yeux sont couverts d'un nuage; mes genoux me soutiennent à peine; un frisson mortel court dans tous mes membres. Je tombe enfin presqu' expirant aux pieds de Laurence, et d'Eléonore sa soeur. Graces à leurs soins, je reviens à la vie . . . . . Hat man jemahls von einer solchen Wirkung der Schönheit gehört?

gehört? Es ist wahr, man vergleicht die plötzliche Leidenschaft, die der Anblick einer schönen Frau bisweilen einflößt, mit dem Blitze; hier aber ist die Wirkung nicht feyerlich, und man sieht, was sicher noch kein Mensch gesehen hat, daß die Schönheit einen Menschen wie der Donner rührt, so daß er halbtodt zur Erde stürzt. Doch die zweyte Ohnmacht, in welche dieselbe Person gleich darauf fällt, ist noch weit unbegreiflicher. Einige Tage nach dieser niederschmetternden Erscheinung hört unser Unglücklicher, der seiner Schönen noch kein Wort von Liebe gesagt, aber vernommen hat, daß sie auf Befehl ihres Vaters einen andern heurathen soll, sie zu ihrer Schwester sagen: „Non, je n'épouserai point M. de ** (so heißt der Nebenbuhler) il est inutile de s'en flatter. — — Vous ne l'épouserez point, Mademoiselle? et aussitôt une révolution subite me prive de l'usage des sens.“ Man trägt ihn in einer so tiefen Ohnmacht nach Hause, daß er erst lange nachher wieder zu sich selbst kömmt. Er fragt, was ihm geschehen, und hört, daß er im Garten der Dem. Laurence ohnmächtig geworden! Hätte die Schöne gesagt: Ich werde Hrn de ** heurathen, so wäre der Tropf wahrscheinlich auch in Ohnmacht gefallen. Kann man sich etwas abgeschmackteres denken? Und gleichwohl genießt der Urheber dieser Armseligkeiten eines gewißen Nahmens. Eine Menge Journalisten haben seine zahllosen Produkte als Werke des Genies erhoben: man hat sie in mehrere Sprachen übersetzt. Viele

seiner

seiner schaalen Novellen haben zum Theil nicht unter den schlechtesten Köpfen Deutschlands Uebersetzer, manche deren drey bis vier, gefunden! Ja wohl: habent et sua fata libelli! Die Manier, die in diesem Buche herrscht, findet man in allen ähnlichen Schriften von d'Arnaud Baculard. Die Natur, die er schildert, ist immer falsch, denn sie ist immer übertrieben: und der Dichter übertreibt immer, weil er nie etwas gefühlt hat. Er kennt weder Maas, noch Grad, noch Abstufung, daher der gänzliche Mangel an Wahrheit und Wirkung. Immer steht er an einem Extrem, das die Natur doch so selten hat und verträgt. Seine Personen sind immer in den schrecklichsten Spannungen von Angst, Schrecken und Verzweiflung, so undenkbar es ist, daß ein solcher Zustand von Dauer seyn könne. Ohnerachtet der eckelhaften Weitläuftigkeit der Unterredungen, Klagen, Verwünschungen, und den lang ausgesponnenen Tiraden, die d'Arnaud selbst irgendwo sehr possierlich *l'embonpoint du sentiment* nennt, konnte das an sich höchst einfache Süjet doch nicht Stoff genug zu vier Bänden liefern. Der Verf. wußte sich zu helfen: er flickte Episoden ein, die ihn eben so wenig können gekostet haben, als die Hauptgeschichte, und die wie alles übrige in der schwarzen Manier sind. Da ist der Unglückliche, dessen Frau ertrinkt, und den der Held der Geschichte in la Trappe wiederfindet: da ist ein Schurke Lesseville, der ihn bestielt. Die Geschichte dieses Lesseville ist ganz die des Engländer Barnevelds, nur daß

d'Arnaud

d'Arnaud durch einen geschickten Kunstgriff den Ausgang der Zaire damit verschmolzen, und so das Ganze zu seinem Eigenthum gemacht hat: denn er bildet sich ein, alles, was er mit seinem schwarzen Pinsel anstreicht, selbst erfunden zu haben.

Verlagsbücher der Dykischen Buchhandlung in Leipzig.

Zur Michaelis-Messe 1794.

Des Abtes L. Spallanzani Reisen in beyde Sicilien und in einige Gegenden der Appenninen. Aus dem Italienischen. 1ster Theil mit zwey Kupfertafeln gr. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Anthologia graeca, sive Poetarum graecorum Lusus. Ex recensione *Brunckii*. Indices et Commentarium adjecit *Fr. Jacobs*. Tom. III et IV. 8maj.
auf Schrpp. 2 Thlr. 8 gr.
auf Drpp. 1 Thlr. 16 gr.

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste; oder: Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der sch. K. und W. von einer Gesellschaft von Gelehrten. 3ten Band. 2tes Stück. gr. 8. 16 gr.

Beyträge zur Kenntniß (vorzüglich des Innern) von England und seiner Einwohner. Aus den Briefen eines in England reisenden Sachsen (Hrn. Kütt-ner)

ner) gezogen. 9tes Stück. (Ueber die Schuleinrich-
tungen) gr. 8. 9 gr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche für praktische Aerzte. 16ten Band. 2tes Stück. gr. 8. 9 gr.

Litterarische Denkwürdigkeiten auf das Jahr 1794. Herausgegeben von Hrn. Prof. Beck. 3tes Quartal. gr. 8. 20 gr.

Robinson's Kolonie; oder: die Welt im Kleinen, von J. K. Wezel. 12. (Ein für die itzige Zeit überaus schickliches Weihnachtsgeschenk an etwas erwachsene Knaben, um ihnen einen anschaulichen Begriff von der Entstehung der Staaten, der verschiedenen Regierungsformen, und der nothwendigen Subordination beyzubringen.) 16 gr.

Neue europäische Regententabelle, nach der Staatsrechtlichen und Hofceremonial-Rangordnung der Fürsten; und: Neue deutsche Regententabelle, nach der Staatsrechtlichen und Reichsfürstlichen Rangordnung entworfen von Joh. Tr. Plant. Fol. 3 gr.

Antwort auf eine Frage, an einige in Göttingen studierende Hannoveraner; (den Ursprung und die Moralität der französischen Revolution betreffend.) 8. in Commission.

Neue Bibliothek

der schönen

Wissenschaften

und

der freyen Künste.

ier und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1795.

VI.

Ueber Charakteristik der Zimmerverzierungen.

Offenbar giebt einer Dekoration eine charakteristische Bezeichnung ihrer Bestimmung ein zu großes Interesse, als daß man nicht auf alle mögliche Art darauf bedacht seyn sollte, hierauf Rücksicht zu nehmen. In dem Meublement unsrer Zimmer fühlen wir bey allem Reichthume und bey aller Kostbarkeit der Verzierungen irgend etwas lästiges auf die Dauer, was uns wahrnehmen läßt, daß es doch sonderbar sey, daß die Befriedigung unsrer Bedürfniße in einer gewißen Art, so vielen Aufwand und so viele Mühe erfodre, da doch in den meisten Fällen der gesuchte Endzweck auf eine weit einfachere Art hätte können erreicht werden: wenn nicht eine besondre Charakteristik den größern oder geringern an Verzierungen gewendeten Aufwand als zweckmäßig vertheidigt. So geschah es denn auch, daß man im Fache des Meublements vor nicht gar langer Zeit anfing, alle überflüßige Verzierungen zu verwerfen, und alles möglichst zu simplificiren. Man suchte die Schönheit blos in

der Reinheit der Formen und in der Güte des Materials, und verwarf mit einem male allen Zierrath, der nicht eigentlich zur Sache gehörte. Man ward aber bald gewahr, daß auf diesem Wege die zu große Einförmigkeit ebenfalls wieder Langeweile erregte. Man kehrte das Blatt wieder um, suchte die Verzierungen wieder auf, und wollte nun mit einer bessern Auswahl die Sache behandeln. Aber die Extreme grenzen leider immer zu nahe an einander. Man verfiel auf eine Verzierungsart für Meublen und Wände, deren bloßer Nahme die Decoraleurs veranlaßte zu glauben, daß sie nun auf einmal zu den tollsten Compositionen der ausgelassensten Phantasie berechtigt wären. Und diese gaben sie uns denn auch unter dem alles umfaßenden Nahmen: Arabesken. Ehmals hieß es à la Turque, à la Polonoise, à la Romaine, à la Chinoise, à la Françoise und wie die à la weiter heißen; das alles war durch das einzige à l'Angloise verdrängt, womit man alle einfachen Decorationen und Meublen bezeichnete. Und nun ist seit einiger Zeit wieder dieses mit allem übrigen durch ein allsagendes à l'Arabesque aus der Reihe gebracht. Von Sitten und Gebräuchen haben wir so mancherley von andern Nationen adoptirt, und wir geben uns die Mühe, uns glauben zu machen, wir trieben die von ihnen adoptirten Gebräuche ganz nach ihrer Landessitte; daher sehe ich auch nicht ab, warum wir die Einrichtung ihrer Gemächer und die Verzierung derselben nicht auch nachahmen sollten, so bald darunter unsre Be-

haglich-

häßlichkeit nicht leidet. Vielmehr sollten wir hier suchen, ein Feld der Allegorie recht zu bearbeiten, und grade die Zimmer, die eigenen Bestimmungen gewidmet sind, in dem Geschmacke der Nation zu verzieren, von der wir die Beschäftigung in denselben entlehnt haben. Ahmen wir in Absicht unsrer Tafel der Ueppigkeit der Römer nach; warum sollten wir dann Speisesäle nicht im Römischen Geschmacke verzieren? Wie billig würden wir den Concertsaal im Italienischen Geschmack zum Andenken einer Nation verzieren, die für die Ausbreitung und Entwickelung dieser Kunst so viel gethan hat! Würde ein an den Concertsaal stoßendes Cabinet für Damen, die am Abende den Theetisch besetzen, wohl unschicklich im Chinesischen Geschmacke verziert seyn? Sollte das Zimmer, welches nach Tische zum Eintreten und Koffeetrinken bestimmt wäre, nicht füglich im Türkischen; das Schlafgemach und das dazu gehörige Cabinet nicht zweckmäßig im Persischen, und das Toilettenzimmer nicht eigentlich im Französischen Geschmacke verziert seyn dürfen? Fiele nicht auf diese Art die Verzierung des Büchersaales dem Griechischen, des Studier- und Geschäftszimmers dem englischen Geschmacke zu? Ich sehe wohl, daß man hier einwenden werde: eine solche Abwechslung müße durch das Vielerley der Bezeichnungen verwirren. Eigentlich aber ist das bey genauer Untersuchung unrichtig. Ich betrachte jedes Zimmer, in dem ich mich befinde, zwar als untergeordneten Theil eines Ganzen, aber ich fühle würklich nichts Un-

angenehmes darin, wenn ich eigne für sich wirkende Quellen zur Beschäftigung darin antreffe. Jeder Decorateur wird mir eingestehen, daß es ihm angenehm sey, viele mögliche Wege zu haben, auf denen man zur Verschiedenheit in Decorationen der Zimmer gelangen könne. Warum wollten wir denn irgend einen Weg verlassen, auf welchem wir der Mittel zu diesem Entzwecke so viele antreffen, und dafür einen andern betreten, der am Ende doch nichts, als eine traurige Einförmigkeit zeigt? Denn mit aller möglichen Anstrengung in Erfindung neuer Zusammensetzungen behalten die Arabesken-Verzierungen am Ende doch eine unangenehme Einförmigkeit, und als Decoration großer Zimmer ermüdet ihre buntscheckige Zusammensetzung über alle Beschreibung, wovon ein jeder, der mehrere Beyspiele dieser Art kennt, überzeugt seyn muß. Ich will damit noch nicht sagen, daß diese Verzierungsart durchaus verwerflich sey, sondern nur so viel: daß sie nie einzig werden solle; daß sie sparsam und nur für kleinere Zimmer gebraucht werden müße — und daß übrigens charakteristische Decorationen in Hinsicht auf Nationalcharakter gar füglich ihre Rechte behaupten können, um eigentliche Quellen für die Erregung angenehmer Empfindungen des Schönen durch allegorische Bezeichnung zu bewürken.

VII.

VII.

Ueber neuere Arabesken.

Aus einem Briefe.

Die seit einiger Zeit so beliebt gewordne Art der Zimmerverzierung mit Arabesken und Grotesken kann wirklich für die Dauer nicht leicht allgemeine Modeverzierungsart werden; besonders wenn man auf keine Darstellungen bedacht seyn will, die den Zuschauer noch in irgend einer andern Hinsicht beschäftigen, als durch bloße willkührliche Zusammensetzungen von Blumen, Schnörkeln, Früchten, wirklichen oder chimärischen Thiergestalten u. s. w. die noch dazu auf keine bestimmte Ursachen ihrer Zusammenstellung hindeuten. Dieß ist auch wohl der nächste Grund, warum man die Arabesken durch Medaillons nach antiken Gemmen, Basreliefs oder Gemählden gezeichnet, zu bereichern und auf die Art der Decoration ein neues Interesse zu geben versucht hat. Aber auch dieß hat wieder seine neuen Unbequemlichkeiten, wenn man dabey nicht auf eine gute Auswahl und schickliche Verbindung in der Zusammenstellung solcher verschiednen Gegenstände Rücksicht nehmen will. Und gesetzt, daß auch diese Schwürigkeit glücklich genug überwunden wäre, so bleibt alsdann noch

 eine

eine neue übrig, wie man nehmlich alle diese antiken Gruppen mit der übrigen modernen Wändeverzierung, die aus Blumen, Schnörkeln oder Thiergestalten besteht, so verbinden und beyden Theilen der Verzierung für den Anschauer ein so gemeinschaftliches Interesse geben könne, daß nicht das eine davon, nehmlich die Arabeske, als willkührliche und zwecklose Einfassungszierrath dabey erscheine, die man oft um so mehr von dem Ganzen wegwünschen wird, je mehr sie geeignet ist, die Aufmerksamkeit zu zerstreuen und auf Nebendinge hinzulenken. Gäbe es nun würklich kein Mittel, die Zusammensetzungen bey dergleichen Arten von Verzierungen so zu wählen, daß jeder Theil derselben sowohl für sich, als auch in der Verbindung mit dem Ganzen interessiren könnte, so müßte man alsdann mit Vitruv und mehrern andern (die jedoch dem Vitruv größtentheils nachgesprochen haben) in Versuchung gerathen, die Verzierung mit Arabesken als eine bloße Tändeley zu betrachten, und sie höchstens als eine solche gelten zu lassen, übrigens aber ganz und gar zu verwerfen. Allein ich bin der Meynung, daß Vitruvs und Horazens hartes Urtheil sich nur allein auf die oben genannten zwecklosen Zusammenstellungen beziehe, und ich denke immer, daß es einen Weg gebe, auf welchem auch diese beyden strengen Kunstrichter für die Arabesken gewonnen werden müßten, wenn diese immer nur mit einer solchen Auswahl getroffen würden, wie die, von denen man in den Zimmern des Landhauses zu Wörlitz einige Proben sehen

hen kann. Ich wiederhole hier die Worte eines Freundes, der vor kurzem diese Kunstschönheiten in der Absicht gesehen hat, um seine Empfindung über eine mit Ueberlegung getroffne Wahl der Zusammensetzung von Verzierungen deutlicher zu entwickeln.

„Die Verzierung mit Arabesken, sagt unser „Freund, ist zwar in allen neuern Gebäuden so ge„bräuchlich, daß sie beynahe alle andre Arten von „Decorationen verdrängt zu haben scheint: und „viele Zusammensetzungen dieser Art sind zugleich „so reich, daß sie das Auge ermüden und verwir„ren: diejenigen aber, welche in dem neusten und „gereinigtern Geschmacke gearbeitet sind, haben „weder den Fehler der Ueberladung in einem sol„chen Grade, wie die ältern Verzierungen, noch den „Fehler einer zwecklosen und widersprechenden Zu„sammenstellung. Vielmehr macht jede Zimmer„verzierung ein für sich bestehendes Ganze aus, „welches gradezu auf einen bestimmten Zweck hin„deutet. So sind z. B. Gegenstände aus der „Mythologie, die durch Nachbildungen von Bas„reliefs, Gemmen und Statuen, aus den bessern „Zeiten der bildenden Künste entstanden sind, „Hauptverzierungen der in einem Zimmer befind„lichen Felder und Friesen. Alles Zweige- Blu„men- und Früchtewerk aber, selbst die Bilder der „Thiergestalten, welche gewöhnlich die Verzierun„gen der kleinern Felder und der Eckstücke ausma„chen, beziehen sich auf die Gegenstände, die auf „den größern Feldern in Medaillons dargestellt

„erscheinen: und das Ganze ist ein allegorisches
„Bild, welches durch jeden seiner Theile interessirt.
„So fand ich z. B. die Verzierung der Wände
„eines Zimmers in Wörlitz für die Darstellung der
„Jahrszeiten bestimmt. Die großen Felder hat-
„ten außer der Einfassung blos Medaillons mit
„Basreliefs. Die größern von diesen Basreliefs
„stellten durch Gruppen handelnder Figuren die
„Beschäftigungen dar, welche den verschiednen
„Jahrszeiten eigen sind. Die kleinern Felder
„waren mit Arabesken verziert, die aus Blumen
„und Früchten zusammengesetzt waren, welche die-
„se Jahrszeiten nach ihrer Verschiedenheit charak-
„terisiren. Dann waren auf Zweigen und Blät-
„tern gleichfalls die einer jeden Jahreszeit eignen
„Vögel und Insekten nach der Natur gemahlt.
„Der Platfond war außer angemeßnen Arabesken
„durch Bilder der Gottheiten verziert, welche die
„Alten als Beschützer der Natur in den verschied-
„nen Jahrszeiten ansahen etc."

Die bloße Beschreibung von einer solchen Idee muß einen jeden für diese Art von Verzierung interessiren; wie viel mehr läßt sich nicht von der Würkung einer glücklichen Ausführung solcher Anordnungen erwarten! Wenigstens zeigt dieses Beyspiel den Weg an, auf welchem man, ohne Gefahr zu irren, in der Verbesserung unsrer gewöhnlichen Zimmerverzierungen weiter fortschreiten kann.

VIII.

VIII.

Caßel, den 23. Aug. 1794.

Ich habe meine Anwesenheit in Caßel genützt, die dasigen Künstler zu besuchen, die einer vorzüglichen Aufmerksamkeit auch außer dem Orte ihres gewöhnlichen Aufenthalts würdig sind. Einige Nachrichten von diesen geschickten Künstlern werden hoffentlich jedem Freunde der Kunst angenehm und willkommen seyn.

Der Gallerieinspector Tischbein arbeitet fleißig an seinen radierten Blättern, womit er die neue Sammlung vermehrt, von welcher man im neuen Museum für Künstler S. 208 ein kurzes Verzeichniß finden kann. Das Blatt, welches er eben vor sich liegen hatte, enthielt eine Gruppe von todten liegenden Wild, so wie er es vor einigen Jahren auf seinen Jagden nach der Natur gezeichnet hat. Das Vergnügen, welches der bescheidne Mann darüber empfindet, daß seine Versuche im Radiren eine so günstige Aufnahme gefunden haben, muntert ihn nicht wenig auf, seinen Blättern immer mehr Vollkommenheit zu geben. Aber noch mehr gereicht es dem Künstler zur Ehre, daß sein ganzes Bestreben, nach seiner eignen Versicherung, nur dahin geht, andre talentvolle Künstler aufzuwecken, die in seine Fußstapfen treten und diesen Zweig der Kupferste-

cherkunst

cherkunst zu einer größern Vollkommenheit erheben sollen.

Indem ich mich bey dem Herausgeber der Anweisung zur Aetzkunst verweile, kann ich nicht unterlassen, eines Mannes zu gedenken, der an der Herausgabe dieses interessanten Werks keinen geringen Antheil haben soll. Es ist der Herr Major von Münz, ein Mann, der durch die sonderbaren Schicksale seines Lebens, dessen Schauplatz beynahe alle bekannten Theile von Europa gewesen sind, eben so sehr als durch seine seltne Länder- und Menschenkunde interessirt, und allgemein interessiren würde, wenn seine Bescheidenheit ihm erlaubte, von seinen Kenntnißen und Erfahrungen einen öffentlichen und gemeinnützigen Gebrauch zu machen. Der unabhängige Mann lebt für sich und seine wenigen Freunde, die zugleich Freunde der Künste und Wissenschaften sind, ganz im Verborgenen zu Caßel und auf dem benachbarten Lande. Ausgerüstet mit einer ziemlichen Bekanntschaft alter und neuer Sprachen, hat er unter andern Ländern vorzüglich Griechenland mit einem Beobachtungsgeiste bereist, den man allen Reisebeschreibern wünschen möchte. Sein Portfeuille enthält eine unbeschreibliche Anzahl höchst interessanter Zeichnungen, von allen Gegenden der cultivirten Erde genommen. Die Anlagen auf dem Weißensteine bey Caßel findet man neben dem Parnaß und dem Marathonischen Schlachtfelde und den Viehtriften der Cosakischen Horden friedlich bey einander liegen. Was aber allen diesen saubern und fleißigen

Hand-

Handzeichnungen einen eigenthümlichen Werth giebt, das sind die in französischer Sprache jedem Blatte hinzugefügten umständlichen Beschreibungen der Gegend und des Ortes, den sich der Beobachter durch seine Zeichnung recht zu eigen machen wollte. Diese Beschreibungen sagen dem Forscher der Geschichte, dem Freunde der Natur und dem Liebhaber der Physik, so viele Nebendinge, die sich durch Zeichnung nicht haben darstellen lassen wollen, daß man wünschen möchte, von einer jeden Handzeichnung einen so belehrenden Commentar zu besitzen, um nicht allein mit dem Auge, sondern auch mit dem Verstande und mit der Beurtheilungskraft den Gegenstand zu fassen, der unsrer Seele vorgeführt wird. Ob und welchen Gebrauch der Major von Münz jemals von diesen Blättern machen werde, das weiß er vielleicht selbst nicht; denn es giebt keinen Zeitraum, wo der fleißige Mann seine Sammlung nicht durch neue Blätter vermehrt: und es würde ihm Zeitverlust scheinen, die Tage, die er zu neuen Beobachtungen auf der ihm so bekannt gewordnen Erde nützen könnte, zur Herausgabe und Bekanntmachung alter Wahrnehmungen zu verwenden. Indessen arbeitet er doch gegenwärtig ganz besonders an einem Versuche, die eigne Art und Weise zu beschreiben, wie er mit wenig Farben (gewöhnlich sind es nur vier) seine Landschaften in volles Licht und Schatten setzt und ihnen bey aller Treue der Natur ein gefälliges mahlerisches Ansehn zu geben weiß. Die Beschreibung von dieser Münzischen Manier wird also wohl

nächstens

und mit dem Pinsel festgehalten hat. Hieru
gehört der berühmte Rheinfall bey Laufen, den
Künstler zweymal, nehmlich von vorn und von
Seite genommen hat. Die letztere Ansicht, w
che an sich schon weit mehr mahlerisches hat,
dem Künstler vorzüglich geglückt. Man kann
nicht vorstellen, daß das eigentliche Schöne,
ches dieses große Naturspiel dem Auge
richtiger gefaßt werden könnte. Von
Würkung ist die baumreiche Vorstellung des
rakts zu Reichebach in Oberhaßli. Beyde
scenen übertrifft das Wetterhorn — eine
würkung von ungeheurer Größe und Stärke.
ken unnebeln den Gipfel des Wetterhorns und
sich in die Schlucht herunter, die von den
len der Sonne mächtig durchbrochen wird. Das
höchste Licht erhält der Schnee, der auf dem Rücken
der Gebürge ruht, das zweyte die Wolken und die
durchfallenden Strahlen der Sonne, hinter
chen und durch welche die Gegend hervorschimmert.
Unter die Blätter vom größten Umfange gehört
eine überaus reiche gebürgige Landschaft a der
Mark Ancona, in welcher man einen Temp
Rechten erblickt. Civita Castellano au
Höhe hat vortreffliche Felspartien, die mit
men reich durchwachsen sind, zwischen denen
Wasser über die Steine herabstürzt. Einfach, a
groß ist die Würkung, welche der Aquaeduct b
Civita Castellano an einer durch Bogen gesch
ten großen Heerstraße bildet. Auffallend ist
Anblick vom Lago di Trasimeno bey Perugi

Der Künstler stellte im Hintergrunde Cortona im Brande vor, und bereicherte den Vorgrund mit unzähligen Figuren, welche die Flucht der Römer vor dem Hannibal vorstellen. Baumstämme und andre große Massen sind auf diesem Blatte von ungewöhnlicher Würkung. Auch in den einheimischen Landschaften, besonders in den Blättern vom Weißensteine hat der Künstler keine Mühe gespart, die schöne Natur, oder vielmehr die schöne Kunstnatur in ihren schönsten Operationen zu erlauschen, und die mannigfaltigen Würkungen der verschiedenen Beleuchtungen dem Auge anziehend darzustellen. Doch wir dürfen über der Landschaftsmahlerey den Geschichtmahler nicht ganz vergeßen. Unter den historischen Stücken, die Nahl vor kurzem geliefert hat, zeichnet sich eine Medea, welche für die dießjährige Ausstellung verfertigt war, vor allen andern aus. Sie verdiente mit einem andern historischen Stücke, worin Phryxus und Helle auf einem Widder in den Wolken die Hauptfiguren ausmachen, eine besondre Beschreibung, wofern es möglich wäre, die Schönheit der Gruppirung, die Anmuth der Figuren und die kunstreiche Vertheilung von Licht und Schatten mit Worten nachzumahlen. Unter den Oehlgemählden von Nahl, die in den Zimmern des Künstlers aufgestellt sind, würde ich einer Ariadne auf Naxos, welche dem fliehenden Schiffe des Theseus in einer bezaubernden Stellung nachsieht, und eines Narciß, der an der Quelle ruht, besonders erwähnen, wenn nicht die nackende Venus unter einer dunkeln Baum-

und mit dem Pinsel festgehalten hat. Hierunter gehört der berühmte Rheinfall bey Laufen, den der Künstler zweymal, nehmlich von vorn und von der Seite genommen hat. Die letztere Ansicht, welche an sich schon weit mehr mahlerisches hat, ist dem Künstler vorzüglich geglückt. Man kann sich nicht vorstellen, daß das eigentliche Schöne, welches dieses große Naturspiel dem Auge darbietet, richtiger gefaßt werden könnte. Von ähnlicher Würkung ist die baumreiche Vorstellung des Cataracts zu Reichebach in Oberhaßli. Beyde Naturscenen übertrifft das Wetterhorn — eine Lichtwürkung von ungeheurer Größe und Stärke. Wolken umnebeln den Gipfel des Wetterhorns und ziehen sich in die Schlucht herunter, die von den Strahlen der Sonne mächtig durchbrochen wird. Das höchste Licht erhält der Schnee, der auf dem Rücken der Gebürge ruht, das zweyte die Wolken und die durchfallenden Strahlen der Sonne, hinter welchen und durch welche die Gegend hervordämmert. Unter die Blätter vom größten Umfange gehört eine überaus reiche gebürgige Landschaft aus der Mark Ancona, in welcher man einen Tempel zur Rechten erblickt. Civita Castellano auf der Höhe hat vortreffliche Felspartien, die mit Bäumen reich durchwachsen sind, zwischen denen sich Wasser über die Steine herabstürzt. Einfach, aber groß ist die Würkung, welche der Aquaeduct bey Civita Castellano an einer durch Bogen gestützten großen Heerstraße bildet. Auffallend ist der Anblick vom Lago di Trasimeno bey Perugio,

den

der Künstler stellte im Hintergrunde Cortona im Brande vor, und bereicherte den Vorgrund mit unzähligen Figuren, welche die Flucht der Römer vor dem Hannibal vorstellen. Baumstämme und andre große Massen sind auf diesem Blatte von ungewöhnlicher Würkung. Auch in den einheimischen Landschaften, besonders in den Blättern vom Weißensteine hat der Künstler keine Mühe gespart, die schöne Natur, oder vielmehr die schöne Kunstnatur in ihren schönsten Operationen zu erlauschen, und die mannigfaltigen Würkungen der verschiednen Beleuchtungen dem Auge anziehend darzustellen. Doch wir dürfen über der Landschaftsmahlerey den Geschichtmahler nicht ganz vergeßen. Unter den historischen Stücken, die Nahl vor kurzem geliefert hat, zeichnet sich eine Medea, welche für die dießjährige Ausstellung verfertigt war, vor allen andern aus. Sie verdiente mit einem andern historischen Stücke, worin Phryxus und Helle auf einem Widder in den Wolken die Hauptfiguren ausmachen, eine besondre Beschreibung, wofern es möglich wäre, die Schönheit der Gruppirung, die Anmuth der Figuren und die kunstreiche Vertheilung von Licht und Schatten mit Worten nachzumahlen. Unter den Oehlgemählden von Nahl, die in den Zimmern des Künstlers aufgestellt sind, würde ich einer Ariadne auf Naxos, welche dem fliehenden Schiffe des Theseus in einer bezaubernden Stellung nachsieht, und eines Narciß, der an der Quelle ruht, besonders erwähnen, wenn nicht eine nackende Venus unter einer dunkeln Baum-

gruppe, die sich vom Amor einen Dorn aus dem Fuße ziehn läßt, die Aufmerksamkeit des beschauenden Kunstfreundes unaufhaltsam an sich zöge. Sie ruht auf einer weißen leichten Unterlage: und das volle Licht, welches der Künstler dieser Figur zu geben wußte, hebt alle Theile des schönen reizvollen Körpers der Göttinn der Anmuth auf eine so vortheilhafte Weise, daß das Auge auf die Hauptvorstellung völlig hingebannt wird.

Ich hatte das Vergnügen, zu eben der Zeit, als ich die Werkstätte des talentvollen Nahl besuchte, einen andern nicht minder geistreichen Künstler persönlich kennen zu lernen, der vor wenig Tagen aus Italien zurück gekommen war, und sich nur auf eine kurze Zwischenzeit in Caßel zu verweilen gedenkt. Dieß war der Mahler Strack, — ein Verwandter vom Gallerieinspektor Tischbein — ein junger hoffnungsvoller Mann, dem die Liebe für die Kunst aus den Augen strahlt. Er hat sich seit einiger Zeit, mit seinen Landesleuten Reinhard und Mechau, nur allein der Landschaftsmahlerey gewidmet; aber auch in dieser Kunst unter dem milden Himmelsstriche von Italien, wo die freygebige Natur alle ihre Reize verschwendet hat, bewundernswürdige Fortschritte gethan. Wer sich noch keinen Begriff davon machen konnte, welches Anziehende sich die Kunst von den Zaubereyen schöner Farben erborgen kann, wenn sie mit kluger Wahl in eine solche Harmonie gebracht werden, daß in dem ganzen Gemählde bey aller Abwechslung doch immer nur ein Hauptton vorspricht, und jede

jede einzelne Farbe mit aller ihrer Lebhaftigkeit doch nicht das Auge beleidigt, und bey aller Verschiedenheit doch nicht den Blick verwirrt — wer sich davon noch keine Vorstellung machen könnte, dem müßte man eine Landschaft von Strack vorzeigen, eine Landschaft, wie ich sie in der Gegend von Agrigent in Sicilien habe bewundern lernen, oder in der großen Landschaft, die sich die Einbildungskraft des Künstlers erschaffen hatte, wo ein runder Tempel zur Rechten von Pinien beschattet wurde, und unter den Bäumen des Vorgrundes ein Hirt auf seiner Flöte spielte, den eine Hirtinn mit dem Tambourin begleitete. Strack verbindet mit seiner Kunst das seltne Verdienst der Landschaftsmahler, seine Landschaften mit wohl erfundnen und schön und richtig gezeichneten Figuren zu beleben. Nicht weniger verdient von ihm bemerkt zu werden, daß alle seine Skizzen von Landschaften, deren er eine nicht geringe Zahl mit aus Italien gebracht hat, gleich beym ersten Entwurfe in Oehlfarben aufs Papier getragen worden sind. Kenner, die seine Skizzen sehen, seine Kaskaden von Tivoli, seine Ansichten von der Villa Borghese u. a. werden lange in Ungewißheit bleiben, ob sie nicht seinen ausgeführtesten Gemählden vorzuziehen sind. Man erstaunt über die Wahrheit und Treue, mit welcher der Künstler die Natur mit dem Pinsel ergriffen hat, und man erstaunt nicht weniger über die Vortheile der Kunst, welche sich von der Natur nur die Veranlassung erborgte, bey der Ausführung das reizendste Gemählde darzustellen.

IX.

Das Seifersdorfer Thal, von W. G. Becker. Leipzig bey Voß und Leo. Dresden beym Hofkupferstecher Schulze. 1792. 176 S. in Quart=Folio mit 40 Kupfertafeln von gleicher Größe.

Das schöne Seifersdorfer Thal unweit Radeberg bey Dresden, welches durch den Anbau seiner geistreichen und geschmackvollen Besitzer, des Grafen Moritz von Brühl und dessen Gemahlinn, so verschönert worden ist, hatte es längst verdient, durch eine ausführliche Beschreibung der Verborgenheit entrissen zu werden, worin es bisher so manchen Freunden edler Natur= und Kunstschönheiten völlig unbekannt geblieben war. Wenn es irgend einen Ort giebt, von dem mit Recht gesagt werden kann, daß der menschliche Geist der leblosen Natur Zungen verliehen habe, um die Gefühle auszusprechen, welche durch den Anblick verschiedner Scenen erregt werden sollen, so ist es Seifersdorf. Es giebt viel schönere und reichhaltigere Gegenden in Deutschland, wo die Reize der Natur durch die Annehmlichkeiten der Kunst erhoben worden sind; aber es giebt keine, wo in der engen Wiege eines romantischen Grundes, den ein kleiner Bach gebildet hat, zwischen Felsen und Gebüschen

büschen, so viele geist- und geschmackvolle Ideen gebohren worden wären, als in dem Tinathale: keine Gegend, wo jede Ansicht oder Aussicht so benutzt, jede Würkung der schönen Natur so erlauscht, jeder Eindruck so festgehalten und ohne Gewaltthätigkeit so verstärkt worden wäre, als hier.

Eine treue Vorstellung davon giebt jetzt die Beckersche Beschreibung, die wir dem Unternehmen des Hofkupferstechers Schulze in Dresden, unter dessen Aufsicht die dazu gehörigen Kupferblätter von Darmstedt verfertigt worden sind, zu danken haben. Das ganze Werk ist in 4 Heften erschienen, von denen jeder zehn besondere Kupferblätter enthält, die in einem so kräftigen, originellen und freymüthigen Landschaftsstyle gearbeitet worden sind, daß wir viel zu wenig von ihnen sagen würden, wenn wir nur im allgemeinen sagten, daß sie dem Künstler Ehre machen. Sie machen vielmehr dem deutschen Boden Ehre, auf welchem bisher nur sehr wenige Produkte solcher Art gedeihen wollten. Wahrscheinlich würde auch die dazu gehörige Beschreibung, die an typographischer Schönheit nicht viele ihres Gleichen finden wird, und deren sich fürwahr kein Britte schämen dürfte, nie zu Stande gekommen seyn, wenn nicht die Uneigennützigkeit der Herausgeber sich über alle Bedenklichkeiten hinweg gesetzt hätte. Der Preis von 6 Thalern und einigen Groschen, für 40 Blätter und eine umständliche Beschreibung, wird hoffentlich keinen Liebhaber abschrecken, seine Kupfersammlung mit den schönen, interessanten Abbildun-

gen der Scenen im Seifersdorfer Thale zu bereichern.

Nur zur Vorkost wollen wir die Liebhaber des Schönen etwas näher mit dem Inhalte des vor uns liegenden Werkes bekannt machen. Nach einer kurzen Zueignungsschrift an die regierende Königinn von Preussen, und einem kleinen Vorberichte, erzählt uns der Verfasser, wie das Seifersdorfer Thal, dessen Lage er uns vorher beschreibt, nach und nach die Gestalt erhalten habe, in der es jetzt die Aufmerksamkeit aller Schönheitskenner auf sich zieht. Man erhält eine ziemlich richtige Vorstellung von den Grundsätzen, nach welchen die Besitzer dieses Thals ihren Gegenstand behandelt haben, wenn man die Gedanken des Verfassers unserer Schrift über den Geschmack in englischen Gärten lieset, unter denen wir nur einige zur Probe ausheben, denen wir eine allgemeinere Anwendung wohl wünschen möchten.

„Der Geschmack in englischen Gärten" sagt der Prof. Becker, „sey einfach und edel, wie die „Natur selbst, weder gesucht noch geputzt, blos „durch Gegenstände des Nachdenkens und der Empfindung gehoben; nicht überladen mit unnatürlicher Bauart. Das Interesse, das man ihm geben möchte, sey weise gespart: selten eine Ruine, „und zwar von kluger Bedeutung und überraschend „genützt, nicht ganze verwüstete Flecken; hie und „da ein Denkmahl, wo möglich verschiedener Art, „und wichtig dem Stifter; nicht den gefälligen „Platz in einen Kirchhof verwandelt, Brücken und

„Stege

„Stege des Wassers wegen gezogen, nicht die
„Gewässer geleitet um Brücken zu bauen;“
(wir möchten hinzu setzen, damit nicht im Sommer hohe Brücken über trockne Graben sich wölben) „selbst die Pflanzungen glücklich gewählt und
„geschmackvoll geordnet, nicht die Gehölze in ein-
„ander gezwungen, sondern ihr Wachsthum be-
„rechnet, damit es einst scheine, als habe die
„Mutter Natur sie selbst gepflanzt, und eine
„menschliche Hand, von reinem Gefühle des Schö-
„nen geleitet, sey blos die Gehülfinn ihrer Schö-
„pfung gewesen.“

Wem sollte bey dieser Stelle nicht manche Anomalie von den Regeln des guten und edeln Geschmacks einfallen, von denen wir die vortreflichsten Anlagen in Deutschland, selbst die zu Wörlitz und auf dem Weißensteine bey Cassel, nicht immer freysprechen können.

Doch wir wollen jetzt dem Verfasser folgen, der uns freundlich bey der Hand ergreift, und uns an den Ufern der Räder in das schöne Thal einführt, welches den Namen Tempe mit Recht verdient, den ihm die folgende Inschrift in einer Nische beylegt:

Deine Freuden, angenehmes Tempe,
Sind voll Einfalt, ohne Prunk und Schimmer:
Nie von Reue, nie von Furcht getrübet,
Stets willkommen, wenn sie wieder kommen.

Der erste Blick fällt auf den Tempel der Musen, der auf dem ersten Kupferblatte vorgestellt

ist (denn das vorhergehende Kupfer mit der Ansicht von Seifersdorf ist den nachfolgenden so unähnlich, daß wir es lieber von den übrigen absondern möchten). Ein Fronton, dessen Säulen und Wände mit Rinde bekleidet sind, führt die Aufschrift: den Musen, und gewährt einen freyen Durchblick auf eine architektonische Verzierung, welche Wielands Büste in einer Nische trägt, mit der Unterschrift: hier weihen sie ihrem Lieblinge unverwelkliche Kränze von den Grazien gewunden. Noch weiter unten findet man Apolls Leyer und Lorbeer mit Oberons Horne, Becher und Lilienstabe zusammen gruppirt. Schmeichelhafter konnte die Erfinderinn dieser glücklichen Idee ihrem Lieblinge, und dem Lieblinge der Musen, die Verehrung nicht ausdrücken, womit sie dem schönsten unter den schönen Geistern huldigt.

Das zweyte Blatt stellt Hermanns Denkmal vor, welches in dem schönen Kupferstiche von einer ungleich größern Würkung seyn mußte, wie in der Natur selbst; weil der einfache Gedanke: Schild, Schwert, Lanze und Streitkolbe an einer starken Eiche aufzuhängen, an deren Fuße zwey Urnen in der Höhlung eines steinernen Altars ruhen, in der Würklichkeit nicht so viel Absonderung und Größe erhalten kann.

Laurens Denkmal und die Hütte des Petrarchs sind auf dem 3ten und 4ten Blatte vorgestellt. Das erste besteht in einer von der Erde etwas erhöhten abgebrochnen Säule, von schlanken Pappeln umgeben, zwischen denen Rasenbänke angebracht

bracht sind. Das andre ist eine von Steinen aufgeführte und mit Schilf bedeckte Hütte, deren Vordach von zwey trocknen Baumstämmen mit abgestutzten Aesten getragen wird. Nicht weit vom Eingange sieht man einen kleinen Wassersprung, der an die Quelle von Vauclüse erinnern soll. Das Inwendige der Hütte ist durch Laurens Bildniß über dem Eingange, und durch einige Sonnetten von Petrarch, womit die Wände beschrieben sind, anziehend gemacht. Die 5te Kupferplatte giebt die Abbildung von dem Denkmale des Prinzen Leopold von Braunschweig, welches in einer der schönsten Gegenden des Thals unter Weiden und Erlen am Wasser in stiller Dämmerung liegt. Wir haben von Günther ein colorirtes Blatt, welches denselben Gegenstand aus einem noch viel schönern Gesichtspunkte darstellt. Das Monument besteht aus einem antiken Sarkophage mit einer Urne, deren Medaillon Leopolds Bildniß enthält: der Sarkophag ist mit einem Adler verziert, der sich zur Sonne aufschwingt. Hierauf bezieht sich die darunter stehende Inschrift:

Der Adler besucht die Erde,
Doch säumt er nicht, schüttelt vom Flügel
Den Staub, und kehrt zur Sonne zurück.

Nicht weit davon findet man an einer schönen Eiche eine steinerne Nische, mit der Büste der verwittweten Herzoginn Amalie von Weimar, der Schwester des edlen Leopolds, der ein Opfer der

Menschenliebe wurde. Das Fußgestell der Büste führt die Inschrift:

»Einen Tempel, der nimmer zerfiele, suchten die Grazien und Musen: sie fanden ihn in Amaliens Geist.«

Eine Vorstellung von der schönen, ausgesuchten Lage dieser Nische giebt die 6te Kupfertafel.

Auf der 7ten finden wir den Altar der Wahrheit, mit der Inschrift: „göttliche Pflanze, du vertreibst den Wahn der Meynungen, reinigst das Herz von Leidenschaft."

Bey den letzten Worten dieser Inschrift dürfte vielleicht mancher Leser etwas zu erinnern haben: Wir hätten es auch; allein es ist unser Beruf nicht, eine Kritik der Inschriften zu liefern, die der Verfasser des Buchs so geben mußte, wie sie sind.

Das folgende Blatt zeigt uns die Ruine der Vergänglichkeit. Sie besteht in einem seitwärts zerstöhrten Piedestall, auf welchem eine Kugel, das Sinnbild der Unbeständigkeit, ruht; die nicht weit davon befindliche Inschrift mit dem bekannten Herderschen Distichon:

Sterblich sind wir, und sterblich sind alle unsere Wünsche,
Leid und Freude, sie gehn, oder wir gehn vorüber.

bezieht sich auf diese Vorstellung.

Die folgende Kupfertafel, welche (das Titelkupfer mitgerechnet) das zehnte Blatt in der

ersten

ersten Sammlung ausmacht, zeigt uns die schöne Linde der Ruhe gewidmet, die mit einem Medaillon verziert ist, worauf in der Form eines Kleeblattes die Silhouetten des Grafen, der Gräfinn und ihres einzigen Sohnes befindlich sind. Man muß das glückliche Familienverhältniß kennen, worin diese drey würdige Menschen mit einander leben, um den Sinn der Worte zu fühlen, welche der Linde zur Aufschrift dienen:

Hier fände selbst ein König Ruh,
Wenn er, wie wir, voll Liebe wär.

Der 2te Heft zeigt auf dem ersten Kupferblatte die Urne mit dem Schmetterlinge, welche auf einem Postamente ruht, worauf die Worte: Ahndung künftiger Bestimmung; den Gedanken an Unsterblichkeit noch deutlicher bezeichnen, der durch die Vorstellung erweckt werden soll. Um den Eindruck zu verstärken, bietet sich hier dem Auge eine freye Aussicht auf eine lachende Gegend dar, die von den Besitzern Elisium genannt worden ist.

Das zweyte Blatt giebt die Vorstellung von dem Tempel, welcher, wie die Inschrift auf dem Fronton zeigt, dem Andenken guter Menschen gewidmet ist. Der Tempel steht auf einer grünen Wiese, unter hohen Pappeln, vor welchen ein Altar der Tugend errichtet worden ist. Die Beschreibung von der solennen Einweihung dieses Tempels giebt den Lesern einen Begriff von den Familienfreuden und Volksfesten, welche in dem

Brüh-

Brühlischen Hause immer einheimisch gewesen sind. Auf eine eben so festliche Weise wurde die Capelle zum guten Moritz eingeweiht, die auf dem 3ten Blatte vorgestellt ist. Eine der glücklichsten und erfindungsreichsten Ideen in dem schönen Tempe zu Seifersdorf. Ihrem aufgeklärtem Gemahle katholischer Confession, dessen Charakter die menschenfreundlichste Güte ausmacht, weiht die protestantische Gemahlinn eine kleine Capelle von Steinen mit Mooß verbunden, in welcher eine kurze Lebensgeschichte des Grafen, mit einigen seiner wohlthätigsten Handlungen durchwebt, statt aller Wunder und Legenden aufbewahrt wird. Der dem Eingange gegenüberstehende Altar führet die Inschrift:

Nur Handlungen bestimmen den Werth des Menschen.

Unter Tannen, zwischen Rosen auf der einen, und Dornen auf der andern Seite, findet man die von Fichtenstämmchen erbaute, mit Schilf bedeckte Hütte der Einsamkeit, welche auf dem 4ten Blatte abgebildet ist. Die Rosen und Dornen, welche, auch in Kränze geflochten, an beiden Seiten der Hütte aufgehangen sind, beziehn sich auf die Inschrift:

Einen Becher der Freude hat in der Rechten, in der Linken einen wüthenden Dolch, die Einsamkeit; reicht den Beglückten ihren Becher, den Leidenden reicht sie den wüthenden Dolch hin.

Das

Das Ganze würde ohnstreitig die Einsamkeit noch viel besser charakterisiren, wenn die Hütte an einem tiefer versteckten und enger verschlossenem Orte befindlich wäre, und das Dach der Hütte nicht auf einzelnen weit auseinander stehenden Stangen ruhte, welche einen freyen Durchblick auf unzählige Gegenstände verstatten, die den Gedanken nicht aufkommen lassen, daß man hier allein sey. Der Betstuhl des Einsiedlers macht die Vorstellung des folgenden Blattes aus. Ist irgend eine Idee verunglückt, so ist es diese. Man muß die Abbildung entweder oder die Würklichkeit gesehn haben, um bey diesem Anblicke in ein ängstliches Schrecken zu gerathen. Ein Lindenkloß zu einem Kniepulte gehauen, der sich an eine kahle, abgestorbene Buche lehnt, die mit ihren zackigten dürren Aesten ein Hirschgeweih in Riesengröße darstellt, macht mit dem wunderschönen Gebüsche, vor welchem es steht, einen so widerlichen Contrast, daß es fürwahr sehr nöthig scheint, den Blick durch einen Todtenkopf und ein Kreuß, welche über dem Pulte an der kahlen ausgespreiteten Buche befestigt sind, noch mehr zurück zu schrecken. Wie viel sanfter ist das memento mori von dem ältesten Bruder des Grafen in dem Garten zu Pförten ausgedruckt, wo in einer dämmernden Partie von wilden Gesträuchen, die von hohen Bäumen überschattet werden, gekrümmte Fußpfade zu einer Mooßhütte hinführen, in welcher das wahrscheinliche Original vom Seifersdorfer Betstuhle, dem Todtenkopfe und

dem

dem Kreutze, welches mit dem aufgeschlagenen memento mori eine gefällige Gruppe ausmacht, zur Unterlage dient, und seine ganze Kraft von der verschlossenen Düsternheit empfängt, in welche man beym Zutritte in diese schauerliche Einsiedlerhütte versenkt wird. Weit glücklicher ist Lorenzos Grab, welches auf dem 6ten Blatte vorgestellt wird, in einen kleinen Garten versetzt worden, der von einem Weidenzaune umflochten ist. Ueber dem Eingange finden sich die vom Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe erfundenen, seinem Mausoläum zur Ueberschrift dienenden Worte: Ewig ist das Fortschreiten zur Vollkommenheit; wenn gleich am Grabe die Spur unserem Auge verschwindet. Nicht weit davon erblickt man auf einem Hügel Lorenzos Hütte, welche das 7te Kupferblatt einnimmt.

Auf dem 8ten findet man die Seifersdorfer Mühle im Thale, die im Geschmack der Holländischen Meyerhöfe gebaut und mit gothischen Fenstern und Thüren versehen ist. Das 9te Blatt enthält das Denkmahl des Vaters der Gräfinn. In einer der schönsten Vertiefungen ruht auf einem Rasenhügel eine steinerne Urne, um die sich eine Schlange windet. Nicht weit davon findet man die Inschrift:

Thränen bring' ich dir, und Dank
Zum traurigen Todtenopfer:
Bitt're rinnende Thränen,
Das letzte, was Liebe dir geben kann.

Warum

Warum die auf dem 10ten Blatte vorgestellte Vase in einer Felsennische die Aufschrift führe: der gothischen Freundschaft; würde gewiß ein Räthsel seyn, wenn die Beschreibung uns nicht sagte, daß damit die altteutsche Freundschaft gemeynt sey, auf deren Beständigkeit man rechnen konnte.

Die letzten Hefte enthalten folgende Blätter, deren einzelne Beschreibung wir der Kürze wegen blos durch Nummern von einander absondern wollen.

1) Der Tempel, Moritz und den ländlichen Freuden gewidmet, der auch von Günther gestochen ist, bildet einen großen von freystehenden Säulen gestützten Pavillon, auf einer geräumigen Wiese: Er ist von schlanken Pappeln eingeschlossen, und vertritt die Stelle eines Tanzsaals bey ländlichen Festen, welche die Besitzer der schönen Gegend ihren Unterthanen geben. Auch dieser Platz wurde an einem Geburtstage auf eine feyerliche und der Besitzer würdige Art eingeweiht.

2) Denkmahl, dem jungen Grafen Karl von Brühl von seinen Eltern zum Geburtstage gewidmet. Auf einer hohen mit Stufen versehenen Rasenterrasse erhebt sich ein Hügel von rohen Felsstücken, der eine steinerne, an einen großen Baum gelehnte Platte trägt, mit der Inschrift:

Willst, o Sohn, du das Meer des gefährlichen Lebens
Froh durchschiffen, und froh landen im Hafen dereinst:

Laß

Laß, wenn Winde dir heucheln, dich nicht vom
Stolze besiegen!
Laß, wenn Sturm dich ergreift, nimmer dir rauben
den Muth!
Männliche Tugend sey dein Ruder, der Anker die
Hoffnung;
Wechselnd bringen sie dich durch die Gefahren ans
Land.

3) Unter einem schönen Gewölbe von Büschen steht auf einer kleinen terrassirten Erhöhung der Altar: den Sängern des Thals gewidmet; mit einer Leyer und Hirtenflöte auf der einen und mit einem N. auf der andern Seite versehen. Naumann und Neumann sind diese beyden Sänger. Jener, der berühmte Sächsische Capellmeister, componirte süße, einfache Melodien zu den Liedern, worin der Kriegssekretär Neumann *) die Reize des Tina-Thals und die Freuden der Freundschaft besang, deren Annehmlichkeit beyde Freunde so oft in dieser stillen Gegend genossen.

4) Denkmahl des Ministers von Brühl. In einem Wäldchen von Nadelholze ruht, im einsamen Dunkel, zu welchem eine einfache Thüre den Eingang eröffnet, ein Sarkophag auf einem steinernen Piedestale, der die Aufschrift führt: Manibus patris. Unter den Inschriften, welche das Piedestal auf allen vier Seiten verzieren, ist keine der Person mehr angemessen, kürzer und viel-
sa-

*) Bekannt durch die Texte zu den Naumannschen für das Schwedische Theater verfertigten beyden Opern, Cora und Amphion.

sagender, als die erste: Memorabili oblito. Auch diese ernste Scene wurde an einem Geburtstage des Grafen, auf Veranstaltung seiner Gemahlinn, von ihrem Sohne eingeweiht.

5) Unter hohen Bäumen, die das schöne Kupferblatt mit ungemeiner Sorgfalt darstellt, findet man eine romantische Hütte, dem Andenken an Marmontels Adelaide gewidmet, mit der Aufschrift: Cabane de la Bergère des Alpes.

6) Im kräftigen Style ist auf dem folgenden Blatte ihres Geliebten Dorestans Denkmahl, eine Urne, die auf einem Rasenhügel ausruht, vorgestellt. Das mahlerische Ansehn gewinnt nicht wenig durch die nakte Felsenparthie, welche sich hinter dem Denkmahle erhebt.

7) In einer baumreichen Gegend findet man nicht weit davon ein Hüttchen, für die Alpenhirten, dessen Form mit der Hütte der Einsamkeit im vorigen Hefte ziemlich übereinstimmt. Es ist Adelaidens Ruheplatz, in einer bezaubernden Gegend. Man hat ihn mit der treffenden Inschrift versehen:

Si la vie est un songe,
Quel bonheur de rever ici.

8) Das Bad, eine mit Steinen belegte, oben von alten Bäumen überwebte Bucht des gekrümmten Baches in einer reizenden Gegend.

9) Der Tempel des Amors, eine griechische Halle auf einer Erhöhung von Rasen unter Rosen und Pappeln, mit einem Amor in der Mitte, der

nach einer Antike gebildet ist. Ueber die beyden Sanduhren, die er in seinen Händen empor hält, findet man am Fuße des Bildes den Commentar in folgenden Worten:

Eine Sanduhr in jeglicher Hand, erblick ich den Amor,
Wie? der leichtsinnige Gott! doppelt mißt er die Zeit?
Langsam fliehn aus einer die Stunden entfernter Geliebten,
Die andere läuft schnell den gegenwärtigen ab.

10) Die Bildsäule des Pans bey einem Wasserfalle, und einer Brücke, die die Aussicht auf eine geräumige Wiese öffnet, steht an einem Orte, wo Geßnern ein Denkmahl errichtet werden soll.

11) Herders Büste auf einer Therme, welcher die Gräfinn folgende Worte zur Inschrift gab, die der Verfasser der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit in ein ihr gewidmetes Exemplar geschrieben hatte.

Des Menschen Leben beschränkt ein enger Raum,
ein engerer, beschränket seinen Sinn;
sein Herz der engste. Um sich her zu sehn,
zu ordnen, was man kann, unschuldig zu
genießen, was die Vorsicht gönnt,
und dankbar froh hinweg zu gehn:
das ist des Menschen Lebensgeschichte, —
Nicht Idee, es ist Gefühl.

12) Die Hütte des Pythagoras, deren innere Einrichtung ausführlich beschrieben wird, giebt mit

mit dem doppelten Geländer auf den Terrassen und den hohen Bäumen, die um sie herum stehen, einen schönen Anblick.

13) Hinter derselben thront auf einem Hügel der runde Tempel der Wohlthätigkeit, von Fichtenstangen mit Schilfe gedeckt. Seinen Altar in der Mitte, der eine Armenbüchse trägt, ziert die Inschrift: Aux ames bienfaisantes. Dem Eingange gegenüber findet man auf einer Tafel den Namenzug des Grafen, welchem am Tage der Einweihung von allen anwesenden Armen, die er unterhält, ein Sträuschen mit der Devise überreicht wurde: Seelig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. — Die bekannten Verse aus Jacobi's Elisium:

Wenn in glänzenden Pallästen rc.

sind an beyden Seiten der Tafel angebracht.

14) Mit der stärksten Dreistigkeit sind auf dem folgenden Blatte die schönen Pappeln ausgedrückt, welche um die anmuthige Bergquelle herumstehen, die durch einen Stein mit den Herderschen Worten: Schöpfe schweigend rc. bedeutender gemacht worden ist.

15) Ein Obelisk, der, auf einen im Getraidefelde liegenden kleinen Hügel, dem Besitzer von seinen sämmtlichen Gemeinden errichtet worden ist, führt die Aufschrift: Dem besten Herrn, Hans Moritz, Grafen von Brühl, gewidmet von seinen 3 Gemeinden, Seifersdorf, Schönborn und Ottendorf. — Wahr ist es, was die Inschriften auf den Tafeln der vier Seiten des Obelisken.

von ihm sagen, von denen wir nur die letzte hieher setzen:

Er liebt sein Weib und Kind gar sehr,
Ist fromm und gut, wie keiner mehr;
Bricht jedem Hungrigen sein Brodt,
Fühlt fremden Schmerz und fremde Noth.

Mit diesem Denkmahle, welches wir mit dem Verfasser von ganzem Herzen allen Guthsbesitzern wünschen wollen, beschließt sich die Beschreibung des anmuthigen Tina-Thals. Die folgenden Blätter enthalten einige Scenen aus dem Garten, der sich durch ähnliche schöne Anlagen auszeichnet.

16) Hirschfelds Denkmahl mit dem Gartenhause macht die erste Vorstellung aus. Das Denkmahl besteht aus einer Vase von Meißner Porzellan, die sich auf einem Rasenhügel erhebt. Das kleine Gartenhaus, von außen mit wilden Weinranken verkleidet und mit Lauben versehn, worin Lachtauben und Canarienvögel unter Gittern von Drath ihre Wohnung haben, führt über dem Kamine die Inschrift: Eine der schönsten Gaben des Himmels ist es, ein unbemerktes, mässiges und ruhiges Leben führen zu können, Schatten und Licht in der Seele zu ordnen, und die Schönheiten der unverstellten Natur-Scenen anzulächeln.

17) In einem melancholischen Wäldchen findet man eine einsame Grotte von rohen Steinen, mit der Aufschrift: Young gewidmet. Eine traurige

Lampe

Lampe erhellt die Düsternheit, und läßt einen Betaltar mit Kreuz und Todtenkopfe, das Bild eines betenden Heiligen in Mosaik, und Youngs aufgeschlagene Nachtgedanken sehn.

18) Vor einem großen Jäsmingebüsche findet man nicht weit davon auf einem großen Piedestale die Büste der Frau von der Reck, die in den Naumannschen Liedern unter dem Namen Elisa vorkömmt, weil sie unter demselben geistliche Lieder schrieb, die der berühmte Musiker Hiller in Leipzig herausgegeben hat.

19) Youngs Kindern, Philandern und Narcissen, findet man auf der schönsten Insel, mitten auf einem Teiche, unter dichten Gebüschen, eine mit Schlangen umwundene Urne zum Denkmahle errichtet.

20) In einem Rindenhäuschen, mit Rosen und andern Gebüschen umwachsen, findet man Göthens Büste: nicht weit davon sieht man unter Rosen und Blumen Amor, den Bogenschneider, über welchen sich Bogen von Geisblatt wölben.

X.

Ueber den Raub der Cassandra, auf einem alten Gefäße von gebrannter Erde. Zwey Abhandlungen von H. Meyer und C. A. Böttiger, nebst drey Kupfertafeln. Weimar im Verlage des Industrie-Comtoirs, 1794. gr. Quart.

Diese kleine Schrift, welche sich dem Auge durch ihr schönes und geschmackvolles Aeussere empfiehlt, enthält artistische und archäologische Bemerkungen über ein sogenanntes campanisches Gefäß, welches die verwittbete Herzoginn von Weimar, während ihres Aufenthalts in Italien, käuflich an sich gebracht hat. Dieses Gefäß ist auf der ersten der beygefügten Kupfertafeln, nach einem verjüngten Maaßstabe, vorgestellt. Die zweyte zeigt die Figuren der Vorderseite, den Raub der Cassandra von der Bildsäule der Minerva; die dritte stellt zwey im Mäntel verhüllte Jünglinge vor. Diese Zeichnungen sind mit ungemeiner Sauberkeit, und, den Versicherungen der Verfasser des Textes zu Folge, mit einer solchen Genauigkeit gemacht, daß man sich durchaus nicht erlaubt hat, auch nur das geringste auszulassen, oder deutlicher zu machen, als es auf der Vase selbst stand.

Der

Der Verfasser der ersten Abhandlung, welcher sich die Würdigung des artistischen Werthes dieser Vase zum Zweck gesetzt hat, geht von einigen allgemeinen Bemerkungen über die alten Gefäße aus gebrannter Erde aus. Er hat drey verschiedene Arten derselben bemerkt. Von der ersten Art sind diejenigen, welche man ausschließend nolanische Vasen nennt. Sie sind die schönsten von Ansehn, und zeichnen sich durch Feinheit, Leichtigkeit und schöne Glasur vor allen andern aus. Die von der zweyten Art sind weder so fein noch so glänzend, auch von einem etwas matterem Schwarz; aber sie übertreffen die erstern oft an zierlicher Form und schöner Mahlerey. Jene findet man vorzüglich in der Gegend von Nola, und es ist wahrscheinlich, daß sie einst in dieser Stadt verfertigt worden sind; diese werden in dem ganzen untern Theile von Italien und in Sicilien gefunden, und mehrere derselben scheinen aus Griechenland dahin gekommen zu seyn. Die dritte Art unterscheidet sich von den beyden andern durch ihre schwarzen oder dunkelbraunen, silhouetten-artigen Figuren, deren Detail mit weißen Linien angegeben ist. Sie sind oft ohne Glasur, so daß die natürliche blaß-gelbe Farbe des Thons den Figuren zum Grunde dient. Die meisten derselben mögen altgriechisch, einige derselben aber auch wirklich hetrurisch seyn; denn in den ältesten Zeiten scheinen diese beyden Nationen nur Einen Styl in der Kunst gehabt zu haben. Die Zeichnung auf denselben ist von einem steifen Charakter, und

die Figuren stehen in einer Reihe hintereinander ohne mahlerische Anordnung. Diejenigen, welche hierinne eine Ausnahme machen, scheinen aus einer spätern Zeit zu seyn, in welcher die Kunst das Rohe und Kindische ihrer ersten Versuche abgelegt hatte.

Das Weimarische Gefäß gehört zu der zweyten der hier beschriebenen Arten. Der Verf. vermuthet, daß das Hauptgemählde auf demselben als Skizze zu einem Basrelief gedient habe, dessen Winkelmann in den Monimenti inediti erwähnt, und das er selbst in den Kellern der Villa Borghese — welche unermeßliche Schätze der Kunst verbergen — gesehn hat. Die Zeichnung auf demselben zeigt zwar die Hand eines gelehrten und geübten Künstlers; aber sie ist an einigen Stellen nachlässig, wie denn z. B. Ajax und Minerva an den rechten Armen linke Hände haben. In Rücksicht auf die Composition hingegen rechnet er es zu den vortreflichsten Produkten der alten Kunst. Die Stellungen der Figuren, die geschickte Vermischung der Gewänder mit dem Nackenden, den Gegensatz der Glieder unter einander, besonders aber die Vertheilung der Extremitäten, findet er bewundernswürdig. Nicht minder den poetischen Gedanken, daß die Bildsäule der Minerva den Ajax mit der Lanze bedroht, wodurch der Künstler die unmittelbare Gegenwart der Göttinn selbst zu versinnlichen gewußt hat.

Diese Eigenschaften, welche sich auf einer Menge gebrannter Gefäße noch in einem höhern

Grade

Grade finden — der Verf. versichert, daß ihm kein einziges Gefäß von beträchtlicher Größe vorgekommen sey, welches auffallend schlecht gemahlt gewesen — erlauben die Folgerung, daß die Zeichnung an demselben von einem vortreflichen Künstler herrühre, und daß überhaupt diese Gefäße, welche mehr zur Zierde als zum Gebrauche dienten, größtentheils von großen Meistern bemahlt worden sind. War aber dieses, so darf man sich nicht wundern, noch es für eine große Schwierigkeit ansehn, auf dem trocknen Thone eine so leichte und freye Zeichnung hervorzubringen. Den guten Mahlern des Alterthums war dieses eine Kleinigkeit. Noch jetzt lernt jedermann, welcher eines vernünftigen Unterrichts im Zeichnen genießt, die Umrisse, vornämlich die mit der Feder, schnell und unabgesetzt machen; weil eine abgesetzte Linie keiner zarten Schwingungen fähig ist, und die bey den Absätzen entstehenden Winkel derselben ein unreines und holprichtes Ansehn geben. Um aber bey diesem Verfahren die Richtigkeit nicht zu verletzen, zeichnet man sich die Figuren erst sorgfältig vor; und man bemerkt an der Weimarischen Vase, daß die Umrisse auf dem weichen Thone mit einem Stifte sanft eingedruckt waren. Auf einer andern Urne in der Sammlung der Familie Virenzio zu Nola sah der Vf. die Umrisse wie mit Rothstein vorgezeichnet.

Wahrscheinlicher Weise bediente man sich zu der Mahlerey auf Vasen eines Pinsels, welcher zwar viele Farbe fassen, aber dabey doch eine sehr

feine und elastische Spitze haben mußte: denn überall, wo die Linien nur ein wenig stark werden, sehen sie erhaben aus, weil der Pinsel beym geringsten Drucke die Farbe so reichlich abgab. An einer Schale in der gedachten Sammlung zu Nola hatte das Schwarz nicht völlig zugereicht, und man nimmt daran deutlich wahr, wie ein ziemlich großer Pinsel nach und nach ledig geworden, und sich endlich vollends ausgewischt habe.

Dieses ist kürzlich der Inhalt einer Abhandlung, welche eine ausgebreitete und gelehrte Kenntniß der Kunst verräth; und aus welcher wir um desto mehr einige Stellen verbannt wünschten, die aus einem falschen Enthusiasmus geflossen scheinen. Ohne Zweifel erhält die Kunst durch überspannte Erhebung mittelmäßiger Produkte so wenig einen Vortheil, daß sie dadurch vielmehr in den Augen der Meisten verliehrt. Sollte man wohl dem unbefangenen Beschauer des hier behandelten Gemähldes ein Lächeln verdenken, wenn er liest, daß der Verfertiger desselben, ein sehr gelehrter und geübter Künstler, im Gefühle seines Vermögens, nachlässig geworden, und dem Ajax und der Minerva am rechten Arme linke Hände gegeben habe? daß dieses Versehen zwar immer ein wenig anstößig bleibe, aber durch das übrige reichlich ersetzt werde; daß der Kopf und die Hände der Cassandra (welche aus vier weißen Strichen bestehn) und des Ajax, als ein vortrefliches und nicht zu übertreffendes Beyspiel zu betrachten wären; und was dergleichen mehr ist. Dahin

rechnen

rechnen wir auch die Behauptung, welche sich auf Winkelmannische Hypothesen stützt, daß diese Vase vor der Herrschaft der Römer in Italien gemacht zu seyn scheine; denn, heißt es, weil hernach in diesem Lande wenig Ruhe mehr war, indem es entweder durch bürgerliche oder andere Kriege, oder auch durch die Raubsucht der Beherrscher verwüstet wurde, und der gute Geschmack schon sehr merklich abgenommen hatte, so ist nicht zu glauben, daß besonders-verdienstliche Werke haben entstehen können. Wenn der Krieg in der That auf die Vernichtung des guten Geschmacks einen so entschiedenen Einfluß haben sollte, um diese Behauptung zu rechtfertigen, so würde man am Ende gar nicht mehr begreifen, zu welcher Zeit die unzählbaren und untadelhaften Werke der Kunst hätten entstehen, und wenn der gute Geschmack Muße genug gehabt hätte, um sich zu bilden und auszubreiten. Griechenland hat seit den Zeiten der persischen Kriege die Segnungen des Friedens immer nur wenige Jahre nach einander gekostet, in denen die großen Künstler unmöglich auf einmal entstehen konnten. In Unteritalien aber nahmen die Kriege zwischen den einzelnen Republiken, vor der Herrschaft der Römer, kein Ende; so wie auch Sicilien lange vorher von den Verwüstungen des Kriegs heimgesucht worden war. Wenn unter dem römischen Despotismus die Künste gesunken sind, so hat dieses seinen Grund vielmehr in dem Umstande, daß das alte Ansehn der griechischen Staaten, sobald sie dem

römi-

römischen Gebiete einverleibt waren, gleichsam verschwand, und auf Rom übertragen wurde. Dadurch aber erlosch jene alte Eifersucht, um deren willen die einzelnen unabhängigen Städte in Verschönerung ihres Aeußerlichen mit einander gewetteifert hatten. Hierzu kam das Unvermögen, in welches sie gesetzt wurden. Die Kunst fand kein Brod mehr. Rom, welches ärntete ohne gesät zu haben, ward mit den alten Schätzen der Kunst überhäuft, und gab neuen Künstlern wenig zu thun. Griechenland war ein Kunstmarkt geworden, auf welchem die gierigen Proconsuln raubten, oder mit dem Gelde der Provinzen wohlfeil kauften.

Die zweyte Abhandlung hat den Hrn. O. C. R. Böttiger zum Verfasser, und behandelt die Weimarische Vase vorzüglich als einen Gegenstand der Gelehrsamkeit. Er bemerkt im Eingange, daß sich die Gemählde der campanischen Gefäße auf drey Hauptklassen zurückführen lassen. Entweder stellen sie religiöse Gegenstände vor; oder Scenen des häuslichen Lebens; oder endlich Dichterfabeln aus der Heldenzeit. Die letzte Classe scheint am wenigsten zahlreich zu seyn. Die Vorstellungen derselben sind fast insgesammt aus dem engen Kreise von Dichterfabeln genommen, innerhalb dessen sich die griechische Kunst überhaupt gehalten zu haben scheint.

So gehört denn auch die Fabel von dem Raube der Cassandra in diesen Kreis. Diese Fabel, deren Homer gar nicht ausdrücklich erwähnt, verdankt

dankt ihre Ausbildung den sogenannten cyclischen Dichtern, und unter diesen vorzüglich dem Arctinus, dessen Spuren die Tragiker aufgesucht haben. Ein Gegenstand der Kunst ist sie ebenfalls sehr frühzeitig geworden. Sie kömmt auf dem Kasten des Cypselus, dem Gemählde des Polygnotus in der delphischen Lesche, und einem andern desselben Künstlers in dem Pöcile zu Athen vor. In diesen Werken, so weit wir dieselben aus Beschreibungen kennen, und den noch übrig gebliebnen, ist dieses Sujet auf mehr als eine Weise behandelt. Polygnotus hatte den Moment nach geschehener That gewählt; auf seinen Gemählden saß Cassandra auf der Erde, mit dem Palladium auf dem Schoße, und Ajax reinigte sich wegen des ihm angeschuldigten Frevels an dem Altare der Göttinn. Auf den noch erhaltenen Kunstwerken findet sich der Moment des Raubes selbst vorgestellt. Auf einem Basrelief bey Winkelmann (Monimenti inediti nr. 141.) scheint Cassandra den Ajax mit der Linken zurück zu stoßen, während sie mit der Rechten das Bild der Pallas umfaßt. Weit häufiger aber haben die Künstler den fruchtbarern Augenblick gewählt, in welchem Ajax die Jungfrau bey den Haaren ergreift, um sie von dem Altare wegzureißen, und es ist dieses die Vorstellung, welche sich auch auf der beschriebenen Vase findet.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über das Ganze, in denen sich eine große Belesenheit und ein feiner Geschmack zeigt, kömmt der Verf.

auf

auf die Beurtheilung der einzelnen Figuren. Der Ajax ist in dem gewöhnlichen Heldencostüm, und so wie er, einige Verschiedenheiten abgerechnet, auch auf den übrigen noch vorhandenen Kunstwerken vorgestellt ist. Die merkwürdigste unter diesen Verschiedenheiten ist der auf dem Schilde angedeutete Drache, bey welchem sich der Verfasser einer Stelle des Philostratus erinnert, wo dem Ajax ein zahmer Drache als Gefährte beygelegt wird. Dieses führt ihn auf die sinnreiche Vermuthung, daß, wenn Pausanias (X. 26. p. 863.) bey der Beschreibung des Gemähldes von Polygnotus sagt, auf dem Schilde des Menelaus sey ein Drache zu sehn, dieß vielleicht ein Irrthum des Beschreibers sey, der, bey dem Gewirre von Figuren, den Schild des Ajax mit dem Schilde des neben demselben stehenden Menelaus verwechselt habe.

Bey der zweyten Hauptfigur des Gemähldes, der Cassandra, ist der Künstler von der gewöhnlichen Vorstellung darin abgewichen, daß er sie in ein kurzes, knapp anliegendes Untergewand gekleidet hat. Warum er dieses Costüm dem langen Gewande vorgezogen habe, fällt leicht in die Augen; und er zeigt sich bey dieser Wahl als einsichtsvoller Künstler. Dieser Umstand giebt zu einer umständlichen Untersuchung über die tunicas der Griechinnen jonischen und dorischen Stammes Veranlassung, in welcher das, was Salmasius, Weßeling und Valckenaer über diesen Gegenstand gesammelt haben, mit größer Deutlichkeit und

und in der lichtvollsten Ordnung zusammen gestellt ist.

In der Vorstellung der Pallas hat der Künstler die Sage der cyclischen Dichter verlassen, denen zu folge das Bild seine Augen voll Abscheu von der frevelhaften Handlung des Ajax abwendete, und er hat es gleichsam in die Handlung mit eingeflochten, indem er es den Speer gegen den Frevler kehren, und ihm damit Rache und Verderben androhen läßt. Dieses Bild ist ferner der antiken Form des ächten Palladiums, so wie es von den Alten beschrieben wird, in allen den Theilen nachgebildet worden, worinne ihm nicht ein höheres Gesetz der Kunst davon abzuweichen befahl. Das Merkwürdigste hiebey ist das Geradlinigte und Enggeschlossene an den Füßen desselben; da bey andern Vorstellungen des Palladiums die Füße nur als ein Griff erscheinen, ohne alle Abtheilung und Andeutung der einzelnen Theile. Es ist in einen kurzen Peplos gekleidet, welcher nur bis an die Kniee geht, und auf den alten Denkmahlen äusserst selten ist.

Eine besondere Untersuchung veranlaßt die Rückseite der Vase, auf welcher zwey einander gegenüberstehende Jünglinge vorgestellt sind, die ihre Mäntel so um sich herum geschlagen haben, daß sie vom Kopfe bis auf die Füße damit umhüllt und verdeckt sind. Die Haare umschlingt eine Art von Kopfbinde oder Kranz, wodurch wahrscheinlich auf eine Feyerlichkeit hingedeutet wird, bey welcher diese zwey Figuren eine Rolle zu spie-

len

len haben. Mit dem Gemählde der Vorderseite stehn sie in keiner Verbindung, wie es denn sehr gewöhnlich war, daß auf alten Kunstwerken, welche mehr als eine Seite haben, zwey und mehrere von einander unabhängige Sujets abgebildet sind.

Aehnliche, in Mäntel gehüllte Figuren kommen auf mehreren campanischen Gefäßen vor, und es ist wahrscheinlich, daß alle diese Gefäße eine gemeinschaftliche Bestimmung hatten. Es ist bekannt, daß die tirones (Jünglinge, welche das männliche Oberkleid erhalten hatten) ein Jahr lang, so oft sie sich öffentlich zeigten, beyde Hände unter dem Oberkleide verbergen mußten; und gerade diese sonst ungewöhnliche Verhüllung ist es, welche auf dieser und andern Vasen vorgestellt ist. Da nun der Tag des tirocinii nicht nur in Rom, sondern auch in dem übrigen Italien, mit gewissen Feyerlichkeiten begangen wurde, so ist es eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß man dem Jünglinge an demselben solche Gefäße geschenkt, und durch dieselben das Andenken an einen für sie höchst wichtigen Tag zu erhalten gesucht habe. Der neu eingekleidete tiro erhielt bey dieser Feyerlichkeit wahrscheinlich gewisse Lehren und Vorschriften von seinem custos, und hieraus erklärt sich, was auf so vielen Vasengemählden, wo ein oder mehrere tirones vorkommen, die ältliche Figur bedeute, welche ganz in der Stellung eines Mannes, der mit jemanden in einem ernsthaften Gespräche begriffen ist, vor

ihnen

ihnen steht. Auf der Weimarischen Vase fehlt diese Figur, wie auf mehrern andern. Die Kopfbinde der Jünglinge deutet auf die Einweihung in die Mysterien, welche an dem Tage der togae datio vorgenommen wurde, und auf welche sich die Prozeßionen und Opferfeyerlichkeiten beziehn, die man so häufig auf den Vorderseiten der Vasen findet, deren Rückseite Tironen zeigen.

Bey dieser Gelegenheit beweißt der Verf. daß die Gewohnheit, Jünglinge mit einer gewissen Feyerlichkeit in die Reihe der Männer eintreten zu lassen, nicht in Rom allein, noch auch blos in Hetrurien, von wo aus diese Sitte nach Rom gekommen war, sondern auch bey den Griechen, im Mutterlande sowohl, als auch in den Colonien von den ältesten Zeiten her, allgemein bekannt gewesen; und daß man sich demnach nicht zu verwundern habe, auf Einer Vase einen (vermeyntlich blos) hetrurischen Gebrauch mit einer griechischen Fabel verbunden zu sehn.

Wenn die angeführte Muthmaßung über die Bestimmung dieser Art von Gefäßen gegründet ist, so dient sie zu einer befriedigenden Antwort auf die Frage: warum gerade von diesen Donativvasen, mit den neu eingekleideten Jünglingen auf der Rückseite, eine verhältnißmäßig weit grössere Anzahl, als von allen übrigen, in den Grabgewölbern um Nola und Capua herum gefunden worden sind? Man gab sie wahrscheinlich, da sie das Andenken einer religiösen Einweihung enthalten sollten, und als ein unveräußerliches Eigen-

thum des Verstorbenen angesehen wurden, diesem auch noch zuletzt mit ins Grab. Man konnte nicht wissen, ob ihnen nicht dieser Beglaubigungsschein selbst im Schattenreiche noch gute Dienste leisten würde.

Da sich die Weimarische Vase von vielen andern darin unterscheidet, daß sie auf der Hauptseite keine Bacchusfeyerlichkeit zeigt, so vermuthet der Verf. daß vielleicht die Erinnerung an das Schicksal des frevelnden Ajax eine Warnung für den Jüngling hätte seyn sollen, der nun eben in einen freyern Stand getreten, und dem von nun an Selbstbeherrschung nothwendig ward. Diese scharfsinnige Vermuthung wird durch die Vorstellungen auf einigen ähnlichen Gefäßen unterstützt und wahrscheinlich gemacht.

Beyläufig hat der gelehrte Verfasser in den Anmerkungen eine Menge antiquarischer Notizen beygebracht, und mehrere Stellen der Alten glücklich theils erklärt, theils verbessert.

XI.

XI.

Göthe's neue Schriften. Zweyter Band. Berlin bey Unger, 1794. 491. S. 8.

Ein hoher Grad von Originalität ist meistens mit einer gewissen Einförmigkeit und Eintönigkeit verbunden. Eben die eigenthümliche Richtung des Geistes, die ihn besonders nach Einer Seite treibt, ihn an gewisse Gegenstände vorzüglich kettet, und zu der Bearbeitung und Darstellung derselben in hohem Grade geschickt macht (die dem ursprünglich schon energischen Gefühl dadurch um so mehr intensive Stärke, und der Imagination ein desto beseelenderes Feuer giebt), beschränkt eben dadurch auch ganz natürlich und unvermeidlich den äußern Umfang und die Mannichfaltigkeit seiner Würkung. Je stärker, ausschließender und unbesiegbarer der Hang des Originalgenies, seine Vorliebe für gewisse bestimmte Gegenstände ist, mit je heftigerm Widerwillen es alles andere, was man ihm dafür aufdringen will, zurückstößt, um desto enger und beschränkter ist gewöhnlich der Kreis jener Gegenstände. Indeß würde man sich doch irren, wenn man dieß als allgemeine Regel aufstellen wollte. Es giebt auch mit unter, wie wohl immer nur seltene Beyspiele, daß Originalität und Vielseitigkeit des Geschmacks

und der Manier in Einem Subjekt vereinigt sind; daß ein Mann von ureigenthümlichem Genie zugleich das Talent besitzt, fremde Art und Kunst auf das täuschendste nachzuahmen, ohne doch dabey seine eigne Selbstständigkeit aufzuopfern. Selbst wir Deutschen besitzen einige dieser seltnen Männer, vorzüglich aber Einen, der diese, dem Schein nach, streitenden Eigenschaften in einem ungemeinen und in der That bewunderungswürdigen Grad in sich vereinigt.

Daß es Göthe sey, den wir hier im Sinne haben, erriethen unsre Leser gewiß schon, ehe wir ihn nannten. Sie wissen, mit welchem Glück, mit welcher Geschmeidigkeit er sich in den Charakter der verschiedenartigsten Dichter zu versetzen, und mit welcher Kunst er gleichwohl allen diesen mannichfaltigen Werken den Stempel seines Genius und eigener Geisteskraft zu erhalten wußte. Göthe ist nicht allein eines der originellsten Genies, er ist zugleich der glücklichste, der unübertrefflichste, fast möchten wir den Ausdruck wagen, der unnachahmlichste Nachahmer. Wie täuschend hat er uns nicht in seinen Werken abwechselnd die Manier und den Geist eines Sophokles, Aristophanes, Shakspeare und des Patriarchen der deutschen Meistersänger hergezaubert! Selbst die Nachahmung des naiven, zahmen Florian hat er nicht verschmäht, und hier überrascht er uns abermals mit einem Produkt in einer ganz eigenen, von allen genannten höchst verschiedenen Art, mit einem, nicht modernisirten — dieses Wort würde

wahr-

wahrscheinlich zu einer ganz irrigen Vorstellung verführen — nein! mit einem für unser Zeitalter lesbar gemachten Reinecke Fuchs.

Ein großer Theil unserer Leser, wenigstens die bejahrteren unter ihnen, erinnern sich zuverlässig, dieses einst so berühmte Fabelbuch in ihrer Jugend in den Händen gehabt zu haben; und die übrigen kennen es wenigstens dem Namen nach. Die Geschichte, vorzüglich aber der Ursprung dieses merkwürdigen Produkts des menschlichen Witzes liegt, troz der Bemühungen gelehrter und fleißiger Literatoren (von denen sich besonders Flögel im dritten Bande seines schätzbaren Werks über die komische Literatur viel Mühe gegeben, auf etwas Sicheres zu kommen) noch sehr im Dunkeln. Mißverstandener Patriotismus, durch den sich gewöhnlich seichte Köpfe ein leichtes Verdienst zu erwerben glauben, hat diese geistreiche Satyre, so wie unzählige andere Erfindungen, zu einem ursprünglich deutschen Produkte machen wollen: allein fast gewiß ist sie, selbst in ihrer ältesten deutschen Gestalt, doch nur eine, wenn gleich wahrscheinlich sehr freye Bearbeitung und Nachahmung irgend eines, vielleicht mehrerer, alten französischen, dem Titel nach bekannten und im Staube von unbesuchten Bibliotheken modernden Gedichten. Doch, das Gedicht sey fremden oder einheimischen Ursprungs, so viel ist historisch gewiß, es hat ein Glück gemacht, dergleichen sich nur äußerst wenig Gedichte rühmen können. Jahrhunderte lang war es im ganzen nördlichen Europa ein Lieb-

lingsbuch und in den Händen fast aller derer, die nur lesen konnten. Zwar in Frankreich, seinem wahrscheinlichen Vaterland, gerieth es bald in Vergessenheit; in Italien und Spanien scheint es gar nicht bekannt geworden zu seyn; wenigstens findet sich keine Spur einer Nachahmung oder Uebersetzung, wie denn überhaupt bey diesen Nationen die äsopische und alle damit verwandte Dichtungsarten nie sonderlich viel Eingang gefunden, und erst in den neuesten Zeiten etwas, und eben auch nicht mit glänzendem Erfolg bearbeitet worden. Desto allgemeiner und dauerhafter aber war der Geschmack, den man in Deutschland an dem Reinecke Fuchs fand: er ward und blieb Jahrhunderte hindurch ein Lieblings- ein wahres Volksbuch der Deutschen. Unsere Vorfahren erhoben es fast eben so lange mit Enthusiasmus bis in den Himmel. Man hielt es für eine Fundgrube, aus der sich alle Lehrsätze der Moral *), ja selbst

*) Es ist eine schon oft gemachte, aber richtige Bemerkung, daß die Deutschen von jeher in der Poesie große Liebhaber der Moral gewesen, und daß lange Zeit ihre Poesie fast allein aus Reihen aneinander gereihter Sentenzen und Moralen bestand. Ob dieß, wie Hr. Herder glaubt, nicht blos eine Folge ihrer Verfasser, die seit Einführung des Christenthums größtentheils Mönche waren, sondern vielmehr des biedern Characters und der Rechtlichkeit der Nation gewesen, lassen wir unentschieden, ob wir gleich gern zugeben, daß diese Liebhaberey den Deutschen immer

selbst die Geheimnisse der tiefsten Politik schöpfen ließen: es war in den Händen aller Fürsten und Staatsmänner. Von diesem Wahne kam man zwar mit der Zeit zurück; das Buch stieg immer tiefer herab, dagegen verbreitete es sich desto allgemeiner. Man lößte es in Prosa auf, und verkauft es noch jetzt hie und da auf den Jahrmärkten nebst andern Volksbüchern, neben dem gehörnten Siegfried, der schönen Magellone ꝛc. In den mittlern Ständen war es noch vor dreyßig oder vierzig Jahren, in Gesellschaft des Orbis

 pictus,

Ehre macht. Freylich wäre nur zu wünschen, daß sie bey den Schriftstellern sowohl als bey den Lesern sonst und jetzt mit etwas mehr Geschmack und Beurtheilungskraft verbunden gewesen, und noch verbunden seyn möchte. Allein — von neuern Werken hier zu schweigen — die ehemals so beliebten moralischen Commentare über den Reineke Fuchs und andere Gedichte, die Nutzanwendungen der meisten alten Fabeln ꝛc. zeigen von beyden oft nicht die geringste Spur. Nicht selten ist es ganz unbegreiflich, durch welche Ideenverbindung der Dichter oder Gloßator von einem historischen Factum oder einer Fiction auf die Sittensprüche, die er damit verbindet, geleitet worden, da nicht die mindeste reelle Beziehung zwischen ihnen statt findet. Der bekannte Fabeldichter Burkard Waldis z. B. hat bey mehrern seiner Apologen zwanzig und mehr Moralen nach einander, von denen häufig auch nicht eine einzige auf den Inhalt der Fabel paßt.

pictus, fast das einzige Buch, das man der Jugend zu ihrer Unterhaltung in die Hände gab, und erst seit dieser Periode ist es durch die Sündfluth neuer Schriften für den Zeitvertreib der jungen Welt verdrängt worden. So wäre es vielleicht im Kurzen ganz in Vergeßenheit gerathen, wenn nicht Göthe es von neuem und in neuer Gestalt in die Welt eingeführt hätte.

Noch vor ihrer würklichen Erscheinung kündigte Hr. Herder im fünften Bande seiner Zerstreuten Blätter diese Bearbeitung dem Publikum an. Er that dieß in einem Tone, der nothwendig die Aufmerksamkeit sowohl derer, die das Gedicht schon in seiner alten Form kannten, als auch und noch mehr bey denen, die hier einer ganz neuen Bekanntschaft entgegensahen, auf das höchste spannen mußte. Wir fürchten aber sehr, Hr. Herder hat durch seine hyperbolische Anpreisung dem verjüngten Reinecke mehr geschadet, als genützt. Wenigstens haben wir mehr als einmahl Gelegenheit gehabt, Personen, denen sich gewiß weder Geschmack noch Beurtheilungskraft absprechen lassen, versichern zu hören, daß sie in ihren Erwartuugen gänzlich getäuscht worden: ja einige gestanden selbst, es sey ihnen unmöglich gewesen, die Lektüre des Ganzen zu Ende zu bringen. So weit unser eigenes Urtheil auch hiervon abweicht, so begreifen wir doch sehr gut, wie die Art und Weise, auf welche Hr. H. diese poetische Neuigkeit ankündigte, auf jene Personen diese Würkung hervorbringen mußte.

Reinecke Fuchs ist ein geistreiches, satyrisches Gedicht, das dem Zeitalter, in welchem es entstand, und dem Genie seines Erfinders große Ehre macht: es ist voll Witz, Laune, voll kühnen und treffenden Spotts; es herrscht in demselben eine, für jene Zeit ungemeine und feine Kenntniß der Welt, des menschlichen Herzens, und vorzüglich der verderblichen Schwachheiten der Grossen — so schädlich, und schädlicher oft als selbst ihre Laster — die ihm in den Augen eines Lesers, der sich in den richtigen Gesichtspunkt gesetzt, und nicht mit zu gespannten Erwartungen zur Lektüre desselben kömmt, keinen geringen Werth ertheilen muß — allein dieß alles ist freylich noch sehr wenig von dem, wozu Hr. H. es machen will. Ihm ist Reinecke Fuchs eine deutsche Epopöe, die er sich getraut, dem Homer unmittelbar an die Seite zu setzen . . eine der ersten Compositionen, die er in irgend einer neuen Sprache kennt — er erwartet nichts geringers, als ihn, in seiner neuen Gestalt, zum zweytenmahl ein klassisches Buch der Nation werden zu sehn.

Dazu hat es nun aber bis jetzt geringen Anschein. Das Buch ist bereits über ein Jahr im Publikum, und hat noch wenig oder keine Sensation erregt. In unsern Augen beweißt dieß nicht das Mindeste gegen seinen Werth, allein es begünstigt doch auch jene sanguinische Hoffnung sehr wenig. In der That läßt sich auch kaum ahnden, worauf sie sich stützt. So wahr und beseelt die Schilderungen des Gedichts sind, so glücklich die

Satyre desselben ist, so betrifft sie doch durchaus keinen Gegenstand, der für unser Zeitalter ein besonderes und nahes Interesse hätte, wohl aber ist von manchem glücklichen Zug das Salz längst verflogen, und bey der großen Veränderung, die die Sitten und Gebräuche erlitten haben, erscheint nothwendig manche Szene gezwungen, wenigstens unbedeutend, die auf unsre Vorfahren den größten Eindruck machen mußte. Und — was die Hauptsache ist — schon die ganze Anlage der Fabel, der Gang und die Auflösung hindert ein wahres und starkes Interesse. Vielleicht sind die Menschen unserer Zeit in der moralischen Praxis nicht weiter gekommen, als ihre Väter; gewiß aber haben sich doch ihre theoretischen Einsichten und Ueberzeugungen, gewiß hat sich ihr moralisches Gefühl unendlich mehr ausgebildet. So viel Kunst und Feinheit der Dichter des Reinecke Fuchs in seinen Darstellungen zeigt, so verräth doch der Charakter, den er seinem Helden gegeben, die Anlage und Behandlung der Fabel, vorzüglich aber die endliche Entwickelung, die Rohheit der sittlichen Gefühle seiner Zeit. Unmöglich können die Menschen der unsrigen wahres Interesse und hohes Wohlgefallen an einer poetischen Composition finden, die den moralischen Sinn von Anfang bis zu Ende so gröblich beleidigt. Der Held des Gedichts ist nicht bloß schlau und listig: er rettet sich durch seine Schlauheit nicht etwa aus Verlegenheiten und Gefahren, in die er durch Leichtsinn oder Unbesonnenheit gerathen: nein

nein, er ist ein Bösewicht der schlimmsten Art, der sich muthwillig durch vorsetzliche Bosheit und Verbrechen in Gefahren stürzt, aus denen er sich durch neue Bubenstücke, immer auf Kosten und zum Verderben der Unschuld, rettet, ja am Ende tritt er mit Ruhm und Ehre bekrönt vom Schauplatz ab, nachdem seine größtentheils ganz schuldlosen Gegner alles das, was er verbrochen, ausbüßen müssen. Freylich ist dieß leider nur zu oft der Gang der wirklichen Welt — wiewohl nicht ihr lustiger Gang (wie Hr. H. sich ausdrückt) sondern ihr schrecklicher, niederschlagender, empörender Gang — Allein es ist längst erwiesen, durch Gründe erwiesen, die nicht von willkührlichen Regeln, sondern allein aus der menschlichen Natur hergenommen sind — daß uns der Dichter nie die Wahrheit auf diese Weise zeigen darf. Desto besser zwar, wenn er uns nicht allein vergnügt, was sein Hauptzweck ist, sondern auch belehrt; allein er darf blos so belehren, wie er es vermag, wenn er zugleich vergnügen und ergötzen kann, nicht durch Erregung von Unwillen, Mißvergnügen, Abscheu und Entsetzen.

Der Dichter selbst nennt seinen Helden einen Dieb, Ehebrecher, Räuber, Mörder, Verräther — er konnte noch hinzusetzen, einen tückischen Schmeichler, einen abgefeimten Heuchler, einen Schadenfrohen u. s. w. *). Wir hoffen nicht,

*) Hr. Herder gedenkt der Hypothese von Eccard, der zu folge bey dem ganzen Gedicht ein einzelnes

nicht, daß man uns den Einwurf machen werde, da der Held des Gedichts ein Thier sey, und die ganze Handlung unter Thieren vorgehe, so — doch nein, eine solche Entschuldigung kann keinem unsrer Leser einfallen. So bald der Dichter einem Thiere völligen Gebrauch der Vernunft giebt, so erhöht er es zu einem moralischen Wesen, dessen Handlungen vollkommen mit dem Maasstab gemessen werden müssen, wie Handlungen der Menschen. Wie könnte außerdem die äsopische Dichtungsart eine Moral in Beyspielen seyn?

Hierzu kömmt, daß der Dichter des R. die Vermenschlichung seiner handelnden thierischen Personen so weit getrieben hat, als sie sich treiben läßt, und gewiß weiter, als es dem Effekt seiner Composition zuträglich war. Gellert, der von ihr im Ganzen ein übertrieben hartes Urtheil fällt, hat doch darin Recht, wenn er den Dichter tadelt: „daß „seine Thiere keine Thiere, sondern vielmehr Menschen wären, die einen thierischen Namen führten,

„die

historisches Factum zu Grunde liegen, und Reinecke ein fränkischer Edelmann, ein Herr von Fuchs oder Voß gewesen seyn soll. Diese blos aus der Luft gegriffene Vermuthung verwirft er mit allem Recht, unbegreiflich aber ist es uns, wie er hinzusetzen konnte: „Wenn alle Herren „von Fuchs und Voß aussterben, stirbt das Ge„schlecht der Reinecke zum Besten der Welt (!!) „nie aus, und so lange es Löwen, Dächse, Bä„ren giebt, wirds den Füchsen wohlgehn, für „die Hof und Welt gemacht zu seyn scheinen.“

„die vieles wider ihre Natur thun, auch vieles reden, „was mit ihrer Neigung nicht übereinkömmt." Wodurch unterscheidet sich Reinecke von einem Menschen? durch nichts sonst, als durch seinen Balg, und daß er die Hühner und Tauben nicht gebraten, sondern roh verzehrt. Er ist ein Ritter, hat Schlösser, Burgen, Vasallen, Bauern u. s. w. Eben dieß gilt von allen andern Thieraktörs der Handlung, die nichts als die Gestalt und einige Züge von dem Charakter haben, den man ihrer Gattung beyzulegen gewohnt ist. Der Ausdruck: Thierfabel, den Hr. Herder braucht, kann daher auch nur in einer sehr eingeschränkten Bedeutung gelten. Das Ganze ist vielmehr eine menschliche Maskerade in lauter Thiergestalten.

„Disputire man von vernunftmäßiger Erhöhung „der Thiercharaktere, wie weit sie dem Fabulisten „erlaubt oder versagt sey; das Genie spottet dieser „unbestimmten Verbote. Es weiß durch innere „Regel, wie hoch es den Charakter eines Thieres „oder Menschen hie und nicht dort, dort und nicht „hie erhöhen könne, erhöhen müsse und dürfe, „Diese innere Regel ist ihm Gesetz, und die Wir„kung auf uns sein sicherer Bürge." So Herr Herder!

Wir räumen die Richtigkeit dieser Behauptung ein, nur leugnen wir, daß durch die Anwendung derselben auf den vorliegenden Fall der Dichter ganz gerechtfertigt, und gegen alle gegründete Vorwürfe gesichert werde.

Man durchlaufe das ganze Feld äsopischer Dichtungen, und sehe, welche von ihnen den größten Reiz haben, und das lebhafteste Vergnügen gewähren. Ohnstreitig doch diejenigen, worin die Thiere, bey ihrem zur Vernunft erhöhten Instinkt, alle ihre thierischen Neigungen, ihre ganze Lebens- und Handlungsweise auf das genaueste beybehalten, und (die Vernunft ausgenommen) so wenig als möglich menschliche Natur und Sitten zeigen. Je geschickter der Dichter diese verbundene Vernünftigkeit und Thierheit verträglich zu machen weiß, desto besser erreicht er seinen Zweck, desto mehr Natur, Wahrheit und Anmuth erhalten seine Dichtungen. Je weiter sich hingegen seine handelnden Wesen in ihren Sitten und Handlungen von dem Thierischen entfernen, je menschenähnlicher sie werden, desto mehr verschwindet jener feinere Reiz, und es tritt an dessen Statt in gewissen Fällen etwas Komisches, oder vielmehr blos Schnackisches, das Kinder und Leute von rohen Geschmack vergnügt, im Grunde aber eben so wenig Werth, als die Erreichung desselben Schwierigkeiten hat.

Wir berufen uns hierüber kühn auf das Gefühl aller unserer Leser; doch gestehn wir gern, daß diese an sich gewiß richtige Theorie nicht in ihrer ganzen Strenge auf eine Composition, wie Reinecke Fuchs, angewendet werden darf. Allerdings zwar würde dieß geschehen müssen, wenn sie eine würkliche Epopöe, ein äsopisches Heldengedicht, wie Hr. H. glaubt, wäre oder seyn sollte.

Allein

Allein es scheint uns ziemlich augenscheinlich, daß der Dichter dieß gar nicht beabsichtigte. Sein Zweck war, ein satyrisch-allegorisches Gedicht zu liefern: dem komischen, satyrischen Dichter aber verzeiht man mit Recht manche Vernachläßigung der Wahrscheinlichkeit, eben weil nicht Darstellung einer Handlung, nicht Ausdruck davon abhangender Empfindungen, sondern Schilderung von Sitten, Gebräuchen, Thorheiten, sein Hauptzweck ist, dem die Handlung selbst, als der minder wesentliche Theil untergeordnet ist. Da der Verf. des Reinecke nicht wie ein gewöhnlicher äsopischer Fabulist Versinnlichung einfacher moralischer Sätze beabsichtigte, sondern menschliche Sitten in ihren mannichfaltigen feinen Schattirungen darstellen wollte, so konnte er freylich seine Thiere nicht überall ganz ihrer Natur nach sprechen und handeln lassen. Gern verzeiht man ihm in dieser Rücksicht gewisse Ungehörigkeiten; allein darum bleiben sie doch, was sie sind, kleine Fehler, und lassen sich keinesweges durch einen Machtspruch zu Schönheiten erheben. Das unangenehme Gefühl, das uns jedesmal beschleicht, wo der Dichter ohne alle Noth und ohne den mindesten Gewinn, aus einer bloßen Sucht, das vermeynte Komische einer Szene zu erhöhen, seine Aktöre in Zwitter von Thieren und Menschen verwandelt, bestätigt die Richtigkeit der oben aufgestellten Behauptung, und läßt keinen Zweifel, der dichterische Werth unserer Composition würde ungleich höher angesetzt werden können, wenn ihr Urheber eben so viel Geschmack

und

und Beurtheilungskraft in der allegorischen Verhüllung der Fabel, als in ihrer Erfindung und in der Darstellung seiner Beobachtungen über Welt und Menschen gezeigt hätte.

Wenn man das, was Hr. H. über das Gedichte sagt, mit dem Gedichte selbst vergleicht, so dringt sich die Vermuthung fast unwiderstehlich auf: er spreche nur aus halbdunkler Reminiscenz, (etwa wie Roußeau als er das Volksbuch Robinson Krusoe so übermäßig lobte) er habe das Gedicht vielleicht seit Jahren nicht, oder doch nur mit halben flüchtigen Blick wieder gelesen. Wie könnte er z. B. sonst sagen: „Hier ist alles fortgehende „epische Geschichte; nirgend steht die Fabel stille, „nirgend wird sie unterbrochen." Auch bey einer nur flüchtigen Lektüre muß man sehen, daß das Ganze offenbar aus einer doppelten Handlung besteht. Am Ende des sechsten Gesanges ist alles durchaus wieder in der Lage, worin es sich am Anfang des ersten befand. Es beginnt eine neue Handlung, deren Verlauf ungemeine Aehnlichkeit mit der ersten hat, und die auch fast auf gleiche Weise sich endigt. Der Dichter hätte, wenn er gewollt, eben so füglich noch eine dritte, eine vierte, eine fünfte beginnen und endigen können. Hr. H. vergleicht ferner den Helden des Gedichts, den schlauen Reinecke, mit dem Achill, und sagt: er sitze in einem großen Theil des Gedichts ruhig in seinem Schlosse Malepartus. Wir wußten nicht, ob wir unsern Augen trauen sollten, als wir das lasen. Reinecke ist vom Anfang bis zu Ende fast beständig auf der Bühne, und immer

selbst

selbst in persönlicher Theilnahme an der Handlung des Gedichts.

Ehe wir uns nun zu der Göthischen Bearbeitung desselben wenden, wird es nicht undienlich seyn, zur Bestätigung eines Theils unserer Urtheile und Aeußerungen, eine kurze Skizze des Plans voranzuschicken. Freylich wird dieß nicht hinreichend seyn, die Leser zu einer Entscheidung über den Grund oder Ungrund unserer Behauptungen völlig in Stand zu setzen: hierzu ist durchaus nothwendig, daß sie das Ganze selbst lesen, und den Eindruck des Details der einzelnen Szenen aufmerksam beobachten.

Nobel, der Löwe und König der Thiere, läßt im Thierreich eine feyerliche Hofhaltung ansagen. Alle Großen des Reichs versammeln sich, nur Ritter Reinecke versäumt aus guten Gründen zu erscheinen. Alle hatten über ihn zu klagen,

— er hatte sie alle beleidigt,
Und nur Grimbart, den Dachs, den Sohn des Bruders, verschont' er,

Ein Kläger tritt nach dem andern auf, und fordert Rache vom König. Grimbart sucht zwar seinen Freund und Vetter zu vertheidigen, allein allen Eindruck seiner Rede vernichtet die Erscheinung eines neuen Klägers, der den sichtlichen Beweis eines eben begangenen Verbrechens vor den Richterstuhl bringt. Es ist der Hahn, der den Leichnam einer seiner Töchter, die Reinicke erwürgt, und Hunde ihm wieder abgejagt haben,

unter bittern Thränen dem Könige zeigt. Dieser wird entrüstet, hält einen Rath, und Braun, der Bär, wird abgeschickt, den Beklagten zu fordern. Dieser übernimmt den Auftrag mit vieler Zuversicht, allein Reinicke läßt ihn diese theuer bezahlen. Er empfängt ihn aufs freundlichste, packt ihn aber bey seiner schwachen Seite, dem Appetit nach Honig, lockt ihn in eine Klemme, aus der er nur mit Noth das Leben rettet, und einen Theil seiner Klauen und seines Fells im Stich lassen muß. Kein besseres Schicksal hat der zweyte Bote, der Kater Hinze, den R. gleich muthwillig und boshaft in die Falle führt. Keiner will sich zur dritten Ladung brauchen lassen, und nun erbietet sich Grimmbard, der die Rache des erbitterten Königs fürchtet, seinen Vetter selbst zu hohlen. Reinecke giebt seinen Vorstellungen Gehör, und beyde treten in Gesellschaft die Reise nach Hofe an. Unterwegs legt Reinecke dem Vetter eine Generalbeichte über seine Sünden ab, und wird von ihm absolvirt. Sie kommen am Hofe an; R. wird gerichtet und verdammt. Seine wenigen Freunde treten muthlos zurück, und seine ärgsten Feinde, der Wolf, der Bär und der Kater schleppen ihn nach dem Galgen, an dem er seine Verbrechen ausbüßen soll. Schon steht er auf der Leiter, schon scheint alles verlohren, als sich sein Genie im vollen Glanze zeigt — — er denkt

gelänge mirs nur zum Worte zu kommen,
Wahrlich sie hingen mich nicht, ich lasse die Hoffnung nicht fahren.

Er

Er versucht es, zum Worte zu kommen, und es gelingt ihm. Sie hängen ihn nicht, er schwatzt sich glücklich vom Galgen herab, schmeichelt sich von neuem in die Gunst des Königs und vorzüglich der Königinn ein, und bringt seine Gegner in Schimpf, Schande und Kerker. Die Rede und das ganze Betragen, wodurch er dieß auf eine Art möglich macht, daß gewiß niemand die geringste Unwahrscheinlichkeit in dem ganzen Verlauf der Sache finden wird, ist in der That meisterhaft. Wer hätte so eine feine Kenntniß des menschlichen Herzens von einem Dichter in jenen finstern Zeiten erwartet? Der größte und originellste Dichter der kultivirtesten Nation dürfte auf diese Erfindung stolz seyn. Fast jedes Wort ist ein Meisterzug. Der Delinquent fängt damit an, sich ganz schuldig, und sein Schicksal als die gerechteste Strafe anzuerkennen. Wenn er Gehör verlangt, so geschieht es einzig, diejenigen, die er so gröblich beleidigt, um Verzeihung zu bitten, und eine allgemeine Beichte abzulegen:

— — damit nicht ein andrer
Etwa dieses und jenes, von mir im Stillen begangnen
Unverkannten Verbrechens dereinst bezüchtigt werde;
So verhüt' ich zuletzt noch manches Uebel, und hoffen
Kann ich, es werde mirs Gott in allen Gnaden gedenken.

So künstlich weiß er Mitleid und Neugier zugleich zu erregen. Er erzählt einige seiner Bübe-

 reyen,

reyen, verflicht aber auf eine geschickte Weise den Wolf, mit dem er gemeine Sache gemacht haben will, mit in die Erzählung, und stellt alles so listig, daß das Gehäßigste allein auf seinen Feind fällt. Sie hätten beyde gemeinschaftlich geraubt und gestohlen, immer aber habe Isegrimm das Beste von der Beute, und oft Alles, für sich behalten:

Aber Gott sey gedankt, ich litt deswegen nicht Hunger,
Heimlich nährt' ich mich wohl von meinem heimlichen Schatze,
Von dem Silber und Golde, das ich an sicherer Stätte
Heimlich verwahre; deß hab ich genug. Es schafft mir wahrhaftig
Ihn kein Wagen hinweg, und wenn er siebenmahl führe.

Und es horchte der König, da von dem Schatze gesagt ward,
Neigte sich vor und sprach: von wannen ist er euch kommen?
Saget an! Ich meyne den Schatz. Und Reinecke sagte:
Dieses Geheimniß verhehl' ich euch nicht; was könnt' es mir helfen?
Denn ich nehme nichts mit von diesen köstlichen Dingen.
Aber, wie ihr befehlt, will ich euch alles erzählen:
Denn es muß nun einmahl heraus; um Liebes und Leides

Regt

Mögt' ich wahrhaftig das große Geheimniß nicht länger verhehlen.
Denn der Schatz war gestohlen. Es hatten sich viele verschworen,
Euch, Herr König, zu morden, und wurde zur selbigen Stunde
Nicht der Schatz mit Klugheit entwendet, so war es geschehen.
Merket es, gnädiger Herr! denn euer Leben und Wohlfahrt
Hing an dem Schatz. Und daß man ihn stahl, das brachte denn leider
Meinen eigenen Vater in große Nöthen, es bracht ihn
Frühe zur traurigen Fahrt, vielleicht zu ewigem Schaden;
Aber, gnädiger Herr, zu euerm Nutzen geschah es.

Und die Königinn hörte bestürzt die gräßliche Rede,
Das verworrne Geheimniß von ihres Gemahles Ermordung.
Von dem Verrathe, vom Schatz, und was er alles gesprochen.
Ich vermahn' euch, Reinecke, rief sie: bedenket! die lange
Heimfahrt steht euch bevor, entladet reuig die Seele;
Saget die lautere Wahrheit, und redet mir deutlich vom Morde.
Und der König setzte hinzu: ein jeglicher schweige,
Reinecke komme nun wieder herunter, und trete mir näher,
Denn es betrifft die Sache mich selbst, damit ich sie höre.

Reinecke, der es vernahm, stand wieder getröstet; die Leiter
Stieg er zum großen Verdruß der Feindlichgesinnten herunter;
Und er nahte sich gleich dem König' und seiner Gemahlinn,
Die ihn eifrig befragten, wie diese Geschichte begegnet.

Da bereitet er sich zu neuen, gewaltigen Lügen 2c.

Durch diese mit der größten Kunst ersonnene Reihe wahrscheinlicher Erdichtungen und Verläumdungen erreicht er seinen Zweck vollkommen, und nur Eine Schwierigkeit ist noch übrig. Der König, wie man denken kann, will den Schatz nun auch haben; er soll ihn zeigen — und auch aus dieser großen Verlegenheit zieht er sich als Meister. Auf eine ungemein sinnreiche Weise macht er den König vollkommen sicher, und öffnet sich durch eine neue Lüge freyes Feld. Er giebt vor, im Bann des Pabstes zu seyn; er müsse nach Rom pilgern, und sich dort Ablaß hohlen. Der König darf und will ihn von diesem frommen Werke nicht abhalten; er entläßt ihn gnädig, und nun ist Reinecke da, wohin er wollte. Hier läuft aber auch, genau genommen, die Handlung des Gedichts zu Ende, und eine neue beginnt. Reinecke ist nun frey; er spottet des Königs, und begeht von neuem eine Menge Verbrechen und Mißethaten, die den Zorn des Monarchen heftiger als vorher reizen. Schon ist es beschlossen, ihn in seiner Veste Malepartus zu belagern, als der

Dachs

Dachs ihn abermals in Person von der drohenden Gefahr unterrichtet, und bewegt, sich zum zweytenmahl vor Gericht zu stellen. So groß diese Verwegenheit ist, so glücklich weiß er sich doch aus dieser zweyten, noch dringendern Noth zu retten. Die Schilderung dieser Szene ist eben so meisterhaft, als die der ähnlichen im ersten Theil des Gedichts. Der schlaue Betrüger weiß, daß Ueberraschung sicherer wirkt, als Gründe, und daß bey der großen Menge noch nichts verlohren ist, wenn nur ein enthüllter Betrug sogleich wieder durch einen neuen bemäntelt wird. Reinecke erschien das erstemahl vor seinen Richtern demüthig, ergeben; jetzt kommt er keck und trotzig. Das Erstaunen über seinen Muth, seine Unbefangenheit, die eine gänzliche Unschuld vorauszusetzen scheinen, macht einen für ihn höchst günstigen Eindruck. Er weiß alles gegen ihn vorgebrachte so meisterhaft zu drehen und zu verdrehen, daß er ganz unschuldig und seine Widersacher als muthwillige und boshafte Verläumder erscheinen, und er giebt ihnen zu ihrem Schaden noch den giftigsten Spott. Er beredet den König, die an ihn geschickten Boten (die er theils gemißhandelt, theils erwürgt hatte) hätten die ihnen anvertrauten Kostbarkeiten veruntreut.

Jedermann glaubt' ihm; er hatte die Schätze so zierlich beschrieben,
Sich so ernstlich betragen, er schien die Wahrheit zu reden.
Ja, man sucht ihn zu trösten, und so betrog er den König,

Dem die Schätze gefielen, er hätte sie gerne besessen,
Sagte zu Reinecken: gebt euch zufrieden, ihr reiset und suchet
Weit und breit das Verlohrne zu finden, das mögliche thut ihr,
Wenn ihr meiner Hülfe bedürft, sie steht euch zu Diensten — —

Nur Isegrimm kann diese Wendung der Sache nicht ertragen; er fordert Reinecken zum Zweykampf. Dieser geht mit allen Feyerlichkeiten eines Ritterkampfs vor sich, und auch hier wird der Schlauere durch Betrug und Geschicklichkeit Sieger des Stärkern. Der König überhäuft ihn mit Ehren- und Gnadenbezeigungen:

Euch, als edlen Baron, will ich wie vormahls im Rathe
Wieder sehen, ich mach euch zur Pflicht, zu jeglicher Stunde
Meinen geheimen Rath zu besuchen. So bring' ich euch wieder
Völlig zu Ehren und Macht, und ihr verdient es, ich hoffe.
Helfet alles zum Besten wenden, ich kann euch am Hofe
Nicht entbehren, und wenn ihr die Weisheit mit Tugend verbindet,
So wird niemand über euch gehn, und schärfer und klüger
Rath und Wege bezeichnen. Ich werde künftig die Klagen
Ueber euch weiter nicht hören. Und ihr sollt immer an meiner

Stelle

Stärke reden und handeln als Kanzler des Reichs. Es sey euch
Also mein Siegel befohlen, und was ihr thut und schreibt
Bleibt gethan und geschrieben. — So hat nun Reinecke billig
Sich zu großer Liebe geschwungen, und alles befolgt man
Was er räth und beschließt, zu Frommen oder zu Schaden . .

In Begleitung seiner nun zahlreichen Freunde zieht er nach seiner Veste, und der Dichter schließt mit folgendem, zu der ganzen Handlung des Gedichts sehr wenig passenden Epiphonem:

Hochgeehrt ist Reinecke nun! Zur Weisheit bekehre
Bald sich jeder, und meide das Böse, verehre die Tugend!
Dieses ist der Sinn des Gesangs, in welchem der Dichter
Fabel und Wahrheit gemischt, damit ihr das Böse vom Guten
Sondern möget und schätzen die Weisheit, damit auch die Käufer
Dieses Buches vom Laufe der Welt sich täglich belehren.
Denn so ist es beschaffen, so wird es bleiben, und also
Endigt sich unser Gedicht von Reineckens Wesen und Thaten:
Uns verhelfe der Herr zur ewigen Herrlichkeit. Amen! — —

So wird es bleiben! dieser trostlose Gedanke gehört nicht dem alten Dichter; er ist einer von den wenigen Zusätzen und Einschiebseln, die

Hr. v. Göthe sich erlaubt hat. Diese sind indeß weder zahlreich, noch beträchtlich genug, um seine Arbeit zur Nachahmung zu machen. Sie ist Uebersetzung, aber meisterhafte Uebersetzung: mit aller Freyheit der Worte und Wendungen verbindet sie fast überall die höchste Treue in Darstellung des Sinnes und Geistes. Gereimte, jambische Quadernarien — die Versart des Originals — hätten sich vielleicht zu dieser Art von Gedichten noch besser geschickt, wenigstens hätte es ihm gewiß manchen Leser verschafft, den nun der Hexameter zurückstößt. Diese Versart ist in Deutschland, den vereinten Bemühungen so vieler Dichter ohnerachtet, noch immer keine populäre Versart, und wird es schwerlich jemals werden. Freylich würde der kurze gereimte Jambe, der Knittelvers (troß dieses Namens) mehr Mühe gemacht haben, als der gravitätische Sechsfüßler, in dem es sich bey einiger Uebung leicht zu einer gewissen Fertigkeit bringen läßt. Uebrigens haben die Hexameter unsers Dichters, wie die Leser zum Theil schon aus den angeführten Stellen ersehen haben werden, große Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und einen Wohlklang, den man in den Werken unserer verkünstelnden Pedanten, die mit fruchtlosem Tiessinn über die Stellung der verschiedenen Sylbenfüsse, über die Verhältnisse der Spondäen, Amphimacer ꝛc. grübeln und brüten, denen die Natur aber feines Gehör und gesunden Takt versagt hat, vergebens sucht. Die Vergleichung einer einzigen Szene des neuen Reinecke mit dem platt-

deut-

deutschen Original, das wir derselben zur Seite setzen wollen, wird hinreichend seyn, sich einen ziemlich vollständigen Begriff von der Art und Weise zu machen, wie Hr. v. Göthe bey seiner Arbeit zu Werke gegangen, und vielleicht reizt die komische Laune und die treffende Satyre dieser Probe, die wir aus dem 8ten Gesang. (Original 2. B. 7. Kap.) der abermahligen Beichte Reineckes auf der zweyten Reise nach Hof, wählen, manchen, das Gedicht ganz zu lesen.

S. 279. Durch die Welt sich zu helfen ist ganz was eignes; man kann sich
Nicht so heilig bewahren, als wie im Kloster, das wißt ihr.
Handelt einer mit Honig, er leckt zuweilen die Finger.
Lampe reizte mich sehr, er sprang herüber, hinüber,
Mir vor den Augen herum, sein fettes Wesen gefiel mir,
Und ich setzte die Liebe bey Seite; so gönnt' ich Bellinen *)
Wenig

(Nach der Frankfurter Ausgabe 1575, Blattſ. 172. b.

De nu dorch de werlt schal varen
De kan sick nicht so hillig bewaren,
Alse ein geistlick de in ein Kloster höret.
Ich wart von Lampen sehr beköret.
He sprank vor my, vnd was sehre vett,

*) Bellin, der Widder, den Reinecke durch Verrätherey ums Leben gebracht, und Lampe, der Hase, den er selbst verzehrt hatte.

Wenig Gutes. Sie haben den Schaden, ich habe die Sünde.
Aber sie sind zum Theil auch so plump, in jeglichen Dingen
Grob und stumpf. Ich sollte noch viel Ceremonien machen?
Wenig Lust behielt ich dazu. Ich hatte von Hofe
Mich mit Aengsten gerettet, und lehrte sie dieses und jenes,
Aber es wollte nicht fort. Denn jeder sollte den Nächsten
Lieben, das muß ich gestehen. Indessen achtet' ich diesen
Wenig, und tod ist tod, so sagt ihr selber. Doch laßt uns
Andere Dinge besprechen: es sind gefährliche Zeiten.
Denn

Also wart de leve tho rügge gesett.
Bellyne ick ock nicht sehre günde,
Also hebben se den schaden vnd ick de sünde.
Se sint ock ein deel so rechte plump,
In allen sacken groff und stump.
Ick scholde do vele mit en credencien,
Des hadde ick do nene grote consciencien.
Wente ick mit angste scheydede uth dem Hoff
Ick underwyscede se, men idt was tho groff.
Ich schall jo leeff hebben myn gelike,
Wente der warheit kan ick nicht wyken.
Deren achtede ick nicht sehre groth,
Doch de dode ys, moth bliven dodt.
So sprecke gy sülve up der stede,
Latet uns seggen van anderer rede.
Idt is nu eine varlike tydt,
Wente de Prelaten de nu sydt.

Denn wie geht es von oben herab! Man soll ja nicht reden;
Doch wir andern merken darauf, und denken das unsre.

Raubt der König ja selbst, so gut als Einer; wir wissens.
Was er selber nicht nimmt, das läßt er Bären und Wölfe
Hohlen, und glaubt, es geschähe mit Recht. Da findet sich keiner,
Der sich getraut, ihm die Wahrheit zu sagen, so weit hinein ist es
Böse, kein Beichtiger, kein Caplan, sie schweigen! Warum das?
Sie genießen es mit, und wär nur ein Rock zu gewinnen.
Komme dann einer und klage! der haschte mit gleichem Gewinne

Nach-

Se gan uns vor, so men wach seen,
Dat merke wy anderen grot und kleen.
Wol is, de des nicht gelövet?
Dat de köningk ock mede rovet?
Ja isset, dat he idt nicht nimpt sülven,
He leth idt doch halen by Baren und Wulven.
Doch menet he al, he do idt mit recht,
Nemandt is, de em de warheit secht.
Edder de dör sprecken: ydt is övel gedan,
Nicht syn Bichtvader: noch de Capellan.
Worumme? Wente se genetens al mede,
Were idt ock men tho einem Klede.
Wil jemant kamen, und wil klagen,
In he mach wüste na jagen.

Nach der Lust, er tödtet die Zeit, und beschäftigte besser
Sich mit neuem Erwerb. Denn fort ist fort, und was einmahl
Dir ein Mächtiger nimmt, das hast du besessen. Der Klage
Giebt man wenig Gehör, und sie ermüdet am Ende.
Unser Herr ist der Löwe, und alles an sich zu reißen
Hält er seiner Würde gemäß. Er nennt uns gewöhnlich
Seine Leute. Fürwahr, das Unsre, scheint es, gehört ihm.

Darf ich reden, mein Oheim? Der edle König, er liebt sich
Ganz besonders Leute, die bringen — und die nach der Weise,
Die er singt, zu tanzen verstehen. Man sieht es zu deutlich.
Daß der Wolf und der Bär zum Rathe wieder gelangen,
Scha-

He vorspilde men vnnütte tydt,
Wat men em nimpt, des is he quidt.
Syne klage wert nicht vele gehört.
He dör int leste nicht sprecken ein wordt.
Wente desses ys he stedes andechtich,
Dat em de Köninck is tho mechtich.
Wente de Louwe ys unse Here,
Und hölt idt alle vor grote ehre.
Wat he men tho sick rapen kan,
He spreckt, wy sint alle syne man.
Dat is noch nene grote Eddelicheit,
Dat he den vndersatten schaden deit.
Here Ohem, wann ick idt seggen dörste,

Schadet noch manchem. Sie stehlen und rauben; es liebt sie der König.
Jeglicher sieht es und schweigt: er denkt an die Reihe zu kommen.
Mehr als vier befinden sich so zur Seite des Herrn
Ausgezeichnet vor allen, sie sind die größten am Hofe.
Nimmt ein armer Teufel, wie Reinecke, irgend ein Hühnchen,
Wollen sie alle gleich über ihn her, ihn suchen und fangen,
Und verdammen ihn laut mit Einer Stimme zum Tode.
Kleine Diebe hängt man so weg, es haben die großen Star=

De Köninck ys ein eddel Förste,
Men he hefft leef den, de em vele bringet,
Und de so danzet alse he vörsinget.
Idt ys noch nicht alle so klare,
Dat nu de Wulffe und ock de Bare
Mit dem Köninge wedder ghan tho rade,
Dat wil noch mannigen bringen schada.
He settet up se groten geloven,
Se können vele stelen und roven.
Ein itzlick denne mede stille swigt,
Idt ys alleins, wo men dat kright.
Sus hefft de Louwe nu, unse Here,
Desser mehr by sick, denn vere.
De stan nu sehr in synem love,
Und sint de gröteſten in sinem Have.
Arm man Reinke, nimpt de men en hon,
Dat willen se alle denne vele umme don.
Den willen se denne soeken und vangen,
Ja se ropen alle, men schal en hangen.

Starken Vorsprung, mögen das Land und die Schlösser verwalten.
Sehet, Oheim, bemerk ich nun das, und sinne darüber,
Nun, so spiel ich halt auch mein Spiel, und denke darneben
Oefters bey mir, es muß ja wohl recht seyn, es thun es so viele!
Freylich regt sich dann auch das Gewissen, und zeigt mir von ferne
Gottes Zorn und Gericht, und läßt mich das Ende bedenken.
Unrecht Gut, so klein es auch sey, man muß es erstatten.
Und da fühl ich denn Reu im Herzen, doch währt es nicht lange.
Ja, was hilft dichs, der Beste zu seyn, es bleiben die Besten

Doch

De kleinen deve henget men wech,
De groten hebben nu stark vorhech.
De möten vorstan Borge und Lande,
Seet Ohem, so ick dith hebbe erkannt.
Und wann my dith kumpt tho sinne
So spele ick ock na mynem gewinne.
Ick denke vaken, jdt ys so recht,
Wente men nu des vele plecht.
Doch wröge ick vaken myne concientie,
Und denke deme up Gades sententie,
Dat men unrecht gut, wo kleine jdt ook ys,
Wedder geven moth, dat ys gewiß.
So kame ick denne tho groter ruwe,
Men nicht lange ick hyr up buwe.
Wenn ick see der Prelaten stadt,

Doch nicht unberedet in diesen Zeiten vom Volke.
Denn es weiß die Menge genau nach allem zu forschen,
Niemand vergessen sie leicht, erfinden dieses und jenes;
Wenig Gutes ist in der Gemeine, und wirklich verdienen
Wenige darunter auch gute, gerechte Herren zu haben.
Denn sie singen und sagen vom Bösen immer und immer;
Auch das Gute wissen sie zwar von großen und kleinen
Herren, doch schweigt man davon, und selten kömmt es zur Sprache.
»Doch das schlimmste sind ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
»Der die Menschen ergreift: es könne jeder im Taumel
»Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
»Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
»Wüßte

De etliker wegen nu ys sehr quadt.
Doch sint vele Prelaten in dem talle,
De dennoch gerechticheit beleven alle.
Dith were wol best, kondte ick my vorwinnen,
Dat ick den volgede mit all mynen sinnen.
Seer, Grimbart, sprach Reinecke vordan,
De nu dorch de werlt moth gahn,
Vnd sueth also der Prelaten stådt,
Ein deel sint gut, ein deel sint quåd,
He valt in sünde, eher he idt weit,
Wan he dem bösen nicht weddersteit.
Vele Prelaten sint gut vnd gerecht,
Noch bliven se darumme nicht unbesecht
Van der Meinheit in dessen dagen,
De dat quade stedes können uth vragen,
Vnd erer darmit nicht vergeten,

„Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,
„Wenn die Thoren verschwenden, im mäßigen Leben erfreuen,
„Aber wie sollte die Welt sich verbessern? Es läßt sich ein jeder
„Alles zu, und will mit Gewalt die andern bezwingen.*)“
Und so sinken wir tiefer und immer tiefer ins Arge.
Afterreden, Lug und Verrath, und Diebstahl und falscher
Eydschwur, Rauben und Morden, man hört nichts anders erzählen.
Falsche Propheten und Heuchler betrügen schändlich die Menschen u. s. w.

Können ock noch wol mehr dartho setten.
So böse is nu ock de Meinheit,
Darumme idt shs vaken gheit,
Dat vele underdane nu nicht sint werdich,
Tho hebben de Heren, gut und rechtferdich.
Dat quade se vaken sprecken vnd singen,
Men weten se wat van guten dingen
Van etliken Heren groth effte klein,
Dat wert vorswegen int gemein.
Nicht spreken se dat, so drade aver ludt,
Wo scholde jümmer der welt scheen gudt.
De werlt ys voll van achterklapperye,
Voll lögen, voll untruwe, voll devetye,
Vorradent, valsche eede, roff und mordt,
Also danes wert nu gantz vele gehördt.
Valsche Propheten, valsche Ipocriten,
Ja desse nu de werlt meist beschyten ꝛc. ꝛc.

XII.

*) Diese acht Verse sind ein Zusatz des neuen Dichters, aber ganz im Geist und der Manier des Alten! Ein herrliches Wort zu seiner Zeit!

XII.

Biographien.

Noch einige Nachrichten von dem Leben und den Werken Sir Josua Reynolds.*)

J. Reynolds ward am 16ten Jul. 1723 zu Plympton, einer kleinen Stadt in Devonshire, gebohren. Sein Vater hielt dort eine lateinische Schule, und war seiner Gelehrsamkeit, seiner mannichfaltigen Einsichten und menschenfreundlichen Denkungsart wegen allgemein geschätzt und geliebt. Er hatte eine zahlreiche Familie zu ernähren, und sein geringes Einkommen war mit einer schweren Taxe belegt: gleichwohl schlug diese traurige Lage seinen Muth nicht nieder. Er wendete die größte Sorgfalt auf die Erziehung seiner Kinder, unter denen sein Sohn Josua sich bald durch ein glückliches Talent zum Schreiben, und einen natürlichen Hang zum Zeichnen, der bey seinen Freunden und Bekannten großen Beyfall

 fand,

*) Als Zusätze und Berichtigungen der im 48. Band dieser Bibliothek S. 294. mitgetheilten Notizen aus den Testimonies to the Genius and Memory of Sir J. Reynolds. By the Author of imperfect Hints towards a new edition of Shakspeare, III. p. 4.

fand, hervorthat. Nacheifer war ein hervorste- chender Zug im Charakter des jungen R.; sein Va- ter bemerkte ihn mit Vergnügen: da er aber keine bessere Aussichten hatte, so bestimmte er seinen Sohn für die Kirche, und schickte ihn auf eine hohe Schule. Bald nach dieser Periode entstand seine Leidenschaft für die Mahlerey, doch entschloß er sich nicht eher, diese Kunst zum Hauptgeschäft seines Lebens zu machen, als bis ihm Jonathan Richardsons Theorie der Mahlerey in die Hän- de fiel; ein Buch, das in seinem jugendlichen Gemüth eine große Revolution hervorbrachte, seine noch schlummernde Begeisterung weckte, und den Entschluß, ein Mahler zu werden, un- erschütterlich bey ihm befestigte.

Auf seine eigne dringende Bitte ward er nun- mehr nach London geschickt, und von dem verstor- benen Hudson, gegen das Jahr 1742, als Lehrling angenommen. Dieser Mann war selbst kein hervorstechender Künstler, er bildete aber verschiedene gute Meister, unter denen Sir J. Reynolds unstreitig der Erste war und blieb.

Kurz darauf, als er sich von Hudson trennte, (was um das Jahr 1749 geschah) ging er unter dem Schutz und in Gesellschaft des verstorbenen Lord (damals noch Commodore) Keppel, der das Commando der Flotte im mittelländischen Meer übernahm, nach Italien. In diesem Garten der Welt, in diesem magischen Sitz der Künste un- terließ er nicht, die Schulen der großen Meister zu besuchen und ihre Werke mit dem größten Ei-

fer

fer zu studieren. Hier betrachtete er mit unermüdeter Aufmerksamkeit die mannichfaltigen Schönheiten, welche die Manier der verschiedenen Meister und der verschiedenen Zeitalter charakterisiren. Mit hellem und scharfen Blick musterte er die Meisterstücke der größten Künstler, und schöpfte Wahrheit, Geschmack und Schönheit aus den reinsten Quellen. Seine Studien hier waren, wie Cumberland sich ausdrückt, Arbeiten der Liebe, nicht Tagewerke eines Miethlings.

Nach einem Aufenthalt von ohngefähr zwey Jahren in Italien (wo er zugleich viel Fleiß auf die Sprache des Landes wendete) kehrte er 1752 mit seinen eingesammelten Kenntnissen, und mit großem Gewinn auch für seine äußere Bildung, nach England zurück.

Das erste, wodurch er sich nach seiner Ankunft bekannt machte, war ein Portrait seines Gönners, des Commodore Keppel in Lebensgröße. Fisher stach es nachher in Kupfer, und man sprach in den vornehmsten Zirkeln der Hauptstadt mit dem größten Enthusiasmus von dieser Arbeit. Dieß beweißt, was für einen Grad von Eleganz und Vollendung er schon damals erreicht hatte. Auf dieses Portrait folgte ein anderes von Lord Edgecombe (ein zweyter, sehr liberaler Gönner des jungen Künstlers) und noch ein Paar andere. Diese Arbeiten, die ihm eben so viel Ruhm als Geld einbrachten, bestimmten ihn, sich vorzüglich auf das Portraitmahlen zu legen, und nachdem er erst einmal einige der größten Schön-

 heiten

heiten gemahlt hatte, so drängte sich die Modewelt herbey, die Grazien und Reize seines Pinsels zu bewundern, und er ward bald nicht allein für England, sondern für ganz Europa der erste Modemahler.

Reynolds hat uns die Gesichtsbildung so vieler merkwürdiger und großer Personen seiner Zeit aufbewahrt, daß wir über die geringe Anzahl der historischen Stücke, die er hinterlassen, desto weniger zu klagen Ursache haben.

Die vornehmsten historischen Produkte seines Pinsels sind folgende:

Hope nursing Love. (Hoffnung, die die Liebe säugt.)

Venus chastising Cupid for having learned to cast accounts. (Venus, die den Cupido züchtigt, weil er Rechnen gelernt hat.)

Count Ugolino in the dungeon. (Graf Ugolino im Kerker.)

The calling of Samuel. (Samuel wird zum König berufen.)

Ariadne. (Die verlaßne Ariadne.)

A Captain of banditti. (Ein Räuberhauptmann.)

Beggar Boy. (Ein Bettelknabe.)

A Lady in the character of St. Agnes. (Eine Dame im Charakter der heil. Agnes.)

Thais. — —

Dionysius the Areopagite. —

An Infant Jupiter. (Jupiter, als Kind.)

Master Crewe in the Character of Henry VIII. (Der Schauspieler Crewe in der Rolle Heinrichs

richs VIII. in dem Stücke dieses Namens von Shakspeare.)

The death of Dido. (Der Tod der Dido.)

A Child asleep. (Ein schlafendes Kind.)

Cupid sleeping. (Ein schlafender Cupido.)

Covent Garden Cupid. —

Cupid in the clouds. (Ein Cupido in Wolken.)

Cupids painting. (Mahlende Liebesgötter.)

Boy laughing. (Ein lachender Knabe.)

Master Herbert in the Character of Bacchus. (Der Schauspieler Herbert in der Rolle des Bacchus.)

Hebe. (Mrs. Meyer als Hebe.)

Madonna, a head. (Ein Madonnenkopf.)

The Black-guard Mercury. —

A little Boy praying. (Ein kleiner Knabe [Samuel] betend.)

An old Man reading. (Ein alter Mann lesend.)

Love loosing the zone of Beauty. (Die Liebe, die der Schönheit den Gürtel lößt.)

The Children in the Wood. (Die Kinder im Walde.)

Cleopatra dissolving the Pearl. (Cleopatra, wie sie die Perle auflößt.)

Garrick in the character of Kitely. (Garrick in der Rolle des Kitely.)

Garrick between Tragedy and Comedy. (Garrick zwischen der Tragödie und Comödie.)

Mrs. Abington in the Character of Comedy. (Mrs. Abington in der allegorischen Rolle der Comödie.)

A Child surrounded by Guardian Angels. (Ein Kind von Schutzengeln bewacht.)

Miss Beauclerc in the character of Spensers Una. (Miß Beauclerk im Charakter der Una in Spensers Fairy-Queen.)

Resignation. (Ergebung.)

The Duchess of Manchester in the character of Diana. (Die Herzoginn von Manchester im Costum der Diana.)

Lady Blake in the Character of Juno. (Lady Blake als Juno.)

Mrs. Sheridan in the character of St. Cecilia. (Mrs. Sheridan als Cecilie.)

Edwin; from Beatties Minstrel. (Edwin, nach Beatties Minstrel.)

The Nativity, Four Cardinal virtues, and Faith, Hope and Charity for the window of New College Chapel, Oxford. (Die Geburt Jesu; die vier Haupttugenden Gerechtigkeit, Klugheit, Mäßigkeit und Standhaftigkeit, nebst den drey christlichen Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung für die Fenster der Kapelle des neuen Collegii zu Oxford.)

The studious Boy. (Der fleißige Knabe.)

A Bacchante. (Eine Bacchantinn.)

A Daughter of Lord W. Gordon as an Angel. (Eine Tochter von Lord Gordon, als Engel.)

The holy Family. (Die heilige Familie.)

The Cottagers, from Thomson. (Eine arme Familie nach Thomson.)

The Vestal. (Eine Vestalinn.)

The Careful Shepherdess. (Die sorgsame Schäferinn.)

A Gipsey telling Fortunes. (Ein Zigeuner, der wahrsagt.)

The

The Infant Hercules strangling the Serpent. (Herkules, der in der Wiege die Schlange erdrosselt.)
The Mouse - Trap Girl. (Ein Mädchen bey einer Mausefalle.)
Venus. (Die Liebesgöttinn.)
Cornelia and her Children. (Cornelia, die Mutter der Gracchen mit ihren Söhnen.)
The Bird. (Ein Vogel.)
Melancholy. (Der Trübsinn.)
Miss Siddons in Tragedy. (Die Schauspielerinn Siddons.)
Head of Lear. (Ein Learskopf.)
Mrs. Talmash in the Character of Miranda with Prospero and Caliban. (Mrs. Talmash als Miranda, nebst Prospero und Caliban, in Shakspears Sturm.)
Death of Cardinal Beaufort. (Tod des Cardinals Beaufort.)
Macbeth, with the Chauldron of witches. (Macbeth mit dem Hexenkessel.)

Bey der Ausstellung der Gesellschaft zur Beförderung der Mahlerey und Zeichenkunst zu Liverpool im Jahr 1784 kam eine Landschaft, Aussicht auf die Themse von Richmond, von Sir J. Reynolds gemahlt, vor. Dieß ist vielleicht die einzige Landschaft, die er je verfertigt hat, wenn man die schönen Stücke dieser Art ausnimmt, die den Hintergrund mehrerer seiner Portraits ausmachen. — Im Jahr 1764 erwarb er sich das Verdienst, der erste Stifter des Clubs zu werden, der lange ohne Namen existirte, bey Garricks Leichenbegängniß aber die

Benennung des litterarischen Clubs erhielt. Im Jahr 1769 stiftete der König eine Akademie der Mahlerey, Bildhauerkunst und Architektur unter dem Namen einer königlichen Akademie der Künste, ernannte zum Präsidenten derselben, wegen seiner anerkannten Verdienste, unsern R. und ertheilte ihm, der Akademie desto mehr Glanz zu geben, die Ritterwürde. Sir Josua hielt seine erste Rede, bey Eröffnung der königlichen Akademie, den 2ten Januar 1769. Jedes folgende Jahr pflegte er bey Austheilung der Preise an die Schüler eine Rede zu halten. Im Sommer 1784 entdeckte er ein unschätzbares Portrait von Milton, das sich seit mehr als sechzig Jahren den genauesten Nachforschungen entzogen hatte. Nach seinem Tode kam es durch Vermächtniß an Hrn. Mason.

Im Herbst 1785 machte er eine sehr angenehme Reise in die Niederlande, und besah, wie alle englische Reisenden, die Geschmack an den schönen Künsten finden, die große Gemäldesammlung in Brüssel. Diese Kunstwerke waren auf Befehl Kaiser Josephs II. aus verschiedenen Klöstern und geistlichen Stiftungen in Flandern und Deutschland zusammengebracht worden; und so bestehen die Sujets derselben meist aus biblischen Geschichten und Legenden. Sir J. R. gab in diesem von Neugierigen und Kunstliebhabern so fleißig besuchten Lande gegen tausend Pf. Sterling aus.

Im J. 1788 saß er seinem berühmten Rival Gainsborough einmahl; mehrere Sitzungen ver-

hin-

hinderte der unerwartete Tod des letztern. Die Bewunderer der Kunst müssen es bedauern, daß der Vorsatz dieser beyden Künstler, nach welchem einer des Andern Portrait mahlen sollte, nicht ausgeführt worden ist. Schon war mit beyden der Anfang gemacht.

Reynolds besaß große litterarische Geschicklichkeiten, und war sein ganzes Leben lang immer ein sehr glänzender Gesellschafter. Er war Einer von dem auserlesenen Häufchen der durch die Bande der Freundschaft vereinigten Genies, die Dr. Goldsmith in seinem Gedicht The Retaliation, so treflich charakterisirt hat. Sterne, David Garrick, Goldsmith, Dr. Johnson, Burke, die beyden Warton, Dr. Beattie, Mr. Mason, Mr. Malone, alle unterhielten genauen Umgang mit Sir J. R. und genossen seine Freundschaft.

Garrick hatte nie einen wärmern Vertheidiger, als unsern R. Der Zirkel seiner Bekanntschaft, den er dem Ruhm seines Namens verdankte, war sehr ausgebreitet. Mehrere angesehene Ausländer waren persönliche vertraute Freunde von ihm. Personen von dem höchsten Rang suchten ihn, und verehrten eben so sehr sein Genie, als sie die Vortreflichkeit seines Privatcharakters achteten. Sein Haus war lange Zeit der Mittelpunkt alles Vortreflichen: Gelehrte, Hofleute, Künstler, Reisende; Personen, die sich durch ihre Reichthümer auszeichneten, oder durch ihr Genie hervorragten, versammelten sich hier. Solche

Ver-

Verbindungen gewährten seinem, an sich reichen Geiste die ausgebreitetsten Kenntnisse und einen unerschöpflichen Schatz für die Unterhaltung. Er war reich an eignen Beobachtungen, an Anekdoten und interessanten Neuigkeiten. Ich kenne keinen Menschen, sagte Dr. Johnson, der mit mehr Beobachtung durch das Leben gegangen ist, als Sir Jos. Reynolds.

Im Jahr 1759 schrieb er drey Briefe, und theilte sie dem Dr. Johnson zum Einrücken in sein Wochenblatt The Idler mit. Sie handeln von dem Lächerlichen der falschen Kunstkennerey und Kunstrichterey; von Michael Angelo, und von den verschiedenen Manieren der italienischen und niederländischen Mahler. Sie machen diesem schätzbaren Werk keine Schande. Seine große Verehrung für Michael Angelo leuchtet aus einem dieser Briefe hervor, und zeigt sich auch durch die ganze Reihe seiner akademischen Reden. Er konnte nie im Gespräch oder Schreiben der Gelehrsamkeit und der Ideen Michael Angelos erwähnen, ohne in eine Art von Begeisterung zu gerathen.

Im J. 1782 gab Mr. Mason (der Verf. des berühmten Werks The English Garden) eine Uebersetzung von du Fresnoys Mahlerkunst heraus, und Sir J. Rs. Freundschaft für Mason bewog ihn, diese Uebersetzung mit Anmerkungen zu bereichern. Sie sind sowohl für den Anfänger als für den Kenner ungemein brauchbar, und ein unverkennbarer Beweis des glücklichen Scharf-

Scharfsinns, der R. als Schriftsteller so besonders eigen war. Vor dieser Ausgabe steht eine Epistel von Mason in Versen an ihn, die mit folgenden Zeilen schließt:

And oh! if ought the poet can pretend,
Beyond his favourite wish, to call thee friend,
Be it that here his tuneful toil has drest,
The Muse of Fresnoy in a modern vest,
And, with what skill his fancy could bestow,
Taught the close folds to take an easier flow;
Be it, that here thy partial smile approv'd
The pains he lavish'd on the art he lov'd — —

Shakspeare verdankt unserm Künstler manche schöne Erläuterung seiner mit so großer Sorglosigkeit der Nachwelt übergebenen unsterblichen Schauspiele. Mehrere davon sind in die neuen Ausgaben des Dichters aufgenommen worden.

Die Reden, die er, seit Stiftung der Akademie, jährlich im Monat December vor den Schülern derselben hielt, geben ihm vorzüglich Anspruch auf den Charakter eines schätzbaren Schriftstellers. Diese Reden (deren Zweck war, die Zöglinge bey ihren künftigen Versuchen zu beseelen und zu leiten) wurden regelmäßig gedruckt, und in jeder von ihnen sind die Spuren der tiefsten Einsicht in seine Kunst, seine klaßische Gelehrsamkeit und sein ausgebildeter Geist unverkennbar. Sie enthalten Schätze der Belehrung für den Geübten, wie für den Anfänger, und die Eleganz und keusche Reinheit der Sprache, die in ihnen herrscht, findet

findet man nur noch in wenig andern englischen Schriftstellern.

Im J. 1790 bemühte sich Sir J. R. auf das äußerste, die ledige Professur der Perspektiv bey der Akademie Hrn. Bonomi, einem italienischen Architekten, zu verschaffen: da aber Bonomi noch nicht einmal Associe', und folglich noch weniger Akademiker war, so mußte er nothwendig erst diese Stufen ersteigen, ehe er die Stelle eines Professors erhalten konnte. Die Wahl ging vor sich, und Mr. Gilpin bewarb sich zugleich mit dem Italiener um die Stelle eines Associe'. Die Stimmen fielen beym Ballottiren gleich, und der Präsident gab nun die entscheidende seinem Freunde Bonomi, der folglich hierdurch seinem Ziel einen Schritt näher gerückt war. Da durch den Tod von Mr. Meyer eine akademische Stelle ledig wurde, so bot R. seinen ganzen Einfluß auf, sie für Bonomi zu erhalten: allein jetzt zeigte sich ein Geist der Widersetzlichkeit, (der wahrscheinlich aus einem Mißverständniß oder aus einem Verstoß gegen die hergebrachten Formalitäten entstand, den Sir J. beym Vorlegen einiger Zeichnungen von Bonomi beging) und Hr. Füsely (ohnstreitig ein Künstler von originellem Genie) ward durch eine Majorität von zwey Stimmen als Akademiker gewählt. Sogleich verließ der Präsident mit großem Mißvergnügen seinen Stuhl, und am folgenden Tag (den 12. Febr.) schickte er Hrn. Richards, dem Sekretär der Akademie, einen Brief zu, worin er seinen Posten als Vorsitzer der königl.

Aka-

Akademie der Künste, auf dem er ein und zwanzig Jahre lang zu seinem eigenen und seines Vaterlandes größten Ruhm gestanden hatte, resignirte.

Indeß ließ er sich doch bewegen, kurz darauf die Stelle wieder anzunehmen. Anderthalb Jahre nach diesem Vorfall spürte er, daß seine Augen ihm zusehends ablegten, und daß er nichts geringers als den gänzlichen Verlust derselben zu befürchten habe; er schrieb deshalb einen Brief an die Akademie, worin er ihr seinen Vorsatz kund thät, wegen körperlicher Schwachheiten, die ihm nicht erlaubten, die Pflichten seines Amtes zu seiner eigenen Zufriedenheit zu erfüllen, seine Präsidentenstelle niederzulegen. Die Gesellschaft empfing diese Nachricht mit der Theilnahme, die den Talenten und Tugenden des Mannes angemessen war, und beschloß sogleich eine Deputation von dem ganzen akademischen Körper mit der Bitte und dem Wunsch an ihn zu erlassen, daß es ihm gefallen möge, die mit dem Posten eines Präsidenten verbundene Autorität und Privilegien sein ganzes Leben hindurch zu behalten; wobey sie zugleich erklärten, daß sie zufrieden wären, wenn die ihm beschwerlichen Arbeiten und Geschäfte von einem Ausschuß besorgt würden.

Von dieser Zeit an mahlte Sir J. R. nicht mehr. Sein letztes Portrait war das von dem berühmten Parlamentsredner Charles James Fox (das Joh. James so vortreflich in Kupfer gebracht hat): und dieses Werk des großen Künst-

lers

lers ist der unwidersprechlichste Beweiß, daß seine Imagination, die Lebhaftigkeit, und alle Kräfte seines Geistes ihn nie verlassen haben, oder auch nur geschwächt worden sind. Nachdem der letzte Strich an diesem Gemälde gethan war,

Sank Reynolds Hand, um nie sich mehr zu heben
(The hand of Reynolds fell to rise no more.)

Denn einige Zeit vor seinem Tode erzeugte seine körperliche Schwäche einen Trübsinn, der seine Freunde desto tiefer verwundete, da er ihm ganz stillschweigend und ohne alle Klagen nachhing. Einige Wochen vor seinem letzten Abschied war sein Geist so geschwächt, daß er selbst außer Stande war, die Tröstungen der Freundschaft zu erborgen. Die zahlreichen Besuche, die er während seiner Krankheit von einem Theil des höchsten Adels und den berühmtesten Gelehrten erhielt, sind der beste Beweiß, wie hoch er noch jetzt geschätzt wurde, mit welcher Theilnahme man seine Leiden betrachtete, und mit welchem Schmerz man seiner Auflösung entgegen sah. Donnerstags Nachts, den 23. Febr. 1792, gab dieser große Künstler und vortrefliche Mann im 69sten Jahre seines Alters seinen an der Bürde dieses irrdischen Daseyns ermüdeten Geist auf.

XIII.

XIII.

Italienische Litteratur.

London (unter diesem angeblichen Druckort, in der That aber in Florenz) Bianca Capello Tragedia 1792. 89. p. 4. Der Verf. ein gewißer Modesto Rastrelli aus Florenz (doch ist dieß wahrscheinlich nur ein akademischer Nahme) versichert, bey diesem Trauerspiel sich im geringsten nicht von der histcrischen Wahrheit, oder vielmehr von der in Toskana sich erhaltenen, allgemeinen Sage, die zuverläßiger sey, als die parteyischen Erzählungen der Historiker, und die durch mehrere handschriftliche Nachrichten bestätigt werde, entfernt zu haben. Obgleich der Senat von Venedig Bianca zu einer Tochter der Republik erhoben hatte, so ward doch der stolze Bruder des Herzogs, der Kardinal Ferdinand, dadurch nicht besänftigt. Immer noch hielt er die Verbindung des Blutes der Bianca mit dem mediceischen für eine Beschimpfung seines Hauses: er brach daher mit seinem Bruder allen Briefwechsel, ja selbst allen möglichen Verkehr ab. Oft soll er mit dem Plan umgegangen seyn, die ihm verhaßte Bianca aus dem Wege räumen zu lassen, und so besuchte er nach mehrern Jahren in dieser Absicht, allein unter dem Vorwand sich mit seinem Bruder zu

versöhnen, seine Vaterstadt. Nichts von alle dem war Bianca verborgen geblieben: sie unterhielt Spione in Rom, und erfuhr durch sie, daß der Kardinal ihr nach dem Leben stehe. Bey Gelegenheit einer Jagd, die in der Gegend um die reizende Villa del Poggio zu Cajano angestellt ward, wo sich der Hof nebst seinem Gast aufhielt, kam Bianca auf den grausamen Gedanken, den Kardinal zu vergiften, und sich so von einem Gegner, der sie in beständiger Angst und Furcht erhielt, zu befreyen. Allein die Sache lief sehr unglücklich für sie ab. Der Kardinal war auf seiner Huth, er besaß einen Ring mit einem Steine, der die Eigenschaft hatte, in der Nähe von Gift seine Farbe zu verwandeln. Bianca hatte mit eigner Hand eine vergiftete Torte bereitet, von der sie den Kardinal zu essen aufforderte. Dieser lehnte es ab. Der Großherzog, der seine Gedanken errieth, schnitt sie auseinander, und verzehrte mit den Worten: „Niemand will den Anfang machen, so will ichs thun" ein Stück derselben. Die betäubte Bianca hatte nicht den Muth ihren Gemahl zu warnen, aus Verzweiflung aß sie auch einen Theil der vergifteten Torte. Der Kardinal war grausam genug, keine Aerzte und keine Hülfe zu den beyden Leidenden zu lassen, die in wenig Stunden ein Opfer des Todes wurden. —— —— Die Scene des Stücks ist die Villa del Poggio. Es eröffnet sich mit dem Zeitpunkt, wo die Besorgniße Biankens vor dem Kardinal aufs höchste gestiegen sind. Ihr Vater kömmt von Venedig nach Florenz: sie entdeckt

deckt ihm ihre Besorgniß und beyde theilen sie dem Großherzog mit, der sogleich einen verdächtigen Großen am Hofe einziehen läßt, und seinen Bruder, der eben von Rom ankömmt, äußerst frostig empfängt. Der gegenseitige Verdacht wird immer stärker: die beleidigenden und drohenden Reden des Kardinals bey seiner Zusammenkunft mit Bianken, und die Vorstellungen ihres Vaters bestimmen endlich ihren Entschluß. Sie bereitet das tödtliche Gericht, und wird auf die erzählte Art nebst ihrem Gatten ein Opfer ihres Verbrechens. Die Vorzüge dieses Trauerspiels von den gewöhnlichen Tragödien der Italiener sind die größtentheils natürliche Sprache, ohne Schwulst und Deklamation, und einige gut angelegte und doch nicht verkünstelte Situationen: übrigens aber ist das Interesse äußerst schwach; eine wahre, zusammenhängende Handlung hat das Stück gar nicht, und die einzelnen Vorfälle sind nie glücklich und hinreichend motivirt. Die Charaktere sind unbedeutend und schwankend. Die Wahrscheinlichkeit ist oft gröblich verletzt. Was ist das für ein Ton, in dem die beyden Brüder mit einander, in dem der Kardinal mit Bianka spricht. Die Vergiftung, die auf dem Theater vorgeht, ist abscheulich und doch frostig — und unerhört ist die Art von Gift, die unmittelbar nach dem Genuß dem Körper wüthende Schmerzen verursacht. Zur Probe setzen wir einen Theil dieser Scene her: (Akt. 5. Sc. 4. Bianca, der Großherzog und der Kard. Fernando bey Tafel:)

Bianca (zum Kardinal)

Signor, poichè per tuo favor ti piacque
Bianca accettar per umil serva, in pegno
Della mia fedeltà, d'un cor sincero,
Ch'io ti porga, gradisci, un cibo eletto
Solo da questa man per te formato.
So che forse di te non sarà degno;
Ma al buon voler, Principe, almen riguarda.

Fernando.

Troppo fosti gentil! (Che veggio! oh Dio!
Cangiasi la mia gemma; e di veleno
Un segno è questo: o tradimento orrendo!)

Granduca.

Prence, perchè non gusti il nobil cibo
Che la mia sposa t' offre?

Fernando.

Ancor v'è tempo.

Granduca.

Dubiti forse, o ti ricade in mente
Qualche nuovo sospetto?

Bianca. (Oimè Fernando
Irresoluto stassi, e pensa, e tace!)

Granduca.

Se timor ti sorprende, io ti assicuro,
Osserva.

Bianca.

(O ciel! misera me che veggio!)

Granduca.

Nè vuoi gradir ancor.

Bianca

Bianca. (Ah, son tradita!
Parlo . . che so . . . risolsi: ebben si muora.)
Se il tuo german d'infedeltà ci accusa,
Questo leale oprar prova è ben certa
Se un inganno si asconde; anch'io mi cibo
Della vivanda, che gradir non vuole.
(E s'ostina! . . e mi guarda! . . e non si muove! . .)

Granduca.
Tu d' improvviso ti mutasti: e quale
Cura importuna ti sorprese?

Fernando. Jo volgo
Mille confuse idee entro la mente:
E non so come un turbulento genio
M'ingombri, e tolga ogni diletto e gioia.

Granduca.
Non parlar di tristezza in questo giorno!
Ma qual dolor mi sento entro del petto
Improvviso venir! . . a brano, a brano
Parmi, che alcun me laceri . . . o crudele
Freddo orror che mi serpe entro le vene.
Lo spirito si attristra, il cor si scote!
Sposa . . Prence . .

Bianca.
(O destino! e morir deggio
Tacita, invendicata!) E qual conforto
Recar si puote?

Fernando.
Alle tue stanze, o Bianca,
Guidalo, e lo solleva: ivi a momenti
Dall' arte salutar soccorso avrai.

Granduca.

Ah, che si accresce il mio crudel tormento!
Fernando . . Ciel . . chi mi sostiene? . . oh
Dio! . .

Bianca.

Son teco, o Sposo. (Anch' io la morte aspetto) — — —

Parma. Alli nobilissimi Sposi Marchese *Antonio Amorini* e Contessa *Mariana Ranuzzi* per le loro acclamatissime nozze. Dalla reale tipografia. 1792. 47 p. 4. min. Man findet hier ganz mit der unvergleichlichen Sauberkeit, mit der vortrefflichsten Schrift, (welche die so unmäßig gerühmte Didotsche weit übertrifft) auf dem schönsten pergamentartigen Papier abgedruckt sechs Oden zum Lobe der Musik von dem berühmten Angelo Mazza. Die Hälfte davon war schon vordem einzeln gedruckt: hier erscheinen sie mit Verbesserungen des Dichters. Fünf davon sind original: die letzte ist eine freye Uebersetzung des berühmten Alexanderfestes von Dryden. Die beyden ersten enthalten eine poetische Metaphysik über die Kräfte und Eigenschaften der Musik nach platonischen Ideen, die in Italien mehr Liebhaber findet, als bey uns. Selbst der so geschmackvolle Cesarotti urtheilt von diesen Gedichten (Cors. Ray. di Grec. Letter. T. II. p. 68.) „Sembra Platone e Pindaro essersi riuniti insieme per formar codesto sublime lavoro." Solche Gedichte verlohnt es sich schon der Mühe

nö-

näher kennen zu lernen, gesetzt auch, daß wir ihnen nicht eben so viel Geschmack abgewinnen könnten, als jener italienische Dichter und Kunstrichter. Wir setzen die erste, als die kürzere, ganz her:

(1)

Se buon lavor di cetra,
Cui tempra il vero, al rigido
Veglio sta saldo, come al vento pietra,
Prendi quest 'inno, o musico
Genio, che vola disioso a te.
E già le revolubili
Stagiòn cinque fiate in se tornarono,
Ch'io ti fo Segno a' Delfici
Strali che a i saggi suonano,
Onde a me Dirce la faretra empiè.

(2)

Pensier, di senno armati,
Idee, che'l senso fuggono,
Fur penne, che m'alzaro in grembo ai fati.
Io ressi a l'ineffabile
Splendore de l'archetipa beltà,
Io di lucenti immagini 1)
Effigiai la infigurate, armoniche
Forme eterne, che creano
L'ordin concorde e vario,
In cui natura si governo e stà.

(3)

A me di fele impura
Dar voce osi di biasimo

1) In dem Gedichte, das den Tittel führt: Juno all' Armonia.

Bocca di volgo, che virtù non cura;
Sogno par chiami i mistici
Sensi, che il primo Vero a me spirò.
Dunque fia sogno e favola
La sovrana beltà, perche le tenebre,
Che de'profani a l'anima
Stupidità raddoppia,
Con l'immortal suo raggio aprir non può?

(4)

Quegli così, cui fiede
Bujo natale, il limpido
Aureo liquor del dì menzogna crede;
Ne fingersi, che pingasi
Natura di vivaci almi color.
Ma il suolo il mare e l'aere
S'ornan del manto, che confusi intessono
L'igneo piròpo, e'l cerulo
Zaffiro, e quel, che l' Iride
Bee da l'opposto sol, vario tesor.

(5)

Deh, il simulacro altero,
Che in cieche menti indocili
Pirrone alzò, sconoscitor del vero,
Alfin dia loco, e splendere
Nè l'uom, raggio di Dio, torni ragion!
Torni e dal dubbio emergere
Vidrassi il bello de'sonori numeri,
E disparir l'inutile
Capriccio, e'l genio instabile,
Prole di mal veggente opinion.

(6)

Verace eterna idea
E la bellezza armonica,

Che

Che fa paga ragion, l'orecchio bea,
Se in ben adatti avvolgasi
Modi, che son quaggiù lingua del ciel.
Essa leggiadre e varie
Prende sembianze, e la dissimil indole
Move di quanti pascono
La vital aura eterea
Da l'ignea Calpe a l' Iperboreo gel.

(7)

Essa nel lume splende
Del Sole inestinguibile,
Che di se stesso ogni bellezza accende,
Che a'desir nostri affacciasi
Ministra di bontà, nunzia del ver. a)
Bella, se lei somiglia,
L'arte, che regge il tremolar melodico;
Bella, se a quel durabile
Splendor colora i numeri,
Che tanto sopra l'uom hanno poter.

(8)

Come dal curvo grembo
Stilla d'errante nuvola
Fecondo irrigator placido nembo,
Che l'arse valli e i vedovi
Poggi ravvisa di be'frutti e fior:
Tal per la via che provida
Natura aperse, susurrando a l'animo
Musical aura i docili

a) Wesentliche Verbindung des Schönen mit dem Wahren und Guten. S. Xenophons Sokratische Denkw. 3. B. 8. Kap.

Semi ricerca ed agita
Di bontà, di virtù, di pace e amor,

(9)

Uomini feo di belve,
Che in uman volto erravano,
Il vate, che col suon trasse le selve;
Prese dolcezza i ferrei
Petti, e la gioja social gli aprì.
Per dissipar la gelida
Cura d'Averno, onde Saul rodeasi,
Modulo l'arpa Isacida;
E vinse il cor Timoteo
Di lui, che accompagnò, vincendo, il dì.

Mailand. L' Invito, versi sciolti di Dafni Orobiano a Lesbia Cidonia. Nuova Edizione, accresciuta ed illustrata con note. 1793. 39. p. 4. min. Lesbia Cidonia, oder mit ihrem wahren Nahmen, die Gräfin Paolina Secco Suardo Grismondi in Bergamo, ist eine der geschätztesten jetztlebenden Dichterinnen Italiens, und außerdem ein Frauenzimmer selbst von mannichfaltigen gelehrten Kenntnißen, die mit den angesehensten Schriftstellern Italiens in Briefwechsel steht, und deren diese bey jeder Gelegenheit mit Hochachtung und Lob in ihren Schriften gedenken. Auch das hier angezeigte Gedicht ist ein Beweiß der Achtung eines verdienten Gelehrten und Dichters, des Abb. und Prof. Mascheroni (Dafni Orobiano) in Pavia, und diese neue verbesserte Ausgabe ist von dem bekannten Ab. Bertola (Ticofilo Cimerio) besorgt, und dem be-

berühmten Bettinelli (Diodoro Delfico) zugeeignet. Die Gräfinn hatte ihren gelehrten Freunden in Pavia einen Besuch versprochen, unterdessen erhielt sie von dem Duca di Ceri eine sehr schmeichelhafte poetische Einladung nach Rom. Aus Besorgniß, daß sie über dieser Reise jenes Versprechen unerfüllt lassen möchte, schrieb der Verf. dieses Gedicht, worin er alles zusammenstellt, was die Reise nach Pavia für ihren Geist und ihr Herz anziehendes haben müße. Den größten Theil desselben füllt die Beschreibung der dortigen litterarischen Merkwürdigkeiten, des Naturalienkabinets, der Bibliothek, des physikalischen Apparats, des botanischen Gartens ꝛc. Man darf also keine Poesie im höhern Sinn des Wortes, sondern blos angenehme Beschreibung in poetischer Sprache erwarten. In dieser Rücksicht hat es in der That nicht gemeine Vorzüge. Zur Probe der deutlichen und lebhaften Darstellung kann folgende Stelle aus der Beschreibung des Naturalienkabinets dienen:

> Non lungi accusan la Vulcania fiamma
> Pomici scabre, e scoloriti marmi. [1])
> Bello è il veder lungi dal giogo ardente
> Le liquefatte viscere de l'Etna.
> Lanciati sassi al ciel. Altro fu svelto
> Dal sempre acceso Stromboli; altro corse
> Sul fianco del Vesevo onda rovente.

O

1) Materie vulcaniche in gran copia; vetrificazioni, lave etc.

O di Pompejo, o d'Ercole già colte [2])
Città scomparse ed obbliate, alfine
Dopo sì lunga età risorte al giorno!
Presso i misteri d'Iside e le danze [3])
Dal negro ciel venuto a larghi rivi
Voi questo cener sovraggiunse; in voi
Gli aurei lavor di pennel greco offese. [4])
Dove voi lascio innamorati angelli,
Sotto altro cielo ed altro sol volanti?
Te risplendente del color del foco! [5])
Te ricco di corona; te di gemme [6])
Distinto il tergo; e te miracol novo
D' informe rostro e di pennuta lingua? [7])
Tu col gran tratto d'ala il mare traversi;
Tu pur esile colibri vestito
D' instabili color de l'etra a i campi
Con brevissima penna osi fidarti.
Ora gli sguardi a se col fulgid 'ostro
Chiaman de l'ali, e con le macchie d'oro
Le occhiute leggerissime farfalle
Onor d'erbose rive: a i caldi soli
Uscir dal carcer trasformate e breve
Ebbero il dono de la terza vita.
Questa suggeva il timo, e questa il croco,
Non altramente che da l'auree carte
De' tesori dircei tu cogli il fiore.
Questa col capo folgorante l'ombre

Ruppe

[2]) Pompeja ed Ercolano. [3]) Tempio d' Iside e Teatro vicino scoperti in Pompeja, e che oggi s' ammirano nel real Museo di Portici. [4]) Pitture celebratissime a fresco in Pompeja. [5]) Flamand. [6]) Vpupa et Picra rupicola. [7]) Ramphastos Aracari, communemente, toucan.

Ruppe a l'ignudo americam che in traccia
Notturna va de l'appiatata fera *) etc.

Ohne Anzeige des Druckorts: In Morte di Vgo Baſs-Ville ſeguita in Roma il di' XIV. Gennaro 1793. Cantica. 1793. 48. p. 8. Der Vorfall, der zu dieſem Gedichte Anlaß gegeben, muß noch allen Leſern in friſchem Andenken ſeyn. Der am 14. Jan. 1793 von dem römiſchen Pöbel ermordete Baſſeville ſtarb, wie der Herausgeber verſichert, als ein gut katholiſcher Chriſt, büßte dadurch ſeine begangenen Verbrechen rein aus und verdiente ſich dieſen Geſang. Dieſes Gedicht eines ungenannten (aber nach der eben erwähnten Autorität berühmten) Verfaſſers hat, als Poeſie betrachtet, allerdings nicht geringen Werth, und es iſt nicht zu viel geſagt, wenn der Herausgeber den Verf. un maraviglioſo poeta nennt, in cui ſembra paſſata a ringentilirſi l'anima di Dante, ſenza niente perdere di quel fuoco nè di quella terribil grandezza.. Er beſitzt eine der Dantiſchen ähnliche Phantaſie, viel von ſeiner kräftigen und neuen Bilderſprache: der Gang ſeiner Einbildungskraft iſt eben ſo kühn und eben ſo abentheuerlich. Seine politiſchen und moraliſchen Grundſätze ſind durchaus mönchiſch, und in einigen Stellen verräth er eine faſt mehr als mönchiſche Unwißenheit. Sollte man glauben, daß er von einem kalten und heißen Pole ſpricht? Gegen die größten Geiſter der franzöſiſchen Nation, Vol-

*) Fulgora lanternaria da alcuni detti Alcudia.

Voltaire, Rousseau, Diderot ꝛc. stößt er die gröbsten Injurien ganz im Kapuzinerton aus. Fast eben so arg werden die Jansenisten gelästert, die bekanntlich auf die erste Umschaffung der französischen Hierarchie beym Ausbruch der Revolution so viel Einfluß hatten. Den Auflauf des römischen Pöbels, der Basseville das Leben kostete, und dem die Regierung sogleich selbst mit allem Nachdruck zu steuern suchte, nennt der blindleidenschaftliche Dichter dispetto magnanimo e giusto sdegno di zelo e di religione!! Als eine Probe seiner Manier können folgende Terzette aus der Beschreibung von Paris dienen, wohin der abgeschiedene Geist Basseville's geführt wird:

Sul primo entrar della città dolente
Stanno il pianto, le cure e la Fottia,
Che salta e nulla vede e nulla sente;

Evvi il turpe Bisogno, e la restia
Inerzia colle man sotto le ascelle,
L'una all' altra appoggiati in sulla via;

Evvi l'arbitra fame, a cui la pelle
Informasi dall' ossa, e i lerci denti
Fanno orribile siepe alle mascelle;

Vi son le rubiconde Ire furenti,
E la Discordia pazza il capo avvolta
Di lacerate bende, e di serpenti;

Vi son gli orbi desiri, e della stolta
Sciurmaglia i Sogni, e le Paure smorte
Sempre il crin rabbuffate, e sempre in volta.

Viglia custode delle meste porte,
E le chiude a suo senno, e le disserra
L'ancella, e insieme la rival di Morte;

La cruda, io dico, furibonda Guerra,
Che nel sangue s'abbevera e gavazza,
E sol del nome fa tremar la terra.

Stante intorno l'Erinni, e le fan piazza,
E allacciando le van l'elmo, e la maglia
Della gorgiera, e della gran corazza.

Mentre un pugnal battuto alla tanaglia
De' fabbri di Cocito in man le caccia,
E la sprona, e l' incuora alla battaglia.

Vn altra furia di più acerba faccia,
Che in Flegra già del cielo assalse il muro,
E armò di Briareo le cento braccia;

Di Diagora poscia, e d' Epicuro
Dettò le carte, ed or le Franche scuole
Empie di nebbia, e di blasfema impuro;

E con sistemi e con orrende fole
Sfida l'Eterno, e il tuono, e le saette
Tente rapirgli, e il padiglion del sole.

Come vide le faccie maladette
Arretrossi d'Ugon (Basseville) l'ombra turbata,
Che in Inferno arrivar la si credetta — — —

Mute de' bronzi il sacro squillo, e mute
L'opre del giorno, e muto lo stridore
Dell' aspre incudi, e delle seghe argute;

Sol

Sol per tutto un bisbiglio ed un terrore,
Un domandare, un soggarduar sospetto,
Una mestizia che ti piomba al cuore.

E cupe voci di confuso affetto,
Voci di madri pie, che gl' innocenti
Figli si serran trepidando al petto;

Voci di spose, che ai mariti ardenti
Contrastano l'uscita, e sulle soglie
Fan di lagrime intoppo e di lamenti:

Ma tenerezza, e carità di moglie
Vinta è da furia e da maggior possanza,
Che dall' amplesso conjugal gli scioglie. — —

Venedig: Biblioteca de' più scelti Componimenti Teatrali d'Europa divisa per Nazioni — und mit dem besondern Titel: Biblioteca teatrale della Nazione francese ossia Raccolta de' più scelti Componimenti tragici, comici, lirici e burleschi di quel Teatro dall' origine de' suoi spettacoli fino ai nostri giorni, recata in italiano da una Società di dotte persone, con prefazioni, giudizi critici, aneddoti, osservazioni, vite, ritratti in rame di vari illustri autori. MDCCXCIII. T. I — V. (jeder ohngefehr 300 S. in 12. stark.) Ein weitläuftiges, aber besonders für Italien, nützliches Unternehmen, das, wenn es mit gleichem Eifer fortgesetzt wird, als es begonnen worden, und die nöthige Unterstützung des Publikums erhält, dennoch in nicht

gar

gar zu langer Zeit geendigt werden kann. Die Unternehmer denken in dieser Bibliothek nach und nach die anerkannten Meisterstücke der dramatischen Dichter aller Gattungen, von dem Ursprung des Theaters bis auf unsre Zeiten, die bey den Griechen, Römern, Franzosen, Deutschen, Engländern, Spaniern und Italienern geblüht haben, zu liefern. Jährlich sollen dreyzehn Bände erscheinen. Die äußere Einrichtung ergiebt sich größtentheils schon aus dem Titel. Bey jedem Stück befinden sich außer den kritischen und erläuternden Anmerkungen, die aber nicht von großer Bedeutung, andere angenehme litterarische Notizen: z. B. ein Verzeichniß und kurze Würdigung aller Stücke, in denen bey derselben Nation dasselbe Sujet von andern Dichtern behandelt worden. Druck und Papier sind äußerst sauber und geschmackvoll: die Kupfer aber noch unter dem Mittelmäßigen. Die Uebersetzungen sind theils in Prosa, theils in fünffüßigen, reimlosen Jamben. Ihr Werth ist, wie man denken kann, verschieden, da so viel Hände an der Ausführung Theil haben, und auch selbst Ein Mann sich nicht immer gleich bleibt. So viel in ihnen oft von dem Geist, dem Leben und der Grazie der Originale verflogen ist, so hat sich doch von alle dem etwas in ihnen erhalten, und sie verdienen größtentheils das Lob einer gewißenhaften Treue, die nur bisweilen ängstlich wird. Der erste Band enthält die Sophonisbe, Trauerspiel von Mairet, übers. von D. Mattia Butturini in reimlose Verse, nebst einen Leben

des Dichters; den Lügner von Corneille, übersetzt von Ab. Placido Bordoni in Prosa; nebst Fontenelles Leben von Corneille. Zweyter Band. Atis Oper von Quinault, in Verse übersetzt von Ab. Giuseppe Greatti, mit Quinaults Leben. Die coquette Mutter, Lustsp. von dems. übers. in Prosa von dem Grafen Francesko Apostoli. Dritter Band. Marianne Trauerspiel von F. Tristan dem Einsiedler, mit seinem Leben, übers. in reimlose Verse vom Ab. Giuseppe Compagnoni; die unvorsichtige Geliebte, Lustspiel von Quinault, in Prosa vom D. Luigi Noverelli. Vierter Band. Polieukt, Trauersp. von Corneille in reimlose Verse von Agostino Paradisi; der Menschenfeind von Moliere nebst dem Leben des Dichters von Voltaire und Zusätzen von Bret, in Prosa von Ab. Placido Bordoni. Fünfter Band. Iphigenia, Trauersp. von Racine, nebst seinem Leben in Verse von Bordoni; Der Geizige von Moliere in Prosa von Ab. Francesco Tortosa. — — Wie man sieht haben die Herausgeber weder die chronologische Ordnung, noch die Stellung nach den Gattungen beobachtet: allein da jedes Stück einen besondern Titel und eine eigne Seitenzahl hat, so können die Käufer die Stücke nach ihrem eignen Gefallen ordnen. In einiger Zeit erhalten die Käufer des Werks eine von einem bekannten Gelehrten eigens als Einleitung zu dieser Bibliothek ausgearbeitete räsonnirende Geschichte des alten und neuen Theaters. Da der Raum uns nicht aus jedem Stück eine Pro-

be

be der Uebersetzung zu geben verstattet, so begnügen wir uns aus dem Polyeukt die fünfte Scene des fünften Akts mitzutheilen.

Paolina.

— — L'esecrabil opra,
Padre inumano, omai compisci! E degna
Questa seconda vittima del tuo
Implacabil furor. La sventurata
Figlia giungi al suo sposo. Ancor nol fai?
Egual soggetto alla tua rabbia insana
Io t'appresento. Nel mio core alberga
La stessa colpa e la virtute istessa.
Sul punto del morir su me diffuse
L'alto lume del ver lo sposo estinto,
E il sangue suo, di cui spruzzata e tinta
M' han presso al feral palco i rei ministri,
Scioglie dal ciglio mio la benda antica.
E dissipato il mio nativo inganno.
Io credo, io so. Già del beato sangue
Battezzata mi vedi. Io son Cristiana.
Ne dissi assai? Deh le fortune e il grado
Più t'assicuri il mio morir. Lo sdegno
Di Severo e di Cesare paventa.
Se tu perir non vuoi, fa ch'io perisca.
A questa bella, avventurosa morte
Poliutto m'invita; impazienti
Col suo Nearco a me tende le braccia.
Guidami a'falsi numi ch'io detesto:
Essi parte ne fransero: mio vanto
Fia l'opra di compir. Colà me fatta
Insultatrice del profano culto
Sprozzar vedrai del tuo terror gli oggetti,
E me vedrai del tuo paterno impero

La prima volta ai venerati cenni
Santamente ribelle. Il mio dolore
Già la lingua non move: in me l'eterna
Grazia favella. Al fine, o padre, al fine
Io son Cristiana. E debbo dirlo ancora?
La mia felicità, la tua grandezza
Fa che morendo io stabilisca. Vn colpo
E la tua gloria rassicuri in terra,
E me sollevi eternamente al cielo. . .

XIV.

Französische Litteratur.

Le Jugement de Paris; traduit de Wieland. 1793. 8. Eine freye poetische Uebersetzung der vortreflichen komischen Erzählung von W. das Urtheil des Paris in fünffüßigen Versen. Einige Stellen haben in dieser Nachahmung freylich ungemein viel von ihrer Schönheit verloren: mancher feine, launige Zug ist verschwunden, die Fülle der poetischen Diction oft zu prosaischer Magerkeit eingeschrumpft. Doch ist dem Uebersetzer auch manche andere Stelle vorzüglich geglückt, und seine Arbeit verdient im Ganzen immer Lob. Zur Probe setzen wir die Schilderung des Tete-a-Tete des Paris und der Venus her:

La voyez vous, qui s'avance à pas lents?
Oui, la voilà, l'aimable souveraine

Dont

Dont l'univers entier baise la chaîne,
L'honneur du ciel, l'idole des amans.
Le choeur léger des ris, des jeux, des graces,
Sans se montrer, voltige sur ses traces.
Le beau Pâris croit en la revoyant
Ne l'avoir vue encor qu' en ce moment.
Son seul aspect rend tout choix impossible.
Le coeur décide. Un celeste souris
Met à ses pieds le juge trop sensible.
Avant qu' il ait receuilli ses esprits,
Elle lui dit: »Tu vois, je n'ai que faire
De longs discours; je devrai mes succès
Moins à la ruse, ami, qu' à mes attraits;
Quand la beauté se montre elle doit plaire.
Depuis long-temps on te dit connoisseur;
Or, peu de mots à tout bon entendeur.
Ce que je veux te dire t'interesse.
Vermeil et beau comme le Dieu du jour,
Peux-tu rester én ce triste séjour?
A quoi te sert ta grace, ta jeunesse?
Sois, je le veux, le phénix du canton,
Narcisse ou bien le bel Endymion;
Je le demande, en ces bois à quoi bon?
Penserois-tu peut-être que ta vue
De tes moutons rend la chair plus dodue?
Les filles même ont-elles dans ces lieux
Plus d'ame au fond que leurs chevres sauvages?
L'amour n'est point un plaisir à leur yeux,
Mais un bésoin. De tous tes avantages
Ton sexe est seul ce qui cause leur feux.
La cour, la ville, oui voilà le théatre
Où tu devrois venir charmer les coeurs.
Là l'amour est un jeux doux et folâtre,
Là cent beautés brigueroient tes faveurs.

 Si

Si tu voulois, je pourrois t'introduire
Chez un tendron que, sans exagérer,
A tous égards on peut me comparer.
»Montrèz-la-moi vîte, que je l'admire
»Cette merveille . . interrompit Pâris.
»Elle auroit donc votre divin sourire,
»Ce sein superbe aussi blanc que le lys . .
»Vous vous moquez . . Est-il deux Cythérées?
»Non ce sont là des louanges outrées.
»Elle seroit . . » — Tu la verras. Suffit,
Tu trouveras, que j'en ai trop peu dit etc.

Les deux Martyrs de la liberté, ou Portrait de Marat et de Lepelletier, par Dorat-Cubieres. 1793. 24 p. 8. Wir haben schon mehr als Einmal Veranlassung bekommen, den Mißbrauch zu rügen, den dieser an sich nicht talentlose Dichter von seinen guten Anlagen macht, wie sehr er sich vernachläßigt, und seinen poetischen Ruhm mehr auf die Menge als die Güte und Vollendung seiner Produkte zu gründen sucht. Hier sinkt er gar so tief herab, der enthusiastische Lobredner eines höchst unbedeutenden Menschen, wie Le Pelletier, und eines der größten Bösewichter, den die Erde je getragen, eines Marat, zu werden. So tief konnte eine so cultivirte, im Ganzen gewiß edle und achtungswerthe Nation, so tief konnten selbst ihre Weisen, ihre Schriftsteller und Dichter sinken! Cubieres (der einem neulichen Dekret zu folge wahrscheinlich sein Dorat abgegeben haben wird) las sein Gedicht zu Marats Ruhme in der Sitzung des Generalconseils der

Com-

Commune den 11. August ab, wo es so viel Beyfall fand, daß das Conseil beschloß, es auf seine Kosten drucken, und an die Sektionen der Stadt und alle Volksgesellschaften vertheilen zu lassen. Hier ist eine Stelle dieses Gedichts, eine Probe von dem, was man jetzt in Paris Stärke der Ideen und Eleganz des Styls nennt:

Tyrans, qui desiriez lui ravir la lumière,
Vous vous applaudissez dans votre rage altière,
De l'avoir vu tomber sous le sanglant couteau...
Marat vous détruira du fond de son tombeau.
Il n'est pas loin le jour, où perdant la couronne
L'un sur l'autre les rois tomberont de leur trône,
Où regnera par-tout la sainte Egalité,
Où par-tout on criera; Vive la liberté!
Le bord de la Néva, les rives du Bosphore,
Rétentiront bientôt de ces noms que j'adore.
Catherine fremit au fond de son palais,
Et le Sultan commence à craindre nos succès.
Le Pape au rang des Saints a mis Louis seizieme:
Il l'a canonisé, mais le Pape lui-même
Du rang des Potentats va descendre à son tour,
Et le roi des cagots ne vivra plus qu' un jour . .

Promenade ou Itineraire des Iardins d'Ermenonville, auquel on a joint vingt-cinq de leurs principales vues dessinées et gravées par Merigot fils. Paris MDCCLXXXVIII. 68 p. 8. Bey der großen Dürftigkeit der neuesten schönen französischen Litteratur werden wir bisweilen einen Blick in die zunächst verflossenen Jahre zurückwerfen, und Werke von einigem Inter-

teresse und Werth, die wir bisher übersehen hatten, nachhohlen. Die ungemein sauber und fleissig in gewaschener Manier gearbeiteten Kupfer sind freylich das beste an diesem hier angezeigten Buche, doch enthält auch die Beschreibung manches, was man in den schon vorhandenen zahlreichen Schilderungen dieser weiland so berühmten Gärten nicht findet. Von ihrem gegenwärtigen, wahrscheinlich sehr traurigen Zustande, und den Schicksalen ihres Besitzers, des Hrn. v. Gerardin, ist uns nichts bekannt geworden. Vorliegende Beschreibung ist im Jahr 1787 aufgesetzt, und zwar noch vor der grossen Ueberschwemmung, die am 6ten Dez. desselben Jahres grosse Verwüstungen in dem Park anrichtete. Die natürlichen und schönen grossen Felsenstücke hatte der Besitzer sich auf eine sinnreiche Art und zugleich mit wenig Aufwand zu verschaffen gewußt. „Ce moyen fort simple (sagt der Verf.) consiste à chercher dans la campagne des rochers, dont les formes soient heureuses et pittoresques, de les faire casser ensuite en masses assez petites pour en rendre le transport facile, de les numéroter, et de les rapporter sur le terrain dans le même ordre. On bouche ensuite les cassures avec de la mousse. Je suis etonné qu' on n'ait pas employé ailleurs ce moyen, aussi facile que peu dispendieux, plutôt que de faire tailler régulièrement à grands frais des formes irrégulières, et de ne presenter que des blocs de pierre,

pierre, qui jamais n' imitent les rochers. Mais Mr. de Gerardin étoit son architecte... Man hat die Verstümmelung und Entheiligung öffentlicher Denkmäler beynahe für ein deutsches Nationallaster erklären wollen; allein auch vor der Revolution schon wurden in Frankreich ähnliche Ausschweifungen verübt. So erzählt unser Verf. S. 25. „M. de Gerardin laissoit autrefois à tout le monde la liberté d'aller à l'Isle des Pepliers. Bientôt on en abusa, pour écrire des horreurs sur le tombeau (de J. J. Rousseau) on essaya même d'en mutiler les sculptures; ce fut là l'époque où il fit défendre aux conducteurs de mener sur l'Ile. Il n'y a point de semaines où l'on ne soit obligé de raccommoder des grilles forceés, et ou l'on ne surprenne des gens qui s'amusent à détruire, pour le seul plaisir de faire le mal. . . . Unter einer Menge Inschriften und Denkmählern, womit diese Gärten nur zu sehr überhäuft waren, findet man auch ein kleines in Buschwerk verstecktes Monument mit der Aufschrift in deutscher Sprache: „Hier liegt George Friedrich Mayer, aus Strasburg gebürtig, er war ein geschickter Mahler und ein redlicher Mann." — Der Verf. schliesst seine Beschreibung mit folgenden Worten: „Il est possible de trouver en Angleterre et même en France, des jardins qui offrent quelques parties beaucoup plus belles; mais il n' en est point, où l'ensemble soit aussi parfait, où

le pays et les paysages offrent autant de varieté, puisque dans un espace de temps aussi court (une promenade de 3 ou 4 heures) et dans un lieu circonscript, vous avez vu les effets les plus piquans de la Nature, lacs, cascades, rivières, ruisseaux, rochers, deserts arides, prairies, pays champêtres; enfin toutes les parties qui pourroient contribuer à l'embelissement des jardins, se touvent reunies en un seul." —

Mucius Scevola, tragédie en trois actes; par M. *Luce*, ancien professeur du college de Navarre, réprésentée pour la prémiere fois le 23 Juill. 1793. Paris 1793. 8. Der historische Zug, der das Sujet zu diesem Trauerspiel geliefert hat, ist allgemein bekannt; allein kann wohl ein bloßer Zug aus der Geschichte hinreichend seyn, ein gutes Trauerspiel zu machen. Wir zweifeln, und Duryer, ein älterer französischer Dichter, der denselben Stoff behandelt hat, muß eben so gedacht haben. Ueberzeugt, daß kein tragisches Werk Beyfall verdienen und erhalten kann, das die Leidenschaften nicht stark erregt, Theilnahme erweckt, und Furcht und Mitleid einflößt, erfand er eine Reihe Vorfälle und Umstände, die zu den rührendsten und stärksten Situationen und Entwickelungen Anlaß geben, und die sein Stück lange auf dem Theater erhalten haben, von dem es endlich nur durch seine unpoetische, rauhe Versification verdrängt ward. Der Meuchelmord des Mucius und die Handlung gegen

gegen sich selbst, die Duryer sehr weise von der Bühne entfernt hatte, und die Lucce hier erscheinen läßt, sind eine schlechte Entschuldigung für das Interesse, das durch das gänzliche Verbannen aller Nebenzüge aus dem magern historischen Vorfall vertilgt worden. Der eitle Pomp des Opfers, das der neuere Dichter den Zuschauern zum Besten giebt, blendet die Augen, geht aber nicht zum Herzen. Der Meuchelmord, den er im Angesicht der Zuschauer verüben läßt, erweckt keine des Trauerspiels würdige Empfindung: er kann nur Abscheu erregen, den die schändliche Handlung eines Meuchelmörders, er sey übrigens wer er wolle, nothwendig einflößt.

Ist es überhaupt erlaubt, einen Meuchelmörder auf der Bühne zu verherrlichen und für seine That belohnen zu lassen? Nein, gewiß nicht: dieß ist so ausgemacht, daß selbst der Parteygeist, der doch alles zu entschuldigen versteht, bis jetzt sich noch nicht erkühnt hat, den Meuchelmord in Schutz zu nehmen. Könnte dieß je geschehn, so würden wir die Fabel von Cadmus sich in Wahrheit verwandelt sehn. —— —— Dem neuern Dichter, der auf diese Weise aus Duryers Stück fast alles, was es wirklich Interessantes hatte, entfernte, gebührt aber doch das Lob, es in reinere und sanftere Verse gebracht zu haben. Er hat seine Gedanken fast immer beybehalten, und sie, so zu sagen, nur in eine schönere und poetischere Sprache übersetzt. Tarquin sagt bey Duryer:

Si contre vous quelque raison m' anime,
Je sais bien me venger sans le secours du crime;
Je sais faire la guerre et non des attentats.

Luce läßt den Porsenna sagen:

Je ne sais point punir, je ne sais que combattre.

Scevola ruft bey Duryer aus:

Quiconque sait mourir, sait bien aussi se taire!

Und bey Luce:

Ah quand on sait mourir, on sait aussi se taire!

Kurz, wenn die Personen des neuen Stücks schon ohne Vergleich besseres Französisch sprechen, so sind sie doch auch offenbar weit weniger Römer, als die des alten. Um den Styl von jenem noch besser zu charakterisiren, wollen wir die Beschreibung hersetzen, die Scevola von der Hungersnoth in Rom macht:

Avant l'heure où la nuit vient remplacer le jour,
Si Rome ne reçoit un renfort qu'elle espere,
Demain la liberté disparoit de la terre;
Demain Tarquin vainqueur, dans nos murs abattus,
Viendra fouler aux pieds la cendre de Brutus.
Jusqu' ici nos soldats ont, à force d'audace,
Abusé l'ennemi sur l'état de la place;
Leur courage est encore au dessus de leurs maux:
Mais la guerre est pour eux le moindre de fléaux.
Plus terrible que Mars, la hideuse famine,
De ses traits lents mais sûrs, les atteint et les mine;
Ceux-ci meurent —; ceux-là prolongent leurs tourmens

Par

Par le mortel appas des plus vils alimens.
Le mal croit d'heure en heure, et ses frequens ravages
Frappent l'oeil attristé par d'affreuses images.
Là, voulant à son père offrir un foible appui,
Le fils se traine, tombe, et meurt auprès de lui;
Ici l'enfant exhale une vie èphémere
Sur le sein indigent de sa mourante mere.
Rome enfin ne prèsente à l'oeil épouvanté
Qu'un immense désert de spectres habité.
Du peuple cependant l'indomptable courage
Soutient l'excés des maux par l'excés de la rage,
Et l'on n'entend encor, en cette extremité,
Qu' un cri: la mort, la mort! ou bien la liberté!
On a vu des vieillards, trouffans la nature,
A nos jeunes guerriers offrir pour nourriture
D'un corps, jadis nerveux, les membres languissans,
Et d'un sang refroidi les restes impuissans;
Fier de donner encor un prix à leur foiblesse,
Et d'expirer ainsi les sores de leur vieillesse!!

Solche Verse findet man jetzt in Paris schön — solche kannibalische Bilder und Ideen groß und erhaben.

Le Divorce, comédie en un acte en prose et en vaudevilles par Mr. *Desfontaines*. Paris 1793. 8. Germeuil, ein Mann von funfzig Jahren, lebt mit seiner zwanzigjährigen Gattinn Isabelle in einer äusserst modischen, frostigen Ehe. Dieser Frost geht bald in offne Fehde über. Auf diese Grundlage errichtet Abbé Forlis sein Verführungssystem: es gelingt ihm, und Isabelle begehrt nun selbst, daß er von

Ger-

Germeuil verlange, sie ihm abzutreten. Dieser hört ihn von weiten kommen, und macht sich das erlaubte Vergnügen, den Mann, der ihm seine Gattinn rauben will, zu persifliren:

Vous logiez en maison commode
Votre pieuse pauvreté;
Bagues de prix, bijoux de mode
Decoroient votre humilité:
Vous aviez voitures legères,
Jolis boudoirs, galans répas:
C'étoit bien rendre des prieres,
Qu' entre nous, vous ne faisiez pas.

Er dringt in ihn, sich deutlich zu erklären. Forlis hat das Herz nicht: Isabelle macht ihm Muth. Endlich kommt es heraus:

— je viens vous demander
La main de votre femme!

Isabelle hört es, und sagt nichts dagegen. Dieß verräth ihre Gesinnung; Germeuil erwählt in dieser kritischen Situation den klügsten Theil. Er verstellt sich, und scheint den Vorschlag mit Vergnügen anzunehmen. Vous avez raison, sagt er zu seiner Gattinn, rien de plus pressé que de se quitter dès l'instant que l'on cesse de se convenir.. je sais qu' il est possible qu' on règrette son premier choix; mais si l'on est mécontent du second, on en fait un troisieme, un quatrieme et de divorces en divorces on peut faire un très bon chemin.

Isa-

Isabelle entfernt sich beschämt. Auch der Abbé ist betroffen, Germeuils kalter, schrecklich wahrer Spott öffnet ihm die Augen. Germeuil benutzt diesen Augenblick, und macht ihm ein Gemälde von dem Ehestande, das seine Lust zu demselben ganz erstickt. Cecile, Isabellens Mädchen, die da sieht, wie geschwind jetzt die Leute von einander kommen, glaubt, man komme eben so geschwind zusammen: sie erwägt, qu' à présent ce n'est pas comme autrefois et qu'on peut se parler sans façons, und hofft, Isabellens Platz in dem Herzen ihres Herrn mit leichter Mühe einzunehmen. Tenez, sagt sie zu ihm, d'la jeunesse, ça passe; un coeur neuf, ça s'use; bonne envie d'aimer, ça promet; et comme i' n' convient pas que j' vous demande pour mon mari, j' vous conseille de m' demander pour vot' femme. Germeuil lacht; weil er Isabellen gewahr wird, die sie belauscht, so beschließt er, diesen Umstand zu benutzen. Er ergreift Ceciliens Hand, und verspricht ihr ewige Liebe. Dieß kann Isabelle nicht ertragen: sie springt voll Wuth hervor, und unterbricht das Tete - a - Tete. „Je vous croyois si simple et réservée! avec quelle promptitude vous vous faites adorer! . . . — Ah Madame ça m'est venu tout de suite. Mutter Simmonne, die Amme der Tochter Germeuils, kömmt vom Lande, hört was in der Familie vorgeht, und ihre einfältigen, aber kräftigen Vorstellungen bringen auch Isabellen von ihrem schon halb bereuten Entschluß

schluß zurück. Beyde Gatten versöhnen sich, Forlis bekömmt den Abschied, und so endigt sich die Ehescheidung sehr glücklich ohne Scheidung. Der Zweck dieses Lustspiels ist unendlich schätzbar, auch der Plan und die Ausführung ist vorzüglich gelungen. Das Stück hat einige äußerst interessante und komische Situationen, und man erkennt mit Vergnügen in ihm den Verfasser des Droit du Seigneur und ähnlicher kleiner mit Gesang untermischten Lustspiele.

Voyage litteraire au Mont-Blanc, et dans quelques lieux pittoresques de la Savoye, Paris 1793. 8. Wie diese kleine Broschüre zu dem Tittel einer litterarischen Reise kömmt, sehen wir nicht. Sie ist mehr in dem Geschmack der bekannten Voyage de Bacheaumont: lebhafte Beschreibungen schöner Gegenden, kleiner Abentheuer u. s. w. in Prosa mit Versen untermischt, die beyde nicht ohne Verdienst sind. Die Beschreibung des Mont-au-vert in der Nähe des Mont-blanc, und dieses letztern hat uns vorzüglich gefallen. „Toutes les saisons, heißt es unter andern, tous les climats de la terre sont ressemblés sur ces montagnes.

Les vents s'y déclarent la guerre,
Les éclats de la foudre et le bruit des torrens
Semblent annoncer à la terre
Le désordre des élémens.
Les troupeaux allarmés, quittent leurs pâturages;
L'ours en fureur rugit dans ses antres profonds;
Et de nombreux sapins, battus par les orages,

Ren-

Roulent avec fracas dans le fond des vallons!
Non loin de ce spectacle horrible,
Un jour pur luit sur les côteaux;
Et le zephyr porte, à l'echo paisible,
Le doux murmure des ruisseaux;
Le laboureur sur ce rivage,
Contemplant l'or de ses moissons,
Voit sans crainte éclater l'orage,
Et trace de nouveaux sillons.
Le Berger, assis sous l'ombrage,
Fait rétentir de ses chansons
Les montagnes du voisinage.
L'étourneau bruyant et sauvage
Semble paitre avec les troupeaux,
Et s' élevant comme un nuage,
Il revole vers les ormeaux,
Dont il agite le feuillage.
Près des frimats et des glaçons,
La terre étale sa parure,
Le soleil darde ses rayons,
Et par sa clarté vive et pure,
Sur ces côteaux, qu' il rend feconds,
Il éternise la verdure
Et la plus belle des saisons.

Noch vorzüglicher ist die Beschreibung der Aussicht von dem Gipfel des Montblanc.

»Le tems étoit serein, et les nuages, qui nous avoient jusqu' alors enveloppés dans les ténebres, flottoient au gré des vents dans les vallées et dans les plaines voisines . . . Je voyois devant moi le vieux Léman se peindre au loin des couleurs de la nue, et rouler ses flots agités vers les montagnes d'Helvétie;

 d'un

d'un autre côté je suivois de l'oeil le cours du Pô; ma vue planoit sur le Piémont, le Milanois, la Toscane, le territoire de Venise; mes régards se plongeoient dans le golfe de Gênes; je decouvrois au nord les rives du Rhin et les nombreux états germaniques, les plaines de la France jusqu' aux portes de Toulon faisoient aussi partie de l'immense tableau, qui se dérouloit devant moi.

Augustes sièges des hivers,
Du tems, qui détruit tout, vous bravez les outrages;
Vous voyez comme un point tous les êtres divers
Se perdre pour jamais dans l'abime des âges;
Cent fois vous avez vu, dans ce vaste univers,
Les peuples policés et les peuples sauvages;
Cent fois vous avez vu les mers
Reprendre et quitter leurs rivages;
Et dépuis six mille ans vous portez dans les airs
Un front inébranlable à l'effort des orages.
Sur ces sommets majestueux,
Qui dominent sur la nature,
Tout inspire mes chants, tout éblouit mes yeux;
Mon âme s'agrandit, s'electrise, s'épure,
En voyant près de moi le spectacle des cieux.
Grand Dieu! frappé des traits de la magnificence,
J'invoque ta bonté, j'admire ta puissance.
Ah puisse le tableau de tes bienfaits nombreux
Entrainer l'homme à la réconnoissance,
Et le rendre sensible aux pleurs des malheureux,
En imitant ta bienfaisance . . . . .

Eng-

XV.

Englische Litteratur.

Monody to the Memory of the late Queen of France. By Mrs. *Mary Robinson*. 1793. 27. 4. mit einem Brustbild der Königinn. Gegen die Wahrheit der hier geschilderten Charaktere, so wie gegen die Angemessenheit verschiedener Sentiments, ließen sich vielleicht gegründete Erinnerungen machen, als poetisches Produkt aber ist dieses Gedicht ein neuer Beweis der nicht gemeinen, auch von uns schon mehr als einmal gerühmten Talente der Verfasserinn.

Celebration; or the Academic Procession to St. James's. An Ode. By *Peter Pindar* Esq. 1794. 18 p. 4. Ein Fest, das die Akademie der Mahlerey zu Ehren des Königs feyerte, ist der Gegenstand dieser Kleinigkeit, die zwar nicht ganz von der gewöhnlichen Laune des fruchtbaren Dichters entblößt ist, aber dennoch nur unter seine minder gelungenen Arbeiten gesetzt werden kann. Die Vorstellung des Präsidenten und die Ceremonie des Ritterschlags beschreibt er nach seiner Weise in folgenden Versen:

And now they panting mount St. James's stairs,
In goodly order and in goodly pairs;

 Now

Now at the hall of audience they arrive;
Now 'midst the blaze of majesty they fall
Prone on their faces like affrighted Paul,
Half dead, alas! poor saint! and half alive.

See them, like nine-pins tumbled on the plain!
And now the get upon their ends again! —
Behold grave Benjamin th' addrefs prefent!
Now on his knees (his souls first wish!) delighted,
Behold once-quaker-Benjamin be-knighted,
Amidst a moon'-ey'd host of wonderment!

Now on his shoulder drops the magic sword:
»Arise, Sir Benjamin!« the Sovereign says —
Happy, the knight ariseth at the word,
And feels himself o'erwhelm'd with glory's rays.

In bolder streams his blood begins to flow;
His heart sublime, a richer torrent pours;
He looks contemptuous on the mob below,
And swelling now a pyramid he tow'rs.
With lords behold him talk — with ladies chat
Of scepters, snuff, rebellions, and all that — —

Flowers from Sharon, or original Poems on divine subjects. By *Rictard Lee.* 1794. 173 p. 8. Der Verf. ist selbst so bescheiden zu gestehen, daß die hier gesammelten Stücke nicht wegen ihres poetischen Werths, sondern der göttlichen Wahrheiten wegen, auf Empfehlung Anspruch machen dürften. Indeß enthält das Buch manches, was eben so wenig Wahrheit (geschweige für göttliche Wahrheit) als für Poesie gelten kann. Z. B.

- Eternal truth affirms,
And all believers know,
That Adam's race, poor fallen worms,
Have lost their power to do . . .

The poetical Works of *William Preston*. Esq. In two Vol. 817 p. 8. 1793. Dublin, Archer. Mit dem Bildniß des Verfassers, und sechs Vignetten. Mehrere von den hier gesammelten Gedichten waren schon zu verschiedenen Zeiten, theils in einem kleinen vor dreyzehn Jahren zu Dublin gedruckten Bändchen, theils später in verschiedenen Magazinen ꝛc. dem Publikum vorgelegt worden. Hier erscheinen sie mit einer großen Anzahl neuer vermiehrt, und mit einer Richtigkeit und Eleganz gedruckt, die man von den Dubliner Pressen eben nicht gewohnt ist. Die Gedichte, die nicht allein dem innern Gehalt, sondern auch der äußern Form und den Gegenständen nach äußerst verschieden sind, hat Hr. P. gewissermaßen systematisch geordnet, und führt seine Leser von den niedrigen bis zu den höhern Gattungen der Poesie fort. Bey einer so großen Anzahl Gedichte würde eine strenge Kritik zwar leicht Stoff zu mannichfaltigem Tadel finden; im Ganzen aber dem Verf. gewiß nicht das Talent einer glücklichen und fruchtbaren Erfindung, einen reichen Vorrath poetischer Bilder, eine ungemeine Fertigkeit im dichterischen Ausdruck, und eine ungemein fließende und harmonische Versification absprechen können. — Die erste Klasse besteht aus Gedichten satyrischer Art. Die drey er-

sten — eine heroische Epistel von Donna Teresa Pinna y Ruiz aus Murcia an R. Twiß (Verf. der Reisen durch Spanien und Irland); Mr. Twiß heroische Antwort; eine heroische Epistel an Mr. Pinchbeck — sind zu lokal, um dauerndes Interesse zu besitzen, und zu sehr von Nationalvorurtheilen und Persönlichkeiten entstellt, als daß sie viel Lob verdienen sollten. Allgemeiner ist die Satyre in den beyden folgenden Stücken: Seventeen hundred and seventy seven; or a Picture of the manners and character of the age; in a poetical letter from a Lady of quality in England to Omiah at Otahite — das zweyte: The female Aggressor, or Temple of Cotytto in four Cantos. In dem ersten vergleicht der Verf. die gleichsam durch Kunst im Treibhaus hervorgelockten Laster, die Kinder der Kunst und Verfeinerung, mit jenen, die von selbst auf einem fruchtbaren Boden und unter einem milden Klima entspringen. In dem letzten setzt der Dichter das Schautragen der Sittenlosigkeit mit der Maske der Heiligkeit in Contrast. In beyden Stücken erlaubt sich der Verf. mit unter sehr freye Schilderungen, doch betheuert er, sein Zweck dabey sey einzig gewesen, der guten Sache der Tugend Dienste zu leisten, und führt zu seiner Rechtfertigung den Vorgang Juvenals an. Das Gemählde des Methodisten ist mit einer Meisterhand gezeichnet, aber auch noch weit höher getriebene Karikatur als Foote's Mutter Cole (S. Sturz Schriften, 2te Sammlung über

über Foote). Auf diese satyrischen Stücke folgt ein Gedicht The Contrast, or a Comparison between England and Ireland, written in 1780, das der Verf. gegenwärtig selbst für zu national erklärt. Epistle to a young Gentleman on his having addicted himself to the study of Poetry. Unsere Leser erinnern sich der schönen Epistel Gökingks über denselben Gegenstand. Hr. Pr. schlägt einen ganz verschiedenen Weg ein, doch begegnen sich der Deutsche und der Engländer oft in ihren Klagen. Der letztere stellt eine lange Gallerie unglücklicher Dichter auf, die er „Märtyrer der Leyer" nennt, und deren vornehmste Leiden er mit sehr poetischen und rührenden Farben schildert. Von Spencer und Milton heißt es:

Sweet child of fancy, prince of british song,
Dear to the learn'd, the brave and beauteous throng,
To Sidney dear, by Raleigh lov'd in vain,
Eliza vainly prais'd thy peerless strain.
Lo, half thy fame is swallow'd by the deep —;
What floods of brine thy dorny pillow steep!
Not soft they fall, by Mulla's pleasant shore,
Under the foot of Mole, that mountain hoar.
Ah me, no more at pity's call they flow,
No more embalm the lover's gentle woe;
For keen distress they flow, domestic harms,
For muses silent 'midst the rage of arms,
Mourn the wide ravages of civil strife,
And quench the smould'ring lamp of weary life.
Where, Spenser, where was Gloriana's hand?
Art thou an exile from thy native land?

Shall princes thus immortal praise reward?
Does thankless Britain spurn her noblest bard?
For thee, Despair unfolds his hideous cave,
The horrid forms of ghastly famine rave;
That eye to pity, and that heart to feel!
What kindred softness shall thine anguish heal?
Eblana mourn, th'illustrious outcast dies!
Ye nymphs of Liffey, join his parting sighs.

And thou, with age oppress'd, beset with wrongs,
And fall'n on evil days, and evil tongues,
In darkness and with dangers compass'd round;
What stars of joy thy night of anguish crown'd?
What breath of vernal airs, or sound of rill,
Or haunt by Siloa's brook, or Sion's hill,
Or light of Cherubim, th' empyreal throne,
Th' effulgent car and inexpressive ONE?
Alas! not thine the foretaste of thy praise;
A dull oblivion wrapt thy mighty lays.
A while thy glory sunk, in dread repose,
Then with fresh vigour, like a giant rose,
And strode sublime, and pass'd with gen' rous rage,
The feeble minions of a panny age . . .

Diese rührenden Zeilen werden unsern Lesern keinen ungünstigen Begriff von den poetischen Talenten des Verfassers geben. — Es folgen nun leichte und scherzhafte Gedichte, kurze Fragmente von Episteln ꝛc. mehrere anakreontische Lieder auf Liebe und Wein, muthwillig und frey genug, zugleich aber auch durchgehends in leichten, fließenden und harmonischen Versen. Sonnette, Liebeselegien und andere Gedichte verliebten Inhalts.

halts. (Love-Elegies and other Amatory Poems). Voran einige nicht zu verachtende Bemerkungen über die Geschichte und den Charakter der verliebten Poesie und über Petrarch, den großer Meister in dieser Gattung. Auf diese Abtheilung scheint Hr. P. vorzüglich Fleiß verwendet zu haben. Die in ihr enthaltenen Gedichte drükken fast alle verschiedenen Hauptsituationen und Abstufungen der Leidenschaft in sanften, beseelten Versen, aber freylich auch mit allen den Uebertreibungen der Empfindungen und der Sprache aus, die man bey diesen Gegenständen seit undenklichen Zeiten unter die allgemein geltenden poetischen Freyheiten aufgenommen hat. — Von diesen leichten Produkten geht der Verf. in seinem Klimax zu den stärkern Anstrengungen des poetischen Talents fort, zu lyrischen Gedichten von größerm Umfang und weitern Planen. Als Einleitung findet man hier Thoughts on Lyric Poetry, worin der Verf. die regellose Ode als das geschickteste Vehikel für die höhern Töne der Poesie darzustellen sucht. Die vornehmsten Stücke dieser Gattung sind: eine Ode über die Geschichte der Myrrha in Ovids Verwandlungen — eine Ode an den Mond — und eine dritte an die Gesundheit. Aus der Ode an den Mond theilen wir die ächt-poetischen Verse über den Wahnsinn mit: (II. Theil. S. 54.)

Madness, with their moody band
Owns thy pleni-lunar hand;
Her matted locks in wild amazement stare;

 With

With fiery red her eye-balls glare;
Her mouth suffus'd with bloody foam,
In airy voids her glances roam
To seek the forms of pain;
And ah! no voids to madness — she
Peoples them all with dire variety;
Demons circle round her head,
Harpies tend her thorny bed,
And lakes of fire expand, and seas of blood,
And fury passions jar,
With wild tempestuous war,
And shapeless horrors rise, and shades that kill,
And ever-varying clouds of nameless ill,
Along the dire horizon brood:
A thousand forms of guilt, remorse and pain,
All hideous hateful things compose her sullen reign.
Stranger to repose,
A deadly pale her hollow cheek o'erflows;
Smote by the summer's sun and winters wind,
The restless corse with eager famine pin'd;
And now, with rending hand her hair she grasps,
Now to her naked breast the galling chain she clasps,
Madness, J know thee by thy yell,
Eldest born of hell.

Oft, at midnight hour,
Madness, J've mus'd beside thy bow'r:
The walls preclude the human sight;
The roof alone receives the light;
From the living tomb,
Thro' the silent gloom,
Faintly darts a sickly gleam;
The nightly taper sends a beam,
To mark the chamber of dismay,

Where

Where remov'd from light of day,
The tortur'd wretch is bound;
No parent, friend, or confort nigh,
No soothing hand, no pitying eye,
The clanging whips resound,
The horrid keeper's frown is there
The shrieks of rage, and pain and fear;
O piteous was that moan!
And now a deeper groan
Succeeds — the struggle of imprison'd breath,
The long drawn note of agonizing death.

Pause, oh! pause, thou din of fear;
Thro' the darkness gliding mild,
Far other strains J hear,
Sweet, as woodland notes and wild:
Strange melody — they sink — and now they swell;
Tales of unconscious misery they tell;
Bursts of fairy music flow,
Softly soothing sounds impart
Pangs that harrow up the heart,
More than shrieks of woe,
More than conflicting nature's cry,
When direst forms of death are nigh;
When torments search the quiv'ring vein;
And weary life contends with pain;
They tell, how very soon,
In happy being's noon,
In vernal beauty's roseate pride,
When hope with promise warm,
And pleasure's halcyon charm,
In smiling prospect, show'd the level tide;
A sultry blight, a livid flame,
Devouring madness came

And

And challeng'd for her own the bud of youth,
And teeming gems of piety and truth,
And bade her ruthless demons rove,
With horrid ravage, thro' the gentle mind,
And tear that breast, by heav'n assign'd,
The fair unsullied shrine of innocent love.

But frenzy chief, with fierce control,
Goads, goads the timeful soul;
Lo! by her hand, in shiver'd fragments hurl'd,
The sacred mirror, that exprest
The maker's image, full confest,
In fairest forms of this sublunar world;
The feelings all in outrage borne;
The wond'rous net perplex'd and torn,
Where mem'ry erst, by genius taught,
Immortal visions caught;
A viewless train, the furies spread
Their mantle o'er the poets head;
Hell-painted texture, warping round
A curtain close, a gloom profound;
With horrid strains all holy thrings they chace,
And pour th' expansive veil o'er nature's goodly face.
No more, the mind, with grateful change,
Th' ideal train arrays;
Fancy no more, in ample range,
With young creation plays;
One dread unvaried form is nigh,
And fills, for ever fills the fascinated eye.
O dim eclipse of reason's light!
Disastrous night!
Without all hope of day! — — — — —

Die höchste Gattung der Poesie, an die Hr. Preston sich erhoben hat, ist die Tragödie. Den Be-

Beschluß dieser Sammlung machen drey Trauerspiele. 1) Offa and Ethelbert, or the Saxon Princes; das historische Factum, das dabey zu Grunde liegt, findet man im ersten Bande von Humes Geschichte. Das Stück hat weniger rauschende Handlung, als man in den neuern englischen Trauerspielen gewöhnlich findet, allein dafür auch desto abstechendere und lebhafter gezeichnete Charaktere, natürliche und angemessene Empfindungen, sich gleich bleibende Correktheit, Eleganz und hie und da selbst Kraft und Energie der Diction. 2) Messene freed. Die historische Thatsache findet man in Barthelemys Reisen des jüngern Anacharsis weitläuftig erzählt. — Der Stoff zu dem dritten und letzten Stücke ist aus der Geschichte der Lombarden genommen. Es ist die Ermordung Alboins durch die Verrätherey seiner Gattinn Rosamund, deren Vater Cunimund vorher von Alboins Hand in einer Schlacht gefallen war. Jenes Stück ist ein elegantes Gedicht, nach griechischer Art und Kunst gearbeitet; dieses hat zwar einige gut gezeichnete Charaktere, erweckt aber doch im Ganzen ein unangenehmes Gefühl in dem Gemüth des Lesers, vermuthlich hauptsächlich deswegen, weil die Befriedigung einer so häßlichen Leidenschaft, als die Rachsucht ist, die wesentliche Handlung des Stücks ausmacht. — Wir verbinden mit dieser Anzeige zugleich die eines neuen Stücks von demselben Verfasser.

The Siege of Ismail, or a prospect of War. A Tragedy. 1794. 100 p. 8. Dublin.

Ein

Ein politisches Schauspiel, das mit der gutgemeynten, aber freylich schwer je zu erreichenden Absicht verfertigt wurde, die Schrecknisse des Kriegs so lebhaft zu schildern, daß die Herzen Aller, vorzüglich der Großen der Erde, mit Abscheu und Haß gegen ihn erfüllt würden. Die historische Thatsache, die zum Grunde liegt, ist das empörende Blutbad, das die Russen im Dez. 1790 in der mit Sturm von ihnen eroberten Festung Ismail anrichteten: ein warnendes Beyspiel des Elends und Jammers und der Grausamkeiten, die die Erbitterung über kühnen Widerstand und der Wuth des Eroberungsgeistes über seine unglücklichen Schlachtopfer bringt. Die Moral des Stücks ist so ziemlich in folgenden Versen (S. 92.) concentrirt:

O ye, that sit at home, and cry for war,
Absorbed yourselves in luxury and ease;
O were ye here, to see the dreadful thing,
For which without remorse ye raise the cry!
What piteous havook of the human kind,
What multiplied affliction, direful scenes,
That outrage human nature. O shame, shame,
Ye vaunt your feelings, and of mercy talk,
And yet can pray for this; blush if ye can.
Where are the thousands, that this morning shone,
With all the pride and circumstance of war,
In health, and strength and beauty? — O, how chang'd!
What are they now? some lifeless on the groud,
And scarcre distinguish'd from the trampled clay;
Some mangled hideous things, scarce warm with being,

Are

Are left to range, a warning spectacle
To show mankind the bitter fruits of war — — —

The Maid of Normandy; or the Death of the Queen of France. A Tragedy in four acts etc. by *Edmund John Eyre*, Author of the Dreamer Awake etc. London, 1794. 84 p. 8. Leider wird das Theater immer mehr zur Entflammung des Partheygeistes gemißbraucht, da doch seine wahre und einzige Bestimmung ist, das Publikum zu unterhalten und zu vergnügen. Dieses sogenannte Trauerspiel besteht fast ganz aus den in Verse und Reden gebrachten Zeitungsnachrichten von Marats Ermordung durch die Corday und dem Prozeß und der Hinrichtung der letzten Königinn von Frankreich. Um doch auch eine Liebesintrigue zu bekommen, ist ein erdichteter Charakter eingewebt, der den Contrast mit Marat und Robespierre machen soll. Zur Probe, welch eine unangemessene Sprache, und was für unpassende Gesinnungen Hr. E. seinen Personen leiht, kann folgendes Selbstgespräch dienen, das er der Königinn in den Mund legt:

Dear liberty, thou first, best gift of nature! —
Bless'd with thy sweets, forth from his clay-built cot,
The lowly hind - contentment for his dow'r,
Rises at early morn, and cheerly sings;
Or, as he yokes the oxen to the plough,
Whistles the ditty of some rustic love.
At close of day, his labour well perform'd,

He

He hies his home, and o'er the blazing hearth,
His prattling offspring and his artless mate,
Share in their turns the envy'd smile of joy.
Soon as the night, with sable, wide expanse,
Darkly obscures the cheering light of day,
And in her murky vest appears to mourn
The sun's declined beam, he lays him down
Upon his bed, and weary'd with his toil,
In slumbers, unembitter'd by disease,
Sleeps till the wakeful harbinger of morn
Tunes his shrill trumpet — — — — —

The Plays of *W. Shakspeare*. In fifteen Volumes. With the Corrections and Illustrations of various Commentators. To which are added Notes of *Samuel Johnson* and *George Steevens*. The fourth Edition, revised and augmented. By the Editor of Dodsley's Collection of Old Plays. 1793. 15 Bände, groß 8. jeder ohngefähr 600 S. stark, auf Velin-Papier, mit Kupfern, Pr. 6 Pf. St. 15 Sh. Diese neue Ausgabe einer bekannten vortreflichen Edition des Dichters hat abermahls beträchtliche Verbesserungen und einige Zusätze erhalten. In der Vorrede geben die Herausgeber zuerst die Gründe an, warum sie keines von den gewöhnlichen Portraits des Dichters bey dieser Ausgabe aufgenommen haben. Alle weichen beträchtlich von einander ab, und von keinem ist die Authenticität zu erweisen, oder auch nur wahrscheinlich zu machen. Das bey der Popischen Ausgabe befindliche sey offenbar ein

jugend-

jugendliches Portrait von Jakob I. und dasjenige, das Lavater in seiner Physiognomik aufgenommen, ist nach dem Urtheil eines englischen Kunstrichters the least repugnant to our notions of the poet. Die Sage, die den Dichter zum Vater von Sir William D'Avenant macht, finden die Her. sehr unwahrscheinlich. Auf D. Farmers Autorität ist das Schauspiel Perikles aufgenommen, und blos aus Nachgiebigkeit gegen den Verleger sind die abscheulichen Szenen des Titus Andronikus, an denen Shakspeare gewiß unschuldig ist, beybehalten worden. Die Sonnette und andere kleine Gedichte sind nicht wieder abgedruckt, denn, sagen die Herausgeber: the strongest act of parliament that could be framed, would fail to compel readers into their service; notwithstandig these miscellaneous poems have derived every possible advantage from the literature and jugdment of their only intelligent editor Mr. *Malone*, whose implements of criticism, like the ivory rake and golden spade in Prudentius, are on this occasion disgraced by the objects of their culture. Had Sh. produced no other works, than these, his name would have reached us with as little celebrity as time has conferred on that of *Thomas Watson*, an older and much more elegant sonneteer. Die übrigen Vorzüge dieser neuen Ausgabe sind: ein ausführliches Glossarium, eine beträchtliche Anzahl neuer und eigener Anmerkungen,

gen, Conjecturen, die Aufnahme von D. Farmers Essay on the learning of Shakspeare, von Mrs. Douces lehrreichen Anmerkungen ꝛc. Ausführlich und gründlich wird die zweyte Folio-Ausgabe der Werke Shakspear's gegen das von Mrs. Malone ausgesprochne Verdammungsurtheil vertheidigt.

The Pursuits of Literature or what you will: a satirical Poem in Dialogue. P. 1, 1794. 4° p. 4. Dieser kühne Satyriker, sicher kein Neuling in der Gelehrsamkeit, noch ein Anfänger in der Kunst zu schreiben, durchwandert das ganze weite Gebiete der Politik, Theologie und schönen Litteratur, und findet oder schafft sich allenthalben Stoff zu bitterm Tadel oder zu lustigem Spott. Die schärfsten Pfeile seines Witzes sind gegen die politischen und theologischen Reformatoren gerichtet. In Prosa sowohl, als in Versen (denn er hat sein Gedicht mit zahlreichen Anmerkungen begleitet, die den größten und unterhaltendsten Theil des Ganzen ausmachen) geißelt er sie ohne Schonung. So viel Achtung die Talente des Verfs. verdienen, so viel Tadel verdienen die hämischen Ausfälle und die Verketzerung mehrerer verdienten und gewiß rechtschaffenen Männer, gesetzt auch daß sie in ihren politischen und theologischen Meynungen noch so sehr irren sollten: wie z. B. der D. Priestley. Durch die Art, wie der Verf. von dem berühmten D. Wolcot spricht, kann er eher sich selbst, als diesen großen Humoristen lächerlich machen. Er

nennt

nennt ihn an *obscure* person styling himself Peter Pindar. Die Dichter Hayley und Darwin sind durch den entschiedenen Beyfall des englischen Publikums hinlänglich gegen die nicht sehr urbanen Urtheile des ungenannten Verfs. geschützt. Nützlicher und gerechter ist die Satyre des Verfs. wo sie allgemeine Nationalthorheiten züchtigt. Auf eine ungemein witzige Art macht sich der Dichter über die Sucht lustig, ohne Unterschied Bücher aller Art auf geglättet Velinpapier zu drucken und mit Kupfern und Vignetten zu behängen. Auch wir Deutschen sind seit einigen Jahren von dieser Influenza angesteckt werden, doch ist — dem Himmel sey Dank, das Uebel und die Thorheit noch lange nicht so hoch gestiegen, als in England. Der Verf. führt mehrere lächerliche Beyspiele dieses literarischen Wahnsinns an. All books of all kinds are now advertised to be printed on a *wire-wove paper* and *hot-pressed*, with *cuts*, down to the *Philosophical Transactions* (the uniformity of which work is destroyed by this folly, unworthy of such a society) and Major *Rennell's* learned Memoir of Hindostan; as if the intention were, that they should be looked at and not be read. As to the fury of prints and cuts, even *Blackstones* Commentaries are now published in numbers, by a sixpenny professor of law, adorned with *pretty cuts*. (Nein! in Deutschland hat man doch noch keinen Commentar über die Pandekten

mit saubern Kupfern angekündigt — wiewohl, wer weiß, was geschieht?) — Coke upon Lyttleton, with Hargrave's notes, is advertising to be published on a *wire-wove paper* and *hot-pressed.* This folly, by such a proceeding, must surely sign its own death warrant — — — —

Ethic Epistles to the Earl of Carnarvon, on the mind and its operations, as bearing generally on the events of the world, particulary on those of France. With an apology to the Public. Written in the year 1793. 224 p. kl. 8. 1794. Der Verf. will dieses sein Buch selbst nicht als Poesie betrachtet haben: denn er behauptet, troß der gegenseitigen Meynung so vieler großer Dichter und Kunstrichter, und der allgemeinen Stimme aller kultivirten Völker, die ihre Hesiode, ihre Virgile, Pope, Voltaire, Delille, Haller, Dusche x. für Dichter erkannten „es gebe gar keine didaktische Poesie." Er setzt hinzu:

A genius cannot condescend to teach;
To elevate, enrapture and surprize,
Raise us from earth, and waft us to the skies,
These are his province; aught than these that's worse
Can ne'er be poetry, howe'er 'tis verse.

(Etwas Wahres liegt in der Behauptung des Verfassers; allein so unbestimmt und allgemein ausgedrückt ist sie gewiß falsch). — Der Gegenstand, den sich der Verf. gewählt hat, nicht zu besingen — sondern in Versen zu besprechen ist

ist interessant und reichhaltig; es ist nichts geringers, als ein Abriß der Natur des menschlichen Geistes, und der Entwickelung seiner Kräfte nach folgenden Gesichtspunkten — Nachahmung — Subordination — Einfluß (influence) — Unabhängigkeit — Erziehung — Grundsätze — Kenntnisse — Vervollkommnung (perfection). Jede von diesen Materien ist in einer besondern Epistel behandelt. Der Verf. macht sehr viel richtige und treffende Bemerkungen: schade nur, daß er den regelmäßigen Gang seiner metaphysischen oder moralischen Ideen selten lange verfolgt, sondern bey jeder gegebenen oder genommenen Gelegenheit eine Abschweifung macht, und seinem Unmuth gegen die neuen politischen Lehren und das Verfahren einer benachbarten Nation Luft macht; so daß diese Episteln im Ganzen mehr für politische Rhapsodien, als eine Reihe moralischer Untersuchungen über die Kräfte und die Natur des Menschen gelten können. Folgende Stelle über Unabhängigkeit ist im Stande, die Denkungs- und zugleich Schreibart des Verfs. in das klarste Licht zu setzen:

Where, independence, where doſt thou reſide,
Far from the haunts of prejudice and pride?
In what lone manſion, what obſcure retreat,
Lov'ſt thou to fix thy ſolitary ſeat?
In vain we ſeek thee on thy fleeting wings
Through crowds of people, or in courts of kings;
Though haſt no court thy ſelf, frequenteſt none,
Nor ſlave, nor tyrant, firmly ſtandſt alone:

 Or,

Or, when thou moveſt, doſt alone proceed,
Scorning alike to follow, as to lead;
Purſu'ſt thy conſtan: courſe with ſteady pace,
Above the pride or prizes of the race:
Nature's and Newton's firſt great law is thine,
»Firm reſt, or motion in the ſame ſtrait line.«
Vuinfluenc'd, unInfluencing ſtill,
Chooſing thine own, but leaving all their will;
For ſtate too honeſt, too ſincere for fame,
To popularity known but by name —
Where art thou hid impervious to our eye?
Native of earth, or only of the ſky?
Whence Pegaſus to mortals here deſcends,
Thy winged meſſenger to work thy ends;
That like thee ſpurns the ſordid earth beneath,
For air too pure for mortals mere to breathe.
Free as thou art, thou canſt not ſure be found
Mixing with men as grov' ling as their ground;
With ſpecious, proud, ambitious, ſordid ſlaves,
And all the other various names for knaves.
Muſt we, here having ſought it in deſpair,
Thy caſtle own — a caſtle in the air?

Der Verfaſſer iſt ein erklärter Feind des Republikanismus, doch gehört er darum nicht unter die Gönner und Lobredner des Despotismus. Dieß beweißt folgende Stelle: zugleich aber auch des Verfs. ſo wie überhaupt ſeiner meiſten Landesleute faſt unglaubliche Unwiſſenheit der auswärtigen politiſchen Verhältniſſe, und der wahren Charaktere und Abſichten der vornehmſten handelnden Perſonen auf dem gegenwärtigen Schauplatz der Begebenheiten:

Ambition is but the worst sort of pride,
Caesars and Alexanders stand aside,
Ye fought not heroes,, let the muse speak true,
To serve the world, but make the world serve you.
Thou Francis, Fred'ric, Catherine and all
Who rise on Turkey's, or on Foland's fall;
Who restless, uncontented with your own,
Divide between you Stanislaus' crown;
Know that from merit far, far e'en from fame
Increase of empire is increase of shame;
While Stanislaus more truly great is found,
Exil'd at Grodno, than at Warsaw crownd.
Hear me, ye ministers of justice, hear!
(Of such an honnest truth where is the fear?)
If potentates, but heav'n avert the chance!
Your same ambitious views extent to France;
If your dissembled project should be less
To aid the virtuous, than the free oppress;
If in pretence of liberty, of laws,
The pris'ner's rescue and the exile's cause,
The secret end of all your treach'rous toil
Partic'lar plunder be and selfish spoil;
If princes, all, or either of you dare
Form the base project Britain scorns to share;
To thee J say, and all the good agree,
Thou art a tyrant, but may France be free!
Though social call'd, if selfish thy design,
The fate thou meditat'st to France be thine! — —

The poetical Farrago: beeing a miscellaneous assemblage of Epigrams and other jeux d'Esprit, selected from the most approved writers, 1794. 2 voll. 12. zusammen 348 p. Zwey Bände Witzspiele, unmter-

brochen durchlesen, wäre eben so viel, als wenn jemand seine Mahlzeit von lauter Zuckerbrod machen wollte. Sie mögen in ihrer Art noch so gut, ihre Form mag noch so mannichfaltig seyn, dem Gaumen werden sie immer eher widerstehen, als den Hunger stillen. Eine ähnliche Empfindung hatten wir nach der Durchblätterung dieser beyden Bände, die übrigens gewiß zu den besten Sammlungen in dieser Gattung gehören. Alte und neue, berühmte und fast vergeßene englische Dichter haben, einige mehr, andere weniger hergegeben: man findet kleine Gedichte von Waller, Pope, Swift, Prior, Addison, Lyttleton, Thomson, Shenstone, Young, West, Landsdowne, Rochester, Garth, Halifax, Walsh, Dorset, Thikell, Graves, Cunningham, Garrick, Chesterfield, Johnson, Cotton, Hayley, Burns, Seward u. a. m. Auch einige noch ungedruckte Stücke sind hin und wieder eingestreut. Die Auswahl ist mit Geschmack gemacht. Wir heben hier nur zwey Stücke aus, für deren Mittheilung wir uns aber von den Lesern zuversichtlich Dank versprechen:

A Gypsey Ballad. By Peter Pindar.

A wandering gypsey, Sirs, am I,
From Norwood, where we oft complain,
With many a tear, and many a sigh,
Of blustring winds, and rustring rain.

No rooms so fine, nor gay attire,
Amid our humble sheds appear,

Nor

Nor beds of down, nor blazing fire,
At night our shivring limbs to cheer?

Alas! no friends come near our cot,
The redbreasts only find the way,
Who give their all, a simple note —
A peep of morn, and parting day.

But fortunes here J come to tell;
Then yield me, gentle Sir, your hand; —
Amid those lines what thousands dwell!
And bless me, what a heap of land!

This, sureley, Sir must pleasing be,
To hold such wealth in every line!
Try, pray now try, if you can see
A little treasure lodg'd in mine? —

Lines on the burning of Lord Mansfields Library, together with his MSS. by the mob in the month of June 1780. By *W. Cowper* Esq.

So then the vandals of our isle,
Sworn foes to sense and law,
Have burn to dust a nobler pile,
Than ever roman saw.

And Murray sighs o'er Pope and Swift,
And many a treasure more,
The well-jug'd purchase and the gift,
That grac'd his letter'd store.

Their pages mangled, burnt and torn,
The loss was *his alone*,
But ages yet to come shall mourn
The burning of *his own*.

The Ruins of a Temple, a Poem. By the Rever. *Joseph Jefferson*. To wich is prefixed an account of the antiquity and history of Holy-Ghest Chapel, Basingstoke, Hants, with an Appendix, containing historical and explanatory Notes. 1793. 16. p. Nach der Beschreibung, die der Verf. in der Vorrede giebt, ist das Sujet dieses Gedichts so vorzüglich glücklich für die elegische Poesie, und so geschickt, in einer dichterischen Einbildungskraft Bilde: feyerlicher Größe und zärtliche, melancholische Gefühle zu erwecken, daß man sich etwas getäuscht findet, wenn man bey der Lektüre dieses Gedichts sieht, daß es fast ganz aus einer einfachen versifizirten Erzählung der Sagen, Legenden und historischen Thatsachen, die sich über die heilige Geistskapelle in Basingstocke erhalten haben, und zugleich einige allgemeine Betrachtungen über die Unsicherheit aller menschlichen Dinge, die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, und die Nothwendigkeit, sich auf den Tod vorzubereiten, enthält.

Retirement, a Poem: by *Romaine Joseph Thorn*. Author of Clito and Delia etc. 1793. 16. p. 8. Ein so oft, und fast von allen Dichtern ohne Ausnahme berührter Gegenstand, läßt kaum weder in Rücksicht auf Ideen, noch auf Einkleidung und Sprache das geringste Neue erwarten. Kann indeß Wärme und Leben den Mangel an Neuheit ersetzen, so wird man dieses Gedicht mit Vergnügen lesen. Denn vielleicht war Horaz, als er sein O rus quando ego te aspi-

aspiciam? anstimmte, nicht so voll schwärmerischer Begeisterung für sein geliebtes Land, als dieser Dichter, in dem Augenblick, wo er von nachstehenden Zeilen entbunden ward:

Hail to my ravish'd eyes, ye verdant meads:
Ye moss-clad grottos, and embowring woods!
Ye lofty elms; ye spreading oaks, all hail!
Whose hardy trunks have, years on years, remain'd,
Against the potent fury of the storm
(Like Britain's cliffs) secure. — Oh, who would dwell,
Within the limits of the noisy town,
Absorb'd in smoke, and sick with loathsome smells,
Whilst rural life can boast retreats like yours?
Fain would I die beneath your spacious boughs,
Or reach the gloom of yonder jes'mine bow'r
(Impervious to the blaze of scorching sol)
And there, whilst sportive zephyrs, gently, play,
Amongst the fragrant, undulating leaves,
Enjoy the great; the most instructive page
Of thee, my Pope — my Addison, my Young!
Of thee, my lov'd, harmonious, Thomson too!
For all is hush'd in sacred silence round,
Save the faint echo of yon distant bell,
That slowly vibrates o'er the tranquil lawn . . .

Liverpool Odes, or affectionate Epistles for the year 1793. By Junius Churchill Esq. Part first 1793. Leicester. 36. p. 4. Eine ziemlich nüchterne Nachahmung von Peter Pindar, wenn man anders Verse Nachahmungen nen-

nennen kann, die von dem Vorbild nichts als das Sylbenmaas und einige abgestohlne Phrasen haben. Die Satyre ist zu schwach um zu beleidigen, und die Poesie zu schaal, um zu gefallen: so daß wir fürchten, der arme Poet, der nach seinem eignen Geständniß: den Mund nach einer Brodrinde aufsperrte, wird noch lange hungern müßen, wenn er keinen andern Freund findet, als seine Muse.

The world in a Village; a Comedy in 5 acts, as performed with universal applause at the Theatre Royal Coventgarden. Written by *John O'Keefe* etc. 1793. 73. p. 8. Dieses Stück ist keines der schlechtesten des so ungemein fruchtbaren, und fast alle möglichen dramatischen Gattungen zugleich bearbeitenden Verf. Freylich hat es, so wie seine meisten übrigen Stücke, einen Ueberfluß an Possen, und so unterhaltend z. B. der Charakter eines Dr. Grigsby bey der Vorstellung für ein gemischtes Publikum seyn mag, so wenig kann der Kunstrichter ihn je für etwas anders erkennen, als für eine possenhafte, ausschweifende Schilderung eines unwißenden und unverschämten Quacksalbers. Doch sind einige andre Charaktere in dem Stücke, die dem eigentlichen Zwecke des Lustspiels, der natürlichen Schilderung herrschender Sitten, näher kommen. Die thörigte und widersinnige Achtung, die oft dem bloßen Reichthum erwiesen wird, hat der Dichter in der Rolle der Mrs. Albutt mit viel Witz und Wahrheit lächerlich gemacht: die von Jellyboy

ist ein glückliches und kräftiges Gemälde ländlicher Redlichkeit und Edelmuth.

Poems by Mrs. *Maria Robinson.* Volume the II. 1793. 226. p. 8. Einige von den Gedichten dieses zweyten Bandes waren schon im Druck erschienen: die Monody zum Andenken Sir J. Reynolds einzeln, die drey Gedichte Sight, the Cavern of Woe and Solitude zusammen; the Pilgrims farewell, the Nuns Complaint in dem Roman Vancenza u. s. w. Der größere Theil ist jedoch neu, und kömmt den Gedichten des ersten Bandes oft in Reichthum an Bildern und stets an Zartheit der Empfindung und Harmonie der Versification bey. Verschiedene Stücke athmen einen Geist der Schwermuth, und zeigen die Gegenstände unter dem schwarzen Flohr des Mismuths. Den meisten Anspruch auf Lob haben unter den neuen Gedichten eine elegische Ode an Louisens Harfe; eine phantasiereiche Anrufung an Oberon; Ode an die Nacht; Anselmo, der Alpeneinsiedler, Erzählung; Bosworthfield; Abendbetrachtungen an Fox. Alle diese aber sind zu lang, als daß sie hier einen Platz finden könnten. Wir heben daher nur folgende durch ihre einfache Eleganz sich auszeichnende Strophen aus:

The Moralist.

Hark! the hollow moaning wind
Sweeps along the midnight air,
Sullen as the guilty mind;
Hidden source of dark despair.

See

See the death-wing'd lightning fly;
Desolation marks its way!
Fatal as the vengeful eye,
Fixing on its destin'd prey.

Dreadful thunders, threat'ning roll
Viewless 'midst the turbid clouds!
So the fierce relentless soul
Hate's empoison'd arrow shrouds.

See, the billowy oceans breast,
Sway'd by ev'ry wav'ring wind,
Rises, foams and sinks to rest,
Fickle as the human mind!

Sweetly blooms the rose of May,
Glitt'ring with the tears of morn:
So insidious smiles betray,
While they hide the treach'ouns thorn.

Mark, gay summers glowing prime,
Shadow'd by the twilight gloom:
So the ruthless wing of time
Bends the fairest to the tomb.

Moralist, where'er you move,
O'er vast Nature's varying plan,
Ev'ry changing scene shall prove,
A sad epitome of man!

Pathetic Odes. The Duke of Richmond's Dog Thunder, and the Widow's Pigs-a Tale. The poor Soldier of Tilbury Fort. Ode to certain foreign soldiers. Ode to Eastern Tyrants. The Frogs and Jupi-

Jupiter, a Fable. The Diamond Pin and Candle, a Fable. The Sun and the Peacock, a Fable. By *Peter Pindar* Esq. 1794. 52. p. 4. Wenn man gleich in diesen Stücken bisweilen auf Wiederhohlungen, auf Ideen, Bilder und Ausdrücke stößt, von denen der fruchtbare Dichter schon in frühern Gedichten Gebrauch gemacht hat, so enthalten sie doch eine ungleich größere Anzahl ganz neuer und origineller Züge, die beweisen, daß die Phantasie und Schöpferkraft Peter Pindars noch nicht erschöpft ist. Bey jedem andern Dichter würde der Titel Pathetic odes für einen ernsthaften Wink an den Leser gelten, sich auf eine rührende Darstellung gefaßt zu machen, für ein: If you have tears prepare to shed them now: allein Peters Muse hat in ihrer ganzen Natur zu viel Lustigkeit, als daß sie selbst an Thränen sich ergötzen, oder den Ehrgeitz haben sollte, sie andern abzulocken. Nimmt sie auch bisweilen die Maske der Traurigkeit vor, so hält sie diesen Zwang doch nicht lange aus. Bald fliegt sie wieder hinweg, und wir sehen wieder ihre lustigen und hämischen Züge. Der Hauptgegenstand der Satyre des Dichters ist dießmahl der H. v. Richmond, von dessen ganz eigener Art von Mitleid und Menschenliebe einige auffallende Beyspiele angeführt werden. Sollte der englische hohe Adel, der bisher wegen seiner Popularität und Gerechtigkeitsliebe mit Recht so verehrt ward, sich nach und nach auf diesen alt-französischen Ton stimmen, so dürfte er sich vielleicht bald ein ähnliches

liches Schicksal bereiten. Ein Lieblingshund des Herzogs erwürgte einer armen Wittwe alle Ferkel, die sie von ihrem einzigen Mutterschweine bekommen hatte, und verlangte deshalb Schadenersatz. Statt dessen erhielt sie die spöttische und wirklich abscheuliche Antwort:

Don't cry and make so much foul weather —
Go home, dame, and when Thunder eats the *sow*,
I'll pay for all the *family* together.

Von diesem edlen Manne geht der Dichter zu Prinzen und Königen über. Er tadelt den Convent, daß sie den Sohn Ludwigs XVI. bey einem Schuster in die Lehre gethan:

Folly, to make a cobler of a king!
'Tis such a piece of madness to my mind!
What could convention hope from such a thing?
The race is fit for nothing — of the kind.

In einer Nachschrift zu dieser Ode segnet der Dichter den jetzigen Krieg, verwünscht alle Plane zu Reformen, und giebt den Rath mehr und starke neue Taxen aufzulegen. Sein Grund hierzu ist ganz aus der tiefsten Tiefe der Politik gezogen. Die Unverschämtheit der Nationen, sagt er, nimmt immer in einem ganz unerträglichen Verhältniß mit dem Wachsthum ihres Wohlstandes zu, allein

A kingdom and a poet and a cat
Should never, never never be too fat!

Gym-

Gymnastica Democratica, or Liberty Games: as intented to have been solemnized last winter in London by a troop of Gymnosophists, from the Jacobine School in Paris etc. By *Callen Malleus.* 1793. 52 p. 4. Es herrscht eine ungemeine Feinheit und Delikatesse des Witzes und der Laune in diesem satyrischen Gedichte. Der arme John Bull erhält hier authentische Nachricht von einer französischen Werbeparthey für das Recht des Menschen — auf dem Kopfe zu gehen. In einer Schweineassociation werden die Rechte der jungen Ferkel sehr sinnreich vertheidigt, wogegen sich aber die Aristokratie der Eichhörnchen erhebt, woraus am Ende eine Saurevolution (porcine revolution) entsteht. Die — Sed, ohe —

The count of Villeroy, or the fate of patriotisme: a Tragedy. 1794. 96 p. 8. Der Vf. dieses Trauerspiels gehört zu den Personen, die alle Ausschweifungen und Abscheulichkeiten, die aus höchst verschiedenen Quellen entspringen, deshalb weil sie den jetzigen großen Kampf der französischen Nation für das, was ihr Freyheit dünkt, zum Vorwand haben, dem Geiste der Freyheit selbst, ja die alle Privatlaster und Verbrechen, ihm, als der einzigen und allgemeinen Ursache, zuschreiben. Alle empörende Verbrechen, die jetzt in Frankreich verübt werden, entstehen, dem V. zu folge, aus ihrer jetzigen Regierungsform. So wählte er zur Grundlage seines Stücks das angebliche Factum eines Sohns, der seinen Vater angab, und ver-

verband sie mit Anspielung auf andere schreckliche Umstände, die sich neulich in Frankreich ereignet, oder doch ereignet haben sollen. Die Fabel ist kürzlich diese: der Sohn des Grafen de Villeroi, angereizt von der Wittwe eines reichen Kaufmannes, die sich heimlich an dem Grafen zu rächen sucht, weil er seine Einwilligung zur Verbindung seines Sohnes mit ihr versagt, denuncirt bey dem Convent seinen Vater als einen Feind der Republik, der nun als Opfer der widernatürlichen Bosheit seines Sohnes fällt. Das Stück ist in der Ausführung sehr mittelmäßig: es erregt nicht die Gefühle, die das Trauerspiel erwecken soll, sondern einen kalten Ekel, Entsetzen und Abscheu. Nur an einigen wenigen Stellen, z. B. in dem Monolog des Sohnes vor der Hinrichtung des Vaters, wo er sein entsetzliches Vergehen bereut, herrscht einige Stärke der Leidenschaft. Wir sind so sehr von der Schädlichkeit und Unschicklichkeit der Einmischung politischer Händel des Augenblicks in die öffentlichen Belustigungen überzeugt, daß wir ohnmöglich mit den Klagen des Verfs., daß sein Stück auf keinem londner Theater angenommen worden, sympathisiren können.

A Schizzo on the Genius of Man, in which among various subjects the merit of Mr. Thomas Barker, the celebrated young Painter of Bath is particularly considered and his pictures reviewed. By the Author of an Excursion from Paris to Fontainebleau (Dr. *Edward Harington*) Bath. 1793.

390 p. 8. Im Fall daß der Titel dieses Buchs den Lesern nicht behagen sollte, so läßt ihnen der Verf. in der Vorrede noch zwischen zwey andern die Wahl: Olla podrida oder Pasticcio. Am besten wäre es, wenn Hr. H. ein regelmäßiges, zusammenhängendes Buch geschrieben hätte, das solcher gesuchten metaphorischen Titel nicht zum Schutz bedürfte. Der Anfang desselben beschäftigt sich zwar mit dem ersterwähnten Gegenstand des Titels: der Verf. deklamirt ziemlich wortreich über die vorzüglichen Talente und Geistesgaben, mit denen die Natur einige Menschen vor der grossen Menge ausgezeichnet hat, allein bald überhebt er sich und die Leser der beschwerlichen metaphysischen Untersuchungen, und geht von der Betrachtung des Genies im Allgemeinen zu einer besondern Erläuterung der Kraft desselben in der Mahlerey über. Daher nimmt er ferner Veranlassung, eine lange Lobrede auf einen jungen Künstler in Bath einzurücken, und dieses scheint die Haupt- wo nicht die einzige Veranlassung zu dem ganzen Werke gegeben zu haben. Die Arbeiten dieses jungen Mannes, Namens Thomas Barker, erschienen zuerst im Jahr 1790 in einer öffentlichen Ausstellung, und er hatte die ganze Sammlung von seinem 16ten bis zum 21sten Jahre gemahlt. Der Verfasser verbreitet sich mit großer Ausführlichkeit über das Verdienst dieses Künstlers, allein mehr in dem Ton eines enthusiastischen Liebhabers, als eines unbefangenen, sachverständigen Richters. Er giebt umständlich Nachricht

von dem Herkommen und dem Jugendleben dieses in der That außerordentlichen jungen Mannes, und beschreibt die vornehmsten Produkte seines Pinsels in dem höchsten Styl des Panegyrs. Er schließt sein rhapsodisches Werk mit einem Encomium auf die Mahlerey, und einer Vergleichung ihres Werths mit dem Werthe der Poesie und Musik.

Paradise Lost. A Poem in twelve Books. The Author *John Milton*. Printed from the first and second Editions collated: the original System of Orthography restored; the punctuation corrected and extended. With various Readings and notes chiefly rhythmical. By *Capel Lofft*. 1792. 112 p. 4. Beym ersten Blick sollte man nicht glauben, daß es Schwierigkeit haben könne, eine vollkommen correcte Ausgabe des verlohrnen Paradieses, eines so neuen und so berühmten Gedichts, zu geben. Diese Verwunderung wird jedoch bald verschwinden, wenn man sich erinnert, daß der Umstand mit der Blindheit des Dichters den ersten Ausgaben des unsterblichen Werks in manchen Betracht sehr nachtheilig werden mußte, und daß in der Folge der Text nicht allein durch die Nachlässigkeit der Herausgeber, sondern auch durch die rasche Voreil der Kritiker auf mannichfaltige Weise gelitten hat. Auf die Rechtschreibung scheint Milton, seiner Blindheit ohnerachtet, große Sorgfalt gewendet zu haben, und vielleicht verdanken die beyden ersten Ausgaben ihre Richtigkeit

in

n diesem Stücke dem Fleiß und der Genauigkeit
einer Töchter: in Rücksicht aber auf die Inter-
unction, eine ungleich wichtigere Sache, als die
Rechtschreibung, kamen Miltons Werke in einem
öchst mangelhaften Zustande in die Welt. Nichts
am wohl je der Verwegenheit gleich, womit der
ühne Emendator, der gelehrte Bentley, sein
roßes Talent zur Conjecturalkritik an der ersten
nd zweyten Ausgabe, unter dem Vorwand aus-
ieß, das Gedicht sey darin durch den Betrug der
Copisten, die Treulosigkeit eines unverständigen
Herausgebers, und die handwerksmäßige Nach-
äßigkeit der Drucker und Verleger, durch Cor-
uptionen aller Art entstellt worden. Die Aen-
erungen, die er auf Rechnung der Abschreiber
nd Herausgeber setzt, schildert er als so unge-
eure und grobe Fehler, daß man in keinem an-
ern gedruckten Buche etwas dem ähnliches findet,
nd gießt über die häufigen Einschiebsel, die er
arin zu entdecken glaubt, reichlich seine Galle
us. Allein alle diese Beschuldigungen des kecken
Kritikers beruhen auf bloßen, überdieß nicht sehr
wahrscheinlichen Vermuthungen, und sind durch-
us nicht durch Gründe irgend einer Art unter-
tützt. Bey dieser Ungewißheit, die noch immer
ber den ächten Text des verlohrnen Paradieses
errschte, faßte Hr. L. den Vorsatz, ihn, so viel
möglich, in seiner ursprünglichen Reinheit herzu-
tellen, und die Probe der Ausführung, die er
nter dem Publikum vorlegt, erregt die günstigsten
Erwartungen, und zeigt, daß er allen nöthigen

 Be-

Beruf, alle Talente und Kenntnisse, die zu einer Arbeit der Art erfordert werden, in reicher Maase besitzt. Bey dem gänzlichen Mangel an ächten und zuverlässigen Handschriften geht er zu den beyden ersten authentischen, bey Miltons Lebzeiten erschienenen Ausgaben zurück, und legt sie bey der gegenwärtigen zum Grunde. Um sie desto nachdrücklicher gegen Bentleys Vorwürfe zu vertheidigen, giebt er eine genaue, ins kleinste Detail gehende Beschreibung von ihnen, nebst allen sie betreffenden besondern Umständen. Sein Resultat ist, daß: by these two editions, with hardly ever a plausible excuse for resorting to conjectural criticism, we may be certain that we have the very work of the author unchanged and perfect in the minutest particulars. Die Besonderheiten der Orthographie in diesen beyden Ausgaben hält der Verf. für Versuche von Milton „either to mark the usual pronunciation with more certainty or consistency than the common mode, or to suggest such an utterance as he thought preferable to the ear. — In dieser Rechtschreibung folgt Hr. L. jenen beyden Ausgaben vollkommen, in der Interpunction aber weicht er beträchtlich von allen frühern Editionen ab, und zufolge des Grundsatzes, daß Interpunction eine Richtschnur für die Aussprache seyn möge, hat er verschiedene neue Zeichen und Punkte eingeführt. Hr. L. hat hierauf offenbar viel, vielleicht zu viel Fleiß verwendet: denn wir können uns nicht über-

zeu-

zeugen, daß der Unterricht im mündlichen Vortrag durch die technische Methode von Zeichen und Charakteren viel gewonnen habe, oder noch gewinnen werde. — Außer dem bisher erwähnten enthält der Vorbericht einige gelegentliche Bemerkungen über das Gedicht, über Miltons Leben: eine Nachricht von allen Ausgaben des verlohrnen Paradieses, und andere die neue Ausgabe desselben (wovon die hier angezeigte Schrift nur eine Probe liefert) betreffende Umstände. Was die äußere Einrichtung des Drucks betrifft, so befolgt sie genau die erste Ausgabe von 1667 in klein Quart. Die Blätter sind nicht paginirt, aber die Verse numerirt. Die Noten geben die Lesarten der beyden ersten Ausgaben an, oder enthalten Erläuterungen, den Rhythmus, die Rechtschreibung rc. betreffend. Hr. L. verspricht zugleich einen vollständigen Index, eine erläuternde Tabelle über Miltons Gebrauch und Anwendung der Bibel, Auszüge aus Johnsons Kritik, merkwürdige Urtheile berühmter Schriftsteller von Milton rc.

The Reveries of Solitude: consisting of Essays in Prose, a new Translation of the Muscipula and original Pieces in Verse. By the Editor of Columella, Eugenius etc. Bath. 1793. 207 p. 8. Der herrschende Ton dieser Aufsätze, selbst derer, die politische Gegenstände betreffen, ist scherzhaft und launig: eine in unsern Tagen seltene Erscheinung, wo die meisten Schriftsteller, und darunter viele der vernünftigsten und gesetztesten Männer, gewisse Worte und Gegenstände

selbst im Vorbeygehn nicht erwähnen können, ohne hitzig zu werden, sich zu ereisern, zu poltern, ja wohl gar ein bischen zu schimpfen: vorzüglich gefielen uns Aurora or the apparition, eine muntere und anziehende Vorlesung über das Frühaufstehen: The grand procession — Metromania or a rage for rhyming. Die versificirten Stücke, größtentheils von geringen Umfang, sind entweder leichte Ergießungen von Laune und Phantasie, Galanterien für Lebende, oder elegische Panegyre für Verstorbene. Holdsworth berühmtes burleskes Gedicht Muscipula war schon einma von Dr. Hwadly, aber mit geringem Erfolg, in reimlose englische Verse übersetzt worden. Der Geist des Originals hat sich ohne Vergleich in dieser neuen Uebersetzung erhalten, und wenn es dasselbe nicht ganz erreicht, so liegt der ganz natürliche Grund darin, daß ein großer Theil seiner Laune auf dem komischen Gebrauch der Ausdrücke alter Klaßiker beruht; eine Art von Witz, den keine Uebersetzung, oder doch nur sehr unvollkommen erreichen kann. Zur Probe der angenehmen launigen Manier des ungenannten Verfs. kann folgende Erzählung dienen:

Choose for yourself.

Whate' er philosophers may chatter,
Who know but litte of the matter;
The greatest comforts of our life,
Are a good horse and — a good wife:
One for domestic consolation,
And one for health and recreation.

Be

Be cautious then but not too nice;
Nor listen to each fools advice;
Nor guided by the public voice,
But your own reason, make jour choice.

My horse was old and broken-winded,
Yet this myself et hardly minded,
But by my neighbours J was told,
That when a horse grows stiff and old,
If urg'd to speed-'t is ten to one
He trips and throws his rider down.

J listen'd then to their advice,
And bought a cold — at no small price:
A stately steed, that on the road
Would proudly prance beneath his load,
But this Bucephalus, again,
Put my young family in pain:
Who cordially express'd their fears,
That J, a man advanced in years,
Regardless of my own dear neck,
Should undertake a colt to break.
You are to wise, dear Sir, J know
To hazard thus your life for show;
Risk then no subject for remorse,
But part with this unruly horse!

J next a pony would have bought,
An useful scrub: but here 'twas thougt
(Such is my son's and daughter's pride)
It was too mean for me to ride:
Dear Sir, said they, it is not fit
For you to mount this paltry tit:
It were as well almost, alas!
To ride, like Balaam on an ass.

Again to various systems yielding,
J bought a strong, stout, slumping gelding:
Assured he'd never trip nor start;
Would carry me — or draw a cart.
But vain were all my irksome labours,
This clumsy beast quite shock'd my neighbours;
Who still would have me, as before,
At buying-try my hand once more.

One offer'd me a pretty mare,
Just bought; said he, at Bristol fair;
And then my Landlord at the Bell
Had a young galloway to sell:
He'd travel fifty miles a day —
»But try him, Sir, before you pay —«
He would not willingly have sold him,
But somebody, he said, had told him,
How much, forsooth, J was distress'd!
And earnestly the matter press'd:
So, willing to do me a favour,
He wish'd, he said, that J might have her.
»Well, landlord, you' re an honnest man,
I'll please my neighbours if J can:
I'm not a judge, you know myself,
I'll trust to you — here take the pelf —«
The purchase made, J now grew wise —
Man John, said J, how are his eyes?
Oh, Sir, not blind, you need not fear it,
J mean not yet, though very near it.
Thus then on every side put to 't,
J vow'd at last, J'd walk on foot:
For't is in vain alas! J find,
To think of pleasing all mankind.

'Tis

'Tis thus in chusing of a horse;
In chuting of a wife 'tis worse.
Handsome, or homely; young or old;
Chaste, or unchaste; a wit; a scold;
Howe'er she proves, how vain your labour
To please each prying busy neighbour!
Then please yourself; or else for life
Give up that useful thing — a wife.

Poems by Mr. *Jerningham*. Vol. III. 1794. 111 p. 8. Dieser Band enthält alle Gedichte des Verfs. die seit der Erscheinung der beyden ersten Bände einzeln herausgekommen waren. Die wichtigsten davon sind auch schon in dieser Bibliothek angezeigt und beurtheilt worden: z. B. The Poem on Enthusiasm — Lines on Sir J. Reynolds — The Shakspeare Gallery — Abelard to Eloisa. Außer diesen enthält gegenwärtiger Band noch sechs kleinere Stücke: The African Boy — An Apologue — The Rookery — Tintern Abbey — Lines on the Monument of Sir John Elliot M. D. — und Lines written in the Album at Cossey Hall, Norfolk. Ohnerachtet der Fehler, die wir an Hr. Js. Poesie gerügt haben, so gestehen wir doch gern, daß er sowohl in Rücksicht auf Stärke und Lebhaftigkeit der Phantasie, als auf Diction und Harmonie der Versifikation einen ausgezeichneten Platz unter den jetztlebenden englischen Dichtern verdiene. Nachstehende elegante Fabel werden unsere Leser wahrscheinlich mit Vergnügen lesen:

An Apologue.

Woo'd by the ſummer gale, an Olive ſtood
Beſide the margin of a ſilver flood,
Beneath its playful gently-wavring ſhade
A Syrian Roſe her eaſtern bloom diſplay'd!
The flow'r complain'd, that ſtretching o'er her head
The darkning Olive a broad umbrage ſpread,
Or if admitted to a partial view,
Her bluſhing leaves imbib'd a yellow hue.

Not unattentive to the mournful ſtrain
The Maſter heard his Syrian Roſe complain:
The ready axe ſoon urg'd the fatal wound,
And bow'd the ſtately Olive to the ground!
The Roſe exulting now with full diſplay
Gave all her beauty to the gariſh day;
But ſoon her triumph ceas'd, the mid-day beam
Pour'd on her tender frame a ſcorching ſtream:
The Roſe now ſick'ning, drooping, languid, pale,
Call'd the ſoft ſhow'r, and call'd the cooling gale;
Nor ſoftn'ing ſhow'r, nor gale with cooling breath
Approach'd, to ſave her from untimely death.

The humbled Olive ſaw the Roſe diſtreſs'd,
And thus with dying voice the flow'r addreſs'd:
Ah! were it not that low-born envy ſtole
With all its rancour on thy yielding ſoul,
J might, attir'd in youth's unfading green,
Have ſtill embelliſhed the ſurrounding ſcene;
And thou, detaining ſtill th'admiring eye,
Have breath'd thy little encenſe to the ſky!«

XVI.

Kunstnachrichten.

Koppenhagen. Erichsens Denkmahl, ein Kupferstich $11\frac{1}{2}$ Zoll hoch und 9 Zoll breit gezeichnet von Olavsen, gestochen von Sehusen. 1794. — Herr Prof. Olavsen, Lektor am Bergseminar in Kongsberg, suchte durch dieses von ihm erfundene und gezeichnete Blatt das Andenken eines Mannes zu ehren, der ihm als Landsmann und Freund theuer, und als Gönner und thätiger Beförderer der Wissenschaften und ihres Gedeihens in seinem Vaterlande ehrwürdig war. Schon von dieser Seite verdient das Unternehmen Beyfall, allein auch als Kunstwerk hat es Anspruch auf Lob und Auszeichnung. Das Denkmahl — Versinnlichung der Idee: Erichsens Tod war ein Verlust für die Wissenschaften und für Islands Handel und Landbau! — zeigt sich von der Vorderseite, die in drey Theile getheilt ist. In dem mittelsten sieht man oben des Verstorbenen Portrait im Profil, und unter demselben auf einem Fußgestell eine große Urne, über deren Deckel sich ein Lorberkranz schlingt. Längs den drey Abtheilungen auf jeder Seite stehen zwey obeliskförmige Steine von weißgeadertem Marmor.

mor. Auf dem einen liest man die Worte: Fuit *Johannes Ericksen*, Professor Juris in publico regnorum aerario Quatuor vir etc. Natus ao. MDCCXXVIII. die 31. Aug. Denatus ao. MDCCLXXXVII. die 29. Mart. und an dem andern: Nascentem Islandia, Adolescentem Norvegia, Adultum et Florentem Dania suscepit, fovit, amavit. Exstinctum congemuerunt omnes. Eheu, quantam vim et aciem ingenii in rebus gerendis dextiritatem atque fidem, in Regem et Patriam fidelitatem hora lugubris praeripuit. Unter dem einem liegt auf einer kleinen Erhöhung von dunkeln Marmor ein Merkurshut, als das Symbol des Handels, und unter dem andern Islands Wappen. Ueber das Ganze läuft ein Architrab, auf dem man, über dem Bilde die Worte Cineribus Ericianis sacrum liest, und über jedem Obelisk einen Lorberkranz mit zwey übereinander gelegten Palmenzweigen erblickt. Das Denkmahl steht auf einem hohen Piedestal, an dem unter der mittelsten Abtheilung eine Wölbung mit einer darin hängenden Todten-Lampe angebracht ist. Unter den Obelisken sind Triglyphen, oben mit Zähnen, befindlich. Das Piedestal läuft auf beyden Seiten etwas aus, und auf diesem Vorsprung sitzen zwey weinende Figuren, eine Minerva und eine andere weibliche Figur mit einer Sichel neben sich. Das Ganze fällt ungemein gut in die Augen, die Verhältnisse sind durchaus gut, und die hellen und dunkeln Partien geschickt vertheilt.

Die

Die ganze Erfindung ist glücklich, und dem Zweck und Gegenstand angemessen. — Hr. Seehusen hat das Blatt sehr fleißig in der vom Prof. Kleve eingeführten Manier, die den Grabestichel und die Walze (roulette) verbindet, gestochen. Die Unterschrift von Hrn. Justizrath Thorlacius (von dem auch die Inschriften auf dem Denkmahl herrühren) lautet also:

Gratia, forma, Genus, tituli, nummata potestas
Formidant leges, mors inamata, tuas.
Cetera dum fugiunt, virtus post fata perennat;
Non perit ille, boni quem pereisse dolent.
Donec honos meritis, dum laus virtute paratur,
Ericii Nomen fama loquetur anus.

Zürich. Herr Conrad Geßner, der jüngste Sohn des berühmten Idyllen-Dichters, der schon ausgezeichnete Talente zum Schlachtmahler verrieth, als er, vor etwa zehn Jahren, auf der Dresdner Mahlerakademie studierte, hat durch einen geschickten Landsmann in der Aetzkunst, Herrn Franz Hegi, zwey große Blätter im Geschmack von Salvator Rosa, jedes 26 Zoll breit und 19 Zoll hoch, auf Zeichnungsmanier mit dem Pinsel, in Kupfer bringen lassen. Sie stellen eine fortlaufende landschaftliche Gegend dar, die von einem Blitzstrahl, der in einen Baum herabfährt, beleuchtet wird. Der Baum ist zweymahl vorgestellt, auf dem einen Blatt zur rechten, auf dem andern zur linken Hand. Dort will ein Cavallerie-Offizier, nebst zwey Gemeinen, die Straße

ne-

neben demselben eben vorbey, und sein Pferd tritt stutzend zurück, das eine Pferd des ihm folgenden Reuters steigt, das andere will umkehren. Hier stürzt das vordere einzelne Pferd einer mit drey Pferden bespannten Landkutsche nieder, das hintere Handpferd bäumt sich in die Höhe, das Sattelpferd dreht sich um, das Posthorn entfällt der Hand des Wagenführers, zwey Weiber, die eine im jugendlichen, die andere im hohen Alter, blicken erschrocken aus der mit einem Tuch rund umspannten Kutsche. Der Effekt in beyden ist schauerlich aber erhaben; denn nirgends ist Karrikatur, die Zeichnung der Pferde, bey treffender Wahrheit, in so schweren, alle Gelenke verrenkenden Stellungen, edel. Schwarz abgedruckt kosten beyde Blätter 4 Laubthaler, mit auf der Platte, von dem Künstler selbst aufgetragnen Farben 8 Laubthaler. Die letztern Abdrücke werden mit solcher Sorgfalt gemacht, daß man colorirte Zeichnungen vor sich zu haben glaubt.

Augsburg. Funfzehnde Nachricht an das Augsburgische Publikum von der öffentlichen Ausstellung verschiedener Künstarbeiten und jährlichen Austheilung der Preise bey der alten Stadt-Akademie und der mit derselben zu Ermunterung der Künste verbundenen Privat-Gesellschaft. Mit einer bey der öffentlichen Feyerlichkeit gehaltenen Rede. (S. 22.) 1794. Nachdem der Verf. gegenwärtiger Nachrichten bisher in seinen Anreden die jungen Zöglinge, die in dem Kunstfache einstens eine

Rolle

Rolle zu spielen wünschen, von alle den Eigenschaften unterrichtet hat, die dazu erforderlich sind, sie dießfalls mit großen Vorbildern und dem Gange ihrer Geschicklichkeit und Vollkommenheit in einigen Hauptfächern der bildenden Künste bekannt gemacht, in Hoffnung, daß diese anschauliche und in die Sinne fallende Belehrung bey ihnen so viel wirken werde, als die beste und reinste Theorie der Kunst; so fährt er hier fort, die Kupferstecherkunst zum Gegenstand seiner Unterhaltung zu nehmen. Indem er eine kurze Notiz von ihrer Erfindung, und denjenigen, die sich solche zueignen, giebt, stellt er eine kleine Gallerie von den vorzüglichsten alten und ersten Künstlern in diesem herrlichen Zweige der Kunst auf, und giebt von ihrer Art der Behandlung einige Rechenschaft. Dann folgt eine Anzeige der sowohl von Kunstschülern eingelieferten Kunstarbeiten und Versuchen, als auch der von Künstlern und Kunstfreunden zur Ehre aufgestellten und angegebenen Arbeiten.

Leipzig. Abgüsse antiker und moderner Statuen, Figuren, Büsten, Basreliefs über die besten Originale geformt; in der Rostischen Kunsthandlung zu Leipzig. 1794. Hr. Rost, dessen unermüdete Thätigkeit für die Beförderung der Künste in jedem Fache so rühmlich unter uns bekannt ist, liefert hierdurch den wichtigsten Theil seiner Antiken nebst einigen neuern Werken der Bildhauerkunst, in richtigen Contouren, welche auch als eine lehrreiche Sammlung für

junge studierende Künstler benützt werden können. Sie sind vom Hrn. Schnorr, einem geschickten Zögling unseres Akademie-Direktor Oesers, gezeichnet und radiert, 54 Platten an der Zahl, und enthalten alle Werke der Kunst, die Hr. R. seit 16 Jahren aus ächten Quellen zusammen gebracht hat. — Diese werden in der Einleitung angegeben, worauf eine Anweisung über die in seiner Handlung befindlichen Abgüsse in Gyps, fester Masse, künstlichem Marmor und deren Versendung folgt, worauf Besteller Rücksicht zu nehmen ersucht werden. Was er über die gute und schlechte Behandlung bey Kunstwerken dieser Art sagt, werden die Kenner sehr gegründet finden, und gewiß zum Vortheile der Rostischen entscheiden.

Es folgt das Verzeichniß selbst, das mit der vorgedachten Einleitung 71 Seiten, und folgende Rubriken einnimmt: Statuen, Figuren und Gruppen, Monumente, Studien oder akademische Stücke, Büsten, moderne Büsten, theils nach Antiken, theils nach dem Leben von berühmten Künstlern verfertigt, Haut- und Basrelifs, ovale und runde Basreliefs, Figuren, ovale Hautreliefs, Köpfe, Vasen und Urnen, verschiedene Stücke für die Verzierung der Zimmer und Säle. Ueberall ist die Höhe nach den Zollen, nebst den Preisen angegeben, und in kurzen Anmerkungen angeführt, wo jedes Original aufbewahrt wird, und mit Hinweisung auf die Quellen, wo man dießfalls mehrere Nach-

Nachricht findet. Die Anzeige von diesem nebst den 54 Kupferblättern werden für 2 rthl. 12 gr. verkauft. Doch wird der Text auch ohne die letzten an die Kunstsammler abgelassen.

Ebendas. Herr Bause hat seine schätzbare Portraiten-Folge wieder durch das Bildniß des um die hiesige Stadt so verdienten Bürgermeisters Hrn. geh. Kriegsrath Müllers vermehrt, mit der Unterschrift: Carl Wilhelm Müller, civ. Lips. Consul. Es ist nach Graff. Alles Vorzügliche des Bausischen Griffels ist hier angebracht, und es gehört unstreitig zu den schönsten seiner Sammlung.

Rom. Gmelin, dieser deutsche Künstler, der seinem Vaterlande durch seine Kunst so viel Ehre macht, und von dem wir in einem der vorletzten Stücke unserer Bibliothek die Cascatellen bey Tivoli angezeigt haben, hat seit kurzen wieder ein großes Blatt von derselben Art geliefert. Es ist die Grotte des Neptuns nebst den Tempeln der Vesta und Sibylle in Tivoli. Dieß herrliche Blatt zeichnet sich vorzüglich durch die kunstreiche Behandlung der stürzenden Wasser in ihren verschiedenen Bewegungen aus, und ist daher in seiner Art vielleicht einzig. Der höhere Fall links wird in seinem Gange durch nichts aufgehalten. So wie sich seine Theile beym ersten Stoße absondern, folgen sie ihrer eignen Schwere, verlängern sich und lösen sich nach und nach in Staub auf. Ganz verschieden sind die zwey Fälle zur Rechten. Der eine scheint mit sich selbst zu

kämpfen, und stürzt sich übereinander wegwälzend und schäumend hinab. Der andere aber formirt mehr einen sanften Bogen. Beym vierten Falle sind die Bewegungen wieder von den vorigen sehr verschieden. Nach Vereinigung der drey ersten wälzt sich dieser über sein rauhes Bette mit Ungestüm herab, und durch die vielen felsichten Erhabenheiten in seinem Laufe gehemmt und zurückgeworfen, kämpft er sich wüthend und zertheilend zwischen den Klippen hindurch. Die große Anhöhe des Felsen, oben mit einem alten Tempel und Ruinen bekrönt, nimmt den ganzen Raum des großen Blattes ein. Die zwischen den Klippen herüber hängenden dunkeln Gesträuche contrastiren vortreflich zu dem Licht des schäumenden Wassers, wovon die Beleuchtung Vormittags zwischen 10 bis 11 Uhr fällt. Die Felsenhöhle oben rechts, wodurch sich das Wasser drängt, heißt die Grotte des Neptuns; das Bett aber, worin sich die drey Fälle vereinigen, die Grotte der Syrenen. Der Vorgrund ist mit einem Fischer und einer Obsthändlerinn, die ein Paar weiblichen Figuren und einem Kinde ihre Früchte anbeut, stafiert. Das Blatt kostet in der Frauenholzischen Buchhandlung, die den Verlag übernommen, 2 rthl. 12 gl.

Neue englische Kupferstiche.

A set of Etchings after Guercino No. I. von Bartolozzi nach den Originalskizzen in verschiedenen Manieren gestochen. Dieser erste Heft einer

einer sehr interessanten Sammlung enthält folgende Stücke: Ein schlafendes Kind — den heil. Johannes — eine sitzende Sybille — spielende Kinder — Moses, im Rohrkästchen, und die Enthauptung eines Märtyrers. Sie sind auf blaßgelb gefärbtes Papier abgedruckt, und der ganze Heft in Querfolio-Format. Der Preis davon ist 24 Schillinge. Jeder Liebhaber wird gewiß mit Vergnügen der Fortsetzung dieses Werks entgegen sehen.

Drey Blatt in punktirter Manier von W. Miller gezeichnet, und von N. Schiavonetti jun. in punktirter Manier gestochen. Yusfouf Aguiah Effendi, Ambaſſadeur de la Sublime Porte à la Cour de Londres, Mahmoud Raif. Eſt Effendi Secretaire de l'Ambaſſade de la ſublime Porte aupres de la Cour de Londres und Emanuel Perſiany Premier Drogmann de l'Ambaſſade de la ſublime Porte. Höhe jedes Blattes 15 Zoll, Breite 11 Zoll. Preis $3\frac{1}{2}$ Schill.

Watering the Cart Horſe, Rubbing Down the Poſt Horſe, Dog and Cat und Fichting Dogs; von G. Morland gemahlt, von J. R. Smith in schwarzer Kunst gearbeitet. 4 Blätter in Morlands bekannten angenehmen ländlichen Style. 16 Zoll breit und 14 Zoll hoch. Preis von allen vieren 21 Sch.

Morning und Evening, zwey angenehme Landschaften mit antiken Gebäuden, von J. Taylor gemahlt, und von P. Benazech gestochen.

 Breite

Breite 14 Zoll, Höhe 11½ Zoll. Preis 3½ Schilling.

View of Cape Town and Highlands — Cape of good Hope und View of Table Bay et Cape Town — Cape of good Hope; von Alex. Callander gemahlt, und von J. Jukes gestochen. Zwey Blätter von vieler Würkung in Aquatinta-Manier und coulorirt. Breite von jedem 25½ Zoll, Höhe 21½ Zoll, und Preis 15 Schill. beyde oval.

The Virgin with the Infant Jesus et S. John. Ein schönes Blatt in schwarzer Kunst, nach van Dyke von Val. Green gestochen. Höhe 26 Zoll, Breite 17½ Zoll. Preis 21 Sch.

The Holy Family. Ein eben so schönes Blatt in schwarzer Kunst, von demselben Künstler nach Camillo Procacini gestochen. Höhe 26 Zoll, Breite 17 Zoll. Preis 21 Sch.

The Visitation und The Ascension. Zwey vortrefliche Blätter in schwarzer Kunst, ebenfalls von diesem Künstler, nach Adr. van der Werff gestochen. Höhe 28½ Zoll, Breite 18 Zoll. Preis 31 Schilling jedes.

The Royal Family. Die englische königliche Familie. Ein interessantes Blatt, in schwarzer Kunst, von T. Stothard gemahlt, und von J. Murphy gestochen. Breite 27½ Zoll, Höhe 22 Zoll. Preis 27 Schill.

The Relief of his Royal Highneſs Prince Adolphus and Field-Marſhall Freytag at the Village of Rexpoede near Dunkirk on

on the 6. Sept. 1793. Von M. Brown gemahlt, und von S. W. Reynolds in schwarzer Kunst gestochen. Höhe 20½ Zoll, Breite 25½ Zoll. Preis 15 Schill.

A Shipwrek'd Sailor Boy telling his Story at a Cottage Door, und The Sailor Boy's return from a prosperous Voyage. Zwey angenehme Gegenstücke, von W. R Bigg gemahlt, und von T. Gaugain in punktirter Manier gestochen. Breite 16½ Zoll, Höhe 15 Zoll. Preis 7½ Schill.

The First of September Morning, und The first of September Evening. Zwey sehr gefällige Blätter, vorstellend den Ausgang auf die Jagd, und die Rückkunft von derselben, von Hrn. Morland gemahlt, und von W. Ward in schwarzer Kunst gestochen. Höhe 20½ Zoll, Breite 25½ Zoll. Preis 15 Schill.

The Quack Doctor. Der Quacksalber, ein interessantes, meisterhaft gestochenes Blatt, von Charles Heß nach dem Gemählde von G. Dow, in der Düsseldorfer Gallerie. 20½ Zoll breit, 28½ Zoll hoch. Preis 31 Schill.

Nachricht.

Die Litterarischen Denkwürdigkeiten, oder: Neuen Leipziger gelehrten Anzeigen, die, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Beck, seit 1792 bey uns herauskommen, werden auch für das Jahr 1795 fortgesetzt. Jeden Montag und Freytag erscheint ein Blatt, und den 1sten und 15ten jedes Monats eine Beylage, die vermischte Aufsätze und litterarische Nachrichten enthält. Die Pränumeration auf den ganzen Jahrgang, der immer aus 124 halben und 4 ganzen Bogen besteht, beträgt 3 Thaler. Bis Ostern 1795 sind wir erbötig, den Pränumeranten auf den vierten Jahrgang, die drey frühern von 1792, 1793 und 1794, von welchen noch einige Exemplare vorräthig sind, für Einen Friedrichsd'or abzulassen. Jedes Quartal kostet einzeln 20 Gr.

Nächstens wird erscheinen:

Sullivan's (R.) Uebersicht der Natur, in Briefen an einen Reisenden; nebst Bemerkungen über den Atheismus in Beziehung auf dessen Verbreitung im neuern Frankreich. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von D. E. B. G. Hebenstreit, 1r Band gr. 8.

Zoologisches Archiv, herausgegeben von D. Friedrich Albrecht Anton Meyer, 1r Band, gr. 8.

Politische Aufsätze von einem Freunde der Wahrheit. Veranlaßt durch die französische Revolution. Erstes Heft: Aufträge des französischen Volks an seine Stellvertreter zum Reichstag vom Jahr 1789; nebst einer Erörterung ihrer Befolgung; und Necker: Von den Wirkungen der neuen französischen Staatsgrundsätze auf die Moralität. 8.

— — derselben 2tes Heft; auch unter dem Titel:

Politische Blätter; den Freunden des Friedens und der häuslichen Ordnung gewidmet. 8.

Meißner's (A. G) Skizzen. 6ter Band, welcher die eilfte und zwölfte Sammlung enthält. 8.

— — ders. 7ter Band für die dritte Ausgabe: Kriminal-Geschichten. 8.

— — ders. 7ter Band für die ältern Ausgaben. Enthält die bey der dritten Ausgabe der fünf ersten Bände, oder ersten bis zehnten Sammlung, anstatt der in dieser Ausgabe weggebliebenen Kriminal-Geschichten, neu hinzugekommenen Erzählungen, so wie die in dem 7ten Band für die dritte Ausgabe hinzugekommenen Kriminal-Geschichten. 8.

Spallanzani (L.) Reisen in beyde Sicilien, und in einige Gegenden der Apenninen. Aus dem Italienischen. Zweyter Theil. Mit 7 Kupfertafeln. gr. 8.

Mauvillon (J.) Von der preußischen Monarchie unter Friedrich II. nach dem Entwurfe des Grafen Mirabeau neu bearbeitet, 4ter und letzter Band,

der das siebente Buch: vom Soldatenwesen; und das achte: von der Regierung, vom Schulwesen x. enthält. gr. 8. Die Herausgabe dieses Bandes besorgt Herr Hauptmann von Blankenburg. Das siebente Buch wird auch besonders unter dem Titel abgedruckt:

Schilderung des Preußischen Kriegsheers unter Friedrich II. gr. 8.

Die vergleichenden Indices des Herrn Prof. Jakobs in Gotha zur Anthologia graeca sind unter der Presse, und auch für die Besitzer von *Brunckii* Analecta brauchbar.

Von den Nachträgen zu Sulzers allgemeiner Theorie, ist das erste Stück des vierten Bandes, von der Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte, das 3te Stück des 16ten Bandes, und von Küttners Beyträgen zur Kenntniß des Innern von England, das eilfte Stück unter der Presse.

Inhalt.

Erstes Stück.

Bar-

Zwey-

Zweytes Stück.

Mu-

The

Gegenwärtiges Werk besteht aus folgenden Abschnitten:

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 12 Bände. gr. 8. 10 Thlr.

Allgemeines Register über diese 12 Bände. gr. 8. 14 gr.

Bibliothek (Neue) der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 1r bis 12r B. gr. 8. 10 Thlr.

Allgemeines Register über die zwölf ersten Bände der neuen Bibliothek. gr. 8. 16 gr.

Bibliothek (Neue) der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 13r bis 24r Band. gr. 8. 10 Thlr.

Allgemeines Register über den 13ten bis 24sten Band. gr. 8. 16 gr.

Bibliothek (Neue) der sch. Wiss. und der fr. Künste, 25r bis 36r Band. gr. 8. 10 Thlr.

Allgemeines Register über den 24sten bis 36sten Band. gr. 8. 16 gr.

Bibliothek (Neue) der sch. Wiss. und der freyen Künste, 37r bis 48r Band. gr. 8. 10 Thlr.

Allgemeines Register über den 37sten bis 48sten Band. gr. 8. 10 gr.

Bibliothek (Neue) der sch. Wiss. und der freyen Künste, 49r bis 54r Band. gr. 8. 6 Thlr.

Jeder Band hat 2 Stücke, und jedes Stück kostet 10 gr. bis zum 48sten Band, 12 gr. vom 49sten Band an, weil man die Stücke stärker an Bogenzahl gemacht hat, um das Werk immer mehr und mehr zu vollständigen Annalen der schönen Litteratur und Künste in ihrem ganzen Umfange zu machen. Daher auch gegenwärtig 6 Stücke oder 3 Bände des Jahrs erscheinen. Zwölf Bände, nebst dem dazu gehörigen Register, machen immer ein für sich bestehendes Ganze.